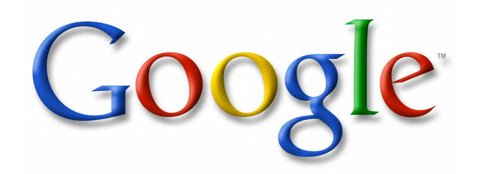



Stanford University Libraries
3 6105 120 298 604



Ernste und heitere Erinnerungen

eines

deutschen Burenkämpfers

von

Franko Seiner.

II

Erster Band.

In der Karroo und am Modderriver

(10. November 1899—10. März 1900.)

Mit einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes und mehreren in den Text gedruckten Plänen.



München 1902
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.



Ernste und heitere Erinnerungen

eines

deutschen Burenkämpfers

von

Franko Seiner.

Erster Band.

In der Karroo und am Modderriver

(10. November 1899—10. März 1900.)

Mit einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes und mehreren in den Text gedruckten Plänen.



München 1902

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Meiner Alpenheimat.



Vorwort.

Eine erhebende, wenn auch schwierige Aufgabe habe ich mir gestellt, jene ernste und herrliche Zeit zu schildern, in der zahlreiche deutsche Freikorps an der Seite des um seine Freiheit ringenden Bruderstammes kämpften, der von aller Welt verlassen schien.

Schwierig ist die Aufgabe. Denn einerseits verschweigen wir Burenkämpfer mehr als wir erzählen, da keine Kriegsgeschichte in europäischem Sinne unsere Thaten verzeichnet und jeder ohne Ausnahme Abenteuer erlebt hat, die Nichtkennern südafrikanischer Verhältnisse und insbesonders des Burenkrieges unglaublich scheinen müssen. Andererseits aber sind erst wenige Monate seit meiner Rückkehr vergangen, und noch habe ich die Nachwirkungen des südafrikanischen Feldzuges nicht überwunden. Hochgradige Nervosität hat sich meiner Arbeit oft hindernd entgegengestellt, so daß ich ihr in mancher Woche kaum einige Stunden widmen konnte. Möge sie daher vom schriftstellerischen Standpunkte aus keine zu strenge Beurteilung finden!

Während das erste Bändchen dieser Erinnerungen hauptsächlich meinen Erlebnissen auf dem Kriegsschauplatze bei Colesberg und am Modderriver gewidmet ist, wird

das zweite, das noch vor Weihnachten erscheinen soll, die Rückzugsgefechte im nördlichen Freistaat, sowie die Kämpfe bei Pretoria, an der Delagoabahn und im Lydenburger Berglande, soweit ich an ihnen beteiligt war, ferner meine Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft und auf der Heimfahrt behandeln. In beiden Bänden ist fortlaufend auch den Ereignissen auf den anderen Kriegsschauplätzen, soweit es um des Zusammenhanges willen erforderlich erscheint, Rechnung getragen.

Indem ich so manche Schattenseite zu zeigen suchte, hoffe ich der Sache der Buren mehr gedient zu haben, als dies durch ein wohlwollendes Verschweigen hätte geschehen können.

So manches Stück ungenannten deutschen Heldentumes hat sich dort jenseits des Äquators abgespielt, und möge unser Volk uns Burenkämpfern die Anerkennung nicht versagen, daß wir auch im fernen Südafrika den deutschen Namen zu Ehren brachten!

Graz, im September 1901.

Franko Seiner.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

I.

Am Westeuropa und Ostafrika.

Am Spätnachmittag des 13. Oktober 1899 saßen in Graz mehrere Beamte und Kaufleute bei einem kühlen Trunke beisammen.

Das Gespräch drehte sich um die jüngsten Tagesereignisse.

„Gestern um 4 Uhr nachmittags ist das Ultimatum der Transvaalregierung abgelaufen!“ bemerkte Herr K., ein jüngerer Beamter.

„Die kecke Sprache dieses kleinen Staates ist mir unbegreiflich!“ meinte der behäbige Fabriksbesitzer N. „England nimmt natürlich von dem Schriftstück keine Kenntnis, die paar Buren sind doch im Handumdrehen erdrückt.“

„Oho! gar so einfach dürfte die Sache doch nicht sein,“ entgegnete K. „Erinnern Sie sich nur des Feldzuges von 1878 in Bosnien. Österreich bedurfte zur Unterwerfung der 40,000 Bosniaken weit über 250,000 Mann. Den 30,000 vorzüglich berittenen Buren kann England gegenwärtig in Südafrika kaum 20,000 Mann entgegenstellen. Und wir wollen erst abwarten, ob die Kapburen bei einem Kampfe bloß zuschauen werden.“

„Durch das Ultimatum hat sich Transvaal nur geschadet,“ bemerkte N. „Statt die Streitfrage auf friedlichem Wege zu ordnen, hat es sich vor aller Welt als Friedensstörer gezeigt.“

„Natürlich, soll jemand, dem man das Messer an die Kehle setzt, erst abwarten, bis man zustoßt?" lachte K. „Soll Transvaal vielleicht noch unterhandeln, während die englischen Verstärkungen bereits unterwegs sind? Eine rasche Offensive ist für die Republik der einzig richtige Weg!"

„Ich glaube aber immer noch, daß die Buren das Ultimatum zurücknehmen und klein beigeben werden," sagte Herr N.

In diesem Augenblicke trat Herr R., ein bekannter Gutsbesitzer aus der näheren Umgebung der Stadt, in das Gastzimmer. Kaum hatte er die Anwesenden erblickt, als er sogleich auf sie zuschritt.

„Meine Herren, wissen Sie denn schon das Neueste aus Südafrika?"

„Nein! Was gibt es? Spannen Sie uns nicht auf die Folter!"

„Die Buren haben die Grenze überschritten!"

„Was? — Unmöglich! — Hurra! — Eine solche Tollkühnheit!" scholl es wirr durcheinander.

Herr R. zog ein Abendblatt aus der Tasche. Selbst die Gäste an den Nachbartischen waren aufmerksam geworden und umstanden nun den Angekommenen.

„Die neueste Drahtung lautet: London, 12. Oktober. Daily Telegraph meldet aus Ladysmith: Der Krieg hat begonnen. Die Transvaalburen sind in Natal eingerückt. Die Buren des Oranjefreistaates nahmen in Harrysmith einen aus Natal kommenden Eisenbahnzug in Beschlag."

„Ein weiterer Drahtbericht beweist, daß unsere deutschen Landsleute in Transvaal sich auf die Seite der Buren gestellt haben. Er lautet: London, 12. Oktober. Bei der in Natal eingedrungenen Burenkolonne befindet sich ein deutsches Freikorps unter dem Befehle des Obersten Schiel."

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Dann aber brach sich die allgemeine Begeisterung Bahn. Hell klangen die Gläser zusammen.

„Heil den Buren! Heil dem deutschen Freikorps!"

Spät abends machte ich mich auf den Heimweg. Ich beneidete die Glücklichen, die im fernen Südafrika für Alldeutschtum und Ehre im Felde standen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Wald und Feld.

„Het leven de Buren!"

Tausendfältige Hurrarufe auf Transvaal wurden ausgebracht. Die Männer jubelten uns unter Hüteschwenken zu, die Frauen und Mädchen weinten und winkten uns die letzten Abschiedsgrüße nach. Ganz Amsterdam hatte sich am Strande eingefunden, um unserer Abfahrt beizuwohnen, und hunderte von kleinen Dampfern und Booten gaben uns das Geleite, bis wir die hohe See erreichten.

Es war der 25. November 1899.

Mein sehnlichster Wunsch war in Erfüllung gegangen: Ich befand mich auf der Fahrt nach Transvaal. Nach kurzem Überlegen hatte ich den Entschluß gefaßt und ebenso rasch ihn ausgeführt.

Die Räumlichkeiten des „Herzog" waren überfüllt. Außer der alldeutschen und holländischen Ambulanz und einer Abteilung des Berliner Roten Kreuzes hatten sich viele Deutsche eingeschifft, die sich auf den südafrikanischen Kriegsschauplatz begeben wollten. Die Fahrt durch den Kanal längs der englischen Kreideküste, ferner an der Normandie und Bretagne vorbei und um das Kap Finisterre herum war sehr interessant.

Lissabon entzückte uns durch seine herrliche Lage. Hier wandelte ich zum erstenmal unter Palmen. Dann besuchte ich die Arena und verschiedene Vergnügungslokale, wo ich Gelegenheit fand, das Leben und Treiben der mittleren Volksklasse zu beobachten.

Eine ungewöhnlich große Zahl portugiesischer Kaufleute schiffte sich hier nach Ostafrika ein, um die in Lourenzo Marquez

infolge des Krieges angehäuften Waren nach dessen Beendigung, die sie als bald bevorstehend wähnten, nach Transvaal liefern zu können.

Hier beehrte eine Gesellschaft von sechs Engländern unseren Dampfer mit ihrem Besuche. Während die Mehrzahl der Reisenden ans Land gegangen war, machten sich diese Herren an einen leichtfertigen Gesellen namens K. und bezechten ihn. Es wurden Hochrufe auf die strammen Buren, natürlich in französischer Sprache, und in der Folge auch auf diejenigen Herren ausgebracht, die in die Burenarmee eintreten wollten. Nach und nach wurden dem Benebelten Namen von reichsdeutschen Offizieren, die sich nach Transvaal begeben wollten, abgelockt. In den nächsten Tagen erschien in einer hervorragenden englischen Zeitung folgende Notiz: „Wie uns aus sicherer Quelle mitgeteilt wird, befinden sich in der sogenannten belgischen Ambulanz reichsdeutsche Offiziere, die unter dem Schutz des Roten Kreuzes nach Transvaal gehen. Die englischen Behörden werden gut thun, an diese »Ambulanz« Hand zu legen."

Die Fahrt selbst war von herrlichem Wetter begleitet, auch in dem berüchtigten Golf von Biscaya. Die Straße von Gibraltar passierten wir nachts; links sahen wir die Lichter der Festung, rechts die Leuchtfeuer von Ceuta in Afrika. Bei den Balearen bekamen wir eine frische Brise.

In Neapel, das ich zum zweitenmal betrat, ging ich auf das Transvaalkonsulat, wo ich die letzten Grüße aus der Heimat entgegennahm. Der Konsul sprach sich über den Ausgang des Krieges nicht besonders hoffnungsfreudig aus. Nachmittags besuchte ich Pompeji. Als ich bei der Rückkehr in der deutschen Bierhalle „Bavaria" einkehrte, traf ich hier zur größten Überraschung und Freude meinen Landsmann und engeren Gesinnungsgenossen Ingenieur Rumpf, der sich ebenfalls auf dem „Herzog" einschiffen wollte. Sein Bruder Karl war bereits auf dem „Bundesrat" acht Tage vor uns von Antwerpen aus abgesegelt.

Am 6. Dezember fuhren wir von Neapel ab. Nach Durchschiffung der reizenden Straße von Messina erhob sich die Brise

zu einem starken Westwind, und bald erblickten wir die schneebedeckten Berge von Kreta; sie erinnerten uns an die Heimat. Mit sehnsüchtigen Gefühlen betrachteten wir sie, bis sie allmählich den Blicken entschwanden.

Am 11. Dezember langten wir in Port Said an. Ein englisches Truppentransportschiff lag hier auf der Rückreise von Natal, und ein englisches Kriegsschiff lief ein.

Schon hier wurde die Hitze unangenehm. Im Suez-Kanal steigerte sie sich, doch wurde sie, da die Landschaft unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, weniger beachtet. Unsere hauptsächliche Beschäftigung bestand darin, den jungen und alten Arabern, die splitternackt in Scharen dem Schiffe am asiatischen und afrikanischen Ufer nachliefen, Orangen zuzuwerfen, die sie mit affenartiger Behendigkeit auffingen.

Nach zwanzigstündiger Fahrt erreichten wir bei Port Tewfik das Rote Meer. Sofort wurden wir von einer großen Zahl arabischer Barken umschwärmt. Perlen, Korallen, Muscheln, Fische u. s. w. wurden feilgeboten und teilweise auch verkauft. Die anderen sogenannten orientalischen Waren waren durchwegs europäisches Fabrikat. Um sie leichter abzusetzen, redeten die Händler jeden, an den sie sich wandten, auch die Frauen, mit „Du Doktor!" an, was unsere lebhafte Heiterkeit erregte. Bei der Einfahrt in das Rote Meer machte sich alsbald eine drückende Schwüle fühlbar. Aber erst nach Überschreiten des Wendekreises bekamen wir die Hitze der Tropen zu spüren. Das Thermometer hatte tagsüber im Schatten 34 Grad Reaumur. Wer die bisherigen Kleider weiter behielt, wurde von einem empfindlichen Hitzausschlage mit einem unangenehmen Jucken befallen. Im Schiffsraume selbst verweilte außer den Bediensteten niemand, denn die Stickluft war unerträglich. Alles schlief auf Deck. Besonders schädlich erwies sich der Genuß von Alkohol. Die hier herrschenden Winde kommen aus der arabischen und lybischen Wüste; sie sind heiß und trocknen den Gaumen aus. Das Meerwasser hatte einen Meter unter der Oberfläche noch eine Temperatur von 18 Grad Reaumur.

Am 13. Dezember fuhren wir an der wildzerklüfteten Halbinsel Sinai vorüber.

Am 14. Dezember begegnete uns auf der Höhe von Massaua ein Kriegsschiff, das wir anfangs für ein englisches hielten. Als es näher kam, zeigte es die österreichische Flagge. Es war der Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", der sich auf der Heimreise aus den indischen Gewässern befand. Die Mitreisenden brachen in Hurrarufe auf uns Österreicher aus; unter Österreicher versteht man im Auslande stets nur einen Deutschen. Wir blickten lange dem Schiffe nach, das in die ferne Heimat zurückkehrte!

Aden! — Am Abend des 16. Dezember liefen wir in den Hafen ein. Die Halbinsel, auf der Aden liegt, umschließt in einem Halbkreise eine große Bucht. Auf der Innenseite befinden sich der Hafen, die starken Festungswerke und die Lagerhäuser. Die Stadt selbst liegt eine Stunde weit landeinwärts.

Nachdem wir eine strenge ärztliche Untersuchung durch den Hafenarzt bestanden hatten, brachte uns das Postboot Briefe und Pakete. Nun bekamen wir Interessantes zu hören. Sämtliche Drahtungen und Briefe, die aus Südafrika kamen, wurden in Aden der englischen Zensur unterworfen. Die englische Behörde veröffentlichte nur Meldungen, soweit sie es für gut fand, auf kleinen Zetteln, die in Ermanglung einer Zeitung in Aden ausgegeben wurden.

Aus mehreren solcher Zetteln entnahmen wir, daß die Engländer am Modder-River und am Tugela tüchtige Hiebe gekriegt hatten. Mit einigen donnernden Hurras machten wir unserer Begeisterung für die wackeren Buren Luft. Eine Drahtung enthielt den bemerkenswerten Satz: „Die Rebellen haben Vorteile errungen, die wir ihnen mit großen Anstrengungen werden abringen müssen. Die Lage ist ernster als bei dem indischen Aufstande."

Unter den ersten, die sich ans Ufer rudern ließen, war auch ich. Vorsorglich hatte ich wieder den geladenen Revolver umgeschnallt und noch ein Päckchen Patronen zur größeren Beruhigung eingesteckt. Beim Betreten des Ufers merkten wir sofort, daß wir den Boden Asiens unter den Füßen hatten.

Kleine Negerkinder umtanzten uns und verlangten den gewohnten Bakschisch. Araber mit beladenen Kameelen zogen vorüber.

Wir wandten uns zum Postgebäude. Vor ihm begegneten uns die ersten englischen Soldaten. Mit begreiflichem Interesse musterten wir sie. Es waren auffallend große Gestalten. Schade um die prächtigen Burschen. Es war keineswegs ungefährlich, in den Straßen der Hafenstadt herumzuwandeln, denn überall wimmelte es von Soldaten. In ihren weißen Tropenanzügen, die Mütze keck in die Stirn gedrückt, mit dem spanischen Rohre in der Rechten, machten sie einen vorteilhaften Eindruck.

Wie mir ein deutscher Kaufmann mitteilte, der hier ansässig war, befinden sich in den englischen Hafenstädten, die von dem Weltverkehre berührt werden, nur ausgewählte Mannschaften. Dies gilt namentlich von Aden. Wenn ein großes Schiff hier eintrifft, so bekommt die Mannschaft die strengsten Weisungen für ihr Verhalten. Wir waren sehr überrascht, uns plötzlich vor einem Kaffeehause zu finden, wo gegen zweihundert Soldaten an kleinen runden Tischen saßen und sich im Flüstertone unterhielten. Auch die übrigen Soldaten, denen wir auf der Straße begegneten, sprachen sehr leise. Die härtesten Strafen sind auf Vergehen in dieser Richtung gesetzt. Dem Ausländer soll eben ein guter Begriff von dem englischen Militär und seiner eisernen Disziplin beigebracht werden. Wenn alle Soldaten oder auch nur die Häfte der englischen Armee den hiesigen gleichen, dann müssen die Mißerfolge des gegenwärtigen Krieges an dem Offizierskorps liegen, dachte ich mir.

Zwei Gasthäuser und ein Café waren den Soldaten verboten, um sie von den Fremden fern zu halten.

Im Postgebäude bot sich uns abermals viel Neues. Die Beamten waren durchwegs Hindu, die unter der Leitung eines englischen Postdirektors standen. Es war ein eigenartiger Anblick, an den Schaltern die braunen Leute mit ihren riesigen Turbanen, die sie trotz der Hitze auch in den Kanzleien auf dem Kopfe trugen, hantieren und in kalligraphisch tadelloser Schrift unsere Rechnungsscheine ausfüllen zu sehen.

Eine Genugthuung gewährte es mir, daß sich einige dünkelhafte französische Mitreisende mit dem uns abfertigenden Beamten nur in deutscher Sprache verständigen konnten. Sie sprachen das Englische eben so schlecht, daß der Indier kein Wort verstand, und des Französischen war er nicht mächtig. Deutsch dagegen konnte er sich verständigen.

Da es Vollmond war, so brannten keine Straßenlaternen. Der Himmel begann sich allmählich zu bewölken, es herrschte daher in den Straßen oft vollständige Finsternis.

An jeder Straßenkreuzung befand sich ein Polizist. Die Polizeitruppe bestand ebenfalls aus Indiern. Gar würdevoll schritten die braunen Gesellen in ihrer heimatlichen Tracht einher. Als Waffe trugen sie lange Bambusstäbe. Auch sie waren durchaus große kräftige Leute.

Von dem Postgebäude begaben wir uns in einen indischen Bazar, wo wir sehr flott bedient wurden. An mehreren Tischen saßen Soldaten und zechten. Ich kaufte mir um sechs Mark einen gelben Tropenanzug, der sich als sehr praktisch und dauerhaft bewährte. Meine Reisegefährten schritten, während ich ein indisches Bilderbuch eingehend besah, tiefer in die Magazinsräume des Kaufhauses. Als ich auffah, befand ich mich unter den Soldaten und Indiern allein.

Bald näherte sich mir ein schmächtiger kleiner Bursche, der bisher an einem Tische mit den Engländern getrunken hatte, redete mich in norddeutscher Aussprache mit „Landsmann" an und fragte mich schließlich, ob ich nach Transvaal gehe. Unglückseligerweise fand sich einer meiner norddeutschen Begleiter wieder ein und entgegnete für mich: „Natürlich gehen wir nach Transvaal, wie können Sie da lange fragen!" Unser norddeutscher „Landsmann" setzte sich wieder zu den Engländern.

Mein voreiliger Begleiter entfernte sich nun, um die anderen zur Eile zu mahnen. Ich war kaum allein, als auch schon ein baumlanger Engländer sich erhob, die Waren zu besichtigen begann und sich in meine Nähe bugsierte. Auf einmal stellte er sich mir Brust an Brust gegenüber und fragte mich

unter atemloser Stille: „Sind Sie ein Deutscher?“ Unwillkürlich faßte ich meinen Stock fester, sah dem Engländer scharf in die Augen und entgegnete: „Ich bin ein Deutscher. Wünschen Sie etwas?“ Statt aller Antwort fragte der Soldat unter der gespannten Aufmerksamkeit der übrigen: „Sie gehen ook nach Republik de la Sudafricaine?“ Feig war ich in meinem Leben noch nie. Ich stellte daher an den Goliath mit äußerst scharfer Betonung die Gegenfrage: „Kümmert Sie das etwas?“ Nun gab's nicht mehr viel zu reden. Der Gegner schien einen Augenblick unschlüssig, zog sich aber schließlich an seinen Tisch zurück. Es dauerte jedoch nicht lange, so erhoben sich einige Soldaten und besichtigten anscheinend mit großem Interesse die Waren nächst der Thüre des Magazins, in dem meine kauflustigen Gefährten weilten.

Allmählich begann sich der Raum mit englischen Soldaten, die von der Straße hereinströmten, zu füllen; auch die anwesenden erhoben sich. Alle drängten sich um die Waren in meiner unmittelbaren Nähe, für die sie anscheinend großes Interesse hatten.

Mir begann es nun nachgerade ungemütlich zu werden. Es wäre mir zwar möglich gewesen, durch eine Thüre auf die Straße zu treten. Doch unter dem Hohngelächter der englischen Soldaten wollte ich nicht abziehen.

Ich stellte mich daher mit dem Rücken an die schwere eiserne Geldkasse und musterte die „Kauflustigen“. Gleichzeitig legte ich die Hand an den Revolver und dachte mir: „Wenn schon, denn schon!“

Im letzten Augenblicke erschien in der Thür ein indischer Polizist. Sofort zerstreuten sich die Soldaten.

Wie ich später erfuhr, folgen den Reisenden nachts indische Polizisten, da die Kauflust der Engländer oft durch die strengsten Strafen nicht gezügelt werden kann. Ich wollte auf meine Reisegefährten nicht länger warten und begab mich allein auf die Straße.

Auf dem Rückwege zum Hafen kam ich an einer finsteren

Sackgasse vorbei, in der ein ganz außergewöhnliches Treiben herrschte. Ungeachtet der bisher gemachten üblen Erfahrungen konnte ich meine Neugierde nicht überwinden und schritt in die Gasse. Allerdings hoffte ich in der Dunkelheit unbemerkt zu bleiben. Kaum war ich jedoch darin, so bereute ich schon meine Voreiligkeit.

Dunkle Gestalten huschten gleich Nachtgespenstern an mir vorüber, andere balgten sich auf dem Boden; mehrmals stolperte ich über Menschenkörper.

Aus dem ebenerdigen Zimmer eines Hauses, durch dessen offene Thür Lichtschein auf die Straße fiel, drang ein verworrenes Summen, das sich zuweilen zu wirrem Geschrei steigerte. Be-[illegible] Menschen stolperten über die Schwelle. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Blick in das Innere dieses Cafés, denn für ein solches hielt ich die Bude, zu werfen. Natürlich blieb ich auf der Schwelle stehen.

Ein seltsames Bild bot sich meinen erstaunten Blicken. In einem kleinen Zimmer, in dem nach unseren Begriffen kaum zehn Personen Platz hatten, waren wohl an fünfzig Menschen enge zusammengepfercht. Sämtliche Anwesende waren Indier. Die Mehrzahl saß nach orientalischer Weise mit gekreuzten Beinen am Boden und sog aus primitiven kurzen Pfeifen den betäubenden Opiumrauch ein. Die gesamte Einrichtung dieses Opiumhauses, wie solche sich in den meisten Häfen am indischen Ozean befinden, bestand aus mehreren kleinen Holzkisten, die umgestürzt auf dem Boden lagen. Auf den Kisten standen einige unruhig flackernde Talglichter, die die unheimliche Gesellschaft gespenstisch beleuchteten und die schier erstickende Atmosphäre noch mehr verpesteten. Die Indier lehnten mit dem Rücken aneinander. Einzelne lagen betäubt auf dem Boden.

Wenn die beiden Diener, Neger aus dem Somalilande, die Betäubten nicht gleich fortschaffen konnten, so setzten sich die Neuankommenden in Ermanglung eines Platzes ohne weiteres auf deren Körper. Nur die der Thüre zunächst Befindlichen wurden des Glückes teilhaftig, auf die Straße geworfen zu

werden, wo sie bis zum Morgen liegen blieben. Waren sie dann noch nicht fähig, selbst fortzugehen, so wurden sie von ihren Genossen oder von der Polizei weggeschafft.

Trotz der unglaublichen Hitze, die in dem kleinen Raume herrschte, trugen die meisten ihre riesigen Turbane auf den Köpfen. Von der Ausdünstung und dem Geruche will ich überhaupt nicht sprechen. Meiner Meinung nach würde ein Europäer davon allein schon betäubt werden. Die meisten stierten teilnahmslos vor sich hin, einige schwätzten und lachten. Manche stießen schrille Laute aus und verzerrten die Gesichter, um sodann erschöpft hinzusinken. Mehrere lullten sich durch eintönige Gesänge in Schlaf. In einem Irrenhause konnte es nicht anders zugehen.

Ein an der Thüre sitzender Indier wurde, während ich dort stand, bewußtlos. Er wurde von dem einen Neger sogleich an einem Fuße gepackt und unbekümmert, daß Kopf und Gliedmaßen auf dem Boden aufschlugen, mit unglaublicher Schnelligkeit vor die Thüre gezerrt. Hier rollte ihn der Neger wie einen Warenballen die Straße hinab.

Ich hatte an dem Gesehenen genug; auch war mein Aufenthalt an dieser Stelle, die selbst von der Polizei gemieden schien, nicht ungefährlich, weshalb ich mich also auf den Rückweg machte. Noch einmal wurde ich von der Hauptstraße abgelockt.

Aus einer kurzen, aber breiten Quergasse drang schrilles Geschrei und das Quicken und Getute verschiedener Musikinstrumente. Als ich dem Lärm nachging, gelangte ich durch die Gasse an den Fuß eines Berges, auf dessen Abhang eine große Menschenmenge versammelt war.

Indier, Araber, Neger und englische Soldaten standen bunt durcheinander. Öfter war eine schrille Stimme aus dem Haufen zu hören, worauf dann die Versammelten die Hände zum Himmel erhoben und ein wirres Geschrei ausstießen. Einen Augenblick war ich unschlüssig, ob ich mich nicht bis zur Mitte, von wo die schrille Stimme zu kommen schien, durcharbeiten solle. Schließlich fand ich die Gesellschaft denn doch zu „ge-

mischt", weshalb ich mich wieder zurückzog. Wie mir später mitgeteilt wurde, hielten die Mohammedaner eines jener Feste ab, die zur Zeit des Vollmondes vorgeschrieben sind.

In der Nähe des Hafens besuchte ich ein englisches Café, wo ich Pilsner Bier erhielt; da ich es durch Eisstücke auffrischte, so mundete es mir vorzüglich.

Schließlich ließ ich mich von einer Schar von Negerknaben zur Landungsstelle führen. Diese Jungen vertraten hier gewissermaßen die Dienstmänner. Obwohl oftmals zurückgewiesen, folgten sie mir doch wieder, aber in respektvoller Entfernung und ohne lästig zu fallen.

Wenn ich einen Gefährten gehabt hätte, so wäre ich noch in die eigentliche Stadt gewandert, die eine schwache Stunde vom Hafen entfernt ist.

Um Mitternacht langte ich auf dem Schiffe an. An Bord empfing mich ein tolles Treiben, da eine Menge arabischer Händler mit ihren Waren sich eingefunden hatte. Ich kümmerte mich jedoch um nichts mehr, sondern ging ans Oberdeck, kroch in meinen Schlafsack und schlief alsbald ein.

Um 4 Uhr morgens lichtete das Schiff die Anker, und wieder ging's auf die hohe See hinaus, dem indischen Ozean entgegen.

— —

Deutsch-Ostafrika! — Am 22. Dezember passierten wir die Linie, wo ich nebst vielen Reisegefährten die Äquatortaufe erhielt. Am 24. Dezember feierten wir in engem Kreise das Weihnachtsfest, und am Christtag um 3 Uhr früh liefen wir in die Bucht von Tanga ein.

Am Morgen bot sich uns ein prachtvolles Bild. In der Mitte einer schmalen Bucht waren wir vor Anker gegangen. Die Ufer prangten in prachtvollem Grün. Schilf-, Rohr- und Papyruspflanzen im Vordergrund, Pflanzungen von Kokospalmen, Tamarinden und Mandelbäumen im Hindergrunde, aus dem üppigen Grün die zierlichen Häuser von Tanga hervorlugend, am fernen Horizont die Züge des Usambaragebirges; es war unbeschreiblich schön.

Ich befand mich unter den ersten, die ans Land gingen. Beim Landungsplatze stürzte uns eine Schar Schwarzer entgegen, die uns unter großem Geschrei auf ihren Schultern durch das seichte Wasser ans Land trugen. Es machte auf uns einen sehr günstigen Eindruck, daß die Neger sich mit dem ihnen verabfolgten Traggelde begnügten und uns mit zudringlichen Betteleien verschonten. Eine Schar Träger wurde von eingeborenen Polizisten, die sich in ihrer europäischen Tracht sehr schmuck ausnahmen, sofort mit einigen Worten aus dem Wege gejagt. Die Neger fügten sich ihrem oft nicht gerade glimpflichen Einschreiten ohne Widerrede.

Es schien eine stramme Zucht hier zu herrschen.

Den Mittelpunkt von Tanga bildete die große Markthalle, in der für die Negerbevölkerung von Arabern und Negern Waren feil geboten wurden. Auch einige Handwerker hatten tagsüber dort ihre Werkstätten aufgeschlagen. Als ich die Halle betrat, waren daselbst an zweihundert Neger anwesend. In geraden Linien saßen die Händler. Vor sich hatten sie ihre Waren ausgebreitet, die meistens aus Früchten, Fleisch und Fischen bestanden. Die Fleischwaren sowie die Fische boten jedoch einen ekelerregenden Anblick, da sie von unzähligen Fliegen und Insekten bedeckt waren. Gleichwohl wurden sie von den Negern mit tierischer Leidenschaft verschlungen.

Um die Markthalle herum lagen malerisch gruppiert die übrigen Häuser der Europäer; jedes einzelne glich einer Villa. Bei einem arabischen Photographen kauften wir Ansichtskarten, um unsere Lieben in der fernen Heimat zu erfreuen.

Als ich mich nach den Gasthäusern erkundigte, wurde mir Hotel „Europa", Hotel „Central" und das Gasthaus „Zum lustigen Hans" genannt. Naturgemäß verfrachtete ich mich in den „Lustigen Hans". Ich war sehr angenehm berührt, in dem Wirte einen Deutschösterreicher namens Liebel zu treffen. Ohne weiteres fragte er mich: „Sie sind wohl ein Steirer?" Liebel war im Jahre 1880 in das Land gekommen und hatte alle Geburtswehen der Kolonie durchgemacht. Vor fünf Jahren

stürzte infolge des schlechten Baumaterials sein Haus ein, wobei ein Neger erschlagen wurde. Durch rastlose Arbeit gelang es ihm, das Haus wieder aufzubauen. Es war das größte und besteingerichtete Gasthaus in Tanga und glich mit Garten, Veranda u. s. w. ganz den deutschösterreichischen Wirtshäusern. Obwohl Bier und Wein vorhanden war, so bestellte ich mir doch einige „Kracherln“, wie die in Flaschen enthaltene Mischung von Limonade bei uns genannt wird. Während die „Kracherln“ in Graz 10 Kreuzer kosteten, wurden sie in Ostafrika um ungefähr 80 Kreuzer verkauft. Mit dem Gasthause war ein großer Kaufladen verbunden, in dem die Frau des Wirtes geschäftig ihres Amtes waltete. Wirt und Wirtin erfreuten sich trotz 19jährigen Aufenthaltes in der Kolonie der vorzüglichsten Gesundheit. In dem Kaufladen stand ein geschmückter Christbaum.

Von hier begab ich mich zum Bahnhofe. Er lag in idyllischer Abgeschiedenheit. Sämtliche Thüren waren geschlossen, kein Lebewesen ließ sich blicken, die Schienen der eingeleisigen Strecke waren mit Gras überwachsen. Aus dem Fahrplane war ersichtlich, daß um 8 Uhr morgens ein Zug abgehen werde. Da trotz längeren Wartens — es war Abgangszeit des Zuges — sich nichts regte, so begab ich mich über die Schienen hinweg in den Busch. Ein Kaufmann, den ich über das eigentümliche Stilleben befragte, meinte lachend: „Wir sind froh, wenn in der Woche einmal ein Zug abgeht!“

Mit dem Betreten des Busches hatte ich das engere Gebiet von Tanga verlassen. Ich kam zuerst in das Negerdorf. Überall sah man in den regelmäßig gebauten Straßen einheimische Polizisten, die für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgten. Für die sittlichen Verhältnisse dürfte die Thatsache bezeichnend sein, daß ein Negerweib mit einem ungefähr zwölfjährigen Mädchen, das sie an der Hand mit fortriß, uns beharrlich nachlief und in der Suahelisprache verschiedene Anerbietungen machte. Als wir sie schroff abwiesen und mit den Stöcken drohten, blieben beide zurück, das Weib schimpfend und scheltend, das Mädchen weinend. Ich kaufte mir sodann bei

einem arabischen Händler eine Kokosnuß, war jedoch von der Milch sehr enttäuscht. Sie gleicht einem farblosen, etwas gezuckerten Wasser und ist selbst bei frischgepflückten Früchten lauwarm. Die Schwarzen, denen wir im Busch begegneten, salutierten, gleichviel ob sie eine Kopfbedeckung hatten oder nicht.

Trotz der schönen Häuser schien Tanga völlig verödet zu sein. Es machte auf den Fremden den Eindruck, als ob er sich in einer stillen Sommerfrische aber nicht an einem Handelsplatze befinde.

Nach dreistündiger Wanderung kehrte ich auf den Dampfer zurück.

Um 5 Uhr nachmittags langten wir in Zanzibar an. Die Stadt liegt, vom Meere aus gesehen, malerisch da. Am Eingange des Hafens ragen die Mastspitzen eines versunkenen Schiffes aus dem Wasser. Es ist das vormalige Kriegsschiff des Sultans von Zanzibar, das bei der Beschießung von den Engländern in den Grund gebohrt worden war. Der in Trümmer geschossene Sultanspalast am Hafen ist noch nicht wieder aufgebaut und gewährt in seinem gegenwärtigen Zustand einen traurigen Anblick vergangener orientalischer Pracht. Die Stadt hat durchwegs orientalischen Charakter. Abends speisten ich und meine Gefährten im Hotel „Afrika". Es war für uns Deutschösterreicher recht anheimelnd, im Speisesalon auf einem umrahmten Plakate die Worte zu lesen: „Frères Kleinoscheg, Gösting près Graz, Styrie, Autriche". Die altdeutsche Weinstube in der Herrengasse und manch anderes wollte uns für einige Stunden nicht aus dem Kopfe. Die Gläser sowie das Eßbesteck hatten die Marke: „Made in Austria".

Die hiesigen deutschen Kaufleute sprachen sich äußerst mißbilligend über die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches aus, die Zanzibar für Helgoland den Engländern ausgeliefert hatte. An den Folgen dieses Fehlers habe Deutsch-Ostafrika schwer zu tragen. Die Niederlagen der Engländer wurden von der Bevölkerung, die über 100,000 Köpfe zählt, lebhaft besprochen. Ein Aufstand war jedoch ausgeschlossen, da die einflußreichen indischen Kaufleute bei einem solchen eher verlieren als gewinnen konnten

und die Araber gerade jetzt von den Engländern mit Handschuhen angefaßt wurden. Die Engländer in Sansibar waren in sehr gedrückter Stimmung.

Am nächsten Tage langten wir abends in Dar-es-Salaam, dem Hauptorte von Deutsch-Ostafrika, an.

Dar-es-Salaam zeichnet sich durch seine paradiesische Lage aus. Die Straßen sind schnurgerade, die Neger sauber und reinlich, kurz, alles ist — um einen Steirerausdruck zu gebrauchen — „wie aus dem Schachterl“. Man merkte, daß man sich wieder auf deutschem Boden befand. Wohl an fünfzig Offiziere und Beamte kamen sofort an Bord. Das Ankommen eines Schiffes aus Deutschland bedeutete für die Kolonie einen Festtag; deshalb waren auch die meisten Häuser beflaggt.

Sofort nach Betreten des Landes machte ich mich von jeder lästigen Begleitung los und begann allein die Ansiedlung zu durchstreifen. Zuerst besah ich mir die naheliegende Kaserne. In einem großen Vierecke, das von einer hohen Mauer abgegrenzt war, befand sich ein einstöckiges Offiziersgebäude, weiter an der Mauer entlang standen zwei ebenerdige Baracken mit je vierzig Thüren und ebenso vielen Zimmern. In der einen Baracke waren die Wohnungen für die verheirateten, in der anderen die für die unverheirateten Soldaten. Die Kolonialtruppe wurde nicht aus Eingeborenen, sondern aus Sudanesen gebildet. Diese kamen oft in so großen Scharen aus ihrem Heimatlande, um der deutschen Miltärbehörde ihre Dienste anzubieten, daß es unmöglich war, alle in die Truppe aufzunehmen. War die Rekrutenausbildung der Angeworbenen vollendet, so führten sie ein sehr behagliches Leben. Der Askari, wie er nunmehr hieß, konnte sich eine Frau nehmen, und erhielt sodann in der Kaserne ein Zimmer für sich. Die Unverheirateten wohnten zu je drei Mann in einem Zimmer. Von 5—7 Uhr früh wurde exerziert, dann war der dienstfreie Askari sich selbst überlassen. Ein Streifzug in den Busch zur Unterwerfung widerspenstiger Eingeborenen war für ihn das höchste Vergnügen. Da er von den Eingeborenen tödlich gehaßt wurde,

so war er schon aus diesem Grunde seinem Offizier treu ergeben. Jeder Askari hatte seinen „Boy", das heißt Negerknaben, der ihm Gewehr und Montur putzte.

Um 6 Uhr abends trat die Kasernwache „zum Gebet" unters Gewehr. Nach dem Abtreten stürzten mehrere Boy, die in der Nähe lautlos gewartet hatten, herbei, nahmen den Askari die Gewehre ab und brachten sie im schnellen Laufe in die Behausung der einzelnen Sudanesen. Diese aber warfen sich wieder in das lange Gras und führten ihr Schlaraffenleben weiter. Die Askari waren zwar einer eisernen Disziplin unterworfen, genossen jedoch außerdienstlich eine große persönliche Freiheit. Der deutsche Miltärdienst war für die Sudanesen so verlockend, daß die Abgewiesenen oft einige Jahre in den Kolonien als Träger blieben, um durch ihre tadellose Aufführung im Bedarfsfalle in die Truppe aufgenommen zu werden. Es war den Missionären nicht gestattet, an den Askari Bekehrungsversuche zu machen.

Ein Regierungsbeamter gab mir über die Missionswirtschaft folgende Aufschlüsse, die ich ohne eine Verantwortung für die Richtigkeit zu übernehmen, doch nicht unterlassen will wiederzugeben: „Der Kolonist ist ein entschiedener Gegner jedweder Missionsthätigkeit überhaupt. Zunächst wird durch diese der Neger unnötigerweise gegen die Weißen erbittert. Die Religion ist ihm das Heiligste, und die suchen ihm oder doch wenigstens seinen Kindern die Weißen zu nehmen. Statt daß die Neger durch strenge Zucht der Kultur zugeführt werden, impfen ihnen die Missionäre die Phrasen der Gleichberechtigung aller Menschen ein. Der Neger fügt sich nicht mehr der europäischen Zuchtrute, die ihn allein kultivieren kann, und flüchtet sich in den Schutz der Missionäre. Die Neger, die aus den Missionsschulen hervorgehen, sind gewöhnlich für den Dienst in den Kolonien gänzlich unverwendbar, da sie sich für jede Arbeit zu gut dünken. Sie bilden die unzufriedenen Elemente unter den Negern. Der Beamte habe einmal einen solchen früheren Missionsschüler, den er wegen verschiedener Ausschreitungen hatte bestrafen müssen,

zur Arbeit anleiten wollen. Der Neger habe sich jedoch beharrlich geweigert unter den bezeichnenden Worten: »Ich bin Christ wie du, ich bin Mensch wie du, nur ist mein Fell schwarz, deines weiß. Du befiehlst nur und arbeitest nichts, auch ich werde nichts arbeiten!«"

Es begann bereits zu dunkeln, als ich in Begleitung eines anderen Deutschösterreichers den Friedhof betrat. Umrahmt von Palmenhainen machte er einen rührenden Eindruck. Ich ging die Grabsteine der Reihe nach ab. Meist waren sie, die Pioniere deutscher Kultur, dem heimtückischen gelben Fieber erlegen. In einer freundlichen Ecke, etwas abseits von den anderen, lag ein Grab, bei dem wir länger verweilten.

Der einfache Grabstein enthielt die Worte:

„Hier ruht
Herr Anton Pichler,
k. k. Hof-Hutfabrikant
aus Graz in Steiermark (Österreich),
gestorben am 24. Juli 1892
zu Dar-es-Salaam im Alter
von 37 Jahren."

Der Grabstein trug die Merke: „Thurner in Graz". Das Grab war von hohem Grase überwuchert. Mit feuchten Augen gedachten wir unseres Landsmannes, der hier, so einsam und verlassen, fern der teuren Heimat, ein frühes Grab gefunden.

Als wir den Friedhof verließen, war es bereits Nacht. Wir machten noch auf Maultieren einen Ritt durch das große Negerdorf und waren über die musterhafte Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen angenehm überrascht. Im Gasthause „Zum Fürsten Bismarck" gab es sodann allgemeines Stelldichein. Wohl an zweihundert Beamte und Offiziere, sowie Reisende, versammelten sich bei den flotten Klängen der Schiffskapelle. Wir wurden mit unzähligen Fragen bestürmt. Was immer Neues wir wußten, wurde ausgekramt.

Unter den Palmen gedachten wir bei fröhlichem Becherklang der fernen deutschen Heimat.

„Nur am Rhein, da will ich leben!“ klang es in die stille Nacht hinaus, und verwundert lauschten in respektvoller Entfernung Hunderte von Indiern und Negern dem munteren Treiben. Um Mitternacht wurde zum Tanze aufgerufen, und bald drehten sich die ersten Paare im flotten Tempo, natürlich nur männliche Tänzer, da das schöne Geschlecht in der Kolonie nahezu ganz fehlte. Wir Deutschösterreicher stimmten zum Schlusse unseren alten Trutzgesang „Die Wacht am Rhein!“ an, und begeistert fielen die Reichsdeutschen ein. Nach äußerst herzlichem Abschied von unseren liebenswürdigen Gastgebern begaben wir uns auf die Heimfahrt. Dar-es-Salaam wird uns stets in angenehmster Erinnerung bleiben.

Als wir das Schiff erreichten, stand das „Kreuz des Südens“ bereits tief am Horizont. —

Am 28. Dezember kamen wir in Mozambique in Portugiesisch-Ostafrika an. Ein köstliches Abenteuer erlebte ich hier.

Ich wurde von Sudanesen arretiert. Das kam so: Bei einer Hitze von 54 Grad Reaumur hatte ich die Straßen durchwandelt und spazierte am Meeresstrande. Das kühle Wasser lockte mich, ich nahm ein Wellenbad. Noch keine Viertelstunde war ich im Wasser, als die Neger aus dem nahen Dorfe in hellen Scharen dahergelaufen kamen und sich am Strande — allerdings in respektvoller Entfernung von meinen Kleidern — niederhockten.

Sie schlugen in die Hände und schwatzten und lachten. Augenscheinlich machte ich ihnen viel Spaß. Da ich etwas spärlich bekleidet war, legte ich mich flach nieder und ließ nur den Kopf aus dem Wasser schauen. Doch die schwarze Gesellschaft rührte sich nicht vom Platze. Nach einiger Zeit erhob sich ein ohrenbetäubendes Geschrei. Ich dachte schon an Menschenfresser und dergleichen, beruhigte mich aber sofort, als ich zwei Mann der Sudanesenpolizei daherschreiten sah. Sie wurden von den Negern mit einem Höllenlärm empfangen. In unmittelbarer Nähe meiner Kleider ließen sie sich nieder. Da ich mir an den spitzen Steinen die Füße genügend zerschnitten hatte und keines-

wegs noch länger bleiben konnte, wollte ich mich nicht der Gefahr eines Sonnenstiches aussetzen, so machte ich gute Miene zum bösen Spiele und schritt mit der denkbar würdevollsten Haltung, soweit dies in meiner Lage möglich war, zum Strande, wo meine Kleider lagen. Sofort verstummten die Schwarzen, und ich kleidete mich an. Lautlos und mit ersichtlichem Interesse sahen mir die Neger zu. Alle meine Toilettengeheimnisse wurden der schwarzen Öffentlichkeit preisgegeben.

Kaum war ich jedoch angekleidet und schickte mich zum Fortgehen an, als auch die Sudanesen sich erhoben und mir ein langes Kauderwelsch vorschwatzten, aus dem mehrmals das Wort „Polizia“ zu vernehmen war. Gleichzeitig luden sie mich in höflicher, aber nicht mißzuverstehender Weise zum Mitgehen ein. Das war nun eine eigentümliche Geschichte. Weigerte ich mich, so konnte ich mit den Behörden in Konflikt kommen. Nachdem ich mir noch einige dutzendmale das Wort „Polizia“ hatte vorsagen lassen, nickte ich mit dem Kopfe und ging mit. Nun erhoben sich die Schwarzen und umtanzten uns unter Händeklatschen und ohrendurchdringenden „Haidu“-Rufen. Dieses Wort mochte wohl dem deutschen „Bravo“ entsprechen.

Die Sudanesen nahmen mich in die Mitte, und fort gings in die Straßen von Mozambique.

Die Einwohner wahren wohl berechtigt Mund und Augen aufzusperren: Ich in meinem gelben Tropenanzug, der mir übrigens viel zu klein war, die schwere Nilpferdpeitsche in der Rechten, zu beiden Seiten die Sudanesen in ihrer orientalisch militärischen Tracht, mit spanischen Rohren bewaffnet, und hinter mir die Rotte Korah, die mit ihrem Freudengeheul uns signalisierte. Ich wünschte die Sippschaft zu allen Teufeln. Die Menge vergrößerte sich lawinenartig. Viele Mitreisende schlossen sich dem Zuge an. Da man mich als sehr jähzornig kannte, so dachte man, ich habe wohl einen Schwarzen über den Haufen geschossen oder dergleichen. Ich atmete auf, als endlich das Polizeigebäude erreicht war. Gleich stürzten zwanzig Sudanesen heraus, die die Neger nach allen Richtungen verjagten. Ich

wurde in eine finstere Wachstube geführt. Eine Menge gefesselter Neger kollerte auf dem Boden herum. Meine Sudanesen schafften mir mit einigen wuchtigen Stockhieben Platz.

Nach einigen Minuten Wartens wurde ich durch eine Seitenthür in ein kleines Zimmer geführt, wo ein portugiesischer Polizeibeamter mich empfing. Die Sudanesen rapportierten nun mit solchem Stimmenaufwand und unter so lebhaften Gebärden, daß ich bald selbst schon an eine „Morithat“ glaubte. Der Beamte lud mich zum Sitzen ein; dann sprach er einige Worte zu mir, die ich jedoch nicht verstand. Ich fragte nun, ob das Baden in Mozambique eine solche Seltenheit sei, daß jeder Badende sogleich arretiert werde. Doch auch er schüttelte sein bemoostes Haupt. Schließlich legte er die beiden Unterarme aufeinander und bewegte sie hin und her. Da diese Gymnastik für meinen Verstand zu hoch war, so zeichnete er mir auf der Mauer einen Fisch auf. Nun wußte ich, was er sagen wollte. Es war wegen der vielen Haifische, die den Strand unsicher machten, verboten, an jener Stelle zu baden.

Nachdem der Portugiese einige Worte in belehrendem Tone zu mir gesprochen, schrieb er auf die Mauer „1000 Reis“ und machte die Gebärde des Zahlens. Nun bin ich aber zeitlebens kein Freund von Polizeistrafen gewesen. Ich schlug daher zornig auf den Tisch und verlangte nach Papier und Tinte. Als ich beides nach längerem Hin- und Herreden erhalten, verfaßte ich in aller Eile ein Schreiben an das deutsche Konsulat, worin ich mich beschwerte, daß ich durch Sudanesen arretiert worden war.

In den meisten europäischen Kolonien besteht nämlich die Polizeiwache größtenteils aus Eingeborenen und weißen Unteroffizieren. Um das Ansehen der weißen Rasse gegenüber der schwarzen zu wahren, ist es den schwarzen Polizisten strengstens untersagt, Weiße zu arretieren. Machen diese in den Straßen Radau, so dürfen die Sudanesen nur mit der Mütze in der Hand die Weißen um Ruhe bitten. Macht der Weiße trotzdem noch Lärm, so folgt der Sudanese ihm in respektvoller Ent-

fernung und erstattet dem nächsten weißen Polizisten, der ebenfalls auf Posten steht, Meldung. Erst der weiße Polizist darf sodann die Verhaftung vornehmen.

Ich hatte kaum meine Beschwerde verständlich gemacht und die Worte „German Konsulat“ dem Portugiesen einigemale in die Ohren geschrien, als er sofort äußerst höflich wurde, die Sudanesen mit Stockhieben verjagte und mich unter vielen Katzbuckeln an das Eingangsthor geleitete. Von den „1000 Reis“ war keine Rede mehr. Auf der Straße wurde ich von meinen Mitreisenden mit lautem Hallo empfangen. Ihr Gelächter, als sie den Grund meiner Arretierung erfuhren, kann man sich leicht vorstellen. Mein Abenteuer bildete auf dem Schiffe für einige Zeit den Gesprächsstoff. Daß es mir so manche Witzeleien und Sticheleien eintrug, ist selbstredend. —

In Beira trafen wir am 2. Jänner ein. Kurz nach unserer Ankunft langte die „Gironde“, ein französischer Handelsdampfer, an. Er kam direkt von Laurenzo-Marquez. Der französische Kapitän stattete sofort nach der Ankunft unserem Kapitän einen Besuch ab und teilte ihm auf Ersuchen der Agentur der Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft in Laurenzo-Marquez mit, daß der Dampfer „Bundesrat“, der am 24. Dezember aus Beira abgefahren und in Laurenzo-Marquez bereits am 26. Dezember fällig war, nicht dort eingetroffen und spurlos verschwunden sei. Jedenfalls hätten ihn die Engländer gekapert. Unser Kapitän begab sich sofort zum englischen Konsulat und ersuchte um Aufklärung, was die Engländer unter Contrebande verstehen; der englische Konsul konnte darüber aber bezeichnenderweise keine genaue Auskunft geben. Auch behauptete er, infolge der famosen Kabelstörung selbst ohne Nachricht über den „Bundesrat“ zu sein. Zwei große Reislieferungen, die für Johannesburg bestimmt waren, wies unser Kapitän vorsichtshalber zurück.

Da wir zwei Tage hier lagen, so unternahmen Dr. Albrecht (von der „Ostdeutschen Rundschau“ in Wien als Arzt nach Südafrika gesendet), Dr. Leitz (von der „Deutschen Zeitung“ in Berlin der Alldeutschen Ambulanz beigegeben), der frühere österreichische

Artillerieleutnant Pollak und ich einen Ausflug längs der Bahn in das Innere. Die Tropenbahn machte uns viel Spaß. Wir sprangen auf vorüberfahrende Züge auf wie bei uns die Jungen auf Straßenwägen. Die Tropenflora war entzückend. In einer Lehmhütte kehrten wir ein und erhielten von deren Bewohnern, chinesischen Kulis, Regenwasser und Früchte. Die Besitzer sämtlicher Farmen, die wir besuchten, waren fieberkrank. Im Schatten des Tropenwaldes kochten wir Kaffee und übten uns im Pistolenschießen.

II.

Gekapert.

Am 3. Jänner nachmittags verließen wir Beira. In gespannter Erwartung lugten wir den ganzen Nachmittag und den größten Teil der Nacht in die See hinaus; doch nichts Verdächtiges ließ sich blicken. Auch der Vormittag des nächsten Tages verging in der gleichen Weise; schon begannen einige Optimisten zu behaupten, die Gerüchte von Durchsuchungen deutscher Schiffe gehörten in das Reich der Märchen.

Da plötzlich — es war 5 Uhr nachmittags — tauchte am östlichen Horizont hinter uns der Schornstein eines Schiffes auf. Allmählich wurde auch der Rumpf sichtbar. Die bedeutende Entfernung ließ jedoch das Schiff noch nicht genau erkennen.

„Der Bundesrat!"

„Unmöglich! Das ist unbedingt ein englischer Kreuzer!"

Das Schiff hielt gerade auf uns zu. Schon nach einer halben Stunde konnte man an der Bauart ein Kriegsschiff erkennen. Eine plötzliche Wendung benahm uns jeden Zweifel.

Es entrollte die englische Kriegsflagge, während gleichzeitig ein Blitz, dem sofort eine lange, weiße Rauchwolke folgte, uns das Abfeuern eines Schusses anzeigte.

Die Aufforderung zum Beilegen!

Sogleich flatterte an unserem Signalmaste ein Wimpel in den Farben rot-weiß-rot-weiß-rot empor.

Der „Herzog" fragte: „Was ist los?"

Der Engländer erwiderte das Flaggensignal nicht, sondern fuhr mit großer Schnelligkeit in gerader Linie mit Volldampf auf uns zu. Das Vorderdeck war mit Matrosen und Soldaten dicht besetzt, die Geschützlucken standen offen. Das große Schiff bot einen prächtigen Anblick.

Es trug in riesigen Buchstaben den Namen „Thetis".

Der Engländer fuhr um unser Heck herum und legte sich in einer Entfernung von einem halben Kilometer an unsere Luvseite. Der „Herzog" hatte inzwischen gestoppt und lag regungslos da. Die „Thetis" setzte sofort ein großes Boot aus, das sich im Nu mit Soldaten und Matrosen füllte. Innerhalb fünf Minuten legte es an unserer Backbordseite an. Auf der Schiffstreppe, die mittlerweile herabgelassen worden war, erwarteten unser Kapitän, der erste und der zweite Schiffsoffizier sowie der Verwalter die Engländer.

Drei Offiziere entstiegen dem Boote. Ihnen folgten vier Unteroffiziere, die jedoch nur mit Seitengewehren bewaffnet waren.

Der erste englische Offizier machte dem Kapitän in ziemlich schroffer Weise die Mitteilung, daß im Auftrage des englischen Vizeadmiralates in Kapstadt jedes in die Delagoabai fahrende Schiff untersucht werden müsse. Der Offizier wurde nun in die Kapitänskanzlei geführt, die beiden übrigen Offiziere blieben zurück und ließen die Schiffstreppe durch Seesoldaten besetzen. Auch die Umgebung der Kapitänskajüte wurde abgesperrt. Auf ihrer Backbordseite wurde ein Avisoposten aufgestellt, um allfällige durch Signale gegebene Befehle der „Thetis" entgegenzunehmen und den untersuchenden Offizieren zu überbringen.

Da nach Verlauf einer Stunde sich auf der Kommandobrücke noch nichts regte, begannen wir begreiflicherweise unruhig zu werden. Wir unterhielten uns anfangs damit, die im Boote

sitzenden Matrosen und Seesoldaten einer gründlichen Musterung zu unterziehen. Es waren meist junge Burschen, die an Körperbau den in Aden gesehenen Soldaten weit nachstanden. Von ihrer Disziplin bekamen wir einen schlechten Begriff, da sie sich mit den englischen Reisenden in Gespräche einließen. Auf diese Weise erfuhren wir, daß der „Bundesrat" gekapert und nach Durban gebracht worden war.

Mittlerweile war die Dunkelheit hereingebrochen. Das Kriegsschiff war nur noch in unsicheren Umrissen zu erkennen. Plötzlich flammte auf ihm ein so grelles Licht auf, daß wir einen Augenblick vollständig geblendet waren. Unsere Steuerbordseite war taghell erleuchtet. Ein elektrischer Scheinwerfer war in Thätigkeit getreten. Wir mochten wohl noch eine weitere Stunde gewartet haben, als endlich aus der Kapitänskajüte der untersuchende Offizier trat. Er rief dem Unteroffizier im Boote einige Worte zu, worauf ein Soldat mit einer großen Signallaterne an einer Strickleiter heraufkletterte. Das Boot fuhr sodann ab. Der Offizier begab sich zu dem Avisoposten an der Steuerbordseite, dem auch die Laterne eingehändigt wurde.

Nun begann das Signalisieren. Durch eine Maschinerie konnte das Laternenlicht in beliebigen Pausen — nach dem System Morse — mit einer Platte verdeckt werden. Die Pausen dauerten gewöhnlich einige Sekunden. Die Verbindung von Pausen und Lichtdauer ergab die Signale. Das Geräusch des Signalapparates glich genau dem des Telegraphierens. Der Signalgast auf der Kommandobrücke handhabte unter Aufsicht des Offiziers den Apparat. Nachdem er in 15 Minuten seine Meldung erstattet hatte, wurden die weiteren Befehle von der „Thetis" zurückgegeben. Einige kurze Signale wurden noch gewechselt, dann legte ein großes Boot an unserer Luvseite an. Ihm entstiegen ein Offizier und zwölf Seesoldaten, die mit Gewehren bewaffnet waren. Auch wurden Kochkessel und Kisten mit Konserven an Bord geholt. Die Abteilung, die aus zwei Deckoffizieren und achtzehn Mann bestand, stellte sich einstweilen unmittelbar an der Treppe auf. Sie war als Besatzung bestimmt. Einige Herren, denen auch ich mich

anschloß, stürmten nun die Treppe zur Kommandobrücke hinauf, um von unseren Offizieren Aufklärung zu erhalten. Im gleichen Augenblicke eilte ein englischer Offizier die Treppe herab. Er rief einige Worte in den Speisesaal der ersten Klasse, worauf ein Reisender dieser Klasse, den wir bisher für einen Deutschen gehalten hatten, herauskam und mit dem Offizier im Flüstertone ein Gespräch führte. Letzterer eilte sodann weg, kam jedoch bald wieder zurück und sprach mit dem Detektiv noch längere Zeit. Dann ging er zur Abteilung und gab dieser verschiedene Befehle. Wir waren Augenzeugen des Gespräches, konnten jedoch kein Wort verstehen.

Einige Zeit darauf kam der Kapitän aus seiner Kajüte und teilte uns mit, daß unter der Ladung eine vollständige Eisenbahneinrichtung für eine Zuckerfabrik in Tschinde an der Sambesimündung sich befinde. Diese sowie die Vorräte an Lebensmitteln erschienen den Engländern angeblich verdächtig. Da eine Untersuchung auf offener See zu beschwerlich sei, so habe er notgedrungen eingewilligt, den Dampfer nach Durban zu führen, allerdings unter energischem Protest gegen das das Seerecht verletzende Vorgehen der Engländer. Diese Mitteilung übte auf uns eine niederschlagende Wirkung. Wir waren dadurch so ziemlich der Willkür der Engländer preisgegeben. Ein dumpfer Ton unseres Signalhornes zeigte an, daß unser Dampfer sich wieder in Bewegung setzte.

Unter 36 Grad östlicher Länge von Greenwich und 24 Grad südlicher Breite waren wir gekapert worden!

Mit großer Erbitterung sahen wir dem weiteren Vorgehen der Engländer zu. Die Abteilung wurde im Zwischendeck einquartiert. Auf jedem Deck schritten zwei Soldaten mit geladenen Gewehren als Wachposten auf und ab. Zwei Offiziere fuhren mit dem Boot zur „Thetis“ zurück. Diese hatte sich in einer Entfernung von einem halben Kilometer zwischen uns und das Land gelegt und diesen Abstand hatten wir stets einzuhalten. Das Schiff an unserer rechten Seite, das fortwährend Lichtsignale gab, erbitterte uns so sehr, daß wir uns nur mehr auf

der linken Seite aufhielten. Nachts tauchten die Lichter verschiedener englischer Kreuzer auf; nach kurzen Signalen mit der „Thetis“ wandten sie sich aber wieder von uns ab.

Im Protokollbuche des Schiffes hatte der untersuchende englische Offizier folgende Erklärung eingetragen: „4. January. This is to certify that J boarderd S. S. »Herzog«, examined papers & found ship to contain larg quantities of iron-material, provisions e. c. a. On acquainting capt. Stockes-Rees he ordered ship to proceed to Durban. This the Master has consented to do, though under protest. A. Davidson Lieut. R. N.“ In freier Übersetzung: „Ich bestätige, daß ich an Bord des Dampfers »Herzog« ging. Bei der Untersuchung der Papiere fand ich, daß das Schiff große Mengen von Eisenmaterial, Lebensmitteln u. s. w. enthielt. Nach erfolgter Anfrage beim Kapitän Stockes-Rees erhielt ich den Befehl, das Schiff nach Durban zu führen. Hiezu gab der Kapitän des »Herzog« seine Einwilligung, obgleich nur unter Protest. A. D. Leutnant der königlichen Marine.“ Unter den Lebensmitteln befanden sich Mehllieferungen, die der österreichische Lloyd nach Aden gebracht hatte, sowie eine bedeutende Menge Flaschenbier aus der Dreher'schen Brauerei.

Der nächste Tag brachte nicht viel Abwechslung. Der Satellit blieb hartnäckig an unserer rechten Seite, ab und zu gab er Flaggensignale. Die fünfzehn Ärzte der verschiedenen Ambulanzen überreichten dem Kapitän eine Verwahrung, in der gegen jede Verzögerung der Ankunft entschieden Stellung genommen wurde. Auf die Beschwerden einiger Reisenden wurden die Wachposten etwas vermindert und ihnen gewisse Gänge und Plätze zum Aufenthalte angewiesen.

Das Spionagesystem der Engländer machte sich nun in der unangenehmsten Weise bemerkbar. Zwei englische „Kaufleute“ der ersten Klasse gingen auf dem Schiffe herum und machten mit sogenannten Detektivapparaten photographische Aufnahmen von verschiedenen Herren. Sie wurden von einigen deutschen Ärzten beobachtet, wie sie mit Lord Winchester die Passagierliste durchgingen und mehrere Personen charakterisierten.

Die an Bord befindlichen Transvaaler und Irländer sowie die vermeintlichen reichsdeutschen und österreichischen Offiziere wurden sorgfältig überwacht. Das Leben wurde ungemütlich. Viele Frauen waren durch die lange Reise geschwächt und krank; andere hatten Säuglinge und Kinder mit. Die armen Deckpassagiere, meist Hindu und Araber, begannen bereits an Lebensmitteln Mangel zu leiden. Dazu gingen die abenteuerlichsten Gerüchte über unser Schicksal um. Die englischen Deckoffiziere verweigerten in schrofffter Weise jede Auskunft.

Am Morgen des nächsten Tages langten wir vor Durban an. Wir bekamen nur die Villenkolonie zu Gesicht. Diese bedeckt ungefähr acht Quadratkilometer und war an den östlichen Hügelabhängen angelegt. Sie gewährte vom Meere aus einen reizenden Anblick. In der Mitte vieler Schiffe befand sich das große englische Kriegsschiff „Terrible", ein Kreuzer erster Klasse. Gegenwärtig war es kampfunfähig, da außer einigen Revolverkanonen sämtliche Geschütze ans Land gebracht worden waren. Um dieses Schiff lagen vierzehn große Transportdampfer, die erst vor einigen Tagen Truppen gelandet hatten. Bei der Einfahrt in den Hafen wurde uns ein Schimpf angethan, den wir deutsche Reisende zeitlebens nicht vergessen werden. Kaum hatten wir nämlich englisches Gewässer berührt, als der kommandierende englische Offizier den Reichspostdampfer „Herzog" kurzweg als Prise erklärte und angesichts sämtlicher Schiffe, überhaupt des ganzen Hafens, die schwarz-weiß-rote Reichspostflagge mit dem Posthorne herabholen und durch die englische Kriegsflagge ersetzen ließ. Gar armselig nahm sich gegen letztere die schwarz-weiß-rote Flagge aus, die hinten am Heck den Salut, der der englischen Kriegsflagge von den übrigen Schiffen geleistet wurde, erwidern mußte. Im großen Bogen, gleichsam mit seiner Beute prahlend, fuhr der Engländer mit uns in den Hafen. Sämtliche Schiffe wimmelten von Soldaten und Matrosen, die das seltene Schauspiel ansehen wollten. Wir empfanden die Demütigung schmerzlich.

Eine unsagbare Freude gewährte es uns daher, als wir nächst dem Eingange in den Handelshafen das deutsche Kriegsschiff „Kondor" links von uns liegen sahen. Unsere Freude sollte jedoch bald verbittert werden. Wie zum Hohne legte sich die „Thetis", die während der ganzen Fahrt rechts geblieben war, nun links zwischen uns und den Kreuzer. Thränen des Zornes traten uns in die Augen. In atemloser Spannung sahen wir auf die beiden Schiffe. Auf einmal begannen die Schwestern des Hamburger Roten Kreuzes, die sich stets durch nationales Fühlen ausgezeichnet hatten, das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" anzustimmen, und in mächtigem Vollgesange fielen wir übrigen ein. Die zahlreichen Engländer unterhielten sich flüsternd. Am Schlusse konnte ich mich nicht enthalten, in namenloser Wut unter dem Rufe: „Hurra Germania! Pereat —!" — das übrige verschluckte ich — meine Mütze zu Boden zu schleudern. Die Engländer betrachteten mich nun keineswegs mit freundlichen Blicken.

Inzwischen hatte der „Kondor" ein Boot ausgesetzt. Von der „Thetis" wurde eine Strickleiter herabgelassen, an der ein Offizier aus dem Boote emporkletterte. Nach längerer Zeit kam er wieder herab, worauf das Boot zu unserer großen Freude sich auf uns zu in Bewegung setzte. Nach Verlauf von zehn Minuten legte es an unserer Steuerbordseite an. Es enthielt einen Offizier, einen Unteroffizier und zehn Matrosen. Von seinem Heck wehte die deutsche Kriegsflagge.

Wir empfingen es mit einem dreifachen brausenden Hurra. Der Offizier dankte stehend durch strammes Salutieren. Zu seinem Empfange hatten sich auf der Schiffstreppe der Kapitän von Issendorf und die beiden ersten Schiffsoffiziere eingefunden. Schon legte das Boot an der Treppe an, als hinter der riesigen Gestalt unseres Kapitäns der kleine englische Schiffsleutnant, unter dessen Bewachung wir standen, hervorschlüpfte, mit staunenswerter Behendigkeit die schmale Treppe hinabglitt und sich dem deutschen Seeoffizier mit den Worten: „It is my ship!" — „Das ist mein Schiff!" — entgegenstellte.

Wir sahen deutlich, wie eine dunkle Röte in dem Gesichte des deutschen Offiziers aufflammte. Trotz der abwehrenden Bewegung des Engländers ergriff er mit der Rechten das Treppengeländer und verlangte von seinem Gegenüber Aufklärung. Als ihm diese geworden, begehrte er mit großer Entschiedenheit, daß die Reisenden auf jeden Fall an ihren Bestimmungsort gebracht oder doch wenigstens ausgeschifft würden. Der englische Leutnant Sumner erklärte jedoch, er habe hiezu keinen Befehl vom Platzkommandanten und eigenmächtig könne er nicht handeln. Nachdem der deutsche Seeoffizier mit dem Engländer kurze Zeit verhandelt hatte, wechselte er mit dem Kapitän einige freundliche Worte. Er teilte mit, daß der „Kondor" einige Stunden vor uns hier angekommen sei. Wir sollten nur ruhig sein, von deutscher Seite werde das Möglichste für uns gethan werden.

Der Engländer bot sodann dem deutschen Offizier die Hand, doch dieser legte kurz abweisend die Rechte an die Mütze, trat in das Boot zurück und verabschiedete sich von uns mit dem Rufe: „Auf Wiedersehen!" Mit einem dreifachen Hurra dankten wir dem Offizier, den wir mit schwerem Herzen scheiden sahen. Der englische Leutnant aber blieb auf der Treppe in siegesbewußter Haltung stehen und sah dem Abziehenden mit ironischem Lächeln nach. Von allen Schiffen hatte man diesen Vorgang mit angesehen. Die Engländer standen in Gruppen beisammen und rieben sich lachend die Hände.

Wieder einmal waren wir Deutschen, die devoten Schleppträger Englands, vor aller Welt blamiert worden. Den Russen und Franzosen hätte man so etwas nicht zu bieten gewagt.

Bald darauf kam das Pilotenschiff. Der Lotse wurde aber nicht an Bord gelassen. Unser Kapitän übergab ihm ein Schreiben an das deutsche Konsulat. Ein zweites Boot brachte den Hafenarzt. Nach kurzer Abfertigung verließ auch dieser unser Schiff. In einer Entfernung von drei Kilometern vom Eingange in den Handelshafen gingen wir vor Anker. Die „Thetis" legte sich in der gewohnten Entfernung zwischen uns

und den „Kondor". Der Handelshafen war durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt. Von seinen Schiffen waren nur die Mastspitzen zu sehen. Von einer Mastspitze wehte die deutsche Reichspostflagge, woraus wir auf die Anwesenheit des „Bundesrat" schlossen. Seltsamerweise hatten die Engländer an dessen Reichspostflagge keinen Anstand gefunden.

Die „Thetis" wurde im Laufe des Tages von mehreren Regierungsbooten angelaufen, während wir unbehelligt blieben.

Die an Bord befindlichen Engländer waren sehr enttäuscht, da sie nicht sofort ans Land gesetzt wurden. In Beira waren mehr als hundert an Bord gekommen. Wir begegneten ihnen gleich anfangs mit Mißtrauen und fanden es nur zu gerechtfertigt. Sobald wir uns im Hafen befanden, wimmelte es von englischen Militäruniformen. Wir hatten ungefähr 50 Mann von der Rhodesiapolizei an Bord; die übrigen waren Farmer aus Innerafrika. Alle waren zur Dienstleistung einberufen worden.

Auch einige Reisende aus Europa, die sich als „Kaufleute" eingetragen hatten, erschienen nun in Polizeiuniform. Wir hatten in ihnen schon lange Geheimpolizisten vermutet. Am Sonntag morgens dampfte die „Thetis" in den Handelshafen, und gleichzeitig erschien auf der schwarzen Schiffstafel folgende Ankündigung:

„Die folgende Information betreffend die Landung der Passagiere des R.P.D. „Herzog" wurde soeben vom Kommandanten H.M.S. „Thetis" gegeben. Die portugiesischen Herren Passagiere werden noch heute nach der Delagoabai weitergeschickt. Über die anderen Passagiere ist noch keine Entscheidung getroffen. Die Proteste des Roten Kreuzes sind der Behörde vorgelegt und warten der Entscheidung. Der Kommandant hofft, daß dieselben schnellstens erledigt werden. Über die Konfiskation des R.P.D. „Herzog" schweben Verhandlungen zwischen Berlin und London."

Die beiden wachhabenden englischen Offiziere, die sofort die Ankündigung durchgelesen hatten, machten sich mit einigen englischen Reisenden über den letzten Satz in unverkennbarer

Weise lustig. In der ersten Zeit benahmen sie sich überhaupt sehr taktlos.

Gleich am Abend des ersten Tages unserer Beschlagnahme setzte sich der eine wachhabende Offizier an unseren Tisch im Rauchsalon, an dem der Schiffsarzt Dr. Mathes, Dr. Albrecht und ich saßen. Ohne sich uns weiter vorzustellen, suchte er in englischer Sprache ein Gespräch zu beginnen. Da er natürlicherweise für uns „Luft“ war, so wendete er sich an den Schiffsarzt, Dr. Albrecht und mich mit ironischem Augenblinzeln streifend, mit der Frage: „Gehen Sie vielleicht auch nach Pretoria?“ worauf er die Antwort erhielt: „Das kümmert Sie wenig!“

Der Engländer schien nicht gut verstanden zu haben, denn nach einiger Zeit begann er wieder: „Wie viel Kranke haben Sie an Bord?“

Nun war es Dr. Mathes doch zu bunt. In denkbar schroffstem Tone entgegnete er: „Sie sind die Herren des Schiffes, überzeugen Sie sich selbst; im übrigen gibt es zwischen uns außer Dienst keinen Verkehr.“ Diese Abfertigung ließ keine beliebige Auslegung mehr zu. Der Engländer wurde abwechselnd blaß und rot, erhob sich schließlich und verließ ohne Gruß den Salon.

Auch die wachhabenden Soldaten benahmen sich sehr anmaßend. Sie maßen uns mit höhnischen Blicken und fraternisierten mit den englischen Farmern.

Sonntag abends berauschte sich ein Wachposten derart, daß er sein Bajonett zog und damit gegen uns Deutsche herumfuchtelte. Schließlich fiel er in einen Winkel, wo er sofort einschlief. Einige Farmer legten ihn auf das Hinterdeck und bedeckten ihn, um ihn unseren Blicken zu entziehen, mit Segeltuch.

Ich und noch einige andere Deutsche wollten nach der uns angethanen Schmach nun doch auch einige Genugthuung haben, weshalb wir einige Stühle in die Nähe des betreffenden Winkels rückten und uns in Erwartung des Kommenden dort häuslich niederließen.

Die Farmer ärgerten sich weidlich darüber, sie veranstalteten Spiele und machten an verschiedenen Orten Lärm, doch gelang es ihnen nicht, uns wegzulocken.

Endlich erschien der wachhabende Offizier mit einem zur Ablösung bestimmten Soldaten. Nachdem er einige Zeit auf und ab gegangen war, entfernte er sich, nicht ohne uns und das bewußte „Segeltuch" mit einigen mißvergnügten Blicken zu streifen. Offengestanden war unsere Schadenfreude groß.

Bis zwei Uhr morgens hatten wir dem „Segeltuch" Gesellschaft geleistet. Um diese Zeit hörten wir ein großes Boot ankommen. Wir eilten zur Treppe, über die einige Matrosen heraufkamen. Nur wenige Minuten mochten wir dagewesen sein, als auch schon der betrunkene Wachposten, der in das Segeltuch eingewickelt worden war, daher gebracht wurde.

Mit großer Teilnahme wandte ich mich an den englischen Offizier und fragte:

„Was ist dem armen Manne denn geschehen?"

Die Ironie behagte dem Engländer keineswegs; er entgegnete sehr höflich, aber mit einer Stimme, in der der Ärger durchklang:

„Danke! Nichts, nichts!"

Wir sorgten dafür, daß der Vorfall am nächsten Tage auf dem ganzen Schiffe bekannt wurde.

Sonntag vormittags wurden die portugiesischen Offiziere und Beamten abgeholt und mit Regierungsbooten auf einen anderen Dampfer gebracht. Unter ihnen befand sich auch der portugiesische Gouverneur. Wenigstens waren wir diese schmutzige Gesellschaft los.

Am Montag kam in aller Frühe ein Schlepper aus dem Handelshafen gesegelt und legte an unserer Backbordseite an. Auf ihm befand sich der Kapitän des „Bundesrat". Er wurde nebst dem Agenten der Deutschostafrikalinie in einem Korbe an Bord gezogen.

Unser Kapitän hatte an den Kapitän der „Thetis" schon vor zwei Tagen die Protesterklärung der Ambulanzen und seine

eigene mit der Bitte übermittelt, sie dem deutschen Konsulat zu übersenden. Auch dem Piloten hatte der Kapitän ein Schreiben an das Konsulat eingehändigt. Wie uns nun der Beamte versicherte, war keines der Schreiben an das Konsulat gelangt. Sie waren von den Engländern zurückbehalten worden. Nur ein Schreiben vom Kapitän des „Kondor" war eingetroffen.

Der Agent war über die Anwesenheit der Ambulanzen sehr erstaunt, ebenso der Kapitän des „Bundesrat". Nach ihrer Versicherung wußte man weder auf dem „Kondor" noch auf den verschiedenen Konsulaten etwas von deren Anwesenheit. Wir händigten dem Agenten nun verschiedene Briefe ein.

Aus einigen mitgebrachten englischen Zeitungen war zu ersehen, daß die Engländer bei Mafeking eine neue Schlappe erlitten hatten. Die Zeitung „The Natal" schloß den Bericht über dieses Gefecht mit dem Satze: „Die Burenoffiziere haben diesmal ausnahmsweise (!) unsere Gefallenen nicht beraubt. Bei einem Toten wurde zwar etwas genommen, es wurde aber später wieder zurückgebracht."

Unter „Humoristisches" enthielt dasselbe Blatt folgenden „geistvollen" Witz: „Die britischen Maulesel aus Europa sind bekanntlich zu den Buren übergegangen. Das ist nichts Überraschendes, da ja in Europa alle Esel auf Seite der Buren stehen."

Der Kapitän des „Bundesrat" teilte auch mit, daß sein Schiff schon seit zehn Tagen im Hafen liege. Auf dem Schiffe sei eine englische Wache einquartiert. Die Reisenden durften in die Stadt gehen, doch mußten sie um elf Uhr abends wieder auf dem Schiffe sein. Im übrigen wurden alle wie regelrechte Kriegsgefangene behandelt.

Auf uns wirkten diese Nachrichten sehr niederschlagend. Im günstigsten Falle wurden die Ambulanzen weiter befördert, während wir übrigen bis zum Ende des Krieges hier „dunsten" konnten.

Und in nicht allzu weiter Ferne war der Kriegsschauplatz. Wie einige Transvaaler, welche diese Gegend kannten, ver=

sicherten, lag hinter dem zweiten Hügelzuge Pietermaritzburg, bis wohin die Buren Zeitungsnachrichten zufolge bereits vorgedrungen sein sollten. Den ganzen Tag über suchten wir die Hügellandschaft mit Feldstechern und Fernrohren ab. An einigen Stellen war starke Rauchentwicklung zu bemerken, doch konnte diese auch von Grasbränden herrühren.

Im Laufe des Tages änderte sich das Benehmen der Engländer in auffallender Weise.

Früher stand in jedem Winkel ein Wachposten, und die Patrouillen rannten uns beinahe um.

Lord Winchester, der in Beira an Bord gekommen war, lief den ganzen Tag mit Bleistift und Notizbuch herum, um die Farmer aufzuzeichnen, die in die Armee als Freiwillige treten wollten. Wir wurden kaum beachtet und fühlten uns gewissermaßen nur mehr geduldet.

Am Montag änderte sich die Sachlage aber allmählich zu unseren Gunsten. Hatte uns bereits in der Frühe der Besuch des Kapitäns des „Bundesrat" in Staunen versetzt, so waren wir umso überraschter, als auf der schwarzen Tafel angeschlagen wurde, der Kommandant des Schiffes, Leutnant Sumner, teile den Passagieren mit, daß sie in jeder Angelegenheit Auskunft von ihm erhalten könnten. Sie sollten ihre Adresse nur dem Wachposten mitteilen, und Sumner werde die Betreffenden in ihrer Kabine aufsuchen.

Ich war der erste, der von dieser Begünstigung Gebrauch machte und dem Leutnant meine Besuchskarte schickte. Er erschien bereits nach einigen Minuten bei mir, so daß ich mich gar nicht mehr in die Kabine begeben konnte. Sumner stellte sich mir in äußerst höflicher Weise vor und fragte nach meinem Begehren.

Ich fragte ihn, ob es gestattet sei, daß ein Österreicher namens seiner zwölf an Bord befindlichen Landsleute mit einem Boot ans Land gesetzt werden könne, oder ob es richtig sei, daß morgen ohnedies alle Reisenden ans Land gebracht würden.

Leutnant Sumner meinte lächelnd, Journalisten seien im allgemeinen gefährliche Menschen, die man stets im Unklaren

lassen müsse. Er wolle jedoch diesmal einen Ausnahmsfall gelten lassen und mir reinen Wein einschenken.

Die Entscheidung über das Schicksal der Reisenden liege gegenwärtig in London. Der Platzkommandant erwarte das Eintreffen des betreffenden Befehls. Die Ambulanzen würden jedenfalls freigelassen werden. Ob und wie lange die übrigen Reisenden an Bord bleiben müßten, sei nicht vorauszusagen. Jedenfalls würden einige das Ende des Krieges in Durban abzuwarten haben.

Schließlich gab er seinem lebhaften Bedauern Ausdruck, daß gerade er auf diesen verantwortungsvollen und odiösen Posten gestellt worden sei. Aber dem Befehle habe sich jeder Soldat zu fügen.

Da ein englischer Matrose mit einer Meldung kam, verabschiedete ich mich. Der Offizier geleitete mich zu meinem Stuhle und reichte mir zum Abschiede die Hand.

Nachmittags erschien auf der Tafel eine Ankündigung, daß morgen um acht Uhr früh der „Herzog" in den Handelshafen bugsiert werde.

Wir standen nun vor einem folgenschweren Entschlusse. Da der Befehl gekommen war, das Schiff in den Hafen zu bringen, so mußten bei den diplomatischen Verhandlungen in Europa wieder einmal die Deutschen den Kürzeren gezogen haben. Wir wollten nun durchaus nicht den Kämpfen in nächster Nähe als Kriegsgefangene zusehen. Da es aus dem Handelshafen kein Entrinnen gab, so beschlossen wir, noch nachts zum „Kondor" zu schwimmen. Dieser war ungefähr zwei Kilometer von uns entfernt. Das Unternehmen war in Anbetracht des hohen Seeganges, der geladenen englischen Gewehre und der Unmenge von Haifischen, die um das Schiff schwammen, beinahe tollkühn zu nennen. Unser Gepäck übergaben wir verschiedenen Mitreisenden, denen wir vertrauten, um es bei der nächsten Gelegenheit nach Pretoria zu senden. Auch schrieben wir für den Fall, daß uns ein Unglück zustoßen sollte, die letzten Briefe an unsere Lieben. An Schwimmgürteln befestigten

wir die notwendigsten Habseligkeiten. Auf die Gürtel wollten wir sodann unsere Kleider legen und, sie vor uns herschiebend, schwimmen.

Wir saßen gerade in größerer Anzahl beisammen und studierten eifrig die englischen Zeitungen. Plötzlich entstand am Hauptmaste eine lebhafte Bewegung. Ein englischer Matrose eilte mit der englischen Kriegsflagge unter dem Arme davon, während ein deutscher Matrose das Flaggenfall in Bewegung setzte. Kaum trauten wir unseren Augen, als am Hauptmaste die deutsche Reichspostflagge emporflog und auf der Spitze lustig im Winde flatterte. Einen Augenblick waren wir starr vor Überraschung. Dann aber machte sich unsere gepreßte Brust in einem brausenden Hurra Luft. Noch bevor wir recht zu Worte kommen konnten, eilte der Verwalter durch unsere Mitte zur Ankündigungstafel, wo er folgende Verlautbarung anschlug:

„Die Offiziere und Mannschaften des Kreuzers »Thetis« sind angewiesen, den »Herzog« zu verlassen und das Schiff freizugeben. Die Passagiere werden vom Kapitän dringend gebeten, sich aller Auslassungen gegen die englischen Marinemannschaften, welche an Bord ja nur die Ordres ihrer Vorgesetzten erfüllt haben, zu enthalten. v. Issendorf."

In endlose Hurras brachen wir aus. Eine einzige Drahtmeldung des „Kondor" hatte genügt, um uns trotz der Feuerschlünde der Kriegsschiffe zu befreien. Ich war wieder stolz ein Deutscher zu sein! Wir Männer jauchzten und schwangen die Mützen, die Frauen weinten. Die Schiffe um uns herum füllten sich mit Matrosen und Soldaten, die neugierig auf uns sahen.

Auf dem „Kondor" hatte man den Flaggenwechsel sofort bemerkt. Augenblicklich fragte er durch ein Wimpel um unsere Lage an. Binnen wenigen Minuten hatten sich die beiden Schiffe durch Flaggensignale verständigt. Im Nu waren seine Raaen und Wanten bis zur Mastspitze hinauf mit Matrosen gefüllt, an jedem Tau, an jeder Strickleiter hingen die wackeren Burschen, und ein dreifaches mächtiges Hurra drang trotz des Windes zu uns herüber. Nun kannte unser Jubel keine Grenzen mehr;

an Tauen und Strickleitern kletterten wir in die Höhe, und unter Mützen- und Tücherschwenken flogen endlose Hurras im Angesichte des ganzen Hafens hinüber und herüber.

Es war ein herrlicher Anblick, man konnte sich wieder als freier Deutscher fühlen, die Ehre unserer beschimpften Flagge war hergestellt, stolz wehte sie vom Maste.

Und die langen Gesichter der Engländer — es war eine Lust, sie zu sehen! Inmitten unseres grenzenlosen Jubels standen und saßen sie auf dem Deck herum, die Mützen tief in die Stirne gedrückt, und sahen finster und niedergeschlagen zu Boden. Nach den Tagen so großer Schmach war ihnen diese kleine Demütigung wohl zu gönnen.

Gleichsam um aller Welt seine Freiheit zu zeigen, begann der „Herzog“ unter dem Dröhnen seines Nebelhornes einige Schiffsbewegungen zu machen. War das ein Leben und Treiben, das sich nun an Bord entwickelte! Wir konnten diesen plötzlichen Umschwung gar nicht fassen. Unsere Freude war zu groß.

Genau vier Tage hatte unsere Kriegsgefangenschaft gedauert.

Die Wachposten wurden sofort eingezogen. In der Kapitänskajüte hatten sich unsere und die englischen Offiziere zu einem Abschiedstrunke vereint. Nach einer Viertelstunde langten gleichzeitig zwei große Boote vom „Terrible“ und ein Schleppdampfer aus dem Handelshafen an. Unsere Besatzung begann sich nun an den Strickleitern in die Boote hinabzulassen. Infolge des hohen Seeganges gestaltete sich die Einschiffung etwas schwierig. Einige Soldaten, die zu tief an den Sprossen hinabgeklettert waren, wurden von den Wellen überdeckt. Nachdem in der Kapitänskajüte die letzten Trinksprüche auf die deutsche und englische Marine gewechselt worden waren, begaben sich die englischen Offiziere an die Brücke. Unsere Offiziere gaben ihnen bis dahin das Geleite; als der letzte verließ Leutnant Sumner das Schiff. Sein Abschied von den Offizieren war sehr herzlich. Aber auch auf dem Zwischendeck in der unmittelbaren

Umgebung der Brücke ging er herum und gab jedem einzelnen Deutschen die Hand. Als mit ihm der letzte Engländer das Schiff verlassen hatte, atmeten wir tief auf. Erst jetzt fühlten wir uns ganz frei.

Unter lautloser, fast beängstigender Stille stießen die beiden Boote ab. Stillschweigend und mit eisiger Ruhe sahen wir auf die Engländer nieder. Die Boote lagen zwischen uns und dem „Kondor". Kein Schmähruf scholl den Abziehenden nach, kein Laut wurde hörbar, wir benahmen uns tadellos. Der Schleppdampfer, der zur Aufnahme der englischen Reisenden bestimmt war, mußte wieder in den Hafen zurückkehren, da infolge des hohen Seeganges die Reisenden unser Schiff nicht verlassen konnten.

Noch nachts wurde auf Bitte der Reisenden dem Offizierskorps des „Kondor" der Dank mit dem Lichttelegraphen übermittelt. Der Mannschaft übersandten wir mehrere hundert Flaschen Dreher-Bier.

Am nächsten Tage kam früh morgens der Schleppdampfer wieder. Diesmal brachte er den Kapitän des „Bundesrat" mit. Er übermittelte uns die freudige Mitteilung, die wir erwartet hatten, daß auch der „Bundesrat" freigegeben worden war. Das Gleiche mußte auch mit dem in Aden beschlagnahmten „General" der Fall sein. Die gesamten Poststücke des „Bundesrat" hatten die Engländer bereits vorher dem „Kondor" abliefern müssen. In vier großen Booten wurden sie uns von dort zugeschickt. Fast die gesamte Post war für Pretoria bestimmt. Auch die ausgeschifften portugiesischen Offiziere und Beamten wurden in einem Boote wieder zurückgebracht. Ihre Rückkehr erregte lebhafte Heiterkeit.

Infolge des noch immer hohen Seeganges machte die Übernahme des Gepäckes dem Schlepper große Schwierigkeit. Mehrmals fielen Kisten und Koffer in das Wasser; einige gerieten in die Schiffsschrauben und wurden zertrümmert. Bald schwammen englische Uniformstücke und Mützen umher, einige Koffer wurden in das offene Meer getrieben. Endlich um

12 Uhr mittags waren sämtliche Engländer von dem Schlepper übernommen.

Ein ergötzlicher Fall ist da noch einzuschalten. Eine Schwester des deutschen Roten Kreuzes hatte einem Engländer, der in abgetragenen Kleidern aus Rhodesia gekommen war, einen alten Rock als Geschenk angeboten. Der Engländer nahm ihn mit Dank an. Am nächsten Tage übergab der vermeintliche Hilfsbedürftige aber der Schwester ein Pfund für arme Verwundete in Transvaal. Er war ein reicher Farmer aus Innerafrika.

Master Pink, ein vierzigjähriger Unteroffizier, mit dem wir freundschaftlich verkehrt hatten, grüßte vom Schlepper aus höflich, ebenso wir zurück. Mit einiger Ironie riefen wir uns zu: „Auf Wiedersehen!" Vierzehn Tage später stand der Name des Armen auf einer langen englischen Totenliste. Als Todesursache war angeführt: Kopfschuß.

Kurz nach der Abfahrt des Schleppers verkündete das Dröhnen unseres Nebelhornes, daß auch wir uns zur Abfahrt anschickten. Es war für uns ein Hochgenuß, das Schiff wieder selbständig arbeiten zu sehen. Sämtliche englische Schiffe leisteten unserer Flagge den Salut. An einem englischen Truppentransportschiffe, das erst vor wenigen Stunden angekommen und in einiger Entfernung von uns vor Anker gegangen war, fuhren wir vorbei. Es war dicht mit Soldaten besetzt, die uns neugierig beguckten. Auf dem Verdecke befanden sich Waggons eines Panzerzuges sowie Pferde. Überhaupt liefen täglich Truppentransportschiffe ein. In den letzten Tagen waren nach der Angabe eines Beamten des deutschen Konsulates 8000 Mann mit 3000 Pferden ausgeschifft worden. In einer Entfernung von einem Kilometer fuhren wir am „Kondor" vorbei. Stolz sahen wir den beiderseitigen Flaggengruß. Und nun stimmten wir in Erinnerung unserer traurigen Einfahrt wieder den Vollgesang „Deutschland, Deutschland über alles!" an. Aber mit welch anderen Gefühlen!

Und in einem brausenden „Hurra!" drückten wir dem „Kondor" nochmals unseren Dank aus. Wieder waren seine

Masten und Raaen dicht besetzt. Ein mächtiges „Hurra!" scholl zu uns herüber. Und mit nicht endenwollenden Hurrarufen antworteten wir. War das ein Mützen- und Tücherschwenken hinüber und herüber; die Engländer guckten sich schier die Augen aus. Als wir die äußerste Schiffslinie passiert hatten, da flog am „Kondor" noch als letzter Flaggengruß empor: „Glückliche Fahrt!"

Und hinaus auf die hohe See ging's wieder unter der stolzen deutschen Flagge als freier deutscher Mann!

III.

In Transvaal.

Es war am frühen Morgen des 12. Jänner 1900, als wir mit der Delagoabahn aus Laurenzo Marquez abdampften.

Dieser Ort war uns durch die Schwierigkeiten, die man uns in den Weg gelegt hatte, geradezu verhaßt geworden. Seit zwei Tagen hatte es in Strömen geregnet, so daß wir bis auf die Haut durchnäßt worden waren. Wir Privatreisenden, die keiner Ambulanze angehörten, hatten uns von den portugiesischen Behörden alle möglichen Papiere für schweres Geld ausstellen lassen müssen. Von der einen Kanzlei war es in die andere gegangen, und dazu war jede in einem anderen Hause. Auch konnten wir uns mit den Beamten nicht verständigen, da sie außer ihrer Muttersprache keiner fremden Sprache mächtig waren. Durch hohe Schreibgebühren hatte man uns möglichst viel Geld abzunehmen gesucht. Unter anderem hatten wir uns um zwei Schillinge von der Ortspolizei ein Sittenzeugnis ausstellen lassen müssen.

Auch einige holländische Beamte des Transvaalkonsulates, denen die Schreibarbeit jedenfalls zuwider war, suchten mit

unverkennbarer Absicht alles auf die lange Bank zu schieben und uns in kleinlicher Weise zu ärgern.

Für Geld bekamen wir nach gründlicher Geduldprobe endlich alles. Die gesamten Schreibgebühren betrugen 33 Schillinge, also ungefähr 40 Kronen.

Die reichsdeutschen und österreichischen Staatsbürger mußten sich dem deutschen Konsul Grafen Hardenberg vorstellen und ihm die Versicherung geben, daß sie aus privaten Gründen nach Transvaal reisten und sich an dem Kriege in keiner Weise beteiligen würden.

Ich und einige Mitreisende gingen „zufällig“ nicht zu dieser Vorstellung, bekamen jedoch dessenungeachtet unsere Durchzugspässe.

Kurz und gut, wir waren nach all den Abenteuern froh, glücklich der Grenze zuzudampfen.

Bei einer Biegung bekamen wir nochmals das Meer und den „Herzog“ zu sehen. Eben flog eine Reihe von Wimpeln am Hauptmaste empor: „Glückliche Fahrt!“

Und fort ging's nun durch das südafrikanische Grabenland. Allmählich blieben die Palmen, Aloen und Kakteen zurück. Eine unendliche Sumpfebene breitete sich zu beiden Seiten der Bahnstrecke aus, nur teilweise mit hohem Riedgrase, Orchideen und verschiedenen tropischen Pflanzen bewachsen. Außer vereinzelten Kokospalmen kam nur noch der sogenannte Fieberbaum vor. Manchmal standen auch Kaffernhütten, deren Bewohner Bahnwächterdienste versahen, an der Bahnstrecke.

Im Westen begann allmählich eine Reihe von Hügeln die eintönige Ebene zu begrenzen, und in weiter Ferne tauchten die Gipfel hoher Berge auf. Wir näherten uns der Grenze von Transvaal.

Endlich war die letzte portugiesische Haltestelle, Ressano Garcia, passiert. Wir sahen mit begreiflicher Spannung nach den Grenzpfählen aus, konnten aber keine entdecken. Bald darauf fuhren wir über eine lange eiserne Brücke, die über einen Fluß, den Komati gebaut war.

Ich befand mich gerade mit einigen Herren auf der hinteren Plattform des letzten Waggons.

Als wir am Ende der Brücke angelangt waren, sahen wir zwei Männer mit Gewehren und Patronengürteln hinter einem Bogen hervortreten. Sie glichen aufs Haar den Burenabbildungen in den europäischen Zeitungen.

Unmittelbar darauf fuhren wir an einem großen Zelte vorbei, vor dem acht Mann der Brückenwache standen.

Gottlob, wir waren glücklich in Transvaal angelangt. In einem brausenden Hurra gaben wir unserer Freude Ausdruck.

Wohl dachte ich einen Augenblick: „Wirst du auch wieder zurückkehren?“ Aber es war eben nur ein Moment.

Die Buren begrüßten uns mit lebhaften Zurufen und Büchsenschwenken.

Fünf Minuten später fuhren wir in Komatipoort, der Grenzstation der Republik, ein. Am Bahnhofe befanden sich viele Leute, auch zwanzig bewaffnete Buren standen, regellos gruppiert und gemütlich aus ihrer Pfeife rauchend, herum.

Wir sprangen sofort aus den Wagen.

Mehrere Herren geleiteten die angekommenen Mitglieder der Sanitätsabteilungen in das nächste Gasthaus.

Wir Privatreisenden wurden in freundlichster Weise von einigen politischen Beamten einer gründlichen Durchsuchung unserer Papiere unterzogen, da die englische Regierung unter den verschiedensten Masken geschickte Spione in das Land sandte. Nach der Untersuchung meldeten sich bei den Beamten ungefähr vierzig Freiwillige zum Eintritte in die Transvaalarmee. Sämtliche, die nur bis Komatipoort Fahrkarten gelöst hatten, erhielten freie Fahrt erster Klasse bis Pretoria und kostenlose Beförderung ihres Gepäckes. Wir andern Freiwilligen, die in Laurenzo Marquez bereits Karten bis Pretoria genommen hatten, ärgerten uns über unsere Voreiligkeit, durch die wir eine unnütze Mehrausgabe von 148 Kronen zu verzeichnen hatten. Die Revolver, die wir bei uns hatten, mußten wir einem Beamten abliefern.

Auch wir wurden in das gleiche Gasthaus geführt. Hier hatte die Grenzwache ihren Hauptsitz.

Jenseits des Flusses begann nämlich die portugiesische oder richtiger die Grenze der unabhängigen Kaffern, da nur die Bahnlinie in den Händen der Portugiesen war. Englische Händler zogen dort damals in Scharen umher und verkauften an die Schwarzen zu möglichst herabgesetzten Preisen Gewehre, damit sie den Buren Verlegenheiten bereiten sollten.

Unter den hundertzwanzig Mann des Kommandos befanden sich ungefähr vierzig Deutsche, die bereits lange im Lande ansässig waren. Sie bewillkommneten uns in der herzlichsten Weise. Während die Ambulanzen von den Regierungsbeamten zu einem Bankett geladen waren, wurden auch wir Freiwilligen freigebig bewirtet und zwar auf Kosten des Platzkommandanten, der bezeichnenderweise auch ein Deutscher war. Leider habe ich seinen Namen vergessen.

Ein deutscher Transvaaler richtete an uns Freiwillige eine markige Ansprache, die mit den Worten endete: „Wo man Männer braucht, sind Deutsche stets zu finden!“ Darauf folgte die „Wacht am Rhein“, nach deren Absingung wir ein dreimaliges Hurra für Transvaal ausbrachten.

Ein Bur ließ uns dann von halbnackten Kaffern, die gerade anwesend waren, Kriegstänze vorführen.

Später ging's wieder weiter. Mit Hurrarufen schieden wir, die Buren schossen ihre scharfgeladenen Gewehre ab, und die Deutschen riefen uns noch nach: „Grüßt uns das deutsche Freikorps!“

In Kap Muiden boten uns mehrere deutsche Kolonisten Erfrischungen. Ein Bayer kam sofort auf mich zu und fragte mit Bezug auf meine graugrüne Lodenjoppe, die ich zur Feier des Tages angezogen hatte, in welcher Alpengegend ich zu Hause sei. Er bewirtete mich in äußerst freigebiger und herzlicher Weise und steckte mir beim Abschiede noch alle Taschen mit Bierflaschen und Eßwaren voll.

Allmählich erreichten wir die Lemboboberge und bogen in

das Thal des Elandsriver ein. Zwei Stunden hindurch fuhren wir längs desselben in dem engen Passe mit Eilzugsgeschwindigkeit dahin. Die wildromantische Gegend dürfte am besten mit dem Gesäuse in Obersteiermark oder mit dem Oberinnthale bei Finstermünz zu vergleichen sein. Sie ist vielleicht die schönste der Republik; ein herrliches Gebirgsland! Einzelne Farmen klebten gleich Vogelnestern an den Felsen und gewährten einen reizenden Anblick.

Die rötlichen Steinmassen, stellenweise mit Kakteen, Farrenkräutern und Schlingpflanzen überwachsen, die abwechselnde Scenerie des Flußthales entzückten das Auge.

Dabei war diese Gegend äußerst fruchtbar, freilich auch sehr fieberreich. Während des Bahnbaues sollen an 10,000 Erdarbeiter, durchwegs Kaffern, dem Fieber erlegen sein. Die Eisenbahngesellschaft ließ bis zum Ausbruch des Krieges im Thale massenweise Eucalyptusbäume pflanzen, um durch deren aromatische Ausdünstung eine Luftverbesserung herbeizuführen und das Sumpffieber zu beseitigen.

Die Delagoabahn war zur Hälfte mit deutschem, zur Hälfte mit holländischem und Transvaalgelde erbaut worden; der Bau von Laurenzo Marquez bis Pretoria hatte fünf Jahre in Anspruch genommen, am 1. Jänner 1895 war die Bahn dem Betriebe übergeben worden.

Nun tauchte der mächtige Höhenzug der Drachenberge auf, der das Flußthal sackgassenförmig abschloß und eine wichtige Wasser- und Wetterscheide bildete. Nicht lange, und der Ruf ertönte:

„Watervalonder (Wasserfall unter)! — Eine Stunde Aufenthalt!“

In einem Hotel war uns hier allen auf Kosten der Regierung ein Abendessen bereitet worden. Viele Leute hatten sich am Perron eingefunden, um uns zu sehen. Die eleganten Toiletten der Damen, meist Frauen europäischer Kolonisten, verblüfften uns, da wir uns ganz andere Vorstellungen von dem Lande gemacht hatten. Gerne hätten wir die Gegend uns näher

angesehen, doch war bereits die Nacht hereingebrochen. So bemerkten wir nur, daß wir uns in einem Thalkessel befanden, der von himmelhohen Bergen eingeschlossen war. Auch hörten wir das Rauschen mächtiger Wasserfälle.

Wir befanden uns am Fuße der Drachenberge.

In Friedenszeiten verkehrte auf dieser Strecke täglich ein Zug zwischen Pretoria und der Delagoabai. Nach Ausbruch des Krieges wurde der nächtliche Verkehr auf sämtlichen Bahnen eingestellt. Der Ambulanzen und Freiwilligen wegen durfte der Zug diesmal ausnahmsweise auch nachts weiterfahren.

Die Bahn war von den Buren sorgfältig bewacht. Die ganze Nacht fuhren wir an den Lagerfeuern der Wachen vorüber, und überall wurden wir mit Hurrarufen und Gewehrschüssen empfangen.

Am nächsten Morgen — es war gerade sieben Uhr — langten wir in Pretoria an.

Die ziemlich ausgedehnte Stadt ist von hohen Bergen umschlossen und bot einen malerischen Anblick.

Am Bahnhofe hatte sich wieder eine Menge Neugieriger eingefunden. Die Ambulanzen wurden von einem Festausschusse empfangen. Wir Freiwilligen wurden einer nochmaligen Untersuchung unserer Päffe unterzogen und konnten dann aussteigen. Anfangs standen wir ratlos da und wußten nicht recht, wohin wir uns wenden sollten. Bald kam aber Pollak atemlos und mit wichtiger Miene herbeigestürzt:

„Für die Herren Offiziere ist ein besonderer Wagen von der Regierung beigestellt, der sie in das erste Hotel bringen wird. Die Herren Offiziere sind Gäste der Regierung und werden als Passagiere erster Klasse behandelt. Ich bitte die Herren Offiziere mir zum Wagen zu folgen!"

Letztere ließen sich dies nicht zweimal sagen, sondern folgten hocherhobenen Hauptes dem Voranschreitenden.

„Nur die Herren Offiziere sind Gäste der Regierung?"

Diese Zurücksetzung war etwas kränkend für uns Nichtoffiziere. Wir hatten aber einigen Grund, diesen Worten nicht

unbedingt Glauben zu schenken. Deshalb begaben ich und noch einige Freiwillige uns zu dem Wagen, den die Regierung den „Herren Offizieren" beigestellt haben sollte. Die angebliche Staatskarosse entpuppte sich alsbald als ein gewöhnlicher schwerfälliger Hotelwagen nach dem Muster unserer Omnibusse.

Neben dem Wagen stand ein schwarzgekleideter Herr, der uns zuvorkommend grüßte.

„Ein Regierungsbeamter, der zu unserem Empfange hier erschienen ist!" erklärte ein früherer reichsdeutscher Offizier.

Wir guckten in den geräumigen Wagen, welch respektwidriges Benehmen von den Herren Offizieren, die sich in edler Selbstschätzung nur mehr mit „Herr Rittmeister" und „Herr Leutnant" ansprachen und vor gegenseitiger Hochachtung schier zu zerfließen schienen, mit mißbilligenden Blicken aufgenommen wurde.

„Der Wagen ist nur für die Herren Offiziere!" ruft entrüstet Leutnant Th. dem einsteigenden Freiwilligen Bertling zu. Der aber drückt sich dessen ungeachtet in eine Ecke und ladet auch mich zum Einsteigen ein.

Um dies zu verhindern, belegten die Herren „Offiziere" die leeren Sitzplätze schnell mit ihrem Gepäck. Ich bemerke ausdrücklich, daß es hier sich nicht um Offiziere in europäischem Sinne, sondern um sogenannte „Quittierte" handelt, die aus den verschiedensten Gründen aus ihren Heeresverbänden geschieden waren und hier nun ihr Glück machen wollten. Auch Leute, die nie einem Heeresverbande angehört hatten, gaben sich hier für Offiziere aus.

Rittmeister von G., mit dem ich auf dem Schiffe stets in freundschaftlichstem Verkehre gestanden, sagte nun mit herablassender Handbewegung und im wohlwollenden Tone zu mir: „Warten Sie einen Augenblick!", worauf er sich an die Herren Kameraden wandte: „Haben Sie noch etwas Platz, meine Herren? Wir können ja allenfalls den Herrn S. einsteigen lassen!"

„Nun ja!" meinte Premierleutnant U. mit gnädigem Kopfnicken. „Herr S. kann ja einsteigen!"

Sofort aber legte sich mein Landsmann Pollak ins Mittel.

„Das wird nicht gehen!" sagte er achselzuckend. „Das kann der Regierungsbeamte nicht zulassen. Der Wagen ist nur für die Herren Offiziere bestimmt."

Ich wandte mich nun an den fremden Herrn neben dem Wagenschlage, den die Herren Quittierten in ziemlicher Überschätzung ihrer wichtigen Persönlichkeiten für einen Regierungsbeamten hielten.

„Ach lassen Sie sich nichts weiß machen!" sagte dieser in reinster Berliner Mundart. „Erstens bin ich kein Regierungsbeamter sondern der Manager (Geschäftsführer) des Transvaal-Hotel, und zweitens sind hier alle Freiwilligen gleich. Es gibt bei uns keine Offiziere und besonders solche. Alle Freiwilligen sind Gäste der Transvaalregierung!"

Und sofort rief er in den Wagen hinein:

„Bitte etwas enger zusammenzurücken, damit die anderen Herren auch Platz haben!"

Zwanzig Minuten später hielt der Wagen vor dem Transvaal-Hotel, einem Gasthause ersten Ranges, auch in europäischem Sinne. Jeder Freiwillige erhielt ein Zimmer und wurde als Passagier erster Klasse behandelt; die Regierung bezahlte für jeden täglich ein Pfund, also 24 Kronen ö. W.

IV.

Beim Staatssekretär und die Eidesleistung.

Eine Stunde später fanden sich sämtliche Freiwillige im Gouvernementsgebäude ein, um sich dem Staatssekretär Reitz behufs Aufnahme in die Transvaalarmee vorzustellen.

Das Regierungsgebäude machte einen imposanten Eindruck. Es war auf allen Seiten von Wachposten der uniformierten Pretoriapolizei umgeben. Vor dem Gebäude befand sich eine

Menge bewaffneter Buren bei ihren gesattelten Pferden, überhaupt herrschte hier ein außergewöhnliches Leben und Treiben. In der Vorhalle standen viele Buren in eifrigem Gespräche herum, während andere, die offenbar einen Rang bekleideten, sporenklirrend und geschäftig hin- und herschritten. Es war eine Lust, die großen herkulischen Gestalten mit den mächtigen, wallenden Bärten zu sehen.

Im ganzen Gebäude herrschte große Aufregung. Von General Joubert waren Telegramme eingelaufen mit der Meldung, daß am Tugela um die Flußübergänge ein furchtbar blutiges Ringen sich entsponnen habe und die Engländer in erdrückender Übermacht stürmten. Überall sah man besorgte Mienen.

Ein holländischer Beamter führte uns in die elegant eingerichtete Kanzlei des Staatssekretärs. Da dieser nicht anwesend war, so setzte sich ein Teil in die herumstehenden Lehnstühle.

Die „Quittierten" bildeten sofort eine Gruppe. Unsere Anwesenheit schien ihnen unangenehm zu sein. Schließlich wandte sich Rittmeister von G. zu uns und sagte in beinahe befehlendem Tone: „Zuerst kommen die Herren Offiziere!" und setzte dann noch hinzu: „Die Herren Reserveoffiziere können allenfalls hier bleiben!"

Ein früherer preußischer Unteroffizier entgegnete jedoch barsch:

„Hier gibts keine Offiziere mehr, wir alle sind Freiwillige!"

Die Entrüstung der „Quittierten" kann man sich denken. Da der Staatssekretär noch immer nicht erschien, wurde es ihnen langweilig. Sie begannen ganz ungeniert in den Schriften auf dem Schreibtische herumzublättern und besprachen die Zugeständnisse, die ihnen der Staat machen müsse, um sie zum Eintritte in das Heer zu bewegen. Alle beanspruchten Stabsoffiziersstellen, und jeder wollte seine Dienste so teuer als möglich verkaufen.

Endlich erschien der Staatssekretär; ein großer hagerer Mann mit schneeweißem Haar und Bart und offenen Zügen.

„Guten Morgen!“ grüßte er freundlich und fragte dann in holländischer Sprache:

„Was wollt Ihr von mir, Freunde?“

Einen Augenblick waren wir über diese etwas sonderbare Eröffnung der Vorstellung verdutzt, doch antworteten einige schließlich zögernd:

„Wir wollen in die Transvaalarmee eintreten!“

„Ah, da seid Ihr Freiwillige und wollt fechten für unser Land!“ sagte der Staatssekretär erfreut und reichte den Nächststehenden die Hand.

Diesen Augenblick benützen die „Quittierten“, um sich an Reitz heranzudrängen. G. weist ein ganzes Bündel Zeugnisse vor, vom „Fürsten X, vom Erbprinzen Y“ u. s. w.

Der Staatssekretär wird allmählich ernst, sieht im Kreise herum und fragt dann:

„Was will der Mensch von mir?“

Nach einigem Zögern tritt der Holländer Bertling vor und entgegnet:

„Das ist ein deutscher Offizier, der fechten will!“

„All right!“ meint Reitz und wendet sich dann an G. mit der Frage:

„Könnt Ihr schießen?“

G. schaut etwas verblüfft drein, entgegnet aber schließlich:

„Jawohl!“

„Könnt Ihr reiten?“

„Jaaa!“ erwidert G. gedehnt.

„Das ist es, was wir brauchen!“ ruft der Staatssekretär und schlägt mit der Hand auf den Tisch. „Alles andere wollen wir nicht.“

G. meint hierauf etwas kleinlaut: „Aber ich war Rittmeister und kann hier doch nicht als gewöhnlicher Soldat dienen.“

„Bei uns sind alle Menschen gleich, und jeder, der da fechten will, ist uns willkommen,“ entgegnet Reitz.

Darüber gerieten die „Quittierten“, die zu Hause mit den

bescheidensten Zivilanstellungen sich hatten begnügen müssen, in hohe Aufregung.

S. wollte nochmals die Wichtigkeit seiner Person aus seinen Zeugnissen klarlegen; als aber Reitz sich abwandte, warf er die Zeugnisse einfach auf den Tisch.

Reitz ließ sie jedoch sofort durch den Kanzleidiener ihrem Besitzer zurückgeben und wies sodann einen Beamten an, uns auf die Kommandantur zu führen.

Rumpf, ich und noch einige Freiwillige traten nun vor und verabschiedeten uns vom Staatssekretär, der uns freundlich die Hand schüttelte. Auch einige frühere Offiziere, die erst kürzlich aus der Armee getreten waren, um den Feldzug in Südafrika mitzumachen, und die nach dessen Beendigung ihre früheren Chargen wieder annehmen wollten, waren über das Vorgehen der „Quittierten" entrüstet und schlossen sich uns an.

Die „Quittierten" hatten sich bereits entfernt. Graf Sternberg, ein österreichischer Offizier, der genau einen Monat früher sich dem Staatssekretär vorgestellt hatte, schreibt in seinem Buche „Aus dem Boerenkriege" vom 11. Dezember 1899:

„Der Staatssekretär empfing mich unendlich zuvorkommend, lehnte aber jede Unterstützung meiner Expedition ab. Vor mir waren einige fremde entlassene Offiziere hier angekommen und hatten die Regierung gründlich ausgebeutet, so daß vor neuen ähnlichen Nachzüglern der etwas einfache und naive Staatssekretär »die Nase voll hatte«."

Und trotzdem hatte uns der Staatssekretär so freundlich empfangen.

Auf der Kommandantur war ein älterer Beamter, der die Heeresverwaltung unter sich hatte.

Ein Unterbeamter sagte uns den Waffeneid in deutscher Sprache vor, der uns nur verpflichtete, der südafrikanischen Republik treu zu dienen, während wir in ihrem Heere standen.

Als uns der Beamte zum Schwören aufforderte, riefen sofort die „Quittierten" dazwischen:

„Wir wollen wissen, ob wir als Offiziere eintreten können. Früher schwören wir nicht!“

Vergebens suchte sie der Beamte mit der Erklärung zu beschwichtigen, daß die Bürger ihre Offiziere selbst wählten und der Regierung und den Generalen kein Ernennungsrecht zustehe. Die Aufgeregten waren nicht zu beruhigen.

J., der bereits vor sechs Jahren aus dem Heere getreten war, herrschte den Beamten in entrüstetem vorwurfsvollen Tone an:

„Ich war zu Hause Rittmeister und wäre nun Major geworden!“

„So, so!“ meinte der Beamte nachdenklich. „Aber warum haben Sie dann den Dienst aufgegeben? Jetzt wären Sie gewiß schon General!“

Uns anderen Freiwilligen wurde die Sache nun doch zu toll, weshalb wir vortraten und uns bedingungslos zum Schwören bereit erklärten.

Den „Quittierten“ blieb nichts übrig als hinauszugehen oder mitzuschwören; schließlich mußten sie sich doch zu letzterem bequemen, da sie, meist aller Barmittel entblößt, auf die Unterstützung der Regierung angewiesen waren.

Nur J. fragte noch:

„Und können wir nach Hause zurückkehren, wann wir wollen?“

„Natürlich!“ versetzte der Beamte ironisch. „Ihr könnt gehen, wann es Euch beliebt!“

Wir waren wütend auf diese Leute, da sie das Ansehen aller Freiwilligen so schwer kompromittierten.

Endlich war der Schwur geleistet.

Die Beamten atmeten sichtlich auf, als die arrogante Gesellschaft zum Tempel hinausstolzierte.

Während wir anderen Freiwilligen nach der Eidesleistung uns stolz als Burenkämpfer fühlten, stiegen die Herren „Quittierten“ gekränkt als verkannte Genies herum.

V.

Unsere Ausrüstung.

Nach der Eidesleistung wurden wir von dem Regierungsbeamten Schlüter, einem Norddeutschen, in eine Gasse am südlichen Ende der Stadt geführt. Vor einem kleinen Wohnhause hielten wir. Ein Zivilpolizist öffnete die Thüre des Hauses, das derzeit unbewohnt war. Sämtliche Zimmer waren mit Mauser- und Henry-Martini-Gewehren und Karabinern, sowie Revolvern bis zur Decke hinauf gefüllt, aus denen wir beliebig wählen konnten. Ich nahm mir einen Mauserkarabiner, einen Patronengürtel und hundertzwanzig Patronen. Säbel und Bajonette waren nicht vorhanden. Stolz spazierten wir mit den Gewehren in das Hotel zurück.

Vorher ging ich noch zu Dr. Albrecht, um mich in Wehr und Waffen bewundern zu lassen. Dann führte uns Schlüter in verschiedene Geschäfte, in denen wir gegen Empfangsbestätigung, die am nächsten Tage von der Regierung eingelöst wurde, Mäntel, Kleider, Decken u. s. w. erhielten. Sättel und Zaumzeug bekamen wir im Regierungsgebäude. Auch beteilte die Regierung jeden mit der Transvaal-Kriegsmedaille, bestehend aus dem in Neusilber ausgeführten Landeswappen. Wir trugen sie nach hiesiger Sitte am Hute. Später kaufte ich Verbandzeug, Chinin und Citronensäure.

Abends besuchten mich Dr. Albrecht und Dr. Thielemann, um meine Ausrüstung zu besichtigen. Am nächsten Morgen gingen wir mit einem deutschen Einwohner zu einer Feldwache in der Nähe eines Forts, wo wir auf leere Flaschen schossen und uns von der Vortrefflichkeit unserer Mausergewehre überzeugten. Während des Schießens sprang knapp vor mir ein Hase auf; zweimal schoß ich auf ihn vergebens. Da sprang ein Kaffer, der der Feldwache zur Dienstleistung zugewiesen war, vor und tötete den Hasen auf eine Entfernung von achtzig Schritten

durch einen Steinwurf. Dann rupfte er ihn wie ein Huhn und briet ihn am Feuer. In einem nahegelegenen Gasthause wurden wir von einigen jungen akademisch gebildeten Buren, die von den Hochschulen in London und Amsterdam herbeigeeilt waren, um für ihr Vaterland die Waffen zu ergreifen, bewirtet. Abwechselnd sangen wir „Die Wacht am Rhein" und die Transvaalhymne. Das alldeutsche Stammesbewußtsein schlang um uns ein inniges Freundschaftsband.

Die Stadt besahen wir uns abends eingehend. Die meisten Häuser waren von Gärten umgeben und lugten zwischen Eukalyptus und Weidenbäumen, Geisblatt, Epheu- und anderen Schlinggewächsen freundlich hervor.

Es war im Jahre 1856, als der erste Präsident der Transvaalrepublik Pretorius zwischen den Witwatersrand- und Magaliesbergen eine Niederlassung gründete, die ihm zu Ehren Pretoria genannt wurde. Zuerst zählte die Niederlassung nur 300 Einwohner, zur Zeit meiner Anwesenheit hatte Pretoria eine Bevölkerung von 20000 Weißen und 10000 Schwarzen.

Die Stadt besitzt eine Staatsbibliothek (14000 Bände), ein Museum und zehn Kirchen. Eine ziemlich primitive Pferdebahn verbindet die entfernten Stadtteile. Im allgemeinen gefiel es uns hier gut, doch war das Bier leicht, der Wein schwer, das Wasser schlecht. Ansichtskarten waren zu unserem Leidwesen nicht mehr vorhanden, da der ganze Vorrat von den vor uns eingetroffenen Freiwilligen aufgekauft worden war.

Am nächsten Tage hatten sich die Freiwilligen, die Pferde wünschten, im Regierungsgebäude zu melden. Ohne uns nur einen Augenblick zu besinnen, beschlossen auch wir — die noch nie einen Gaul unter sich gehabt hatten — uns um Pferde zu bewerben. Nachmittags wurden wir zu dem Stalle geführt, wo die Regierungspferde sich befanden. Er lag mitten in der Stadt.

Obwohl sich verschiedene „Quittierte" bei der Regierung bemüht hatten, mit Hinweis auf ihre frühere gesellschaftliche Stellung in Europa bessere Pferde zu erhalten, so vermochten

sie doch nicht an dem Grundsatze der Regierung „gleiches Recht für alle“ zu rütteln. Ihre Bemühungen blieben vergebens.

Alle Freiwilligen stellten sich im Halbkreise vor dem Stalle auf, dann wurde die Stallthüre geöffnet, und nun sprangen an vierzig Pferde heraus. Jeder konnte das Tier nehmen, das ihm gefiel. Natürlich wählten die Reitkundigen die schönsten und feurigsten Pferde, während wir anderen um die sanftmütigsten und ruhigsten uns bewarben. Das Fangen war jedoch keine Kleinigkeit. Die Pferde drängten sich zusammen und durchbrachen mehrmals unsere Linie. Die Tiere liefen vor uns und wir vor ihnen davon, was die zuschauenden Buren zu großer Heiterkeit veranlaßte. Endlich hatte jeder ein Pferd. Die Regierung begnügte sich mit einer einfachen Empfangsbestätigung.

VI.

Der Totenkopfhusar.

Abends gab es im Hotel großen Lärm.

Mehrere Reisende vom „Herzog“, die in Laurenzo Marquez noch einige Tage verbracht hatten, waren mit dem Abendzuge eingetroffen. Unter ihnen befand sich auch Wilhelm Meyerbach, der Sohn eines Bankiers in Aachen.

Als in Südafrika der Krieg ausgebrochen war, entschloß sich Meyerbach, in das Burenheer zu treten. Er war darüber nicht im Zweifel, daß man ihm sofort ein Kommando anvertrauen werde. War der Entschluß schon erstaunlich, so war die Ausführung noch kühner. Meyerbach steckte sich in die Uniform eines Unteroffiziers der deutschen Kolonialschutztruppe. Außerdem schaffte er sich einen Mantel der preußischen Totenkopfhusaren, einen Burenhut mit aufgeschlagener Krempe und einen Säbel an.

In diesem Aufzuge stieg er vor seiner Einschiffung in Neapel säbelrasselnd und sporenklirrend umher und ließ sich bewundern. Die Polizei war aber mit Meyerbachs Heroismus nicht einverstanden und nahm ihm den Säbel ab; auch mußte er die Montur mit einer weniger malerischen Kleidung vertauschen. Auf dem Schiffe war er durch sein schwärmerisches Mondscheingesicht mit sanftem Augenaufschlage und sein weibisches Gebaren aufgefallen.

In Laurenzo Marquez stieg er als einfacher Civilist in den Zug, aber sofort nach Passierung der Grenze kleidete er sich noch im Waggon um.

Ein deutscher Bahnbeamter begegnete dem „Gernegroß" in Watervalonder und schrieb darüber der „Deutschen Zeitung":

„Während der Belagerung von Ladysmith teilten mir einige Buren in Watervalonder mit, es sei soeben ein deutscher Militärattaché eingetroffen. Auf meine verwunderte Frage zeigten sie mir einen Herrn, der in einem höchst merkwürdigen Aufzuge unter heftigem Säbelgerassel auf dem Bahnsteig auf- und abstolzierte. Es war Herr Meyerbach."

Nun stand Meyerbach in der Vorhalle des Hotels abermals in dem abenteuerlichen Aufzuge und blickte stolz und siegesbewußt um sich. Den Mantel hatte er offen gelassen und zurückgeschlagen, um auch das rotseidene Unterfutter sehen zu lassen.

Einige der „Quittierten" fühlten durch Meyerbachs Auftreten ihre Offiziersehre verletzt. Sie entschlossen sich daher zu einem gemeinsamen Vorgehen.

„Wie können Sie sich erlauben, in solcher Tracht hier zu erscheinen?" trat der frühere Leutnant Th. zu Meyerbach.

„Sie haben kein Recht, mich zur Rede zu stellen!"

„Sie sind kein Offizier und haben keine Uniform zu tragen!"

„Das kümmert Sie wenig! Übrigens brauchen Sie kein solches Geschrei zu machen. Sie sind ebenfalls kein Offizier mehr. Sie alle da sind verkrachte beschäftigungslose Offiziere, die der Regierung nur zur Last fallen!"

„Was? Frechheit!"

Großes Geschrei der „Quittierten". Ich meinte, Meyerbach werde nun nach europäischem Muster in Stücke gehackt werden. Doch Afrika ist nicht Europa und „Quittierte" sind keine Offiziere.

„Ich bringe hundert Mann nach und habe eine Erfindung gemacht, die dem Lande mehr nützen wird als Ihr alle zusammen!"

Allseitige Heiterkeit.

Schließlich faßt der Hotelbesitzer den Aufgeregten am Arme und ersucht ihn, ein anderes Hotel mit seiner Anwesenheit zu beglücken. Meyerbach entfernt sich, protestiert aber noch zum Thore hinaus. —

Am nächsten Morgen fanden wir uns im Regierungsgebäude ein, um unsere Ausrüstung zu vervollständigen.

Auch Meyerbach erschien. Viele Buren, die gleichfalls wegen Übernahme von Sätteln und dergleichen hergekommen waren, beachteten ihn gar nicht. Sie waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Meyerbach ärgerte diese Nichtachtung sehr; uns würdigte er keines Blickes. Ein Kaffer trug ihm in einem großen Koffer seine „Erfindung" nach, die natürlich genau so verrückt war wie der ganze Kerl.

Eben erschien Schlüter, der deutsche Beamte, in der Vorhalle und begab sich mit einem Aktenbündel eiligst zur Kanzlei des Staatssekretärs.

Schnell stürzt Meyerbach ihm nach.

„Sie, Sie!" ruft er in befehlendem Tone. Da der Angerufene ihn nicht hört, so schreit er ihm erbost nach:

„Ja hören Sie denn nicht?"

Verwundert wendet sich Schlüter um und fragt: „Was woll'ns denn?"

„Ich muß mit dem Präsidenten sprechen!"

„Das geht mich nichts an!" Schlüter eilt weiter.

„Sie, Sie!"

„Hab' keine Zeit!"

Sporenklirrend schreitet Meyerbach hinter dem Davon-eilenden her.

„Sie, warten Sie doch, ich habe etwas Wichtiges zu sagen!“

„So machen's schnell, ich habe zu thun!“ entgegnet Schlüter unwirsch.

„Ich habe eine wichtige Erfindung gemacht!“ sagt M. mit geheimnisvoller Miene und im Flüstertone.

Halb verblüfft, halb belustigt mustert ihn Schlüter von oben bis unten: „Was kümmert denn das mich?“

„Aber ich habe eine Bombe von riesiger Wirkung erfunden!“

„Sie haben wohl auch um eine Bombe zu viel!“ meint Schlüter und geht weiter.

„Herrrr!“ braust Meyerbach auf und stampft mit dem Fuße, daß die Sporen klirren.

„Eine solche Behandlung bin ich nicht gewohnt! Wissen Sie, wer ich bin?“

„Interessiert mich wenig!“

„Mein Vater ist Banquier in Düsseldorf. Ich kann mir eine solche Behandlung nicht gefallen lassen!“

Uns bereitete der Auftritt großes Ergötzen.

Am nächsten Tage durchschoß er sich mit einem Revolver die Verbindungshaut zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand. Dr. Albrecht legte ihm einen Verband an.

Meyerbach gab noch in übergroßer Sorgfalt seinen Arm in eine Schlinge und ritt nun als verwundeter General herum.

Auch bei Reitz und Krüger sprach er vor und stahl ihnen die kostbare Zeit. Ohm Paul wird ihm seine Meinung wohl gesagt haben.

Da er nach einigen Tagen in Pretoria kein Aufsehen mehr machte, begab er sich nach Johannesburg, wo er bei begüterten Verwandten eine Anstellung erhielt. Er hat sich übrigens in keiner Weise je am Kriege beteiligt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man wird nun die Zurückhaltung der Regierung gegenüber den ausländischen Freiwilligen begreifen. —

Durch seine kindische Prahlsucht und Wichtigthuerei sollte Meyerbach später in eine sehr unangenehme Lage kommen. Im August 1901 wurde er in Johannesburg von der englischen Polizei verhaftet und unter der Anklage des Hochverrates vor das Kriegsgericht gestellt. Das Urteil war zur Zeit der Herausgabe dieses Buches noch nicht bekannt.

Die „Kölnische Zeitung" schrieb über diesen Fall:

„Meyerbach ist ein bekannter Abenteurer, der bald nach dem Zusammenbruche des letzten geschlossenen Widerstandes der Buren bei Dalmanutha nach Europa zurückkehrte und in Marseille mit dem stolzen Beinamen Caserta als „Gesandter" des Präsidenten Steyn an Krüger auftauchte. Er hat unter den deutschen Freiwilligen im Heere der Buren eine wenig rühmliche Rolle gespielt und gab sich unter anderem für einen ehemaligen preußischen Offizier aus, eine Prahlerei, die ihm einst in Johannesburg eine derbe Züchtigung von seiten einiger echten Offiziere a. D. eintrug."

VII.

Der erste Reitversuch.

Heute sollte ich aufs Pferd — zum erstenmal!

Bereits am Morgen hatte ich nichts gegessen, damit mir das Herabfallen leichter ankäme.

Wir neugebackenen Freiwilligen, die des Reitens unkundig waren, standen nun in langer Reihe vor unseren Pferden und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Mein „Hansl", ein prächtiger Grauschimmel, scharrte ungeduldig, und beinahe fürchtete ich mich vor ihm.

Die ehemaligen europäischen Offiziere trieben sich mit wichtiger Miene herum und gaben uns Belehrungen, auf die wir aufmerksam lauschten.

Jeder unterwies uns in anderer Weise.

Rittmeister von G. empfahl mir lange Steigbügel, Rittmeister von J. schnallte sie sofort kürzer mit der Bemerkung: „Was versteht denn der G. davon, der war in der deutschen Armee. Das müssen wir in Ungarn besser wissen.“

Eine Minute später ist G. wieder da:

„Aber der J. hat keine Ahnung, der ist ja aus Ungarn, und dort ist die Dummheit zu Hause!“ Gleich hat er die Steigbügel länger geschnallt.

Schließlich gerieten die „Quittierten“, von denen jeder uns zu gewinnen und ein eigenes Korps zu bilden suchte, miteinander in Streit und warfen sich die ärgsten Grobheiten an den Kopf.

Uns anderen Freiwilligen wurde die Sache nun doch zu bunt, weshalb wir uns an einen ehemaligen preußischen Kavallerieunteroffizier wandten, der unsere ersten Reitversuche auch zu leiten versprach. Zu diesem Zwecke sollten wir unsere Pferde auf die Grasflächen außerhalb der Stadt bringen.

Ein alter bayerischer Kavallerist meinte aber kopfschüttelnd:

„Es schaut zu jämmerlich aus, wenn wir die gesattelten Pferde am Zügel durch die Stadt ziehen, zumal hier jedes Kind reiten kann.“

Dies war ziemlich einleuchtend.

In großem Kriegsrate faßten wir denn nach einigem Zögern den heroischen Entschluß, durch die Stadt zu reiten. Da wir von Reitkunst und Pferdedressur nicht die mindeste Ahnung hatten, so war es uns dabei nicht sonderlich wohl zu Mute.

„Also gehn wir's halt an!“ meinte endlich der Mutigste mit einem Seufzer.

„Ja, gehn wir's an!“ echote es kleinlaut hier und da.

Der alte Kavallerist schwang seine Peitsche wie ein Schlachtschwert, wodurch er in unserer Achtung ungeheuer stieg. Alles drängte sich um ihn, um noch im letzten Augenblick einige Ratschläge zu erhalten. Besonders lebhaft war die Frage nach einem Mittel, „wie man das Pferd sofort zum Stehen bringt.“

Einige saßen mittlerweile bereits im Sattel. Auch ich wagte mich an mein Pferd. Den linken Fuß hatte ich bereits im Steigbügel, mit dem rechten stand ich noch auf der Erde, als das Pferd, das schnelles Aufsitzen und Davonsprengen gewohnt war, zu meinem größten Schrecken zu laufen begann. Da ich es nicht anzuhalten verstand und auch den einen Fuß nicht aus dem Steigbügel brachte, so war ich gezwungen, mit dem Pferde herum zu hopsen, so lange es ihm beliebte. Dabei war ich in größter Sorge, daß es mir auf die Zehen treten werde. Schließlich fand sich eine mitleidige Seele, die den ungezogenen „Hansl" anhielt.

„Es ist unmöglich, auf ein solches Pferd allein zu kommen!" behauptete ich. „Beim Aufsteigen läuft es ja gleich davon."

Endlich saß auch ich im Sattel. „Hansl", der ungeduldig im Sande scharrte und schnaubte, machte mir große Sorgen.

Auch die anderen Freiwilligen hatten mit dem Aufsitzen ihre liebe Not. Der eine stieg links auf und fiel sogleich rechts herab, der andere trat mit dem linken Fuß in den rechten Steigbügel und wunderte sich, daß er nicht in den Sattel kommen konnte. Der dritte steigt auf, worauf das Pferd sogleich mit ihm fortläuft. Er merkt nun erst, daß er dem Pferde keine Zügel umgegeben hat.

Der alte Kavallerist, dem dies unfaßbar schien, meinte kopfschüttelnd: „Herrgottsdonnerwetter! Wie kann ein Mensch so dumm sein!"

Endlich waren alle aufgesessen. Der Unteroffizier versicherte uns, daß wir nichts zu thun hätten als die Zügel in den Händen zu halten.

„Sie brauchen nur oben zu sitzen! Die Pferde folgen von selbst mir nach!" setzte er noch beruhigend hinzu und ritt dann langsam durch das Hofthor auf die Gasse.

Der alte Kavallerist setzte alle Pferde, eins nach dem andern, durch einen Klaps in Bewegung und schloß sich dann als letzter dem Zuge an.

Die Gefühle zu beschreiben, als das Pferd zum erstenmale herumtrippelte, ist mir nicht recht möglich. Jeden Augenblick, wenn es fester auftrat, glaubte ich herunterzupurzeln und mich starr und mausetot da liegen zu sehen. Zum Glück gings nur im langsamen Schritte weiter wie bei einem Kondukt. Es war zwar nur ein Spazierritt, aber jeder war bis an die Zähne bewaffnet. Und sie nahmen sich auch stattlich aus, die blitzenden Gewehrläufe — wir weniger.

Da ich nach den ersten hundert Schritten noch am Leben war, so wagte ich bereits manchmal nach rechts und dann wieder nach links zu schauen.

Auch die andern fühlten sich allmählich weniger befangen, und so ließen wir uns denn den alten Landsknechten gleich von unseren Schlachtrossen durch die Gassen schaukeln.

Einige suchten bereits mit einer Schar entgegenkommender hübscher Mädchen zu liebäugeln. Die trauten aber dem Landfrieden nicht und wichen in großem Bogen aus.

„Dumme Gänse!" murmelten wir entrüstet.

Bisher war es ganz gut gegangen; aber nun fiel es dem Vlämen Mischon, der bereits in Europa einen kurzen Reitunterricht genossen hatte, ein, seinem Pferde, das etwas widerspenstig war, die Sporen zu geben. Dieses faßt aber die Winke seines Reiters falsch auf, geht in Carriere von der Straße ab in eine Gartenanlage und sprengt zwischen zwei niedrigen Dornbüschen durch. Mischon wird abgestreift und hängt an den Zweigen wie einst Absalon der Königssohn.

Gottlob, daß kein englischer Joab hinter ihm her war. Zum Schrecken der Reiter werden nun alle Pferde unruhig, das meinige setzt sich in leichten Trab, und mein Nachbar, dessen Pferd ebenfalls in Trab fällt, ruft mir im Tone höchster Entrüstung zu:

„Aber Sie, Sie! reitens doch nicht Trab, mein Pferd geht ja mit!"

Von der Stunde an waren wir geschworene Feinde, und ich konnte eigentlich nichts dafür.

Der alte Kavallerist, der hinter uns ritt, brachte glücklicherweise die Pferde wieder in Schritt.

Plötzlich ruft vorn der kleine Lauthart, ein Schwabe:

„Herr Unteroffizier, ich hab die Steigbügel verloren! Ich bring die Füße nicht mehr hinein!"

Durch das Geschrei wird aber sein Pferd unruhig und setzt sich langsam in Trab, in den sofort das Pferd seines Nebenmannes fällt.

„Herr Kavallerist! Herr Kavallerist!" rufen nun beide in kläglichem Chorus.

„So bleiben Sie doch stehen, zum Herrgottssak —!" ruft dieser wütend.

„Aber ich kann ja nicht!" ächzt der kleine Lauthart und wird dann nebst seinem Nachbar von den Pferden fortgetragen.

„Hol dich der — —!" flucht ihm der Kavallerist nach.

Inzwischen plumpst auf ganz unerklärliche Weise mein zweiter Nachbar Ingenieur Böhmer herab. Eine Weile bleibt er liegen, erhebt sich aber schließlich doch, befühlt seine Glieder und schaut verwundert um sich. Er kann es gar nicht fassen, daß nicht einige seiner Gebeine zertrümmert sind.

Glücklicherweise ist sein Pferd stehen geblieben. Da nun auch mein „Hansl" stehen bleibt, so wage ich den Versuch, allein abzusteigen, was mir überraschend gut gelingt. Ich bin nicht wenig stolz darauf und blicke verstohlen um mich, ob es wohl alle gesehen haben. Dann beglückwünsche ich Böhmer zu seinem Herunterfall.

Dieser ist wieder aufgesessen, und so schicke auch ich mich mit einiger Verwegenheit an, allein auf mein Pferd zu klettern. Da ich aber ziemlich lange im linken Steigbügel hänge, so rutscht der Sattel unter den Bauch des Pferdes, und nun stehe ich sinnend da. Auch Böhmer, der wieder abgestiegen ist, weiß mir nicht zu helfen, weshalb ich das Pferd mit seiner Unterleibsbinde am Zügel nachführen will. Es rührt sich aber nicht vom Platze, was uns völlig unbegreiflich ist. Wir rufen daher wieder den alten Kavalleristen.

Der führende Unteroffizier hat aber ebenfalls unsern Unfall bemerkt und kommt zurückgesprengt. Nun lösen sich alle Bande der Ordnung, da keiner sein Pferd anzuhalten versteht. Einige Pferde trotten auf der Straße weiter, andere drehen sich nach dem Unteroffizier um, und bald entsteht ein wirrer Knäuel. Sofort umgeben uns viele Neugierige, darunter mehrere deutsche Bewohner, die mit stillem Vergnügen unsere Reitkünste beobachten.

„Die Blamage!" schimpft der Kavallerist, während der Unteroffizier meinen Sattel zurecht rückt. „Sie haben's auch not gehabt, abzusteigen!"

„Jetzt ist mir die Geschichte aber zu dumm!" fährt er dann in gerechtem Zorne fort. „Der eine steigt mit dem linken Fuß in den rechten Steigbügel, der andere reitet ohne Zügel davon, der dritte verliert gar schon im Schritt die Steigbügel, vom vierten will ich überhaupt nicht sprechen!"

„Was da für Brüder zusammenkommen ist rein unglaublich!" setzt er noch zu großer Heiterkeit der Umstehenden hinzu.

Endlich sind wir alle aufgesessen. Da fährt zu unserem Verhängnis ein Wagen vorbei, worauf sofort einige Pferde in Trab fallen.

Und nun beginnt eine allgemeine Purzlerei.

Das Pferd Lautharts läuft mit seinem Reiter zur nächsten Gartenanlage, wo es ruhig zu grasen beginnt, während das kleine Männchen hilflos im Sattel hin und her rutscht. Der Kavallerist sprengt ihm schimpfend nach, welche Gelegenheit mein unruhiges Pferd sofort benützt, um dem Vorausgegangenen im Galopp zu folgen — zu meinem größten Schrecken natürlich. Da ich es nicht zu zügeln verstehe, so rufe ich in meiner Not:

„Ruhig, Hansl! Bleib stehn!"

Hansl aber galoppiert unentwegt weiter. Mittlerweile verliere ich den rechten und gleich darauf den linken Steigbügel, mit dem Sitze ist es auch nicht mehr weit her.

Nun verlege ich mich auf das Zureden.

„Aber Hansl! Was hast denn, bleib stehen!“ doch der verstockte Hannes will nicht hören.

„Wart du —!“ rufe ich zornig und haue dem Missethäter mit einer Nilpferdpeitsche, die ich unvorsichtiger Weise vorher gekauft, über die Ohren. Mein Hansl versteht mich nun aber gar nicht mehr. Einen Augenblick hält er inne; da ich selbst aber nach einem unglückseligen physikalischen Gesetz die Fortbewegungsgeschwindigkeit beibehalte, komme ich vor den Sattel zu sitzen, und nun geht der Gaul im schärfsten Galopp durch.

In stummer Verzweiflung falle ich Hansl um den Hals; der läuft mit mir nach einigen hundert Sprüngen in den Hof einer Schmiede und läßt mich dort unter eine Schar Kinder fallen. Die Eltern beehren mich mit einigen parlamentarischen Höflichkeiten, die ich stillschweigend zur Kenntnis nehme.

Tief beschämt und aus einer Rißwunde am linken Ohre blutend, wanderte ich hernach dem Stalle zu, das Pferd hinter mir nachziehend. Ich hatte es noch nicht den Stallkaffern übergeben, als die übrigen Burenkämpfer nach einander gar mißvergnügt ankamen. Die meisten hatten mein Schicksal geteilt. Mehrmals waren solche Meinungsverschiedenheiten zwischen Roß und Reiter zu Tage getreten, daß beide in heller Feindschaft für immer von einander schieden.

Am besten war Brenner davon gekommen, dessen alter Gaul nur durch fortwährende Peitschenhiebe vorwärts zu bringen war.

Dr. Albrecht, den ich gleich im Grand Hotel aufsuchte, legte mir einen Verband an, wobei er mich tüchtig auslachte.

Im Transvaalhotel rief mir der Wirtschafter Hoppe, ein Norddeutscher, entgegen:

„Na, Sie schau'n gsund aus! Wo haben Sie denn Ihr Ohr gelassen?“

Bei der Mittagstafel fanden sich alle wieder ein. Einige trugen Verbände, alle aber machten verdrießliche Gesichter. Besonders ärgerten wir uns über das schadenfrohe Schmun=

zeln der Kellner und der übrigen Gäste. Doch allmählich steckten wir wieder fröhliche Mienen auf, und einer lachte den andern aus.

Unsere Schlagfertigkeit aber wurde von der ganzen Welt bewundert, und sogar die Zeitungen beschäftigten sich mit uns.

VIII.

Umworben.

Es war ein Fehler der Regierung, daß sie uns Freiwilligen keine Anhaltspunkte gab, auf welchen Kriegsschauplatz wir uns begeben sollten. Man rüstete uns einfach aus und ließ uns dann laufen, wohin wir wollten. Es stand uns frei, in den tropischen Norden an den Limpopo oder nach Mafeking, Kimberley, Colesberg, Stormberg oder Natal zu gehen oder uns zum inneren Dienst als Polizisten, Brücken- oder Eisenbahnwachen zu melden.

Wenn eine größere Zahl von Freiwilligen sich vereinigte, so erhielten sie einen Wagen mit zehn Maultieren oder Ochsen und die nötige Kaffernbedienung. Es kam nun öfters vor, daß eine Anzahl Gauner sich zu einem Korps zusammen that, Wagen und Pferde veräußerte und dann verduftete. Andere Geriebene wußten durch alle möglichen Vorspiegelungen und Versprechungen eingetroffene ahnungslose Freiwillige an sich zu locken, bildeten ein Korps, verkauften Wagen und Zugtiere und verschwanden dann, während die armen Freiwilligen im Trockenen saßen und oft nicht einmal ihre Unschuld beweisen konnten.

Auch nach unserer Ankunft hatten sich in Pretoria solche Leute eingefunden. Da war unter anderem ein Grieche. Durch Gamaschen und aufgeschlagene Hutkrempe hatte er sich ein kriegerisches Aussehen zu geben versucht und schritt sporenklirrend im Hotel aus und ein. In den ersten Tagen ließ er uns scheinbar

unbeachtet und suchte nur unsere Neugierde zu erregen. Gleichzeitig hatte sich ein verkommener Deutscher eingefunden, der als Zutreiber des Griechen fungierte.

„Der Herr ist Kommandant von Colenso!" erklärte er. „Wenn Sie sich ihm anschließen, so werden Sie es ausgezeichnet haben!"

Nach mehreren Tagen machte sich der „Kommandant" an den Rittmeister von G. heran. Dieser verschmähte es nicht, sich von dem Gauner im Fiaker herumfahren und in verschiedenen Gasthäusern bewirten zu lassen. Auch mit anderen planlosen Freiwilligen zog der „Kommandant" in den Schenken herum, bis er im Café „Germania" von ansässigen deutschen Handwerkern wohlverdiente Prügel erhielt; diesmal hatte er sein Geld umsonst ausgegeben. Schließlich verschwand der „Kommandant von Colenso" — jedenfalls nicht nach Colenso.

Nun tauchte eine andere Erscheinung auf. Es war ein Italiener von riesigem Wuchs, rabenschwarzem Haar und Bart und einer riesigen Adlernase. Er war sehr theatralisch gekleidet. So stellte ich mir einen Rinaldini vor. Er lud die Freiwilligen zu einer Besprechung im Gesellschaftssaale des Hotels, zu der aber nur die „Quittierten" erschienen. In mir regte sich die Berichterstatternatur, und so fand auch ich mich ein. Kapitän Ricchardi ernannte den einen zum Adjutanten, den andern zum Leutnant und versprach allen Offiziersstellen. Als Dolmetscher diente ihm ein Italiener aus Triest Namens Rosegger, ein durchaus ehrenwehrter Charakter. Nur einige Freiwillige schlossen sich dem Kapitän an.

Auch Oberleutnant Gärtner, der sich hier Hauptmann nennen ließ, und Rittmeister von J., der eine ein Österreicher, der andere ein Ungar, suchten ein Korps zu bilden und traten an Rumpf und mich heran.

„Wir legen besonderen Wert auf steirische Schützen!" logen sie, und mir persönlich wurde versichert: „Bei mir werden Sie bald reiten lernen!"

Wir gingen ihnen aber nicht auf den Leim.

Noch andere Versucher traten an uns heran.

Transvaal hatte ebenso wie der Freistaat vor Ausbruch des Krieges vielen Engländern das Bürgerrecht verliehen. Die Mehrzahl derselben bildete eine Gefahr für die Buren und leistete der englischen Regierung alle möglichen Dienste. Mitte Jänner hatte Transvaal sämtliche dieser Staatsbürger zum Waffendienste einberufen. Die meisten suchten sich durch Geldspenden, Waren- und Pferdelieferungen loszukaufen. Doch die Transvaalregierung ging darauf nicht ein, wozu sie ihre guten Gründe haben mochte. Einige entzogen sich ihrer Wehrpflicht durch die Flucht, worauf ihr Vermögen eingezogen wurde; den übrigen gestattete man, Ersatzmänner — sogenannte Substituten — zu stellen.

Zur Zeit unserer Anwesenheit war das Transvaalhotel von solchen Engländern geradezu umlagert. Sie drängten sich an uns heran und suchten uns durch alle möglichen Versprechungen zu bewegen, für sie in die Front zu gehen. Jedem einzelnen wurden 500 Pfund = 12,000 Kronen, Pferd und vollständige Ausrüstung angeboten. Trotzdem nur wenige von den deutschen Freiwilligen mit größeren Geldbeträgen versehen waren, fand sich doch keiner, der sich zum Ersatzmanne hergegeben hätte.

Einige Regierungsbeamte, an die wir uns wandten, rieten uns nach Natal oder in die Kapkolonie zu gehen. In Natal seien gegenwärtig die größten Schlachten, bei Colesberg aber werde der Vorstoß der englischen Verstärkungen unter Lord Roberts erwartet. Auch sei dort Mangel an Leuten. Die meisten entschieden sich für Natal; auch mich zog die Kampflust dorthin.

Dann aber lockten mich die tropischen Gegenden am Limpopo mit ihren Palmen, Löwen, Panthern, Krokodilen, Antilopen, Gazellen. Leider war dort aber außer ständigem Wachdienst nichts los. Auf Anraten eines deutschen Einwohners entschloß ich mich schließlich für die Kapkolonie, deren Berge, Wüsten und Steppen mit ihrer eigentümlichen Flora und Fauna

mich ebenfalls reizten. Sehr erfreut war ich, als ich auf der Karte feststellte, daß Colesberg unter allen Punkten des Kriegsschauplatzes am weitesten von Pretoria entfernt war.

Ich wollte eben möglichst viel in Südafrika herumkommen, sehen und erleben.

An Mafeking und Kimberley dachte ich gar nicht.

Unsere Ausrüstung war nahezu beendet, als die Reisenden des „Bundesrat" eintrafen. Mit ihnen kam der Bruder meines Landmannes Franz Rumpf, Karl Rumpf. Wir hatten uns bereits in Antwerpen kennen gelernt und freuten uns herzlich ob des Wiedersehens. Auch ein anderer Österreicher, der frühere Oberleutnant August Meyer aus Wien, und mehrere reichsdeutsche Offiziere nebst anderen deutschen Freiwilligen kamen an. Zwei frühere Offiziere, die ursprünglich an dem Freiheitskampfe der Buren sich hatten beteiligen wollen, ließen sich nach der Beschlagnahme des „Bundesrat" in Durban als gewöhnliche Söldner für das englische Heer anwerben. Sehr bezeichnend für die „Quittierten".

Ingenieur Rumpf war am nächsten Tage nach Natal gefahren; auch der größte Teil der übrigen Freiwilligen war dahin abgegangen.

Gymnasiallehrer Henkel, stud. phil. Genzken, der Holländer Bertling und der Vläme Mischon hatten die Vollendung ihrer Ausrüstung nicht mehr abgewartet und waren ebenfalls schon nach Colesberg abgerückt. Böhmer, Pollak und ich mußten verweilen, da unsere Pferde noch nicht beschlagen waren.

Leider ging in den nächsten Tagen kein Kommandozug in die Kapkolonie ab. Wir waren daher zur Unthätigkeit verdammt und standen wie auf Nadeln.

IX.

Bei Dom Paul.

Sechs Uhr morgens war es, als wir vor einem kleinen schmucklosen Hause in der Kerkstraat hielten: Dom Pauls Wohnhaus.

Vor unserem Abgange auf den Kriegsschauplatz wollten wir uns noch dem Präsidenten vorstellen und von ihm gleichsam die höhere Weihe erhalten.

Von einer Veranda und einem Vorgarten umgeben, hatte das Häuschen als einzigen Schmuck vor der Thüre zwei große steinerne Löwen, ein Geschenk von Cecil Rhodes.

Zwei uniformierte Polizisten mit Gewehren standen an der Gartenthüre.

Wir wünschten ihnen einen „Guten Morgen“ und konnten uns ungehindert in das Wohnhaus begeben.

In dem engen Hausflur empfing uns ein Bur, vermutlich ein Verwandter des Präsidenten, und ließ uns nach einem freundlichen „Guten Morgen“ in ein geräumiges Zimmer treten. Die einfache Einrichtung bestand aus einem großen Ölbild des Präsidenten, Antilopen- und Bläßbockgeweihen, einem großen mit Leder überzogenen Holztische und Lederstühlen.

In einem großen Lehnstuhle saß eine schwarze Gestalt mit einem riesigen Cylinderhut auf dem Kopfe, einer ungeheuren blauen Hornbrille und einer kurzen qualmenden Pfeife im Munde — es war der berühmteste Mann Südafrikas.

Mit begreiflichem Interesse betrachteten wir den Präsidenten der Republik, für die wir die Waffen ergriffen hatten.

Er machte ganz den Eindruck eines alten wohlhabenden Bauern. Niedere Stirn, große Nase, glatt rasierte Oberlippe, das lange graue Haar nach rückwärts gekämmt, knorrige grobe Züge und unter dem Kinn ein Büschel grauer Haare.

Der Bur hieß uns auf den Stühlen Platz nehmen. Beim Eintreten sagte ich: „Guten Morgen!“ erhielt aber keine Antwort.

Darauf setzte ich mich nieder.

Einige Freiwillige verbeugten sich, was in dieser Umgebung äußerst komisch war, zumal Krüger von ihnen nicht die geringste Notiz nahm. Er qualmte unterdessen munter darauf los; erst als alle sich niedergelassen hatten, setzte er die Pfeife ab und sagte:

„Goden Mora! Guten Morgen!“

So rauh und heftig wurden die Worte hervorgestoßen, daß wir beinahe erschraken.

Nachdem er einen weiteren Zug aus der Pfeife gethan hatte, fragte er: „Was wollt Ihr?“

„Das sind Deutsche“, erwiderte ein deutscher Einwohner, der uns als Dolmetsch diente, „die für das Land fechten wollen!“

Dom Paul nickte mit dem Kopfe und ließ seine Augen unter den buschigen Brauen hervorblitzen.

Inzwischen erschien ein Kaffer und setzte jedem eine Schale mit weißem Kaffee vor. Jeder Besucher wurde mit Kaffee bewirtet, wofür der Volksrat dem Präsidenten als sogenanntes Kaffeegeld jährlich 300 Pfund (7200 Kronen) ausgesetzt hatte.

Nachdem wir den Kaffee getrunken hatten und die Schalen weggeräumt worden waren, machte Dom Paul einen mächtigen Zug und räusperte sich dann.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid!“ sagte er schließlich mit seiner harten Stimme. „Gebraucht haben wir Euch aber nicht. Transvaal hat keine fremde Hilfe nötig. Weil Ihr aber für uns kämpfen wollt, so seid Ihr uns willkommen. Ich nehme Euer Kommen als ein erfreuliches Zeichen dafür an, daß man in Europa das Recht des afrikanischen Volkes allmählich anerkennt!“

Darauf klopfte er seine Pfeife aus, worauf wir uns erhoben und zu dem Präsidenten traten, der gleichfalls aufstand

und jedem die Hand reichte. Der Händedruck machte uns den trockenen Empfang vergessen. —

Als drei Monate später die Friedenskommission sich nach Europa begab, erinnerte ich mich der Worte:

„Transvaal hat keine fremde Hilfe nötig!“

X.

Ins Feld.

Der Traum meiner Knabenjahre sollte heute erfüllt werden: Es ging ins Feld!

Wie oft hatte ich einst die Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1870/71 durchblättert, mit welcher Sehnsucht jener herrlichen Zeit gedacht.

Meine kühnsten Hoffnungen waren nun übertroffen. Ich zog ebenfalls in den Krieg und für die höchsten Güter unseres Volkes: Alldeutschtum, Ehre, Freiheit und Recht!

Es war ein seltenes Glück, Tausende beneideten mich darum, und ich wußte es zu schätzen.

Nicht versagen konnte ich es mir, meinen Hut mit einem schlichten Eichenblatt zu schmücken. Es erinnerte mich an die Heimat.

Auch Ingenieur Böhmer, der nebst Pollak und Premierleutnant von U. mein Reisegefährte war, befand sich in gehobener Stimmung.

Beim Frühstück sprachen wir in gedämpftem Tone miteinander. Jeder aber aß in der Geschwindigkeit die Speisekarte noch einmal herab. Der Kellner machte zwar ein langes Gesicht, als wir nach dem Dessert wieder mit Reissuppe anfingen, was uns aber nicht genierte. Dann fuhren wir mit dem Hotelwagen zum Bahnhof. Die Pferde hatten unsere Boy, die uns vom Gouvernement zugewiesen worden waren, schon früher einwaggoniert.

Am Bahnhofe hatten sich unsere Freunde Dr. Albrecht und Dr. Thilemann eingefunden; auch mein Landsmann Karl Rumpf war da. Ich sollte ihn nicht mehr sehen!

Es war ein herrliches Gefühl, mit dem Karabiner auf dem Rücken, in Wehr und Waffen dastehen zu können. Bei jedem Schritte, der die Sporen erklirren machte, durchzuckte es mich mit freudigem Stolze. Nun erst fühlte ich mich als echter und rechter Burenkämpfer.

Da viele Buren mit dem Zuge südwärts fuhren, um zu ihren Kommandos bei Mafeking und Kimberley einzurücken, so war eine große Volksmenge am Bahnhofe. Mich dauerten die Frauen und Kinder, die weinend an der Brust der Einrückenden hingen. Wie glücklich war dagegen ich — frei von jeder Sorge!

Bald ist die Abfahrtszeit da, und wir steigen ein. Dr. Thilemann schiebt mir geschwind noch ein Päckchen mit Apfelsinen in die Tasche. Da ich nicht am besetzten Fenster stehen kann und doch gern etwas sehen möchte, klettere ich auf den Puffer eines Lastwagens.

Nun ertönt das Glockensignal. — Da entblößen sich aller Häupter, und die Menge stimmt das ergreifende Transvaallied an.

Ein schriller Pfiff, ein Ruck — und jauchzend, hoffnungsfreudig, voll von künftigem Ruhm geht es unter tausendstimmigen Hurrarufen und den brausenden Klängen des Transvaalliedes hinaus in die Ferne, dem Feinde entgegen, ins Feld!

XI.

Zur Kriegslage.

An Flächeninhalt ist der Oranjefreistaat mit Süddeutschland und Transvaal mit Norddeutschland (ausschließlich der Provinzen Ost- und Westpreußen und Schlesien) zu vergleichen. Die Burenbevölkerung beider Republiken kommt aber an Zahl kaum der Einwohnerschaft der Stadt München gleich.

Um Bosnien zu unterwerfen, bedurfte Österreich im Jahre 1878 nicht weniger als 262000 Mann mit 110000 Pferden, 300 Geschützen und 5000 Tragtieren.

England schien es in maßloser Selbstüberhebung nicht nötig, aus der Kriegsgeschichte Belehrung zu schöpfen. Es bildete sich ein, mit 70000 Mann den Spaziergang nach Pretoria antreten zu können.

Über das englische Heer ist so viel geschrieben worden, daß ich auf eine eingehendere Beschreibung verzichten kann.

Das Offizierkorps ergänzt sich aus den Frequentanten der Militärschulen und den Hörern der Universitäten. Das Leben in den Offizierkorps ist sehr kostspielig, und selbst Infanterieoffiziere in kleineren Garnisonen können trotz des verhältnismäßig hohen Gehaltes nicht ohne eine bedeutende eigene Zulage auskommen. Die eigentliche Offizierslaufbahn ist also nur den oberen Ständen erschlossen.

Die Mannschaft dagegen besteht beinahe durchwegs aus Söldnern, und in England gilt jeder, der Soldat wird, als gesellschaftlich degradiert. Wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland, so bestehen noch heute in England Werbebureaus. Die Werber, meist ausgediente Unteroffiziere, erhalten für jeden Rekruten eine Geldprämie. Le Juge sagt in seinem Buche über „Das englische Heer": „Zur wirksamen Unterstützung ihrer Thätigkeit dienen unter anderem in den Bahnhöfen, auf Zäunen und Mauern angebrachte große bunte Plakate mit verführerischen Bildern (meist Gardesoldaten in prächtiger Uniform darstellend), welche in Verbindung mit einem darauf zugeschnittenen Text, der wenig Dienst, viel Vergnügen, ein reichliches Taschengeld und eine glänzende Zukunft in Aussicht stellt, junge Leute zum Diensteintritt bewegen sollen. Häufig befindet sich der „Recruiter" in der Nähe solcher öffentlichen Empfehlungen, um die Wirkung des Bildes und gedruckten Wortes persönlich zu verstärken und dabei besonders auch auf die Möglichkeit hinzuweisen, während der Dienstzeit ein nutzbringendes Handwerk zu erlernen. Auch Zeitungsinserate ähnlichen Inhaltes werden nicht verschmäht

und auf allen Postanstalten offizielle Schriftchen „Die Vorteile der Armee“ unentgeltlich ausgehändigt, hier auch Anmeldescheine ausgefüllt und dem zugehörigen Depot übersandt.“

Manöver in unserem Sinne gibt es nicht. Als einst das Parlament die Abhaltung einer simpeln Brigadeübung bewilligte, strömte die vornehme Welt Londons zum Übungsplatz, die Zeitungen von ganz England besprachen in spaltenlangen Aufsätzen das „Manöver“ und suchten in zahllosen photographischen Bildern dem unverständigen Zivilisten eine Ahnung von der Größe der englischen Armee beizubringen.

Alles war für das Schaugepränge berechnet.

Meutereien und Widersetzlichkeiten sind bei den Truppen auf dem Kriegsschauplatze an der Tagesordnung. Es kam öfters vor, daß ganze Regimenter den Gehorsam verweigerten. Die Offiziere sind in solchen Fällen machtlos. Aber nicht allein in den Kolonien sind Meutereien häufig, sondern in England selbst gehören sie nicht zu den Seltenheiten. Ein äußerst bezeichnender Fall dieser Art ereignete sich in Shorncliffe, Grafschaft Kent in England, am 3. Juni 1901. Den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ wurde darüber aus London geschrieben:

„Eine im Feldlager zu Shorncliffe liegende Kompagnie der bekannten Dublin-Füsiliere, die in Südafrika sich ganz besonders ausgezeichnet haben und als die Elitetruppen der irischen Regimenter betrachtet werden, hatte einen bislang noch nicht aufgeklärten Grund zu verschiedenen Klagen gefunden, und da eine Abhilfe nicht zu erzielen war, veranstalteten die heißblütigen Söhne Erins eine regelrechte Meuterei. Zunächst schlugen sie in ihrer Baracke alles kurz und klein, und als dann die Wache gegen sie einschreiten wollte, griffen die Dubliner zu ihren Gewehren, pflanzten die Seitengewehre auf und eröffneten ihrerseits das Feuer auf die Wachmannschaften zunächst mit Platzpatronen, schließlich aber auch mit scharfen Patronen, so daß der Lagerkommandant sich genötigt sah, verschiedene Kompagnien anderer Regimenter, sowie eine Schwadron Dragoner gegen die Aufrührer unter die Waffen zu rufen. Wie gewöhnlich hatten

sich die Offiziere höheren und niederen Ranges, die intervenieren wollten, als gänzlich unfähig erwiesen, irgend etwas auszurichten und ihren Befehlen Gehör zu verschaffen. Die irischen Tommys waren einfach über jede Disziplin erhaben, und fast drei Stunden dauerte es, bevor sie sich endlich der großen Uebermacht der verhaßten englischen Kameraden ergaben und als Arrestanten abgeführt werden konnten. General Allen, der Lagerkommandant, der schließlich selbst die „Operationen" gegen die Empörer leitete, hat die strengste Untersuchung angesetzt, und einige der kampflustigen Iren werden auf längere Zeit ins Gefängnis wandern. Man ist aber durchwegs sehr rücksichtsvoll in solchen Fällen, da man natürlich den Rekruten-Zulauf in diesen schlechten Kriegszeiten durch allzu große Schärfe nicht noch mehr beeinflussen will. Eine ganze Reihe von Soldaten ist schwer verwundet worden, und der Wache habende Offizier erhielt einen Bajonettstich in die Brust; ein anderer Leutnant, der im Nachtgewande auf den Kampfplatz geeilt war, wurde von den Meuternden derartig zugerichtet, daß er einige Wochen im Hospital zu verbringen haben wird."

Man kann daraus schließen, wie diese Leute es erst auf dem Kriegsschauplatz trieben. Desertionen kamen in Masse vor. Viele Soldaten ergaben sich uns nicht aus Feigheit, sondern weil sie sich auf den Standpunkt eines Lohnarbeiters stellten und die Gefahren und Entbehrungen im Felde mit einem Tagessolde von 3 Schillingen als nicht genügend bezahlt erachteten. Als Kriegsgefangene konnten sie ein gemächliches Leben führen und erhielten den gleichen Sold.

Der Felddienst und besonders der Aufklärungsdienst wurde von den Engländern in unglaublich lässiger Weise gehandhabt. Die englischen Offiziere sahen auf die Buren als auf „blöde Bauern" herab, die man bald zu Paaren treiben werde und derentwegen man keine besonderen Vorsichtsmaßregeln zu treffen brauche. Dieser Mißachtung verdankten wir so manchen gelungenen Streich. Die Aufhebung von Feldwachen, Vernichtung von Trainkolonnen u. dgl. hätte in den meisten Fällen ver-

mieden werden können. Während die Engländer die Buren mißachteten, haßten sie uns Deutsche glühend, was ihnen nicht zu verdenken war, da sie auf jedem Kriegsschauplatze auf deutsche Freikorps stießen. Die wenigen französischen und italienischen Freiwilligen nahmen sie nicht ernst.

Die Patronenverschwendung sowohl bei der Infanterie als auch bei der Artillerie war geradezu unglaublich. Oft mußte ein Gefecht abgebrochen werden, da sämtliche Patronen verpufft waren. Besonders die Artillerie leistete in dieser Beziehung Großartiges. Der Verbrauch an Munition war bis September 1900 so ungeheuer, daß in den riesigen Werkstätten von Woolwich Tag und Nacht an der Herstellung von Geschossen gearbeitet wurde. Nach dem Berichte Lord Roberts wurden vom 6. Juni bis 15. November 1900 — man höre und staune — 122 Millionen Gewehrpatronen und 1,031,000 Geschützpatronen auf den Kriegsschauplatz geschickt, während vergleichsweise im Kriege 1866 von der preußischen Armee nur 1,200,000 Gewehrpatronen und 30,000 Artilleriegeschosse verbraucht wurden. Diese Patronenvergeudung beweist schlagend die schlechte Feuerdisziplin der englischen Truppen.

Der ungenügenden englischen Mobilmachung stellten die Buren eine mustergiltige Mobilisierung entgegen. Aber in dem einen Punkte waren die Engländer den Buren entschieden überlegen, daß sie infolge ihrer strafferen militärischen Organisation besser als diese befähigt waren, eine Offensive durchzuführen.

Mit einem kräftigen Offensivstoß begannen die Buren den Feldzug, und er war von bedeutendem Erfolge gekrönt. Statt aber nun General White zu vernichten, begnügten sie sich mit seiner Einschließung und der Abwehr seiner Durchbruchsversuche. Auch bei Mafeking und Kimberley hielten sich die Buren mit kindischen Belagerungen auf, während Englands schwache Stelle in der Kapkolonie lag. Die Kapburen warteten nur auf die Ankunft ihrer Brüder, um sich ihnen anzuschließen. Hätten die Buren ihre ganze Macht statt nach Natal, Mafeking und Kimberley in die Kapkolonie geworfen, so hätte diese sofort

in hellem Aufstande sich befunden und England bereits im ersten Monate den Krieg verloren geben können. Bei kräftiger Verfolgung durch die Buren hätte Buller am Tugela, Methuen am Modderriver, sowie French und Clements bei Colesberg vernichtet werden müssen. In dieser Hinsicht wurden von den Buren unglaubliche Unterlassungssünden begangen. Während der ersten Zeit des Krieges waren wir deutschen Freiwilligen auf die Buren nicht gut zu sprechen, da es unserem militärischen Auge und Gefühle wehe that, solche Fehler mitansehen zu müssen. Die Beziehungen zwischen unseren Freikorps, die durch hervorragende Unternehmungslust sich auszeichneten, und den Burenkommandos waren damals ziemlich gespannt.

Eine Verfolgung wird meist nur mit Mannschaften unternommen, die erschöpft und daher ohne Kampfslust sind. Um diese Leute dem Feinde nachzuhetzen, muß sie der Führer durch eine eiserne Disziplin in der Hand haben. Die Buren waren aber nur durch eine äußerst lose Disziplin zusammengehalten, denn der Bur verstand anfangs wohl zu befehlen, aber nicht zu gehorchen.

Die Burenkommandanten führten ihre Leute in die Stellungen, dann handelte jeder nach Gutdünken. Wurde es dem einzelnen zu heiß oder zu langweilig, so ritt er davon. Uneinnehmbare Stellungen wurden in dieser Weise verloren. Besonders bequem machten es sich die Buren unter Cronje. In einer Stärke von fünftausend Mann lagen sie um das kleine Kimberley herum und führten ein beschauliches Lagerleben, ein fortwährendes Picknick. Am 11. Dezember 1899 griff Methuen den linken Flügel bei Magersfontein an, wurde aber von den 1000 Verteidigern dieser Stellung blutig abgewiesen. Die übrigen 4000 Buren blieben, ohne einen Schuß abzufeuern, ruhig in ihren Verschanzungen und waren absolut nicht zur Verfolgung der in wilder Flucht aufgelösten englischen Truppen zu bewegen. Hätten sie eingegriffen, so wäre kein Mann von Methuens Kolonne entkommen. Diese bequemen Herren fielen später den Engländern bei Paardeberg in die Hände, weil sie sich von ihren Proviantwägen nicht trennen wollten.

Lähmend auf die Heerführung wirkte auch das Urlaubsunwesen. Jeder Bur, der zwei Monate im Felde war, mußte im dritten für einen Monat beurlaubt werden, um sein Anwesen zu bestellen. So kam es, daß beinahe die Hälfte der Buren stets auf Urlaub war. Während man in Europa die Buren um Ladysmith und am Tugela auf 20,000 Mann schätzte, befanden sich dort manchmal kam 5000 Leute. Und so wie da sah es auch auf den anderen Kriegsschauplätzen aus.

Auch Drückeberger gab es, die durch Selbstverstümmelungen — meist Schüsse durch den Fuß — dem Kriegsdienste sich zu entziehen suchten. Solche Fälle kommen eben in jeder Armee vor.

Was Buren, in europäischem Sinne organisiert und diszipliniert, vermögen, hat das Johannesburger Polizeikorps bewiesen, dessen wahrhaft glänzende Waffenthaten leider keine Geschichte verzeichnet. Sehr bald ist es auch Dewet gelungen, eine disziplinierte Truppe um sich zu scharen, allerdings befinden sich in ihr viele Deutsche, und Dewets Heldenruhm ist über Afrika und Europa hinaus bekannt. Während nach der Gefangennahme Cronjes viele Burenkommandos sich auflösten, zogen die Kommandos aus Colesberg unbeirrt durch die Massen der Flüchtenden den Engländern entgegen. Die Führer hatten es eben verstanden, ihren Abteilungen Disziplin beizubringen und dadurch deren Geist zu heben.

Zu Beginn des Krieges lag die Heeresleitung der Buren leider in gänzlich unfähigen Händen. Da man vor dem Kriege die militärischen Fähigkeiten der einzelnen nicht kannte, so war bei den Generals- und Kommandantenwahlen die gesellschaftliche Stellung, die Wohlhabenheit und die Tradition der Familien der Bewerber maßgebend. So wurde Joubert als das Haupt einer mächtigen politischen Partei — bei den letzten Wahlen war er der Gegenkandidat Oom Pauls — zum Kommandantgeneral gewählt, ebenso Cronje zum Obergeneral bei Kimberley und der alte Schoeman zum Kommandierenden bei Colesberg. Wären statt dieser durchwegs unfähigen Menschen Botha, Dewet und Delarey an der Spitze gestanden, welch anderen Verlauf

hätte der Krieg genommen! Auch General Erasmus verschuldete so manches Unglück, während die Generale Schalk Burger (der Vizepräsident von Transvaal und ebenfalls ein Gegenkandidat Oom Pauls) und Lukas Meyer einen traurigen Ruf als sogenannte „Fluchtgenerale“ sich erwarben und bald ihr Kommando niederlegen mußten.

* * *

Am 11. Oktober 1899 — um 5 Uhr nachmittags — hatte der Kriegszustand begonnen. Bereits am nächsten Tage rückten die Transvaaler in Natal ein, während sie unter Delarey bei Kraaipan — südlich von Mafeking — einen Panzerzug abfingen und unter General Snijmans letzteren Ort einschlossen. Die Freistaatler umschlossen bereits teilweise Kimberley, wo sich Cecil Rhodes aufhielt, und belegten in Harrysmith (südöstlicher Freistaat) einen aus Natal kommenden Eisenbahnzug mit Beschlag. In den nächsten Tagen kam es in Natal zu einer Reihe von Gefechten, in denen sich das deutsche Freikorps unter Oberst Schiel, das sich bei der Vorhut der Transvaaler befand, hervorthat. Am 20. Oktober hatten die Engländer ein verlustreiches Gefecht bei Dundee (Natal) mit der Vorhut der Kolonne des Generals Meyer, wobei General Symons tödlich verwundet wurde. Die schwache Burenvorhut zog sich zurück, die verfolgenden 18. Husaren und eine Abteilung berittener Infanterie fielen aber den Vortruppen der Kolonne Joubert in die Hände. Verluste der Engländer an Toten 1 General, 12 Offiziere, 40 Mann; an Verwundeten 19 Offiziere, 171 Mann; in Gefangenschaft gerieten 9 Offiziere und 123 Mann. Verluste der Buren 2 Tote, 21 Verwundete.

Die Vorhut der Kolonne Kock (Transvaaler), aus dem deutschen Freikorps bestehend, hatte inzwischen bereits Elandslaagte — nördlich von Ladysmith — besetzt und dadurch die Verbindung zwischen Ladysmith und Glencoe unterbrochen. General White griff sofort diesen vorgeschobenen Posten, der sich unangenehm fühlbar machte, mit erdrückender Übermacht an.

Die angreifende Kolonne bestand aus dem 1. Bataillon Devonshireregiment, dem halben 2. Bataillon Gordon Highlander, dem halben 1. Bataillon Manchesterregiment, 5. Ulanen (Lanciers), Eskadron 5. Dragoner, Natal Karabiniers, Imperial Light Horse und der 21. und 42. Feldbatterie, zusammen 3200 Mann mit 18 Geschützen. Die Verteidiger von Elandslaagte bestanden aus 145 Deutschen, denen General Kock mit 200 Buren, 100 Holländern und 3 Geschützen zu Hilfe kam. Trotz ihrer erdrückenden Übermacht gelang es den Engländern erst nach siebenstündigem Ringen den unglaublich zähen Widerstand der Gegner zu brechen und Elandslaagte zu nehmen. Die Engländer verloren 35 Offiziere und 230 Mann. Auf Burenseite hatte besonders das deutsche Freikorps, das bis zuletzt seine Stellungen hielt, gelitten; einzelne Korporalschaften desselben waren ganz aufgerieben worden. Von den Offizieren des Freikorps wurde Oberst Schiel verwundet und gefangen, während Graf Zeppelin fiel. Zeppelin — bis zum Jahre 1896 Leutnant im Ludwigsburger Ulanenregiment — sprengte allein in eine angreifende Infanterieabteilung und hieb auf die verblüfften Khaki mit der Reitpeitsche los. Auch General Kock fiel schwer verwundet in englische Gefangenschaft und starb bald darauf in Ladysmith. Ferner befand sich der Staatsprokurator (Justizminister) von Transvaal, Dr. H. J. Coster, unter den Gefallenen.

Am nächsten Tage erfolgte ein allgemeiner Rückzug der Engländer auf Ladysmith. Am 29. Oktober war die Stadt beinahe eingeschlossen, am 30. Oktober wurde der Durchbruchsversuch des Generals White abgewiesen, die Kolonne Carleton mit 1300 Mann gefangen genommen und die Einschließung von Ladysmith vollendet.

Am 31. Oktober traf der Oberbefehlshaber Sir Redvers Buller in Kapstadt ein.

Am 9. November erst langten die ersten Verstärkungen aus England an.

Während Joubert in Natal über den Tugela ging und bis Estcourt vorrückte, eilte Lord Methuen mit den soeben ein-

getroffenen frischen Truppen zum Entsatze des militärisch bedeutungslosen Kimberley, um das jedoch die Londoner Börse zitterte, heran. Am 23. November kam es bei Belmont und am 24. bei Graspan zu Gefechten, in denen der Burengeneral Delarey den Engländern schwere Verluste beibrachte. Am 28. November griff Methuen die Burenstellungen am Modderriver und Rietriver an, verlor jedoch 1500 Mann. Erst nach dem Eintreffen der von Kapstadt nachgeschickten Verstärkungen — bestehend aus der Hochländerbrigade des Generals Wauchope, einer reitenden Batterie, einer Feldbatterie und einer Haubitzenbatterie — konnte Methuen wieder die Offensive ergreifen. Insgesamt verfügte er über 12½ Bataillone Infanterie (100 Kompagnien), die Marinebrigade, 1 Regiment berittene Infanterie, das 9. Lancerregiment, 5 Batterien und die Marinegeschütze.

Am 10. Dezember langte Methuen vor den Burenstellungen bei Magersfontein — 15 km nördlich des Modderriver — an. Die gesamte Artillerie eröffnete ein fürchterliches Feuer auf die Höhenzüge, „das", wie Methuen glaubte und auch nach England drahtete, „den Buren schwere Verluste beibrachte." Der Feind antwortete aber nicht. Wie sich nachträglich herausstellte, hatten die Buren diese Höhen schlauer Weise unbesetzt gelassen und lagen in der Ebene vor den Hügeln in Schützengräben. Letztere waren natürlich überschossen und das Artilleriefeuer auf die unbesetzten Kopjen nutzlos abgegeben worden. Hier ist wieder klar ersichtlich, wie wenig die Engländer die Wichtigkeit des Aufklärungsdienstes verstanden. Auch nicht einem Offizier fiel es ein, Patrouillen in das Vorterrain zu schicken. Eine einzige Patrouille hätte auf die Schützengräben der Buren stoßen müssen.

Nachts führte Methuen die Hochländerbrigade vor, um bei Tagesanbruch in der Nähe des größten Höhenzuges zu sein und ihn dann zu nehmen. Bezeichnenderweise wurde der Nachtmarsch ohne Vorpatrouillen angetreten. Plötzlich schlug von vorne und rechts ein überraschendes Schnellfeuer in die Reihen, das die ganze Brigade in wenigen Sekunden in die Flucht trieb.

Erst beim Morgengrauen gelang es den Offizieren, ihre Leute zu sammeln. Nach ungefähr sechsstündiger Beschießung der feindlichen Stellung durch Artillerie begann der Angriff wieder. Die Hochländerbrigade wurde von den anderen Truppen in die Mitte genommen, während ihr ein Bataillon Scots Garde auf dem Fuße folgte, um eine vorzeitige Flucht zu verhindern. Das Feuergefecht ging leidlich, da die Buren sehr ökonomisch mit ihren Patronen verfuhren. Als aber die Kolonne unmittelbar vor den Schützengräben sich zum Sturme erhob, warf das feindliche Schnellfeuer die Brigade sofort wieder über den Haufen und jagte sie in wilder Flucht noch hinter die Artilleriestellung zurück. Während der rechte und linke Flügel das Feuergefecht aufnahmen und auch die Artillerie in ihrer Stellung ausharrte, versuchte man hinter dem linken Flügel die fliehenden Hochländer durch die Scots Garde (schottische Garde) aufzunehmen und zu sammeln, was auch teilweise glückte. Als aber ein Shrapnel über den wackeren Hochländern platzte, rissen sie zum drittenmal aus und machten erst hinter dem Modderriver Halt. General Wauchope fiel. Methuen erlitt so schwere Verluste, daß er sich hinter den Modderriver zurückziehen mußte. Die Buren bauten ihm goldene Brücken, indem sie keine Verfolgung einleiteten. Sonst wären Methuens Truppen wohl gänzlich aufgerieben worden. Ich habe mich mit den Kämpfen auf diesem Kriegsschauplatze hier eingehender beschäftigt, sowohl um ein Bild englischer Kriegsführung zu geben, als auch um die Tapferkeit der (in den englischen Zeitungen) viel gerühmten Hochländer, der Kerntruppe der englischen Armee, zu beleuchten.

Inzwischen wurde um Ladysmith weiter gekämpft. Am 1. November glückte es General French mit einer kleinen Kavallerieabteilung nach Süden durchzubrechen, am 2. November schlug sich Oberst Murray ebenfalls nach Süden durch. Am 3. November wurden Fort Wylie und Colenso von den Buren besetzt. Ein Sturm hätte den Buren jetzt das unverschanzte Ladysmith in die Hände geliefert. Doch sie unterließen ihn.

In Durban landeten mittlerweile die 2. Brigade (General-

major Hildyard), die 4. Brigade (Generalmajor Barton), ferner eine kombinierte Brigade (Generalmajor Hart) und eine Schiffsbrigade mit Schnellfeuergeschützen. Zur Verteidigung von Durban wurde schweres Geschütz vom Schlachtschiffe „Terrible“ ausgeschifft und ein tausend Mann starkes Freiwilligenregiment gebildet.

Die Buren drangen in drei Kolonnen gegen Süden vor. Am 15. November fiel ihnen bei Frere ein Panzerzug mit 100 Dublin-Fusiliers in die Hände. General Hildyard, der mit einigen Verstärkungsmannschaften herbeigeeilt war, wurde in Estcourt eingeschlossen. Am 25. November gab Joubert die Offensive infolge des Anrückens der Entsatzkolonnen auf und zog sich hinter den Tugela zurück, um hier die Engländer zu erwarten. Die in Estcourt eingeschlossene Abteilung wurde dadurch frei. Am 27. traf General Buller im befestigten englischen Lager bei Chiveley ein. Am 15. Dezember griff Buller die Burenstellungen bei Colenso an, wurde aber mit einem Verluste von 11 Kanonen, 1800 Toten und Verwundeten und 238 Gefangenen zurückgeworfen.

Am 6. Januar 1900 unternahmen die Buren einen vergeblichen Sturm auf den Platrand bei Ladysmith. General White verlor 135 Tote — unter ihnen der Kommandant der Gordon Hochländer Oberst Dick Luningham — und 244 Verwundete, der Verlust der Buren betrug 150 Mann, im Verhältnis zu den sonstigen Burenverlusten sehr hoch.

Am 17. Januar versuchte General Warren den rechten Flügel der Buren zu umgehen; die Wachsamkeit derselben vereitelte jedoch diesen Plan; auch der am nämlichen Tage unternommene Frontalangriff der Brigaden Lyttleton, Hart und Hildyard wurde zurückgewiesen. Am 20. versuchte Warren den Spionkop zu stürmen, konnte jedoch nur die Vorpostenstellungen der Buren bei Ventersspruit zwischen Spionkop und Tugela nehmen. Die Brigade Hart suchte die Buren in der rechten Flanke zu fassen, wurde jedoch mit einem Verluste von 11 Offizieren und 279 Mann an den Tugela zu-

rückgeworfen. Ebenso verlor die Brigade Lyttleton auf dem rechten englischen Flügel bei einem mißglückten Vorstoße 300 Mann.

Warren sah sich gezwungen, die Umgehung der feindlichen Stellung aufzugeben und zu versuchen, die Front des Burenflügels zu durchstoßen. Den Schlüsselpunkt desselben bildete der Spionkop. Am 22. und 23. Januar drang Warren unter heftigen Gefechten an den Berg heran.

Am 24. Januar glückte es der Brigade Woodgate bei dichtem Nebel um 4 Uhr morgens eine Schanze auf dem Spionkop zu nehmen. Als die Brigade aber nach Tagesanbruch ohne Unterstützung gelassen wurde, erlitt sie durch das feindliche Geschütz- und Gewehrfeuer fürchterliche Verluste und zog deshalb nachts wieder ab. Am nächsten Tage ging der ganze linke Flügel über den Tugela zurück; bei einer Verfolgung wäre es ihm schlimm ergangen. Die Engländer verloren 1594 Mann an Toten und Verwundeten, 358 Mann wurden gefangen. General Woodgate war tödlich verwundet worden.

Da ein erneuerter Vorstoß des rechten englischen Flügels ebenfalls blutig zurückgewiesen worden war, so wurde auch er am 26. Jänner auf das Südufer des Tugela zurückgezogen. Bei Pieters und Colenso kam es zu einigen Vorpostengefechten. Am 5. Februar nahm Buller unter großen Verlusten den Vaalkrans, mußte ihn aber am 7. wieder räumen. Das gesamte Heer trat nun den völligen Rückzug nach Chiveley an, zum erstenmal hart bedrängt von den verfolgenden Buren. Während Buller der erschöpften Armee einige Zeit in dem befestigten Lager Ruhe gönnte, besetzten die Buren den 8 km entfernten Doornkop und bedrohten das Lager in Rücken und Flanke.

In Ladysmith war inzwischen die Not aufs höchste gestiegen. —

Sehr bedrohlich für die Engländer war der Einfall der Buren in die Kapkolonie, der sich Ende Oktober in drei Kolonnen vollzog. Die erste rückte gegen De Aar vor, die zweite unter General Schoeman über Colesberg gegen Nauwpoort und

die dritte über Aliwal North gegen Burgersdorp. Die westliche Kolonne war äußerst lässig, während die Mittelkolonne Arundel und die östliche Kolonne Burgersdorp besetzte. Kecke Burenpatrouillen durchjagten mehrmals Middelburg, Molteno und Dortrecht, so daß sogar die Bewohner von Kapstadt besorgt wurden. Viele Kapburen schlossen sich ihren Brüdern an.

Den Oberbefehl über die Engländer auf diesem Kriegsschauplatze hatte Generalleutnant Gatacre übernommen. Seine Hauptaufgabe bestand in der Sicherung der Bahnlinien East London—Bethulie und Port Elizabeth—Colesberg. An der östlichen Bahnlinie, längs der die Hauptkolonne der Buren vordrang, hatte Gatacre persönlich die Leitung in Händen; die Buren beherrschten diese Linie bereits bis Steinsburg. Am 9. Dezember 11 Uhr nachts trat Gatacre unter der Führung von Kapburen von Molteno aus den Vormarsch auf Stormberg an. Seine Abteilung bestand aus drei Infanterie-Bataillonen, kleinen Abteilungen von Kavallerie, berittener Infanterie und Kapschützen, sowie der 74. und 77. Feldbatterie. Er geriet aber um 4 Uhr morgens (am 10. Dezember) in einen Hinterhalt und erlitt große Verluste. Seine Kolonne wurde gänzlich zersprengt. Infolge der energischen Verfolgung der Buren unter General Olivier — ein seltener Fall — verlor er außer den Toten und Verwundeten noch 652 Gefangene und 3 Geschütze. Schuld an dem Unfalle war größtenteils der mangelhafte Aufklärungs- und Sicherungsdienst. Mit dem Reste seiner Truppen ging Gatacre über Molteno nach Cyphergat zurück. Er mußte sich damit begnügen, die Bahnlinie nach East London zu decken.

Und nun zu dem Kriegsschauplatz um Colesberg, den ich aus eigener Anschauung kennen lernen sollte, und auf dem die nachfolgenden Kapitel in der Hauptsache sich abspielen werden. Ohne Widerstand zu finden hatte General Schoemann mit 1000 Buren auf der großen Brücke bei Norvals Pont den Oranje überschritten und bereits am 1. November Colesberg, dessen Polizeitruppe auf Nauwpoort zurückwich, besetzt. Seine Vortruppen schob er über Arundel hinaus vor. Aus den Resten

des Schiel'schen Korps wurde in Pretoria durch Einreihung neuer deutscher Freiwilliger wieder ein deutsches Korps gebildet, und dasselbe, ungefähr 150 Mann stark, mit einem Sonderzuge auf den südlichen Kriegsschauplatz befördert. Es kam hiebei am 3. November mittags durch Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranje-Freistaates. Die dort in englischer Sprache erscheinende Zeitung „The Friend" beschreibt die warme Begrüßung der Deutschen auf dem Bahnhofe durch die Bevölkerung: „Es waren viele Zuschauer, darunter manche vom schönen Geschlechte, auf dem Bahnsteige, um das deutsche Korps durchfahren zu sehen und zu begrüßen. Der Anblick der beträchtlichen Menge Mannschaften, alle mit Mauserkarabinern bewaffnet, machte einen vorzüglichen Eindruck. Ein alter Burenveteran, welcher gegenwärtig war, rief, als er die Deutschen sah: „Ja, die is van die rechte soort!" — „Ja, die sind von der richtigen Sorte!" Nachdem die Deutschen die Volkslieder der beiden Republiken gesungen hatten, begrüßte sie Bürgermeister Dr. Kellner, ein Deutschafrikaner, in deutscher Sprache. Seine ernste Anrede wurde mit lauten und langdauernden Hochrufen erwidert. Verschiedene Lieder, einschließlich der begeisternden „Wacht am Rhein", wurden zusammen mit den Zuschauern von der deutschen Truppe gesungen, welche sich von einem vortrefflichen Geiste beseelt zeigte." Das Korps wurde General Schoemann zugeteilt.

Die Sicherung der Bahnlinie Port Elizabeth—Colesberg hatte Generalleutnant French übernommen. In dem befestigten Nauwpoort sammelte er seine Truppen; sie bestanden aus dem 2. Bataillon Barkshire-Regiment, dem 6. Dragonerregiment (Inniskilling), einer Abteilung Neusüdwales-Lancers und den reitenden Batterien R. und O. Am 7. Dezember rückte French über Arundel, das die Vortruppen der Buren wieder räumten, auf Rensburg zu. Da er dieses aber stark besetzt fand, so wartete er die Verstärkungen ab, die in je 1 Bataillon des Suffolk- und Esserregimentes und einer Batterie aus Indien bestanden. Am 31. Dezember 1899 umging er den rechten Flügel der

Burenstellung und besetzte am 1. Januar den Coleskop bei Colesberg, den höchsten Berg der Gegend, von dem aus ein großer Teil der Burenstellungen eingesehen werden konnte. Andere englische Abteilungen griffen verschiedene Punkte der Burenstellungen nächst Colesberg zwar heftig, aber vergeblich an. Als die Wirkung der Umgehung sich fühlbar machte, zogen sich die Buren von Rensburg eilig auf die Höhen von Colesberg zurück. Gleichzeitig suchte eine Kavallerieabteilung mit zwei Geschützen zwischen Colesberg und Achtertang zu rekognoszieren. Ein Burenkommando und zwei Korporalschaften des deutschen Korps vereitelten jedoch diese Absicht. Am 2. Jänner, dem nächsten Tage, umgingen die Buren nun ihrerseits den englischen linken Flügel, so daß French sich zum Rückzug auf Rensburg genötigt sah. Die detachierte Kavallerieabteilung war beinahe abgeschnitten und konnte nur in einem großen Bogen sich auf die Haupttruppe zurückziehen.

Am nächsten Tage verlor French durch ein eigenartiges Mißgeschick einen Eisenbahnzug mit Proviant (Siehe „Die vergessenen Vorposten").

Am 4. Jänner trafen in Rensburg 2 Schwadronen Gardedragoner als Verstärkung von Kapstadt ein.

Am 6. Januar sandte French den Oberst Watson mit vier Kompagnien des 1. Suffolkregimentes ab, um eine Stoßbewegung gegen einige Burenabteilungen, die seinen linken Flügel am Torenberge zu umgehen suchten, auszuführen. In den ersten Morgenstunden erreichte die Kolonne, natürlich nach englischer Sitte ohne Sicherungspatrouillen drauf los marschierend, den Fuß des Höhenrückens, der ihr als Stellung zugewiesen worden war.

Und nun das Unglaubliche! Am Fuße des Berges ließ der Oberst die Kompagnie halten und Gewehrpyramiden — es war noch stockfinster — ansetzen, worauf er sich mit den Offizieren nach vorne begab, um ihnen die zu besetzenden Stellen anzuweisen. Auf ein verdächtiges Geräusch hin sandte er einen Offizier zurück und ließ eine Kompagnie in Schützenschwärmen

vorführen. Da plötzlich wurden alle Steine und Felsblöcke lebendig und aus nächster Nähe prasselte ein verheerendes Schnellfeuer auf die Überraschten. Oberst Watson, sein Adjutant, zwei Kapitäne und 27 Mann fielen, der Rest, sechs Offiziere und die übrigen 108 Mann der vorgeführten Kompagnie, warf sofort die Waffen weg und ergab sich. Die weiter rückwärts noch geschlossen stehenden Kompagnien, die in der Finsternis unbemerkt geblieben waren, ließen Offiziere und Kameraden in der schmählichsten Weise im Stiche und rissen aus, ohne einen Schuß abzugeben.

Köstlich ist die Depesche, in der General French diesen Unfall meldet. Es heißt darin im Schlußsatze: „Ich nahm nach Tagesanbruch sofort die Stellung unter wirksames Artilleriefeuer und brachte den Buren große Verluste bei.“

Damit suchte er die bittere Pille zu überzucken. In Wirklichkeit haben die paar Kanonenschüsse doch nur einige Eidechsen aufgescheucht.

Am 7. Januar rekognoszierte eine Schwadron Gardedragoner gegen Achtertang.

Am 11. Januar wurden auf den 1400 Fuß hohen Coleskop zwei 15 cm Geschütze mit großer Mühe hinauf geschafft. Die Munitions- und Lebensmittelbeförderung auf den sehr steilen Berg besorgten zwei Drahtaufzüge in äußerst praktischer Weise.

Inzwischen waren neue Verstärkungen unter Oberst Porter aus Kapstadt eingetroffen. Sie bestanden aus einem Karabinierregiment, dem 6. Leibgarde-Dragonerregiment, einer starken Abteilung australischer Reiter und vier Geschützen. French verfügte nun über 14 000 Mann, während ihm kaum 3000 Buren gegenüberstanden. Daher trafen 1000 Buren aus Natal, sowie Delarey mit 600 Mann von Magersfontein her ein. Im Zentrum der Burenaufstellung befehligte nun General Lemmers, auf dem rechten Flügel Grobler und der später so berühmte Dewet und auf dem linken Delarey. Das Oberkommando führte General Schoemann. Am 14. Januar besetzte Oberst

Porter mit den erwähnten Verstärkungen, denen noch die Neusüdwales-Lancers beigegeben worden waren, Slingersfontein — südöstlich von Colesberg — und den benachbarten Höhenzug mit dem Kerumskop, vermochte jedoch gegen General Delarey keine Erfolge zu erringen. Am 17. gerieten hier die Neusüdwales-Lancer in einen Hinterhalt und wurden größtenteils gefangen.

Am 25. Januar wurde ein Vorstoß des Generals French westlich von Colesberg und ein gleichzeitiger Vorstoß des Obersten Porter gegen Achtertang zurückgewiesen. Die Abteilung Porter wurde nur durch das Eingreifen des kürzlich auf dem Kriegsschauplatze eingetroffenen Worcester-Regimentes vor der Vernichtung durch die scharf nachdrängenden Buren bewahrt.

Die bisherigen Erfolge der Buren bei Colesberg waren durch die Defensivtaktik des kommandierenden Generals Schoemann sehr beeinträchtigt worden. Grobler hatte ihn umsonst zu Offensivstößen zu bewegen versucht. Als Delarey und Dewet in Colesberg eintrafen, änderte sich mit einem Schlage die Lage. Da Schoemann nicht zu angriffsweisem Vorgehen zu bewegen war, so forderten Delarey, Dewet und Grobler von der Regierung in Pretoria telegraphisch seine Abberufung. Diesem Begehren kam die Regierung, da Schoemann (sprich Schumann) einer mächtigen politischen Partei angehörte, zwar nicht nach, sie wies ihn aber an, den Vorschlägen der unzufriedenen Generäle mehr Beachtung zu schenken. Schoemann gab nun dem Drängen der Unzufriedenen nach.

Von den ersten Tagen des Februar an sehen wir daher die Buren auf der ganzen Linie in Bewegung.

Gleichzeitig war General French mit einem Teile seiner Reiterei an den Modderriver berufen worden, um dort das Kommando über eine Kavalleriedivision zu übernehmen. Ihn ersetzte General Clements mit der 12. Brigade, bestehend aus dem gesamten Worcester- und Wiltshireregiment; ferner waren ihm zugewiesen zwei Bataillone Barkshire und Suffolk, sowie eine Schwadron der Inniskilling-Dragoner, neuseeländische und

australische Reiterabteilungen und drei Batterien. An Zahl war er den Buren beinahe um das Dreifache überlegen.

In einem Halbkreise von 30 km dehnten sich die englischen Stellungen über den Torenberg, Coleskop, Plewman-Station und Slingersfontein aus. Die beiden Flügel waren völlig isoliert; der rechte stützte sich auf den Kerumskop bei Slingersfontein, der linke auf Bastards-Nek nördlich des Torenberges. Bei Slingersfontein standen das Worcesterregiment und berittene Neuseeländer, Bastards-Nek war durch das Wiltshire-regiment, ein Bataillon Barkshire und westaustralische Reiter besetzt.

Durch Patrouillen und Gefangene hatten die Buren festgestellt, daß der rührige French mit dem größten Teile der Reiterei zum Modderriver abgerückt war. So entschlossen sie sich zu der Angriffsbewegung, deren Schilderung die nächsten Kapitel gewidmet sind, und deren Verlauf ich hier vorgreifend nur in großen Strichen skizzieren will.

Am 12. Februar griff Grobler den linken Flügel, Delarey den rechten an. Bastards Nek und Coleskop mußten von den Engländern geräumt werden. Besonders schwierig gestaltete sich die Fortschaffung der Geschütze von dem steilen Coleskop, da der Rückzug der Engländer fluchtartig war und die Buren eine scharfe Verfolgung einleiteten. Ein Maximgeschütz fiel dabei in die Hände der Verfolger. Auf dem rechten Flügel wurde durch einen nächtlichen Sturm der Johannesburger Polizei der verschanzte Kerumskop genommen, das Worcester-regiment und die Neuseeländer zersprengt, wobei den Buren das englische Lager bei Slingersfontein mit reichen Vorräten in die Hände fiel. Auch ein Maxim eroberten sie.

General Clements zog sich auf Rensburg und am 14. Februar auf Arundel zurück. An diesem Tage gingen die Buren auf allen Linien vor, besetzten unter Schoemann und Dewet Rensburg und nahmen um 4 Uhr morgens die Vorposten der Brigade, zwei Kompagnien des Wiltshireregimentes, die bei dem eiligen Rückzuge vergessen worden waren, gefangen.

Die rasche und nachdrückliche Verfolgung war von den besten Erfolgen gekrönt. In zwei Tagen hatten die Buren sämtliche englischen Stellungen, die General French mit großer Zähigkeit festgehalten hatte, genommen und die Engländer unter schweren Verlusten auf Arundel zurückgeworfen. —

* * *

Nachdem so der freundliche Leser eine allgemeine Orientierung gewonnen hat, sei es mir gestattet, zur Schilderung meiner eigenen Kriegserlebnisse auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes überzugehen.

XII.

In Feindesland.

Am 22. Jänner vormittags langten wir in Colesberg-Junction in der Kapkolonie, einer kleinen Haltestelle, an. Hier erfuhren wir, daß das Lager des Generals Schoemann noch eine Stunde entfernt war. Nachdem wir unter mancherlei Mühseligkeiten unser Gepäck abgeladen hatten, ritten Pollak und U. fort, um den General aufzusuchen und ihm ihre Dienste anzubieten. Gleichzeitig wollten sie um einen Wagen bitten, mit dem ich und Böhmer mit dem Gepäcke nachkommen sollten. Während wir mit unseren Boy's auf den Kisten saßen, herrschte um uns ein reges Treiben. Das Stationsgebäude war in ein Magazin verwandelt, wohin der Nachschub an Pferden, Munition, Proviant u. s. w. gebracht wurde, um an die einzelnen Kommandos ausgegeben zu werden. Fortwährend kamen Buren angeritten. In einem kleinen Nebengebäude hatten sich zwei Mann vom deutschen Freikorps eingenistet, die dessen kranke Sohlen in Behandlung genommen hatten. Beide hatten das Gefecht bei Elandslaagte mitgemacht und sprachen mit Begeisterung von Oberst Schiel.

Das Korps hatte hier die gefährlichste Stellung im Mittelpunkte der Aufstellung des Generals Schoemann inne. Die Stellung wurde täglich von den Engländern aus einer Entfernung von beiläufig 4000 Schritten bombardiert und unter Gewehrfeuer genommen, doch waren die Verluste der Deutschen infolge ihrer guten Deckung sehr gering. Die meisten Freiwilligen, die ich sprach, klagten über das langweilige Lagerleben. Bis 8 Uhr morgens mußte jeder im Lager bleiben, da bis um diese Zeit ein Angriff der Engländer möglich war. Dann konnte jeder spazieren reiten, mußte aber um 12 Uhr zum Mittagessen zurück sein. Nachmittags wurde ebenfalls jedem vollkommene Freiheit bis 6 Uhr gewährt. Von dieser Zeit an hatte alles im Lager zu sein. Jede vierte Nacht kam der einzelne auf Feldwache, hatte jedoch nur eine Stunde Posten zu stehen.

Nach Verlauf einer Stunde kamen Pollak und U. mit einem Wagen zurück. Sie stellten uns dem Fuhrmanne vor; zu unserem Erstaunen erfuhren wir, daß er Kommandant der Reservetruppe des Generals Schoemann sei und wir ihm zugeteilt würden. Krüger, ein Bruder des Präsidenten von Transvaal, war ein langer hagerer Mann mit freundlichen blauen Augen und schneeweißem Kopf- und Barthaar. Nach einem kräftigen Händedrucke ging es über Stock und Stein in die Berge. Im Verlauf von einer halben Stunde tauchte vor uns eine Gruppe von zwölf Zelten auf, vor denen wir hielten. Um große Kochfeuer lagerten viele Buren. Ohne weitere Anmeldung trat Krüger mit uns in ein großes Zelt.

In der Mitte saß auf einem leeren Sacke der Oberkommandierende General Schoemann, ein großer kräftiger Mann, dem man seine 65 Lebensjahre gar nicht ansah. Wir trafen ihn mit Zwiebelschälen beschäftigt. Ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, antwortete er auf unsern Gruß mit einem kurzen „Goden Mora!“

Kommandant Krüger hockte neben ihm nieder. Nach einer Pause fragte der General: „Ihr seid deutsche Freiwillige?“ — „Ja!“ — „Und woher?“ — „Aus Deutschland und Österreich!“ — „Sind Offiziere unter Euch?“ lautete die weitere Frage.

Sofort traten der reichsdeutsche Kavallerie-Oberleutnant und der österreichische Artillerieleutnant vor.

„Also Ihr seid Offiziere?" wandte sich der Burengeneral an sie. „Ja, meine Lieben, wir halten es mit den Vorfahren. Wie unser Väter gefochten haben, so fechten auch wir. Wollt Ihr mit uns fechten, so seid Ihr uns willkommen, wollt Ihr aber die Offiziere spielen, so wäret Ihr besser zu Hause geblieben!"

Vor uns hatten sich eben viele „Quittierte" bei dem General eingefunden.

Die verdutzten Gesichter der beiden kann man sich denken. Schließlich zog der Kavallerieoffizier einige Empfehlungsschreiben fürstlicher Persönlichkeiten hervor. Obgleich der General meinte, er wolle seine Augen nicht gerne durch Lesen anstrengen, suchte der Premierleutnant die Papiere ihm doch aufzudrängen.

Nachdem wir versichert hatten, daß wir uns der Burenarmee bedingungslos zur Verfügung stellten, wurden wir vom General mit einem Händedruck verabschiedet. Wir schlossen uns dem zweiten deutschen Freikorps, einem Reservekommando, an. Dieses war zur persönlichen Verwendung des Generals bestimmt. Kam es irgendwo zum Gefechte, so warf sich der General aufs Pferd und eilte mit der Reserve auf den Kampfplatz. Das Korps war daher an jedem Gefechte beteiligt.

XIII.

Lagerleben.

Vom Oranjefluß bis zu den Küstenbergen bei Kapstadt und Port Elizabeth dehnt sich die Karroo, eine riesige Hochebene, aus. Durch hohe, wildzerklüftete Gebirgszüge zerfällt sie in die südliche, mittlere und nördliche Karroo; während die südliche äußerst fruchtbar ist, rechtfertigen die anderen Hochebenen ihren Namen. Karroo heißt dürr, trocken. Die nördliche eigentliche Karroo hat eine Breite

von 90 km. Im Sommer wüten auf den ausgedehnten Flächen fürchterliche Wirbelstürme, im Winter, Juni, Juli, August herrscht empfindliche Kälte. Die Berge mit einer Höhe von 1000 m sind im Winter regelmäßig, die Hochebenen oft mit Schnee bedeckt. Minderwertige Futterpflanzen, dornige Akazien und der Spekboom fristen ein kümmerliches Dasein. Der Löwe ist ausgerottet, der Elefant kommt nur mehr im Knysdwalde und im Busch um Port Elizabeth wild vor. Antilope, Zebra, Quagga, Leopard, Schakal, Hyäne ziehen sich immer mehr nach dem Norden zurück. Strauß- und Schafzucht wird rationell betrieben. Die Kolonie birgt große mineralische Schätze.

Der Kriegsschauplatz um Colesberg lag in der nördlichen Karroo.

Es war gerade Hochsommer, als wir hier eintrafen, und die Mittagshitze betrug oft über 50° R., während nachts freilich eine empfindliche Abkühlung eintrat. In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes im Lager waren wir geradezu betäubt, namentlich mich machte die Hitze zu jeder Bewegung unfähig. Doch bald wurde ich sie so gewohnt, daß ich zur Zeit der größten Hitze es am Kochfeuer aushielt. In der öden baumlosen Gegend war mittags kein schattiges Plätzchen zu finden. Im Zelte wurde die Luft so dick, daß ein Verweilen darin unmöglich war. Dazu kamen die Milliarden von Fliegen, die einem das ohnehin saure Leben noch nach Möglichkeit vergällten.

Wir konnten nur morgens und abends kochen, sonst war das Essen einfach ungenießbar, und dann noch führten wir mit jedem Löffel eine heillose Zahl mitgekochter Fliegen zum Munde. Mit dem Kochen gings uns auch nicht gerade am besten. Jede Zeltgenossenschaft mußte sich das Essen selbst bereiten. Nun waren aber weder ich noch einer meiner Zeltgenossen von Beruf Koch gewesen. Der eine war Jäger-Oberleutnant, der andere Artillerieleutnant, der dritte Maschineningenieur, und auch ich hatte daheim den Kochlöffel nur ausnahmsweise und auch dann nicht mit allzu großer Meisterschaft geschwungen. Die Eßwaren, die wir bekamen, warfen wir ohne weitere Umstände in einen

Topf, den wir mit trockenem Kuh- und Pferdemist heizten. Wir waren zufrieden, wenn das Gebräu schließlich halbwegs genießbar war. Fleisch hatten wir im Überfluß, doch sah es mit dem Gemüse sehr mager aus. Den Thee, den wir in Pretoria ausgefaßt hatten, warfen wir bald weg, da er den Magen schwächte, dagegen war nun unser nahezu ausschließliches Getränk schwarzes Kaffee.

Außer dem Fieber trat hier infolge des schlechten Wassers auch der Typhus auf. Kein Wunder, denn überall lagen in Verwesung übergegangene Pferdeleichen und verpesteten die Luft. Zwar wurde zur allgemeinen Beruhigung amtlich verlautbart, die Typhusseuche sei erloschen, doch war dem nicht so. Erst vor wenigen Tagen waren von einem Kommando zwei Typhuskranke zu einer Ambulanze gebracht worden. Dabei ereignete sich ein bezeichnender Vorfall. Als sie abends ankamen, war der diensthabende Arzt nicht anwesend. Ein Krankenpfleger übernahm die Kranken. Er lud den einen ab und wollte ihn schon in das Lazaret tragen, als ihm einfiel, daß diese Kranken von den Verwundeten abgesondert werden mußten. Er legte deshalb den Kranken auf einen leeren Sack neben dem Wagen, da er erst den Arzt fragen wollte, wohin die beiden zu bringen seien. Während der Nacht ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Als der Arzt am nächsten Morgen einen Rundgang machte, fand er auf einem offenen Wagen einen Sterbenden und in einer Kotlache einen Toten — Opfer der Vergeßlichkeit des Krankenpflegers. Viele Deutsche litten infolge des fortwährenden Genusses von Schaffleisch an einem ekelhaften Hautausschlage.

Gleich am ersten Tage mußte ein Teil unserer Abteilung auf Geschützwache. Diese bestand aus zwei Ingenieuren, vier österreichischen und zwei reichsdeutschen früheren Offizieren und mir unter Kommando eines Buren. Jeder stand eine Stunde auf Posten. Auch beim Schanzengraben beteiligten wir uns in reger Weise.

Im allgemeinen gefiel uns das freie Lagerleben ausgezeichnet. Jeder handelte tagsüber nach Willen und Gutdünken,

ritt spazieren und that, was ihm gefiel. Einen regelrechten Dienst und eine Lagerordnung gab es nicht. Da unsere Rasiermesser unbrauchbar geworden waren, so mußten wir uns nolens volens Vollbärte wachsen lassen. Schön sahen wir gerade nicht aus, aber kriegerisch!

Meine Reitkunst vervollkommnete sich täglich mehr; nur der Trab, das sogenannte leichte oder englische Reiten, war mir trotz so mancher Reitstunde, die mir meine Kameraden erteilten, nicht beizubringen. Unsere Pferde waren meist kleine Pony, die sich neben den schweren englischen Kavalleriepferden gar ärmlich ausnahmen. Während diese jedoch nur das nachgeführte Futter fraßen und — von der Nachschublinie einige Zeit entfernt — umkamen, verzehrten die Burenpferde gleich den Maultieren das dürre Gras der Steppe. Auf den steilen steinigen Bergpfaden kletterten sie in der halsbrecherischesten Weise herum, was den englischen Pferden einfach unmöglich war. Auch waren die Pony an jedes Wetter gewöhnt. Mein und Böhmers Pferd fraßen mit Vorliebe Erde.

Weil ich eben von den Pferden spreche, sei es mir gestattet, über das Material der Burenpferde einige Bemerkungen einzufügen. Unsere Pferde zerfielen in Basutopony, Freistaatpferde und Transvaalpferde.

Der Basutopony übertrifft jeden anderen afrikanischen Pferdeschlag. Die Basutoneger sind ein Reitervolk und haben im Gegensatz zu allen anderen südafrikanischen Stämmen ihre Rasse rein erhalten. Das Basutoland ist zwischen dem Freistaate, Natal und der Kapkolonie eingekeilt und ein beinahe wüstes Gebirgsland. Die Basuto haben in diesem Kriege strenge Neutralität bewahrt, den Engländern den Durchzug durch ihr Gebiet verwehrt und zwei Kompagnien, die in Unkenntnis der Grenze ihr Gebiet betraten, entwaffnet und in die Kapkolonie zurückgeschickt. Die Portugiesen können sich an diesen Negern ein Beispiel nehmen. Die Basutopony sind durchschnittlich dreizehn englische Faust hoch, stark gebaut, kurz in den Beinen und lang im Körper, zähe wie Eichenholz und klettern wie Berg-

ziegen. Sie ertragen Entbehrungen leicht, können einige Tage auf dem Marsche ohne Futter zubringen und große Entfernungen ohne Wasser zurücklegen. Besteigt der Basuto morgens seinen Pony, so reitet er sofort in flottem Kanter (halb Schritt, halb Trab) los und behält stundenlang diese Gangart bei. Die an einem Tage von diesen Tieren zurückgelegten Entfernungen sind fast unglaublich.

Die Freistaatpferde sind vierzehn bis fünfzehn Faust hoch, leicht gebaut, langbeinig und außerordentlich zähe. Sie sind im Freistaate, in der Kapkolonie und in Natal im allgemeinen Gebrauche.

Die Transvaalpferde sind etwas kleiner, vermögen aber große Lasten im Sattel zu tragen. Ein Pferd ist oft mit achtzig bis neunzig Kilogramm belastet, und mühsam klettert der Bur auf seinen Rücken. Das Pferd scheint anfangs unter der Last zusammenzubrechen. Aber sobald der Reiter sitzt, streckt es sich und geht den gewöhnlichen Kanter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Das südafrikanische Pferd ist gegen die meisten Pferdekrankheiten unempfänglich. Erst später auf dem Hochfelde Transvaals verendeten in den kalten Winternächten viele Pferde am sogenannten Dünnschieß.

Die Engländer hatten durchschnittlich ebenfalls gute Pferde, die aber infolge der unverständigen Behandlung bald draufgingen. Dem Parlamente, das das Geld für den Pferdeankauf zu bewilligen hatte, wurde natürlich weisgemacht, das „böse Klima" sei an dem riesigen Pferdeverbrauch schuld.

Die Bepackung der englischen Pferde war eine ganz unglaubliche. Außer dem schweren Reitermantel, einer Decke für den Reiter und einer Pferdedecke, Konservenbüchsen u. s. w. hatte es noch eine Lanze oder einen Säbel zu schleppen. Abends wurden die Pferde an eisernen Nägeln, die senkrecht in die Erde gesteckt wurden und oben mit einem Ringe versehen waren, angebunden. In den milden Sommernächten ging dies. Bei dem Winterfeldzuge an der Delagoabahn zeigten sich aber die Schäden dieses Systems. Die

Pferde konnten sich auf dem eisigen Felsboden nicht niederlegen, sondern waren gezwungen, an dem Ringe ruhig zu stehen, wobei ihre Glieder erstarrten. Die Decke gewährte nur unzureichenden Schutz. Wurden englische Kavalleristen von uns verfolgt, so warfen sie alles, was ihnen das Entkommen erschwerte, weg. Man möge jedoch nicht glauben, daß wir nun über die weggeworfenen Decken, Mäntel, Konserven u. s. w. gierig herfielen, vielmehr ließen wir diese Sachen, sofern sie nicht als Erinnerungsgegenstände Wert für uns hatten, als unnützen Tand liegen. Waren nun die englischen Pferde genötigt, einige Nächte hindurch ohne Decke zuzubringen, so verendeten sie ausnahmslos.

Wir machten daher Neulinge, die in unsere Korps einrückten und ihre Pferde nach europäischer Schulung durch Decken gegen die Kälte der Nächte schützen wollten, sofort aufmerksam, daß Verwöhnung gleichbedeutend mit Tod sei. Abends fesselten wir einen Vorderfuß des Pferdes mit dem Halfterstrick an seinen Kopf und ließen die Tiere dann herumhumpeln. Sie blieben so stets in der Nähe, konnten sich aber Futter suchen und durch fortgesetzte Bewegung warm halten. Besonders feurigen Tieren wurden die Vorderbeine an den Fesseln zusammengebunden. Hatte die englische Kavallerie einige Rasttage, so wurden die Pferde derselben nicht teilhaftig, denn die sportlustigen Engländer veranstalteten dann Offiziers- und Mannschaftsrennen. Die Pferde zu schonen hatte man keine Ursache, für die abgehetzten Tiere bekam man doch stets neue. —

Im Lager konnte man interessante Charakterstudien machen. Im Nachbarzelte waren zwei Franzosen; der eine gab sich uns gegenüber für einen Marineoffizier aus, den Buren pflegte er sich als Schiffskoch vorzustellen. Wir gingen übrigens zu ihm in die Kochschule. Auch ein anderer Franzose Namens Pomell war da, der angeblich den deutsch-französischen und spanisch-amerikanischen Krieg mitgemacht hatte uud zuletzt in Argentinien Reiteroberst gewesen sein soll. Der Schlachtenbummler ließ sich Kolonel schimpfen. Im Lager traf er zerlumpt und zerfetzt ein, nun war er mit neuen Kleidern ver-

Die rasche und nachdrückliche Verfolgung war von den besten Erfolgen gekrönt. In zwei Tagen hatten die Buren sämtliche englischen Stellungen, die General French mit großer Zähigkeit festgehalten hatte, genommen und die Engländer unter schweren Verlusten auf Arundel zurückgeworfen. —

* * *

Nachdem so der freundliche Leser eine allgemeine Orientierung gewonnen hat, sei es mir gestattet, zur Schilderung meiner eigenen Kriegserlebnisse auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes überzugehen.

XII.

In Feindesland.

Am 22. Jänner vormittags langten wir in Colesberg-Junction in der Kapkolonie, einer kleinen Haltestelle, an. Hier erfuhren wir, daß das Lager des Generals Schoemann noch eine Stunde entfernt war. Nachdem wir unter mancherlei Mühseligkeiten unser Gepäck abgeladen hatten, ritten Pollak und U. fort, um den General aufzusuchen und ihm ihre Dienste anzubieten. Gleichzeitig wollten sie um einen Wagen bitten, mit dem ich und Böhmer mit dem Gepäcke nachkommen sollten. Während wir mit unseren Boy's auf den Kisten saßen, herrschte um uns ein reges Treiben. Das Stationsgebäude war in ein Magazin verwandelt, wohin der Nachschub an Pferden, Munition, Proviant u. s. w. gebracht wurde, um an die einzelnen Kommandos ausgegeben zu werden. Fortwährend kamen Buren angeritten. In einem kleinen Nebengebäude hatten sich zwei Mann vom deutschen Freikorps eingenistet, die dessen kranke Sohlen in Behandlung genommen hatten. Beide hatten das Gefecht bei Elandslaagte mitgemacht und sprachen mit Begeisterung von Oberst Schiel.

Das Korps hatte hier die gefährlichste Stellung im Mittelpunkte der Aufstellung des Generals Schoemann inne. Die Stellung wurde täglich von den Engländern aus einer Entfernung von beiläufig 4000 Schritten bombardiert und unter Gewehrfeuer genommen, doch waren die Verluste der Deutschen infolge ihrer guten Deckung sehr gering. Die meisten Freiwilligen, die ich sprach, klagten über das langweilige Lagerleben. Bis 8 Uhr morgens mußte jeder im Lager bleiben, da bis um diese Zeit ein Angriff der Engländer möglich war. Dann konnte jeder spazieren reiten, mußte aber um 12 Uhr zum Mittagessen zurück sein. Nachmittags wurde ebenfalls jedem vollkommene Freiheit bis 6 Uhr gewährt. Von dieser Zeit an hatte alles im Lager zu sein. Jede vierte Nacht kam der einzelne auf Feldwache, hatte jedoch nur eine Stunde Posten zu stehen.

Nach Verlauf einer Stunde kamen Pollak und U. mit einem Wagen zurück. Sie stellten uns dem Fuhrmanne vor; zu unserem Erstaunen erfuhren wir, daß er Kommandant der Reservetruppe des Generals Schoemann sei und wir ihm zugeteilt würden. Krüger, ein Bruder des Präsidenten von Transvaal, war ein langer hagerer Mann mit freundlichen blauen Augen und schneeweißem Kopf- und Barthaar. Nach einem kräftigen Händedrucke ging es über Stock und Stein in die Berge. Im Verlauf von einer halben Stunde tauchte vor uns eine Gruppe von zwölf Zelten auf, vor denen wir hielten. Um große Kochfeuer lagerten viele Buren. Ohne weitere Anmeldung trat Krüger mit uns in ein großes Zelt.

In der Mitte saß auf einem leeren Sacke der Oberkommandierende General Schoemann, ein großer kräftiger Mann, dem man seine 65 Lebensjahre gar nicht ansah. Wir trafen ihn mit Zwiebelschälen beschäftigt. Ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, antwortete er auf unsern Gruß mit einem kurzen „Goden Mora!"

Kommandant Krüger hockte neben ihm nieder. Nach einer Pause fragte der General: „Ihr seid deutsche Freiwillige?" — „Ja!" — „Und woher?" — „Aus Deutschland und Österreich!" — „Sind Offiziere unter Euch?" lautete die weitere Frage.

Sofort traten der reichsdeutsche Kavallerie-Oberleutnant und der österreichische Artillerieleutnant vor.

„Also Ihr seid Offiziere?" wandte sich der Burengeneral an sie. „Ja, meine Lieben, wir halten es mit den Vorfahren. Wie unser Väter gefochten haben, so fechten auch wir. Wollt Ihr mit uns fechten, so seid Ihr uns willkommen, wollt Ihr aber die Offiziere spielen, so wäret Ihr besser zu Hause geblieben!"

Vor uns hatten sich eben viele „Quittierte" bei dem General eingefunden.

Die verdutzten Gesichter der beiden kann man sich denken. Schließlich zog der Kavallerieoffizier einige Empfehlungsschreiben fürstlicher Persönlichkeiten hervor. Obgleich der General meinte, er wolle seine Augen nicht gerne durch Lesen anstrengen, suchte der Premierleutnant die Papiere ihm doch aufzudrängen.

Nachdem wir versichert hatten, daß wir uns der Burenarmee bedingungslos zur Verfügung stellten, wurden wir vom General mit einem Händedruck verabschiedet. Wir schlossen uns dem zweiten deutschen Freikorps, einem Reservekommando, an. Dieses war zur persönlichen Verwendung des Generals bestimmt. Kam es irgendwo zum Gefechte, so warf sich der General aufs Pferd und eilte mit der Reserve auf den Kampfplatz. Das Korps war daher an jedem Gefechte beteiligt.

XIII.

Lagerleben.

Vom Oranjefluß bis zu den Küstenbergen bei Kapstadt und Port Elizabeth dehnt sich die Karroo, eine riesige Hochebene, aus. Durch hohe, wildzerklüftete Gebirgszüge zerfällt sie in die südliche, mittlere und nördliche Karroo; während die südliche äußerst fruchtbar ist, rechtfertigen die anderen Hochebenen ihren Namen. Karroo heißt dürr, trocken. Die nördliche eigentliche Karroo hat eine Breite

von 90 km. Im Sommer wüten auf den ausgedehnten Flächen fürchterliche Wirbelstürme, im Winter, Juni, Juli, August herrscht empfindliche Kälte. Die Berge mit einer Höhe von 1000 m sind im Winter regelmäßig, die Hochebenen oft mit Schnee bedeckt. Minderwertige Futterpflanzen, dornige Akazien und der Spekboom fristen ein kümmerliches Dasein. Der Löwe ist ausgerottet, der Elefant kommt nur mehr im Knyswalde und im Busch um Port Elizabeth wild vor. Antilope, Zebra, Quagga, Leopard, Schakal, Hyäne ziehen sich immer mehr nach dem Norden zurück. Strauß- und Schafzucht wird rationell betrieben. Die Kolonie birgt große mineralische Schätze.

Der Kriegsschauplatz um Colesberg lag in der nördlichen Karroo.

Es war gerade Hochsommer, als wir hier eintrafen, und die Mittagshitze betrug oft über 50° R., während nachts freilich eine empfindliche Abkühlung eintrat. In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes im Lager waren wir geradezu betäubt, namentlich mich machte die Hitze zu jeder Bewegung unfähig. Doch bald wurde ich sie so gewohnt, daß ich zur Zeit der größten Hitze es am Kochfeuer aushielt. In der öden baumlosen Gegend war mittags kein schattiges Plätzchen zu finden. Im Zelte wurde die Luft so dick, daß ein Verweilen darin unmöglich war. Dazu kamen die Milliarden von Fliegen, die einem das ohnehin saure Leben noch nach Möglichkeit vergällten.

Wir konnten nur morgens und abends kochen, sonst war das Essen einfach ungenießbar, und dann noch führten wir mit jedem Löffel eine heillose Zahl mitgekochter Fliegen zum Munde. Mit dem Kochen gings uns auch nicht gerade am besten. Jede Zeltgenossenschaft mußte sich das Essen selbst bereiten. Nun waren aber weder ich noch einer meiner Zeltgenossen von Beruf Koch gewesen. Der eine war Jäger-Oberleutnant, der andere Artillerieleutnant, der dritte Maschineningenieur, und auch ich hatte daheim den Kochlöffel nur ausnahmsweise und auch dann nicht mit allzu großer Meisterschaft geschwungen. Die Eßwaren, die wir bekamen, warfen wir ohne weitere Umstände in einen

Topf, den wir mit trockenem Kuh- und Pferdemist heizten. Wir waren zufrieden, wenn das Gebräu schließlich halbwegs genießbar war. Fleisch hatten wir im Überfluß, doch sah es mit dem Gemüse sehr mager aus. Den Thee, den wir in Pretoria ausgefaßt hatten, warfen wir bald weg, da er den Magen schwächte, dagegen war nun unser nahezu ausschließliches Getränk schwarzes Kaffee.

Außer dem Fieber trat hier infolge des schlechten Wassers auch der Typhus auf. Kein Wunder, denn überall lagen in Verwesung übergegangene Pferdeleichen und verpesteten die Luft. Zwar wurde zur allgemeinen Beruhigung amtlich verlautbart, die Typhusseuche sei erloschen, doch war dem nicht so. Erst vor wenigen Tagen waren von einem Kommando zwei Typhuskranke zu einer Ambulanze gebracht worden. Dabei ereignete sich ein bezeichnender Vorfall. Als sie abends ankamen, war der diensthabende Arzt nicht anwesend. Ein Krankenpfleger übernahm die Kranken. Er lud den einen ab und wollte ihn schon in das Lazaret tragen, als ihm einfiel, daß diese Kranken von den Verwundeten abgesondert werden mußten. Er legte deshalb den Kranken auf einen leeren Sack neben dem Wagen, da er erst den Arzt fragen wollte, wohin die beiden zu bringen seien. Während der Nacht ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Als der Arzt am nächsten Morgen einen Rundgang machte, fand er auf einem offenen Wagen einen Sterbenden und in einer Kotlache einen Toten — Opfer der Vergeßlichkeit des Krankenpflegers. Viele Deutsche litten infolge des fortwährenden Genusses von Schaffleisch an einem ekelhaften Hautausschlage.

Gleich am ersten Tage mußte ein Teil unserer Abteilung auf Geschützwache. Diese bestand aus zwei Ingenieuren, vier österreichischen und zwei reichsdeutschen früheren Offizieren und mir unter Kommando eines Buren. Jeder stand eine Stunde auf Posten. Auch beim Schanzengraben beteiligten wir uns in reger Weise.

Im allgemeinen gefiel uns das freie Lagerleben ausgezeichnet. Jeder handelte tagsüber nach Willen und Gutdünken,

ritt spazieren und that, was ihm gefiel. Einen regelrechten Dienst und eine Lagerordnung gab es nicht. Da unsere Rasiermesser unbrauchbar geworden waren, so mußten wir uns nolens volens Vollbärte wachsen lassen. Schön sahen wir gerade nicht aus, aber kriegerisch!

Meine Reitkunst vervollkommnete sich täglich mehr; nur der Trab, das sogenannte leichte oder englische Reiten, war mir trotz so mancher Reitstunde, die mir meine Kameraden erteilten, nicht beizubringen. Unsere Pferde waren meist kleine Pony, die sich neben den schweren englischen Kavalleriepferden gar ärmlich ausnahmen. Während diese jedoch nur das nachgeführte Futter fraßen und — von der Nachschublinie einige Zeit entfernt — umkamen, verzehrten die Burenpferde gleich den Maultieren das dürre Gras der Steppe. Auf den steilen steinigen Bergpfaden kletterten sie in der halsbrecherischesten Weise herum, was den englischen Pferden einfach unmöglich war. Auch waren die Pony an jedes Wetter gewöhnt. Mein und Böhmers Pferd fraßen mit Vorliebe Erde.

Weil ich eben von den Pferden spreche, sei es mir gestattet, über das Material der Burenpferde einige Bemerkungen einzufügen. Unsere Pferde zerfielen in Basutopony, Freistaatpferde und Transvaalpferde.

Der Basutopony übertrifft jeden anderen afrikanischen Pferdeschlag. Die Basutoneger sind ein Reitervolk und haben im Gegensatz zu allen anderen südafrikanischen Stämmen ihre Rasse rein erhalten. Das Basutoland ist zwischen dem Freistaate, Natal und der Kapkolonie eingekeilt und ein beinahe wüstes Gebirgsland. Die Basuto haben in diesem Kriege strenge Neutralität bewahrt, den Engländern den Durchzug durch ihr Gebiet verwehrt und zwei Kompagnien, die in Unkenntnis der Grenze ihr Gebiet betraten, entwaffnet und in die Kapkolonie zurückgeschickt. Die Portugiesen können sich an diesen Negern ein Beispiel nehmen. Die Basutopony sind durchschnittlich dreizehn englische Faust hoch, stark gebaut, kurz in den Beinen und lang im Körper, zähe wie Eichenholz und klettern wie Berg-

ziegen. Sie ertragen Entbehrungen leicht, können einige Tage auf dem Marsche ohne Futter zubringen und große Entfernungen ohne Wasser zurücklegen. Besteigt der Basuto morgens seinen Pony, so reitet er sofort in flottem Kanter (halb Schritt, halb Trab) los und behält stundenlang diese Gangart bei. Die an einem Tage von diesen Tieren zurückgelegten Entfernungen sind fast unglaublich.

Die Freistaatpferde sind vierzehn bis fünfzehn Faust hoch, leicht gebaut, langbeinig und außerordentlich zähe. Sie sind im Freistaate, in der Kapkolonie und in Natal im allgemeinen Gebrauche.

Die Transvaalpferde sind etwas kleiner, vermögen aber große Lasten im Sattel zu tragen. Ein Pferd ist oft mit achtzig bis neunzig Kilogramm belastet, und mühsam klettert der Bur auf seinen Rücken. Das Pferd scheint anfangs unter der Last zusammenzubrechen. Aber sobald der Reiter sitzt, streckt es sich und geht den gewöhnlichen Kanter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Das südafrikanische Pferd ist gegen die meisten Pferdekrankheiten unempfänglich. Erst später auf dem Hochfelde Transvaals verendeten in den kalten Winternächten viele Pferde am sogenannten Dünnschieß.

Die Engländer hatten durchschnittlich ebenfalls gute Pferde, die aber infolge der unverständigen Behandlung bald draufgingen. Dem Parlamente, das das Geld für den Pferdeankauf zu bewilligen hatte, wurde natürlich weisgemacht, das „böse Klima" sei an dem riesigen Pferdeverbrauch schuld.

Die Bepackung der englischen Pferde war eine ganz unglaubliche. Außer dem schweren Reitermantel, einer Decke für den Reiter und einer Pferdedecke, Konservenbüchsen u. s. w. hatte es noch eine Lanze oder einen Säbel zu schleppen. Abends wurden die Pferde an eisernen Nägeln, die senkrecht in die Erde gesteckt wurden und oben mit einem Ringe versehen waren, angebunden. In den milden Sommernächten ging dies. Bei dem Winterfeldzuge an der Delagoabahn zeigten sich aber die Schäden dieses Systems. Die

Pferde konnten sich auf dem eisigen Felsboden nicht niederlegen, sondern waren gezwungen, an dem Ringe ruhig zu stehen, wobei ihre Glieder erstarrten. Die Decke gewährte nur unzureichenden Schutz. Wurden englische Kavalleristen von uns verfolgt, so warfen sie alles, was ihnen das Entkommen erschwerte, weg. Man möge jedoch nicht glauben, daß wir nun über die weggeworfenen Decken, Mäntel, Konserven u. s. w. gierig herfielen, vielmehr ließen wir diese Sachen, sofern sie nicht als Erinnerungsgegenstände Wert für uns hatten, als unnützen Tand liegen. Waren nun die englischen Pferde genötigt, einige Nächte hindurch ohne Decke zuzubringen, so verendeten sie ausnahmslos.

Wir machten daher Neulinge, die in unsere Korps einrückten und ihre Pferde nach europäischer Schulung durch Decken gegen die Kälte der Nächte schützen wollten, sofort aufmerksam, daß Verwöhnung gleichbedeutend mit Tod sei. Abends fesselten wir einen Vorderfuß des Pferdes mit dem Halfterstrick an seinen Kopf und ließen die Tiere dann herumhumpeln. Sie blieben so stets in der Nähe, konnten sich aber Futter suchen und durch fortgesetzte Bewegung warm halten. Besonders feurigen Tieren wurden die Vorderbeine an den Fesseln zusammengebunden. Hatte die englische Kavallerie einige Rasttage, so wurden die Pferde derselben nicht teilhaftig, denn die sportlustigen Engländer veranstalteten dann Offiziers- und Mannschaftsrennen. Die Pferde zu schonen hatte man keine Ursache, für die abgehetzten Tiere bekam man doch stets neue. —

Im Lager konnte man interessante Charakterstudien machen. Im Nachbarzelte waren zwei Franzosen; der eine gab sich uns gegenüber für einen Marineoffizier aus, den Buren pflegte er sich als Schiffskoch vorzustellen. Wir gingen übrigens zu ihm in die Kochschule. Auch ein anderer Franzose Namens Pomell war da, der angeblich den deutsch-französischen und spanisch-amerikanischen Krieg mitgemacht hatte uud zuletzt in Argentinien Reiteroberst gewesen sein soll. Der Schlachtenbummler ließ sich Kolonel schimpfen. Im Lager traf er zerlumpt und zerfetzt ein, nun war er mit neuen Kleidern ver-

sehen. Seit einiger Zeit kamen in verschiedenen Zelten Kleider und mancherlei Gerätschaften abhanden. Da diese Sachen nebst anderen bei dem Franzosen gefunden wurden, so kam der „Kolonel" vor das Kriegsgericht. Dieses setzte sich aus Buren zusammen.

Das Urteil des Kriegsgerichts war ebenso schnell als strenge. Der Franzose wurde schuldig befunden und zu einer seinem riesigen Körperbaue entsprechenden Strafe verurteilt. Ein Sattel wurde auf ein Kanonenrohr gelegt, und mittags — zur Zeit der größten Hitze — mußte der „Kolonel" sich auf den seltsamen Gaul setzen. Die Hände wurden ihm auf dem Rücken und die Füße unter dem Rohre zusammengebunden. In dieser Lage mußte der Franzose eine Stunde verharren — bei der Gluthitze keine Kleinigkeit. Rings im Kreise um die Kanonen saßen wohl an hundert Buren, bedächtig ihre Pfeifen rauchend, und sahen einigermaßen belustigt der Prozedur zu. Powell, trotz seiner fünfzig Jahre von großer Körperkraft, blieb die ganze Stunde hindurch aufrecht sitzen. Eine Leistung, der selbst die Buren ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Als die Stunde und wohl noch einige Minuten dazu verstrichen waren, wurden die Fesseln abgenommen. Es hatte ihn doch etwas mitgenommen, denn er entfernte sich mit auseinandergespreizten Beinen zur großen Heiterkeit der Buren.

Nun mochte er aber nicht mehr im gemeinschaftlichen Zelte mit ihnen wohnen. Er baute sich auf der nächsten Kopje (Hügel) aus Gesträuch und Felsblöcken eine Hütte, die er tagsüber nur verließ, um zu kochen.

Da er bald wieder bei einem größeren Diebstahl ertappt wurde, so fiel das Urteil des Kriegsgerichtes drakonisch aus. Der Kolonel mußte wieder „reiten", nun aber ohne Sattel. Das Kanonenrohr war bei einer Hitze von 50° R nahezu glühend. Diesmal waren wohl ein halbes Tausend Buren um die Kanonen gelagert. Anfangs zuckte der Franzose mit keiner Wimper, später begann er zu schimpfen und zu schelten, schließlich wurde er still! Bevor noch die Stunde um war, knickte er

zusammen und fiel von dem Sitze herab. Einige Minuten blieb er mit den gebundenen Füßen an der Lafette hängen, dann lösten die Buren die Fesseln los. Der Gemaßregelte fiel wie ein Klotz zur Erde, wo ihn die Buren nach kurzer Untersuchung liegen ließen. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen warfen sie einige leere Säcke über ihn.

Gegen Abend kam er wieder zum Bewußtsein und kroch nach seiner Hütte. Wie erstaunten wir, als nach Verlauf von vier Tagen der „Kolonel" wieder munter herumgaloppierte. Selbst die Buren bewunderten seine eiserne Natur.

Trotz seiner „Schwäche" war der Kolonel doch gerne gesehen. Abends war sein Feuer stets von einer großen Zahl von Buren umlagert, die seinen Erlebnissen lauschten. Er wußte aber auch interessant — zu lügen.

Der Abend — es klingt zwar paradox — war die beste Tageszeit! Bei dem prachtvollen Mondenschein setzten wir uns zusammen, tauschten unsere Erlebnisse und gedachten unserer Lieben in der fernen Heimat. Der Holländer Rompel schreibt in seinem Buche „Siegen oder Sterben":

„Überhaupt liebten es die Deutschen, vor dem Schlafengehen die Lieder der alten Heimat zu singen, die sie an das Land erinnerten, wo ihre Wiege stand; anders glaubten sie die rechte Ruhe nicht finden zu können. Rief aber die Pflicht, dann waren sie stets die ersten im Feuer!"

Der Mond rechtfertigte hier seinen Ruf als luna mendax. Er stand wie die übrigen sichtbaren Sternbilder des nördlichen Himmels verkehrt. War er zunehmend, so bildete er das A, war er abnehmend, so bildete er das Z. War die Nacht bereits vorgerückt, so suchten wir unsere Zelte auf, hüllten uns in die Decken und schliefen, bis die Sonne uns weckte.

Die ersten Nächte konnten wir auf dem harten Felsboden nicht ruhen, bald aber schliefen wir auf Sand und Steinen in jeder Lage. Oft wurden wir unangenehm aus dem Schlafe geweckt, wenn etwas Naßkaltes über das Gesicht huschte. Dann hieß es rasch aufspringen, Licht machen und die Zeltgenossen

alarmieren. Hier wimmelte es nämlich von Nattern und Skorpionen. Letztere waren am gefährlichsten. Sie hatten die Größe der Krebse. Unter jedem Steine fanden sich solche. Ihr Stich war äußerst gefährlich. Meistens genügte die Abnahme des betreffenden Gliedes. War nicht sofort ärztliche Hilfe zur Stelle, so war der Gestochene häufig verloren. In der Nacht gingen die Skorpione auf Raub aus. Sehr oft fanden wir sie in der Frühe unter unseren Decken. Die Schuhe mußten morgens daher immer ausgeklopft werden. Ein Bur verlor durch einen Skorpion, der in seinem Schuh verborgen war, einen Fuß. Eidechsen gab es hier so massenhaft, daß jeder Schritt einige aufscheuchte. Infolge des schnellen Temperaturwechsels mangelte es an anderem quälenden Ungeziefer.

Am 8. Februar erhielt ich mit der Post eine große Anzahl von Ansichtskarten — verspätete Glückwünsche zum Jahreswechsel. Im lieben Heimatlande wußte man vielleicht gar nicht, welche Freude uns durch wenige Zeilen bereitet wurde. Wir waren hier von der übrigen Welt gänzlich abgeschlossen, selbst der Überblick über die eigene Gefechtslage fehlte uns. Von Europa erfuhren wir bereits seit 6. Dezember gar nichts mehr. Es war das Gerücht zu uns gedrungen, daß die Flottenvorlage anläßlich der Beschlagnahme der drei Reichspostdampfer im deutschen Reichstage durchgedrungen sei. Wir konnten es aber nicht recht glauben! Mit der Post war es recht schlecht bestellt. Paketsendungen gingen meistens verloren. Auch die Briefzustellung ließ vieles zu wünschen übrig.

Abends trat ich eine sehr interessante Wache an. Aus Pretoria war nämlich nachmittags eine Armstrongkanone eingetroffen, die den Engländern kürzlich bei Colenso abgenommen worden war. Eine starke Abteilung unseres Kommandos geleitete sie sofort zu den Vorposten. Noch nachts brachten wir das Geschütz auf eine Kopje, was uns manchen Schweißtropfen kostete. Während der Nacht hielten wir in der Schanze, in der früher eine Maximkanone gestanden war, Wache.

Vor uns breitete sich eine große Ebene aus, die in einer Entfernung von 4000 Yards von einem langgestreckten Hügelzuge, den die Endländer besetzt hatten, begrenzt war.

Die Engländer begnügten sich gewöhnlich damit, unsere Stellungen morgens und abends zu beschießen, während unsere Maximkanone zum Gegengruß sichtbare Abteilungen beschoß. So weit war es ganz gemütlich. Die vorgeschobensten Vorposten stellte das große deutsche Korps.

Wir lugten mit großer Aufmerksamkeit in die prachtvolle afrikanische Mondlandschaft hinaus, nichts regte sich. Zeitweise flackerte auf einer englischen Farm, die mitten in der Ebene zwischen den beiderseitigen Vorposten lag, ein Licht auf. Wir wußten jedoch nicht, ob es von Engländern oder den Unsrigen herrührte. Die Farm wurde beim Vordringen der Buren von ihrem Besitzer verlassen. Die Unsrigen holten sich von dort Pferde und Lebensmittel, wobei es öfters mit auflauernden feindlichen Patrouillen zu Scharmützeln kam.

Unsere Kanone stand auf der Spitze der Kopje. Einige Schritte unter uns begannen die Höhlenwohnungen der Buren dieses Kommandos. Sie hatten sich gleich den Schwalben zwischen den Felsen eingenistet und hausten bereits seit Wochen in diesen Erdlöchern. Es waren nämlich nur wenige Kommandos in dem glücklichen Besitze von Zelten. Die Buren saßen in Gruppen vor ihren Behausungen um die Kochfeuer und unterhielten sich im Flüstertone. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich plötzlich die harmonischen Klänge einer Zither vernahm. Es war die altbekannte Weise „Von meinen Bergen muß ich scheiden".

Wie wundersam mich die heimatlichen Klänge hier in der afrikanischen Wildnis berührten, kann ich gar nicht sagen. Ich eilte zu der Höhle, aus der die Töne drangen. Sie bestand aus einer Kluft zwischen zwei mächtigen Felsen und war mit abgeschnittenen und halbverdorrten Zweigen überdeckt. Der Eingang war durch einen leeren Mehlsack verhangen. In Ermangelung einer Thüre klopfte ich mit dem Gewehrkolben drei-

mal nach afrikanischer Sitte an den Felsen. Gleich scholl aus dem Innern eine kräftige Baßstimme mir entgegen:

„Wej is uiten? Wer ist draußen?"

„Ein Steirer, der gern zuhören möchte!"

„Jo so komm' eina, Steirer, und mach' kane G'schichten!" war die Gegenantwort in süddeutscher Mundart. Der Sack wurde beiseite geschoben und heraus trat ein baumlanger junger Mann, der mir treuherzig die Hand bot und mich als Landsmann herzlich begrüßte.

Auf einem Reisighaufen nahm ich neben ihm Platz. Er war ein Bayer, hatte in München Medizin studiert und eines Zweikampfes wegen flüchten müssen. Bereits seit vier Jahren bekleidete er in Johannesburg die vorzüglich besoldete Stelle eines Buchhalters. Er hatte sich einiges Geld erspart und wollte nach Beendigung des Krieges wieder in die Heimat, „denn", versicherte er mir, „ein Gefühlsnarr hält es hier in dem Goldlande nicht lange aus".

Eine leere Konservenbüchse, die an einem Spagatfaden an einem Felsenvorsprung befestigt war, leuchtete uns mit ihrem Talglichte.

So saßen wir bei heimatlichen Zitherklängen und munteren Gesprächen lange beisammen.

Erst die Mitternachtsstunde trennte uns. Mein freundlicher Wirt geleitete mich zur Spitze zurück und verabschiedete sich in der herzlichsten Weise. Ich aber trat in der Schanze meinen Posten an und schaute, auf mein Gewehr gestützt, hinüber zu den englischen Linien, die sich in dunklen Umrissen von dem gestirnten Himmel abhoben.

Nichts regte sich in der stillen Nacht. Nur zeitweise flammte in der Farm ein verräterischer Lichtschein auf und huschte wie ein Irrlicht über die Heide.

XIV.

Im Artilleriefeuer.

Es mochte ungefähr 4 Uhr morgens sein, als wir von den Posten geweckt wurden. Im Osten begann es bereits helle zu werden, die Sterne verblaßten und die englische Stellung wurde immer deutlicher sichtbar. Unsere Kanone wurde schußbereit gemacht, und der Artillerieleutnant gab die nötigen Weisungen. Die Bedienungsmannschaft bestand aus einem Soldaten der Staatsartillerie in Pretoria, der eine weiße Uniform mit blauen Aufschlägen trug, dem früheren holländischen Artilleristen Bertling, der mit dem „Herzog“ gekommen war, einem ehemaligen reichsdeutschen Artilleristen und drei Buren, die vor dem Kriege überhaupt noch keine Kanone gesehen hatten. Die Schanze war aus Felsstücken und Erdsäcken zusammengesetzt und hatte einen Durchmesser von vier Metern.

Da unsere Wache zu Ende war, so kletterten die meisten unseres Kommandos den Bergabhang hinab und ritten einzeln oder in Gruppen ins Lager zurück. Ich und Böhmer blieben mit Erlaubnis des Artillerieleutnants in der Schanze, um die Beschießung mit anzusehen.

Vor dem gegenüberliegenden Hügelzuge, der die englische Aufstellung markierte, lag eine Kopje, hinter der sich nach Aussage einer Burenpatrouille das Zeltlager einer kleineren englischen Abteilung befand. Dieses wurde zum ersten Ziele ausersehen.

In den Höhlenwohnungen war noch wenig Leben zu bemerken, und auch im englischen Hauptlager in Rietfontein, das von unserer Stellung aus gut eingesehen werden konnte, sich jedoch außer Schußweite befand, rührte sich nichts.

Da donnerte unsere Kanone den ersten Morgengruß ins feindliche Lager, und in hundertfachem Widerhall gaben ihn die Berge zurück. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten

wir die erwähnte Kopje. Nach einigen Sekunden erhob sich unmittelbar an ihrem Fuße eine Staubwolke und bezeichnete den Aufschlag des Geschosses. Der Schuß war also zu kurz.

General Schoemann, der die Beschießung sich auch ansehen wollte, kam sogleich mit einem großen Fernrohr heraufgeeilt und meinte ebenfalls, der Schuß solle nächstens weiter gehen.

Der Leutnant erklärte aber, er müsse sich erst durch einen Kurz- und einen Weitschuß einschießen. Bald donnerte der zweite Schuß hinüber zu den Engländern. Die Granate schlug in kurzer Entfernung hinter der Kopje ein.

Mittlerweile waren die Buren aus ihren Höhlen gekommen und beobachteten, durch Felsstücke gedeckt, die Wirkung der Schüsse. Da sie nicht wußten, daß der Leutnant mit den Granatschüssen bloß die Entfernung feststellen wollte, wurden sie über den vermeintlichen zweiten Fehlschuß sehr ärgerlich. Allerlei Rufe drangen zu uns herauf: „Laßt uns schlafen, Ihr trefft doch nichts! Mein kleiner Kaffer schießt besser als Ihr!"

Nun wurde dem Leutnant die Sache zu bunt. In höchster Erregung rief er hinab:

„Wenn Ihr's besser könnt, so schießt Ihr mit dem Geschütz. Mich seht Ihr nicht mehr!"

Damit schleuderte er sein Notizbuch weit von sich und eilte davon. Mit Mühe und Not konnte der General den Zornigen noch erreichen. Allerdings bedurfte es längerer Zeit, bevor er ihn beruhigte und zur Schanze zurückbrachte.

Nun wurde ein Shrapnel geladen. Nach mehreren Sekunden gespannten Beobachtens sahen wir ungefähr fünf Meter ober dem Hügel einen Blitz, dann eine Explosionswolke und konnten an verschiedenen Staubwolken auf dem Kamme das Aufschlagen einzelner Geschosse erkennen. Die meisten mußten in das Zeltlager auf dem rückwärtigen Abhange eingeschlagen haben.

„Dieser Schuß war gut!" riefen unten die Buren, und ein Gemurmel der Befriedigung ging durch die Reihen der strengen Kritiker. Nachdem der Leutnant den allgemeinen

Beifall entgegengenommen hatte, befahl er, ein zweites Shrapnel zu laden.

Da kam der General, der seinen Aufstellungsposten auf einer benachbarten Kopje bezogen hatte, herbeigeeilt und befahl, das Shrapnel hinter dem Hügel krepieren zu lassen. Nach verschiedenen Einwendungen vermehrte der Leutnant die Tempierung. Nun krepierte das Geschoß ein bedeutendes Stück hinter dem Hügel auf einer menschenleeren Heide.

Laute mißfällige Rufe der Buren drangen von unten herauf, der General eilte schimpfend und mit dem Fernrohre gestikulierend herbei, der Leutnant wurde wieder hochrot vor Zorn — da blitzt es rechts hinter der beschossenen Kopje auf dem Höhenzuge auf.

„Oppassen, Kerels! De Kanone!“ ruft ein Bur, und die ganze Linie hinunter geht es mit Windeseile:

„Oppassen, oppassen, de Engelschen skieten!“

„Aufpassen, aufpassen, die Engländer schießen!“

Im Nu sind die Kritiker in ihren Höhlen verschwunden; kein einziger ist mehr zu sehen.

Auch der General war hinter einen großen Felsblock gekrochen. In der Schanze knieten alle hinter den Erdsäcken. Da für mich dort kein Platz war, so hielt ich mich auf dem ungedeckten Wege auf. Ich nahm mir keine Zeit mehr, die nächste Deckung aufzusuchen, sondern warf mich platt auf die Erde. Die erwartungsvollen Gesichter und der eigentümlich komische Anblick belustigten trotz des Ernstes der Lage mich und Böhmer. Nach etlichen Sekunden vernahmen wir ein Sausen in der Luft und verspürten deutlich einen Luftzug. Im nächsten Augenblicke erfolgte rückwärts eine Explosion.

Die Flugbahn der Granate war höchstens einen Meter über die Schanze hinweggegangen. Das Geschoß krepierte ungefähr zwanzig Schritte hinter ihr und bedeckte uns förmlich mit Erde, während eine mächtige Staubwolke emporstieg.

Wir konnten dem englischen Kanonier unsere Anerkennung nicht versagen. Allerdings verminderte sie sich bedeutend, als

wir erfuhren, daß die englische Kanone täglich morgens und abends diese Stellung beschoß.

Unsere Artilleristen vergaßen nun die Fehde mit den unberufenen Kritikern, richteten das Geschütz auf den alten Gegner und gaben auf ihn einen Granatschuß ab. Das Geschoß schlug nahe der feindlichen Artillerieaufstellung ein. Nun kam wieder eine strenge Kritik.

„Schon wieder zu kurz! Besser keine Kanone als eine solche!" hieß es. Jetzt erschien auf der gegnerischen Hügelreihe ein beladener Wagen und fuhr zur ersterwähnten Kopje, während von dieser ein Reiter im schärfsten Galopp zu dem feuernden englischen Geschütze sprengte.

„Schnell, schnell! Schießt doch!" wurde von unten heraufgerufen. Aber schon blitzte es vorne wieder auf, unser Artillerist legte das Shrapnel rasch beiseite, und auch wir lagen wieder auf der Erde. Nach genau 14 Sekunden — wir hatten die Uhr in der Hand — sauste die Granate über uns hinweg und schlug auf der früheren Stelle ein.

Sofort sprangen wir auf, der Artillerist schob das Geschoß in das Rohr. Da blitzte es noch einmal vorne auf.

„Oppassen, oppassen, Kerls! De tweete Kanon!" scholl es wirr durcheinander.

Alles lag wieder auf der Erde. Es mochten ungefähr ebensoviel Sekunden verflossen sein, als wir das Heransausen des Geschosses hörten.

Genau ober unserer Aufstellung in einer beiläufigen Höhe von sechs Metern gab es einen Blitz, dann sausten Bleikugeln auf uns nieder, während die Geschoßbüchse hinter der Schanze einschlug und eine mächtige Staubwolke aufwirbelte.

Jetzt hieß es vorsichtig sein, wir wurden mit Shrapnels beschossen. Endlich kamen auch unsere Artilleristen zu Worte. Die Granate schlug zu unserer Genugthuung diesmal mitten in die feindliche Geschützstellung. Sie mußte dort einige Verwirrung angerichtet haben, denn wir konnten ungehindert zwei Shrapnelschüsse auf eine englische Abteilung abgeben, die in auf-

gelösten Schwärmen von der zuerst beschossenen Kopje zur Hügelreihe zurückging. Die Wirkung konnten wir nicht mehr beobachten, denn unmittelbar nach dem zweiten Schlusse blitzte es zweimal hintereinander vorne auf, und nun regnete es förmlich auf uns Bleikugeln.

Das Artilleriegefecht war regelrecht im Gange. Mir wurde es in meiner ungeschützten Lage aber nachgerade ungemütlich. Schon mehrmals hatten unmittelbar neben mir Geschosse eingeschlagen, und der Boden ringsum war mit plattgedrückten Bleikugeln bedeckt.

Behutsam kroch ich daher auf allen Vieren zur nächsten Höhlenwohnung hinab, was sehr gefährlich war, da ich mich den Aufschlagstellen der feindlichen Geschosse bedenklich nähern mußte. Glücklich erreichte ich die erste Höhle. Es war aber höchste Zeit, denn schon regnete es wieder Bleikugeln.

In der Höhle hausten ein Bur und ein Deutscher. Sie nahmen mich in der freundlichsten Weise auf und bewirteten mich sofort mit kaltem Thee. Abwechselnd beobachteten wir die feindliche Stellung und krochen, sobald es drüben aufblitzte, mit ziemlicher Geschwindigkeit in die Höhle zurück. Da die Geschosse mit großer Genauigkeit stets dicht hinter der Spitze einschlugen, so begannen die Buren an den Kochfeuern sich alsbald das gewohnte Frühstück zu bereiten.

Das Geschützfeuer mochte ungefähr eine halbe Stunde gewährt haben, als plötzlich weit rechts in unserer Flanke der Donner eines schweren Geschützes laut wurde. Nach einer Weile war die Explosion eines Geschosses zu hören. Es mußte eine Schiffskanone kürzlich angekommen sein, denn ein so schweres Geschütz hatten die Engländer hier bisher nicht verwendet. Bald war der zweite Schuß zu vernehmen, die Explosion des Geschosses erfolgte bereits bedeutend näher.

Nach dem dritten Schusse gab es ein Sausen und Singen hoch ober uns in der Luft. Auf einem Berge links von unserer Aufstellung, ungefähr tausend Yards entfernt, erfolgte eine gewaltige Explosion, die eine mächtige Staubwolke aufwirbelte.

Nun hieß es fein in den Löchern bleiben. Von vorne Shrapnels, von rechts Granaten, es war kein Spaß mehr. Die Schiffskanone schien uns durch indirekte Schüsse einschüchtern zu wollen, denn die Geschosse schlugen in verschiedener Entfernung von unserer Kopje ein.

Wir waren nun unter regelrechtem Artilleriekreuzfeuer. Unsere Kanone schwieg jetzt. Die Shrapnels bestrichen nun die ganze Kammhöhe. Einzelne Geschosse schlugen in die Höhlen ein, wobei es einige leichte Verwundungen gab.

Eine Granate der Schiffskanone brachte auf dem genannten Berge einen riesigen Felsblock zum Rollen. Mit gewaltigem Lärm polterte der Koloß in die Tiefe hinab. Glücklicherweise war der Berg nur nachts besetzt.

Eine Viertelstunde nach dem Schweigen unseres Geschützes mochte noch das heftige Artilleriefeuer gedauert haben, als ihm die aufgehende Sonne mit einem Schlage ein Ende machte und uns aus der gefährlichen Lage befreite. Da sie gerade in unserem Rücken aufging, so waren die Engländer gezwungen, das Feuer einzustellen.

Wir schlüpften nun wieder aus unseren Höhlen, und bald entwickelte sich um die Kochfeuer ein fröhliches Treiben. Die Kanonade bot Anlaß zu lebhaftem Gedankenaustausche. Wie mir einige Deutsche, die diesem Kommando zugeteilt waren, versicherten, war es am Neujahrstage hier ebenso lebhaft zugegangen. Die Engländer gingen zum Angriffe vor und nahmen diese Hügelreihe unter Gewehr- und Geschützfeuer. Die Verteidiger konnten nichts thun als hinter den Deckungen liegen und den Sturm abwarten, zu dem es aber nicht kam. Ich und Böhmer verabschiedeten uns von dem Artillerieleutnant, einem Holländer Namens Bay. Er war bereits seit einer Reihe von Jahren Offizier bei der Staatsartillerie in Pretoria. Gerne hätten wir ihn über Verschiedenes befragt, doch war er zu sehr beschäftigt. Mehrere europäische Artillerieoffiziere, die anwesend waren, versicherten mir, daß unser Geschütz vorzüglich gehandhabt worden war.

In scharfem Ritte ging es dann heimwärts, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, nunmehr auch im Artilleriefeuer gestanden zu sein. Die Feuertaufe hatte ich bereits in Graz in den stürmischen Novembertagen des Jahres 1897 erhalten.

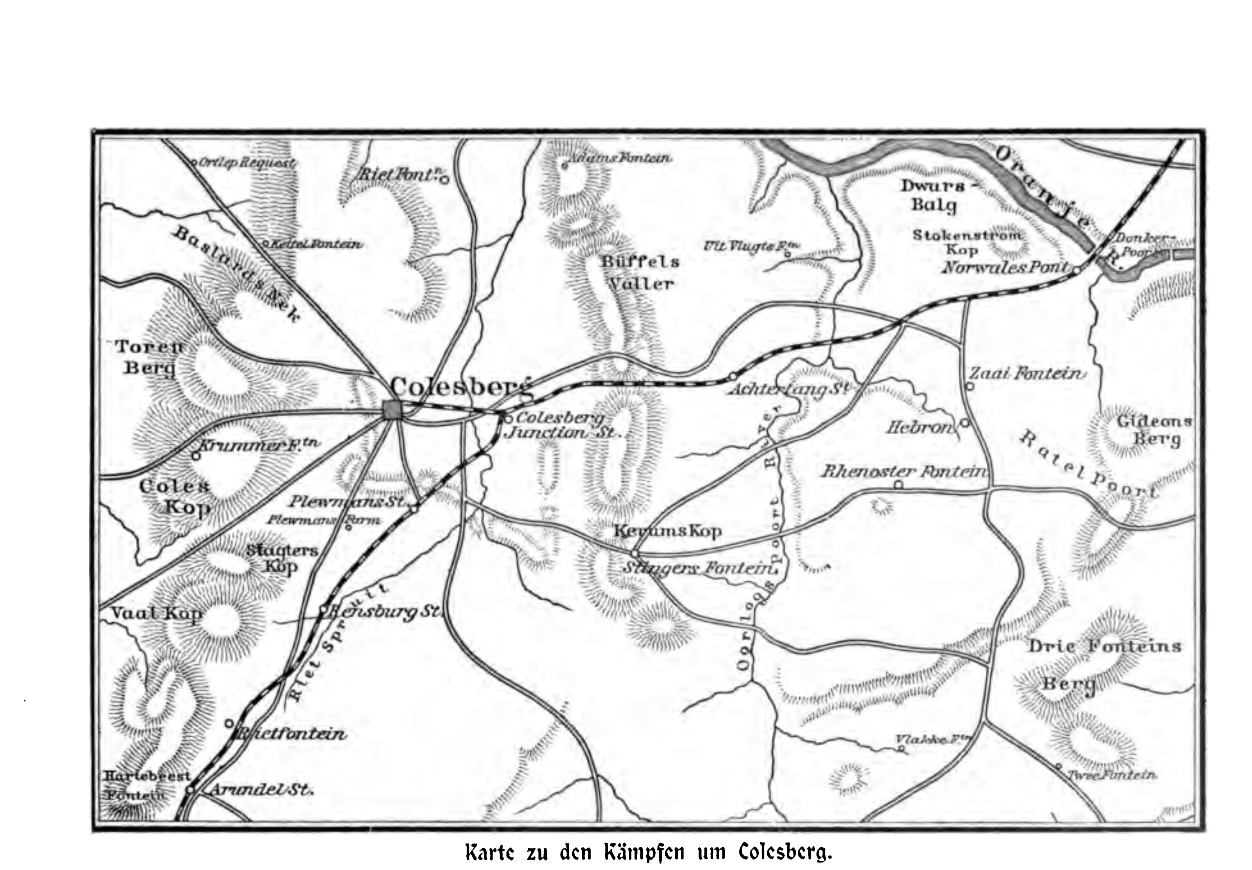
Nachmittags ritt ich nach Colesberg. Das Städtchen zählte ungefähr fünfhundert Einwohner, von denen bis auf drei Familien alle Engländer oder doch englisch gesinnt waren. Die jungen Mädchen, die nebenbei gesagt, ganz niedlich waren, trugen Broschen mit dem Bilde der Königin Viktoria und suchten in jeder Weise ihre burenfeindliche Gesinnung zu zeigen. Fensterpromenaden blieben erfolglos.

Ein deutscher Uhrmacher Namens Hirschmann, der hier eine Gemischtwarenhandlung bereits seit Jahren betrieb, war für uns Deutsche die beste Bezugs- und Auskunftsquelle. Er teilte uns mit, daß den englischen Einwohnern die Niederlagen ihrer Landsleute unbegreiflich seien. Sie erwarteten zuversichtlich eine Wendung des Krieges.

In dem Städtchen war man übrigens seines Lebens nicht sicher; die Engländer hatten vom Colskop aus durch indirekte Kanonenschüsse bereits zwei Einwohner in den Straßen getötet.

Nachdem ich meine Einkäufe besorgt hatte, ritt ich auf der gefährlichen Straße, die täglich vom Colskop aus beschossen wurde, heim. Die Straße ging anfangs am Fuße eines Hügelzuges gedeckt hin, entfernte sich dann von diesem ungefähr zweihundert Schritte und kehrte später wieder zu ihm zurück. Die erwähnten zweihundert Schritte wurden vom nahen Colskop aus eingesehen. Jeder einzelne Reiter wurde hier, wie man im Lager erzählte, von den Kanonen beschossen, ich hielt dies aber für Afrikanerlatein.

Wenn es aber doch vielleicht Thatsache war, so wollte auch ich mich beschießen lassen. Ich ritt daher im Schritte — die anderen Reiter vor mir galoppierten — die gefährliche Stelle entlang. Der Ritt mochte nicht lange gedauert haben, als auch schon am Colskop, den ich gut im Auge behielt, eine weiße Rauchwolke aufstieg. Einige Sekunden später hörte ich das Ge-



Karte zu den Kämpfen um Colesberg.

schoß heransausen. Mit einem Rucke hielt ich das Pferd an. Das Shrapnel flog jedoch in ungefährlicher Höhe vor mir über die Straße und explodierte links seitwärts.

Ich drückte den Engländern für ihre freundliche Aufmerksamkeit meinen Dank durch ein ehrerbietiges Lüften meines Hutes und eine tiefe Verbeugung aus, worauf ich meinen Gaul in Bewegung setzte und im gelinden Trabe weiterritt.

Die Engländer schienen meinen Gruß jedoch übel aufgenommen zu haben, denn nach kurzer Zeit hörte ich abermals ein Singen in der Luft. Das Geschoß flog diesmal hinter mir über die Straße und krepierte wieder seitwärts. Diesmal ließ ich das Grüßen bleiben und strebte im Galopp dem Ende der gefährlichen Strecke zu.

Zwei Shrapnels auf einen einzelnen Reiter, es klingt fast unglaublich! Diese Verschwendung konnte nur den Zweck haben, die Straße unsicher zu machen und uns von der Unerschöpflichkeit der englischen Munitionsvorräte zu überzeugen.

Im Lager angelangt, fand ich bereits alles in Bewegung. Wir ritten wieder zu unserer Kanone, wo wir nachts abermals die Wache bezogen. Der Artillerieleutnant teilte mir mit, daß er nach Sonnenuntergang die Kanonade wieder aufgenommen habe. Die Engländer schossen diesmal nur mit Granaten; ein Geschoß schlug in eine Schanze, die mittags seitlich von der Armstrongkanone zur Aufnahme unseres Maximgeschützes gebaut worden war, und zerstörte sie vollständig. Da die Buren des hier liegenden Kommandos über die fortwährende Kanonade sich nicht besonders erbaut zeigten, so sollte die Kanone aus ihrer Stellung genommen und morgen in unser Lager zurückgebracht werden.

* * *

Über das geschilderte belanglose Artilleriegefecht lief einige Tage später in London folgende Meldung des Reuter-Bureau ein:

„Rensburg, 9. Februar. Die Buren sind eifrig bei der Arbeit, für ihre Artillerie neue Stellungen zu schaffen. Die britischen Truppen vertrieben sie sofort durch Beschießung mit

Lyddditgeschossen, wodurch gleichzeitig die von den Buren aufgeführten Werke zerstört wurden."

Da vom 6. Februar an die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz um Colesberg in ein mystisches Dunkel gehüllt waren, so glaubte „Daily-Telegraph" sich folgende Meldung leisten zu dürfen: „Kapstadt, 5. Februar: General French hält jetzt 7000 Buren in den Bergen um Colesberg förmlich eingeschlossen. Die Buren hatten ihr Lager in die Mitte der Berge außer Tragweite der englischen Geschütze verlegt. General French glaubt, man könnte sie mit zwei Marinegeschützen zur Übergabe zwingen."

Darüber in London natürlich große Siegesfreude und Festessen. Zur allgemeinen Bestürzung brachte nun am nächsten Tage das Reuter-Bureau folgende Meldung: „Nauwpoort, 6. Februar. Die Buren haben Colesberg thatsächlich eingeschlossen." Am folgenden Tage langte eine Privatmeldung folgenden Inhalts aus Kapstadt ein: „General French ist hier eingetroffen, um Lord Roberts um 7000 Mann Verstärkung zu bitten."

Die letzten Optimisten, die noch der ersterwähnten Meldung des „Daily-Telegraph" Glauben schenkten, wurden am 10. Februar durch folgende Reuter-Meldung aus Rensburg über den wahren Sachverhalt aufgeklärt: „Nach dem zu urteilen, was die Zeitungen in London schreiben, herrscht dort ein großes Mißverständnis bezüglich unserer hiesigen Positionen; Thatsache ist, daß wir den Feind bei Colesberg in keiner Weise eingeschlossen haben, sondern ihn bloß durch eine Reihe von halbkreisförmig von Osten südwärts nach Westen zu gelegenen Lagern (also defensiv) im Zaume halten. Der Feind hält die ganze nördliche Hälfte dieses Kreises besetzt und hat seine Verbindungslinie mit dem Freistaat völlig in seiner Gewalt. Die Linie ist stark befestigt und hat eine Länge von 30 Meilen. Der Feind bedroht den rechten englischen Flügel. Die feindlichen Patrouillen sind ungemein regsam und streifen bis unmittelbar an unsere Stellungen heran."

XV.

Vor dem Gefechte.

Bei Tagesgrauen — es war der 10. Februar — wurden wir von einigen Buren geweckt. Da unsere Wache zu Ende war, ritt ein Teil heim. Wir anderen blieben, in unsere Pferdedecken eingehüllt, bei den Geschützen liegen, um bei Sonnenaufgang in unser Lager zu reiten. Es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, als ein Reiter dahergesprengt kam. Schon von weitem rief er:

„Opza=eln, Kerels, opza=eln! Wir gehn ins Gefecht!“

Im Nu hatten wir unsere Decken aufgeschnallt, und kaum fünf Minuten später jagten wir im schärfsten Galopp ins Lager zurück. Dort erfuhren wir, daß die anderen bereits nach Osten geritten seien, um General Delarey, der den linken Flügel unserer Aufstellung befehligte, zu verstärken. Einige Ausländer, die wegen Mangels an Pferden zurückbleiben mußten, versicherten, daß wir abends wieder zurück sein würden. Ohne abzusitzen und ohne uns mit Lebensmitteln zu versorgen sprengten wir weiter.

Nach einer Stunde angestrengten Reitens gelangten wir auf eine Hochebene, auf der wir unser Kommando um ein Gebüsch gelagert fanden. Die Leute warteten auf General Schoeman, der schließlich, allerdings mit einer Stunde Verspätung, in Begleitung einiger Depeschenreiter erschien. Sofort kritisierte er in zutreffender Weise unseren Lagerplatz, der vom Kolskop aus eingesehen werden konnte. Durch den Feldtelegraphen oder Heliographen konnte sehr leicht unsere Bewegung dem bedrohten Flügel mitgeteilt und ihm Verstärkung gebracht werden. Wir warteten hier noch einige Zeit, bis ein Depeschenreiter des Generals Delarey uns nähere Mitteilung brachte. Dann saßen wir auf und ritten weiter.

Es war zum erstenmale, daß ich ein regelrechtes Gefecht mitmachen sollte, und ich war äußerst gespannt, die Gefechts=

weise und berühmte Burentaktik kennen zu lernen. Deshalb ließ ich mir auch nichts entgehen. So viel hatte ich bereits bemerkt, großen Zwang gab es hier nicht. Wem das Ausreiten nicht beliebte, der blieb unter irgend einem Vorwande im Lager zurück. Allzu Säumigen wurde wohl hie und da mit dem Kriegsgerichte gedroht, was aber nicht viel fruchtete. Wem etwas nicht paßte, der schimpfte sich mit dem Kommandanten oder General herum. Es war zwar noch ein Korporal, ein alter Bauer, da, er besaß aber nicht den geringsten Einfluß. Kein Mensch kümmerte sich um seine Anordnungen, so daß er schließlich auch keine mehr gab. Ich konnte damals nicht begreifen, wie die englischen Truppen, denen alle modernen Mittel der Technik zu Gebote standen, sich von so ungeschulten Bauern schlagen ließen.

Nach mehrstündigem Ritte langten wir am Fuße eines größeren Hügelzuges an, wo wir rasteten. Bald darauf kam General Delaray.

Er hatte mit unserem General, der Oberbefehlshaber der gesamten Südarmee war, einen heftigen Auftritt, der sich vor aller Augen abspielte. Er warf Schoeman Wankelmut und Langsamkeit vor. Um 2 Uhr morgens hätten wir bereits an unserem gegenwärtigen Platze in Gefechtsbereitschaft sein sollen: unseres verspäteten Eintreffens wegen konnte nun der geplante Angriff nicht unternommen werden. Wir waren darüber sehr ungehalten. Überhaupt war die Meinung, die in der Südarmee über die Taktik des Generals Schoeman herrschte, die denkbar schlechteste. Während an unseren Flügeln täglich Gefechte stattfanden, blieben wir in der Mitte gemächlich im Lager. Der Unmut wurde in unseren Reihen täglich größer, wir hatten jedes Vertrauen zu ihm verloren. Nun lagerten wir in glühender Sonnenhitze mitten auf freiem Felde. Einigen verwöhnten europäischen Freiwilligen ging es ziemlich schlecht. Sie wußten weder sich selbst noch ihren Pferden Nahrung zu verschaffen. Hier war eben jeder auf sich selbst angewiesen.

Unsere Hauptstärke bestand in der Schnelligkeit, mit der

jedes Kommando von einem Punkte des Schlachtfeldes auf einen anderen geworfen werden konnte. Die Buren tauchten unvermutet irgendwo auf, fügten dem überraschten Gegner den größtmöglichsten Schaden zu und waren, bevor dieser zur Besinnung kam, auch schon verschwunden. Die Proviantwägen blieben an einem gedeckten Orte unter Aufsicht einiger Leute zurück. Die anderen gingen ins Gefecht. Oft blieb man tagelang aus. Lag man in fester Gefechtslinie, so ritten wohl einige zu den Wagen und kehrten mit mehreren Säcken voll gedörrten Brotes oder mit einigen Schafen zurück. Meist aber waren wir genötigt, an einem Tage an verschiedenen Orten zu kämpfen. Gab uns nicht das nächste Kommando etwas Proviant, so mußten wir uns mit den spärlichen Früchten, die wir auf den ausgeplünderten Farmen fanden, begnügen. Hier lernte man entbehren! Wer vergaß, in seinen Satteltaschen Eßvorrat mitzunehmen, dem ging's meistens jämmerlich. Wer von kräftigem Körperbau war und ein bischen praktischen Hausverstand hatte, der lebte sich bald ein.

Wir Ausländer saßen also da und sahen zu, wie die erfahrenen Buren ihre mitgebrachten Eßvorräte verzehrten, während uns der Magen knurrte. Zu unserer Unterhaltung besahen wir uns daher die feindliche Stellung. Deren Hauptstützpunkt wurde durch drei Kopjen, deren höchste der Kerumskop war, gebildet. Unser Angriff sollte diesem gelten.

Nächst dem Hunger quälte uns in der glühenden Sonnenhitze auch der Durst. Da die nächste Farm, bei der Wasser anzutreffen war, zu weit zurücklag, mußten wir in die Ebene hinabsteigen, die sich zwischen uns und der feindlichen Hügelreihe ausbreitete. Durch die Ebene ging nämlich ein tief ausgewaschenes Flußbett, das gerade ausgetrocknet war. An einzelnen Stellen standen noch schmutzige Pfützen. Zu diesen wanderten wir nun. Früher waren auch die Engländer nachts dahin gepilgert, bis ihnen die Buren diese nächtlichen Wanderungen gründlich verleideten. Wir nützten jede kleine Terrainwelle aus, denn die

Pfützen befanden sich im Bereiche des feindlichen Feuers. Thatsächlich hörten wir auch einigemal das Knattern von Gewehrschüssen bei der feindlichen Hügelreihe, doch gingen die Schüsse jedenfalls viel zu kurz. Wir konnten nicht einmal das Einschlagen der Kugeln sehen.

Aber wie sah das von den Buren gerühmte Trinkwasser aus! Eine grüne, schleimartige Schichte bedeckte es teilweise, und Krabben, Würmer und andere Ungeheuer schwammen in lustigem Durcheinander drinnen herum. Ich traute meinen Augen kaum. Schließlich aber tauchte ich beherzt meine Feldflasche in die breiartige Masse und filtrierte sie durch die Rocktasche in den Hut, aus dem das so gewonnene Getränk wieder in die Feldflasche wanderte und sodann seiner Bestimmung entgegenging. Man muß sich eben zu helfen wissen! Allerdings kann ich nicht behaupten, daß diese Reinigung besonders half, aber Hut und Tasche wurden wasserdicht.

Nachmittags zogen wir hinter die nächste Hügelreihe, wo wir uns lagerten. Gegen Abend traf auch eine Armstrongkanone ein. Da am folgenden Tage Sonntag war, so war das Gefecht wohl erst am Montag zu erwarten. Am Sonntag kämpft der Bur nämlich ungern; er sagt: „Am Sonntag will der liebe Gott Ruhe haben!“ Abends erschien der alte Kommandant, der einige Stunden abwesend gewesen war, bei uns. Er hatte vor sich auf dem Sattel ein geschlachtetes Schaf liegen, das er uns Freiwilligen übergab. Wir schnitten das Fleisch gleich in kleine Stücke, steckten diese auf zugespitzte Holzstäbe und brieten sie an einem schnell entfachten Feuer. Das war der sogenannte „Räuberbraten“. Zwar aßen wir so manches Quantum Asche mit, aber im ganzen schmeckte es uns doch außerordentlich gut. Mit eingebrochener Nacht legten wir uns auf freier Erde nieder. Die meisten hatten keine Decken bei sich. Die Pferde banden wir an die Büsche, die hier den Namen „Wart' ein Weilchen“ haben. Sie heißen so, weil die Dornen den Vorübergehenden einige Zeit festhalten, bis er sie abgestreift hat. Die Nacht war empfindlich kalt, weshalb ich mich ziemlich lange mit dem

Studium der Sternbilder beschäftigte. Wohl oder übel mußte ich mich mit dem Liede trösten:

„Und find ich keine Herberg,
So lieg ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel,
Die Sterne halten Wacht.“

Der Sonntag brachte nicht viel Abwechslung. Wir erhielten von dem nächsten Kommando einige Säcke gedörrtes Brot und ritten fünf Kilometer zur nächsten Farm, um Wasser zu holen. Die Buren sangen vormittags und nachmittags ihre Psalmen. Ein solcher Feldgottesdienst in diesen Einöden wirkte gar wundersam auf das Gemüt ein. Zur bestimmten Stunde versammelten sich die Buren um einen Felsen, auf dem der Vorsänger oder Vorbeter, gewöhnlich der Kommandant selbst, Platz genommen. Dieser sprach ein kurzes Gebet, worauf er einen Psalm anstimmte, in den alle Buren einfielen. Der Gesang war meist einstimmig und zeugte von einer tüchtigen Schulung. Gebetet wurde nur wenige Minuten, gesungen oft stundenlang.

Nachmittags kam der Kommandant auf mich zu, setzte sich zu mir und begann in freundlichstem Tone über Verschiedenes zu sprechen. Er und die anderen Buren hatten es mir hoch angerechnet, daß ich nicht gleich den meisten übrigen Ausländern bei jeder Gelegenheit über schlechte Verpflegung u. s. w. schimpfte. Während des Gespräches nahm er meine rechte Hand und betrachtete sie. Schließlich meinte er lächelnd:

„Keine Muskeln! Die Hand einer Lady!“

Nun hatte ich mich zu Hause stets auf den Kraftmeier hinausgespielt und mir auf meine Muskelkraft etwas eingebildet. Um so niederschlagender wirkten diese Worte, die mir die Gleichwertigkeit mit den Buren absprachen, auf mich. Allerdings verschwand meine Hand in der Riesenfaust des Greises und nahm sich gegen dessen verwitterte Rechte gar zart und schwächlich aus. Ich mußte ihm schließlich recht geben.

Der Kommandant mochte wohl sehen, wie hart mich seine Worte getroffen hatten, denn er klopfte mich auf die Schulter und meinte begütigend:

„Die Kraft allein macht nicht den Mann aus, sondern das Herz, der Mut!"

Freundlich gab er mir die Hand und wünschte mir eine gute Nacht, eine Auszeichnung, die noch keinem Ausländer dieses Kommandos zuteil geworden war.

Einige Quittierte suchten dem Kommandanten Ratschläge für das morgige Gefecht zu geben. Da kamen sie aber schön an.

„Ich brauche keinen Rat! Besser als die Engländer versteht Ihr's doch nicht!"

Es bereitete mir — ich gestehe es offen — einiges Ergötzen, die wohlhonorige Gesellschaft so nach der Reihe abblitzen zu sehen. Wer weiß, wie sauer uns übrigen Freiwilligen durch das Betragen der Mehrzahl der ehemaligen Offiziere unsere Stellung bei den Buren gemacht wurde, wird mir diese kleine Genuthuung gönnen. Sämtliche Offiziere a. D. (außer Dienst) aber, die sich hier befanden, betrugen sich musterhaft.

Spät in der Nacht zog das Johannesburger Polizeikorps vorüber. Es war zum Hauptangriffe bestimmt und bestand aus ausgewählten Leuten, prächtigen Hünengestalten.

„Goden avend, burghers!" riefen wir ihnen zu, und „Goden avend, friende!" scholl es zurück.

Noch manch freundliches Wort wurde getauscht. Wir waren ja morgen enge Kampfgenossen, und wer wußte wohl, ob er den Abend wieder sehen sollte. Bald waren sie im Dunkel der Nacht verschwunden.

XVI.

Die Erstürmung des Kerumskop.

(12. Februar 1900.)

Es war noch tiefe Nacht, der Sternenhimmel erglänzte in voller Pracht, als ich durch Pferdegetrappel geweckt wurde. Rasch aufspringend gewahrte ich um mich her alles in voller Bewegung. Schnell waren meine Gefährten geweckt und in aller Eile die Pferde gesattelt. Wer mit den Buren nicht gleichzeitig fertig wurde, der mußte eben nachreiten, denn die Buren kümmerten sich wenig um die Ausländer. Ob sich diese ihnen anschlossen oder zurückblieben, war ihnen ziemlich gleichgültig. Es war dies das einzig richtige Mittel, die gemächlichen Europäer schlagfertiger zu machen; denn Nachreiten war sehr gefährlich, da man in diesem Lande sehr leicht die Orientierung verlor.

Innerhalb weniger Minuten saßen wir im Sattel. Als wir in der Dunkelheit unsere Umgebung näher musterten, bemerkten wir, daß nur die Freiwilligen anwesend waren. Die Buren waren verschwunden. Die Armstrong-Kanone, die wir bald hinter einem Busche bemerkten, beruhigte uns wieder. Diese ließen die Buren nie im Stiche. Aber wo mochten sie wohl sein? Vielleicht waren sie auf Rekognoszierung ausgeritten. Während die anderen sich wieder um die Büsche lagerten, schritt ich auf ein entferntes Gesträuch zu. Mir schien es, als hätte dort einigemale ein Feuerschein aufgeflackert. Bald hatte ich den Busch erreicht. Ich umging ihn und stand vor einem eigenartigen Bilde.

Um ein kleines Feuer saßen und standen die Gesuchten. Ein großer Kaffeekessel kreiste und wurde in Ermanglung der nötigen Trinkgefäße gleichzeitig als Becher benützt. Ein anderer Kessel stand noch über dem Feuer.

Stille, wie ich gekommen, zog ich mich wieder zurück, aber man hatte mich doch bemerkt. Ein Bur zog mich in den Licht-

kreis und bot mir den Kessel an. Zuerst lehnte ich ab, da er mich aber nochmals zum Trinken einlud, so ließ ich mich nicht lange nötigen. Dann führte mich der Bur hinter den Busch und sagte zu mir: „Sagt den anderen nichts! Wir tragen den Kaffee mit, den anderen ist er zu schwer. Warum sollen wir mit diesen, die uns für nicht so gute Menschen halten, als sie selbst sind, teilen?“ Er hatte die „Quittierten“ im Auge, und ich konnte dem Manne nur recht geben. Nach einigen Minuten trafen die Buren wieder bei der Kanone ein.

Und nun wurde der Gefechtsmarsch angetreten. Ich beobachtete das Vorgehen der Buren mit gespannter Aufmerksamkeit. Noch bevor wir aufbrachen, fiel weit drüben in den jenseitigen Bergen ein Schuß, dem gleich darauf mehrere Schüsse und dann andauerndes Schnellfeuer folgten. Auch das Knattern eines Maximgeschützes war deutlich zu hören. Nun ging's im Kanter — halb Trab, halb Galopp — in die dunkle Nacht hinaus, dem Gewehrfeuer zu. Die Buren umgaben die Kanone in so dicht gedrängter Masse, daß man das Geschütz auch bei hellem Tage nicht hätte bemerken können.

Gleich anfangs erregten wieder einmal einige Quittierte unseren Unmut. Sie zündeten sich ihre Cigarren und Pfeifen an. Wer je ein Nachtmanöver mitgemacht hat, wird wissen, wie weithin sichtbar und wie verräterisch eine glimmende Cigarre in der Nacht ist. Die beiden ehemaligen Berufssoldaten schienen jedoch davon keine Ahnung zu haben. Der Kommandant, der bereits weit vorausgesprengt war, kam im schärfsten Galopp zurück und herrschte sie an: „Wißt Ihr nicht, daß nachts in Feindesnähe kein Feuer angezündet werden darf? Und Ihr wollt Offiziere sein? Das wissen sogar die Engländer, die machen so etwas nicht!“ Kaum war der Kommandant nach vorne gesprengt, so steckten die beiden wieder ihre Cigarren an, bis der preußische Premierleutnant a. D. Freiherr von Brachel den Quittierten ihr Benehmen energisch verwies.

Nach einer Stunde langten wir bei der langgestreckten Kopje an, an der wir bereits am Sonnabend gelagert hatten.

An ihrem Fuße sprangen wir ab, stellten die Pferde längs des Felsenrückens in eine Linie, banden sie an Sträucher oder Felsen oder koppelten sie paarweise zusammen.

Ich merkte genau auf das Vorgehen der Buren und machte es ebenso wie sie.

Dann krochen wir den Abhang hinauf; vorher hatten wir uns noch mit Feldflaschen und gedörrtem Brote versehen. Die Buren ließen die Mitte des Rückens frei und besetzten mehr die abfallenden Hänge. Jeder suchte sich einen Platz aus und verschanzte ihn mit Felsblöcken.

Still schob ich die erste Patrone in den Lauf.

Die Landschaft glich einer Karstgegend, nur war sie noch unwirtlicher. Außer den spärlichen Büschen war weit und breit nichts Grünes zu erblicken. Die Kopjen waren durchaus Geröllhügel, die sich aus Geschiebegestein zusammensetzten. Sie bestanden ausschließlich aus riesigen Felsblöcken, die oft so glatt geschliffen waren wie eine Tischplatte. Die Ebene war eine öde Steppe.

Das Gewehrfeuer und das Rasseln des Maxims hielt ununterbrochen an. Die Salven der Engländer waren deutlich von dem Einzelfeuer der Buren zu unterscheiden.

Mitunter konnte man das Aufblitzen der Schüsse weit links vorne sehen.

Mich faßte bei diesem Anblicke eine kaum bezwingbare Kampfeslust. Ich fragte die Buren, ob wir nicht bald ins Gefecht kämen. Als sie mir darauf keine bestimmte Antwort geben konnten, wollte ich den Weg nach dem Kampfplatze wissen, um allein dahin zu eilen. Die Buren meinten aber, dies sei für mich, der die hiesigen Verhältnisse nicht kenne, heller Wahnsinn. Ich möge nur warten, früh genug werde ich die Kugeln pfeifen hören. Aber ich hatte keine Ruhe, mich hatte das Kampfesfieber erfaßt.

Bald untersuchte ich mein Gewehr, bald die Patronen. Das erstemal ins Gefecht kommen und zuschauen müssen, wie andere kämpfen, dazu gehört viel Kaltblütigkeit. Später ließen

mich die aufregendsten Scenen völlig kalt, aber damals war ich noch Neuling.

Inzwischen ging die Sonne auf und enthüllte mit einem Schlage das Schlachtfeld. Ueber den drei Kopjen, deren südlichste und höchste der Kerumskop war, lagerte eine dichte Rauchwolke. Sonst war auf dem ganzen vorliegenden Hügelzuge nicht das mindeste zu bemerken. Die Entfernung bis zu letzterem betrug wohl an 5000 Yards. Der feindliche Hügelzug wurde von einem zweiten überragt. Die Buren behaupteten, daß auf seinem Kamme englische Infanterie marschiere. Wir Freiwilligen konnten selbst mit den Feldstechern nichts bemerken.

Auf einmal krachte es auf der Kopje links von uns. Unser Armstrong griff in den Kampf ein. Wir bewarfen die zweite Hügelreihe mit Shrapnels und Granaten.

Nach Aussage der Buren stiegen jetzt die Engländer eiligst in die Schlucht zwischen den beiden Hügelreihen hinab. Leider wurde nach dem sechzehnten Schusse unsere Kanone unbrauchbar. Die Rauchwolke begann sich allmählich aus der Schlucht auf die südliche Seite des Kerumskop zu verschieben, woraus wir auf das Vordringen der Unsrigen schlossen.

Es mochte ungefähr 9 Uhr sein, als unser Kommandant befahl: „Die Bestberittenen sofort aufsitzen, die Schlechtberittenen da bleiben als Geschützbedeckung!“ Trotzdem blieb kein einziger von den vielen schlecht berittenen Deutschen zurück. Kein Bur wäre mit einem schlechten Pferde ins Gefecht zu bringen gewesen, denn bei einem allfälligen Rückzuge fiel jeder Zurückbleibende in die Hände des verfolgenden Feindes.

Der bereits erwähnte alte Bur, der uns Freiwilligen als Korporal vorgesetzt worden war, sagte zu mir: „Du mußt da bleiben bei der Kanone, Kerl! Du hast ein zu schlechtes Pferd!“ Mein Grauschimmel war mir nämlich infolge der Unachtsamkeit des Premierleutnants von X., der die Pferdewache hatte, entlaufen oder gestohlen worden, worauf ich von den Buren ein altes steifes Pferd erhielt.

Ich sagte daher: „All right!“ und blieb bei meinem

Pferde. Als aber die anderen jauchzend hinunter in die Ebene stürmten, litt es mich nicht länger auf dem Platze.

Flugs war ich im Sattel und sprengte der Schar nach. Ich hörte noch den Korporal sagen: „Was sind das für ungehorsame Kerls! Keiner will da bleiben!“

Die anderen hielten in schnurgerader Richtung auf den Kerumskop zu. Sie mochten ungefähr die Mitte des Thales erreicht haben, als sie von dem Hügelzuge neben dem Kerumskop Gewehrfeuer erhielten.

Die Schüsse gingen zu kurz. Ungefähr zweihundert Schritte vor der Reiterschar schlugen die Geschosse ein. Letztere galoppierte nun in einem Bogen auf ihr Ziel zu.

Plötzlich machte sie Halt. Vor ihr waren aus einigen Erdrissen englische Schützenschwärme aufgetaucht, die sich da bisher verborgen gehalten hatten. Sie strebten im Laufschritt der Schlucht zwischen der Hügelreihe und dem Kerumskop zu.

Sofort ging unser Kommando mit einer Rechtsschwenkung zur Attacke über. Ich war noch rechtzeitig dort eingetroffen.

In langen aufgelösten Reihen rasten wir dahin, daß die Funken stoben. Bald waren wir in einer undurchdringlichen Staubwolke eingehüllt. Da ich nichts mehr sehen konnte, mußte ich mich auf das Gehör verlassen.

Plötzlich hörten wir das Pfeifen der Kugeln. Wir waren in den Schußbereich der Hügelreihe gekommen. Aber schon tauchten aus der Staubwolke einzelne Engländer auf, die wir ereilt hatten. Sie warfen die Waffen weg und blieben mit hochgehobenen Händen stehen. Ohne uns mit ihnen aufzuhalten, sprengten wir weiter.

Ich mußte die Führung ganz meinem Pferde überlassen. Bald sprang es über Erdspalten, bald über Menschenkörper. Ich handelte wie im Wahnsinn. Das Herz klopfte mir zum Zerspingen, nicht aus Furcht sondern aus Aufregung. Oft verlor ich Sitz und Steigbügel und hielt mich nur an der Mähne fest, es gelang mir aber immer wieder, mich aufzurichten. Sonst hätten mich jedenfalls die Hufe der nachfolgenden Pferde zermalmt.

Ein Windstoß zerriß für einen Augenblick die Staubwolke. Wir waren bereits in die Schlucht nachgedrungen.

Links und rechts sah man die Engländer die steilen Wände emporklimmen. Die Schlucht selbst war von einer dicht gedrängten Menge von Soldaten angefüllt, die nach vorwärts strebte. Mitten unter sie hinein sprengten wir. Verschiedene Infanterieabteilungen, die den Bedrängten zu Hilfe kamen, setzten sich an den Felswänden fest und begannen auf die Gefahr hin, ihre eigenen Leute zu töten, in die Schlucht zu feuern. Auch wir schossen öfters in die Höhe. So mancher Engländer, der sich schon in Sicherheit glaubte, kollerte wieder in die Schlucht herab. Bald war diese von einer undurchdringlichen Rauch- und Staubwolke erfüllt.

Ein sinnverwirrender Lärm umgab uns. Wildes Geschrei erfüllte die Luft, dazu das Knattern und Blitzen der Schüsse, das Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten, das Schnauben der Pferde — es wird mir unvergeßlich sein. Hie und da stürzte ein Reiter.

Über ganze Menschenknäuel setzten wir hinweg.

Den ereilten Engländern ging es schlecht. Die meisten wurden in der engen Schlucht niedergeritten. Als wir deren Ende nahten, wurde von dem vorliegenden Thale auf den Ausgang ein rasendes Schnellfeuer abgegeben. Es übte eine verheerende Wirkung, aber nicht unter uns, sondern unter den englischen Fußsoldaten, mit denen das Ende der Schlucht noch vollgepfropft war.

„Zurück, Kerls, zurück!" hieß es nun, und im Galopp ging es durch die Schlucht zurück, alles, was sich dort befand, niederreitend. Es galt eben das eigene Leben. Glücklicherweise — uns aber ganz unbegreiflich — stellten die Engländer auf den Höhen das Feuer ein, sonst wären wohl nur wenige entkommen.

Am Ende der Schlucht hielten wir einen Augenblick an, um uns zu sammeln. Wir mußten aber sofort nach vorwärts Front machen, da die englischen Fußsoldaten, die am anderen

Ausgange von dem Feuer ihrer eigenen Leute empfangen worden waren, eiligst hinter uns dreinkamen. Wohl oder übel mußten sie sich uns ergeben. Der Aufforderung „Hands up!" leisteten sie ungesäumt Folge.

Fast alle Gefangenen waren blutjunge, bartlose Burschen in ganz neuen Monturen; wir sahen gegen diese Gentlemen in unseren abgetragenen Anzügen wie Räuber aus. Nahe an sechzig Engländer wurden von zehn Buren längs des Kerumskop fortgetrieben. Wir anderen sprengten voraus, um aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zu kommen. Die Engländer durften auf uns nicht feuern, da ihre eigenen gefangenen Leute gefährdet worden wären. Da auf einmal sahen wir zwei starke Infanterieabteilungen aus Erdrissen nächst der Schlucht hervorkommen. Sie begannen sofort auf uns zu schießen. Gleich machten wir kehrt.

Ohne von den Pferden abzusitzen, gaben wir ein wohlgezieltes Schnellfeuer auf die beiden Abteilungen ab. Die Engländer hielten aber das Feuer nicht aus und gaben bald Fersengeld. Nun gings wieder hinterdrein. Doch bald brachte uns das Feuer von der Hügelreihe zur Umkehr.

Auf einmal vernahm ich einen hellen Schlag auf dem Sattel knapp neben dem rechten Schenkel, mein Pferd machte einen so gewaltigen Seitensprung, daß ich die Führung verlor, und ging schließlich mit mir in der Richtung nach der englischen Stellung durch. Umsonst riefen die Buren: „Kerl, bleib da!" Ich war noch ein zu junger Reiter, um das Pferd zügeln zu können. Es war ein Ritt, dem Tode entgegen. Da plötzlich — ungefähr fünfzig Schritte vor der Schlucht — machte es einen mächtigen Satz und brach zusammen. In gewaltigem Bogen flog ich aus dem Sattel, ohne jedoch weiteren Schaden zu nehmen. Ich hütete mich aufzuspringen, denn dann wäre ich jedenfalls ein toter Mann gewesen. Vielmehr schmiegte ich mich dicht an das Pferd, das sich nicht mehr rührte, und verhielt mich vollkommen regungslos.

Allmählich verstummte das beiderseitige Gewehrfeuer, nur

in dem Thale jenseits der Schlucht fielen noch vereinzelte Schüsse. Es dauerte nicht lange, so kamen die Leute meines Kommandos — den Karabiner schußbereit in der Rechten — wieder langsam dahergeritten. Von der Hügelreihe fiel kein Schuß mehr auf sie. Die Engländer hatten sich allem Anscheine nach zurückgezogen.

Ich nahm nun meinem toten Pferde das Sattelzeug ab und legte es in einen Erdriß, um es bei Gelegenheit zu holen. Dann kletterte ich die steilen Wände des Kerumskop hinan. Auf der Ebene durfte ich ohne Pferd in keinem Falle bleiben.

Bald fand ich zwischen den Klippen zwei Leute vom Johannesburger Polizeikorps. Sie teilten mir mit, daß der Kerumskop genommen war und die Engländer im vollen Rückzuge seien.

Die beiden erzählten mir nun einzelne interessante Gefechtsmomente. Als die ersten zwanzig Mann des Korps den Nordabhang des Kerumskop emporklommen, tauchte vor ihnen ein Wachposten auf. Der Engländer saß auf einem Felsblocke, hatte das Gewehr neben sich gelehnt und sah auf die beiden vorliegenden Kopjen hinab; er schien die Angreifer, die nur mehr fünfzig Schritte entfernt waren, noch nicht bemerkt zu haben.

Ein Polizist kroch geräuschlos in einiger Entfernung vom Posten den Abhang hinauf und suchte sich ihm von rückwärts zu nähern. Ein kollernder Stein erregte die Aufmerksamkeit des Engländers. Jedenfalls mochte er meinen, die Ablösung sei da, denn er wandte sich mit den Worten nach rückwärts: „Bist Du's, Jonny?"

„Freilich bin ich's!" entgegnete der Polizist in englischer Sprache.

Einen Augenblick stutzte der Engländer, aber schon war es zu spät.

Von allen Seiten tauchten Gestalten auf, die nach ihm griffen.

„Heiliger Jesus! Die Buren, die Buren!" rief der zu Tode Erschrockene. Mit einem Satze sprang er in eine Dorn-

hecke und hatte sich beinahe schon durchgezwängt, als ihn noch ein Polizist am Fuße erwischte und zurückriß.

Der Engländer, ein bartloser Bursche, bat auf den Knien um Gnade.

Ein gutmütiger Polizist beruhigte ihn etwas durch einen Schluck Whisky.

Die Gefangennahme des Postens war von den Engländern bemerkt worden, denn einige Minuten später wurde aus einer kaum zwanzig Schritte oberhalb gelegenen Schanze ein Schnellfeuer auf die Angreifer abgegeben, das diese aber nicht erwiderten. In einigen Sätzen übersprangen sie den Steinwall und schlugen die Besatzung, die aus fünfzehn Mann bestand, nieder. Der Angriff auf die weiteren Schanzen gestaltete sich nun, da die Feinde bereits alarmiert waren, bedeutend schwieriger, wurde aber durch das Dunkel der Nacht begünstigt und glückte durchgehends.

Um elf Uhr vormittags begannen die Engländer ihre sämtlichen Stellungen zu räumen. Merkwürdigerweise hatten sie an diesem ausgesetzten Punkte, außer einer Maximkanone, die in unsere Hände fiel, keine Geschütze.

Der Erfolg des Tages war sehr bedeutend, da wir den rechten Flügel der Engländer aufgerollt und ihn auf die Bahnlinie Colesberg-Rensburg-Nauwport zurückgeworfen hatten. Die bisherigen englischen Stellungen waren durch diesen Sieg größtenteils unhaltbar geworden, da wir ihre Rückzugslinie bedrohten.

Von den beiden Polizisten weg begab ich mich zur ersten englischen Schanze. An einigen Steinen befanden sich Blutflecken.

Unter dem Schatten eines überhängenden Felsens lag ein toter Polizist, dessen Gesicht mit seinem Hute bedeckt war. Er war dem eigenen Gewehre, einem Henry-Martinistutzen, zum Opfer gefallen. Als die Buren in kühnem Anlaufe die Schanze nahmen, stolperte er über einen Stein. Im Sturze brach er den Kolben des Gewehres, wobei dieses losging. Das Geschoß

ging ihm durch das Herz. Es war dies der erste Schuß, der auf Seite der Buren fiel.

Mit Thränen in den Augen erzählte mir dies der Gefährte des Toten. Traurig endete er: „Mein armer Mat (Kamerad)!"

Als ich die Schanze überschritt, fand ich in dem Graben drei tote Engländer. Sie waren den Kolben der Polizisten zum Opfer gefallen. Ein Polizist bedeckte eben ihre Körper mit einer Pferdedecke. Die Schanze war sehr sorgfältig nach Art unserer Schützengräben gebaut.

Ungefähr fünfzig Schritte nach aufwärts befand sich auf dem Hange eine zweite Schanze. Der Weg dahin war mit Uniformstücken und weggeworfenen Waffen bestreut. Auf dem Walle lag ein Engländer, der auf der Flucht erschossen worden war. Im Graben befand sich eine umgestürzte Maximkanone, die von den Polizeioffizieren van Lier und Pollmann genommen worden war. Sie blieb von nun an Eigentum des Polizeikorps; erst sechs Monate später, in der Schlacht von Belfast-Dalmanutha, bekamen die Engländer das Geschütz, aber gänzlich zerschossen, wieder zurück. Im Schanzgraben saßen neben einigen getöteten Engländern zwei Polizisten und aßen weißes Brot, das sie in den Brotsäcken der Toten gefunden hatten.

Vor der dritten Schanze lagen die Leichen von acht Engländern. Letztere waren aus der zweiten Schanze zur dritten geflüchtet. Die Mehrzahl der Flüchtenden wurde durch das Schnellfeuer der eigenen Leute getötet. Einigen glückte es, über den Wall zu kommen, wo sie von den Bajonetten ihrer Kameraden, die sie in der Verwirrung noch immer nicht erkannten, gar übel zugerichtet wurden. Den Polizisten war es mittlerweile geglückt, ohne sonderliche Verluste die beiden Endpunkte der Schanze zu erklimmen.

Inzwischen war jedoch eine Kompagnie, die Vorpostenreserve, herangekommen. Die Polizisten warfen sich, die Besetzung der Schanze den nachrückenden Kameraden überlassend, von beiden Seiten mit fürchterlicher Wucht auf die heran-

kommenden Engländer. Es entstand nun ein gräßliches Handgemenge. Trotz des Mangels an Bajonetten waren die Polizisten als Afrikaner den Engländern, die weder Freund noch Feind zu unterscheiden vermochten, in der Dunkelheit weit überlegen. Der Revolver behauptete sich zudem gegenüber der blanken Waffe. Bald wandten sich die Engländer zur Flucht.

Gleichzeitig mit ihnen erstiegen die Polizisten die vierte und größte Schanze. Von dem Walle aus eröffneten sie ein Schnellfeuer auf die regellos dahinstürzende Masse der Engländer, das von fürchterlicher Wirkung war.

Im Graben der dritten Schanze lagen zwei Soldaten, die aus der zweiten Schanze geflüchtet waren. Beim Übersteigen des Walles der dritten wurden sie von deren Besatzung verkannt und durch Bajonettstiche schwer verwundet. Der eine, ein junges Bürschchen, lag bereits in den letzten Zügen. Er hatte zwei Bajonettstiche in der Brust und zwei im Unterleibe. Auch sein Kamerad befand sich allem Anscheine nach im Sterben. Er hatte einen Stich durch die Brust. Bei jedem Atemzuge trat blutiger Schaum auf seine Lippen.

Vier Polizisten saßen um die Sterbenden. Sie hielten zum Schutze vor den glühenden Sonnenstrahlen über die Verwundeten eine Pferdedecke, die sie auf ihren Gewehrläufen befestigt hatten, und suchten den Hilflosen durch Bespritzen mit Wasser einige Kühlung zu bereiten.

Es war rührend, wie sich die rauhen Männer um die beiden bemühten.

Weiter vorzudringen war sehr gefährlich, da die zurückgehenden Engländer den Berg noch immer mit Gewehrfeuer bestrichen. Ich setzte mich daher zu einigen Polizisten, die mir gutmütig von dem erbeuteten Brote einige Stücke abgaben.

Infolge der Hitze und Ermüdung schlief ich unter dem Schatten eines überhängenden Felsstückes ein.

Es mochte ungefähr 4 Uhr nachmittags sein, als ich durch eine heftige Explosion geweckt wurde. Der durchdringende, ekelerregende Geruch belehrte mich bald, daß eine Lydditgranate in

der Nähe eingeschlagen hatte. Unter allen Geschossen machten diese Granaten den größten Lärm. Glücklicherweise wirkt das Geschoß meist nach oben. Gewöhnlich fliegen die Sprengstücke senkrecht bis zu einer Höhe von zwanzig bis dreißig Meter, gehen sodann strahlenförmig auseinander und fallen im Kreise um die Aufschlagstelle, von ihr höchstens fünfzehn Meter entfernt, nieder. Das Metall der Bombe ist sehr schlecht, da die Sprengstücke fast durchgehends groß sind. Sofort nach dem Einschlagen des Geschosses steigt eine dichte Rauchwolke von blaßgrüner, oft gelblicher Farbe auf. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sich ein durchdringender Geruch von Ammoniakgas; er gleicht dem Geruche, den halbverweste Pferdeleichen ausströmen, nur ist er viel stärker und durchdringender.

Mehrere Polizisten, die in meiner Nähe geschlafen hatten, eilten in der Richtung der Explosion weg. Ich lief ihnen nach. Sie hatten beinahe den Gipfel des Berges erreicht, als wir das Heransausen eines zweiten Geschosses vernahmen. Wir hatten gerade noch Zeit, uns platt auf die Erde zu werfen. Die Bombe schlug eine Sekunde später auf der entgegensetzten Seite des Gipfels ein. Eine große grüngelbliche Rauchwolke stieg auf, zehn Sekunden später rieselten um uns herum Sprengstücke und Steine nieder. Der Ammoniakgeruch war so stark, daß mir sofort unwohl wurde und ich mich erbrach. Ungefähr dreißig Schritte näher der Aufschlagstelle lagen die drei Polizisten.

Als ich mich etwas besser fühlte und nach ihnen sah, lagen zwei regungslos da. Der dritte lehnte an einem Steine, er war von heftigem Unwohlsein befallen worden. Bestürzt eilte ich zu der Gruppe. An den beiden auf der Erde liegenden konnte ich keine Wunden wahrnehmen. Es hieß jedoch schnell sein, da in einigen Minuten bereits eine dritte Bombe einschlagen konnte. Rasch faßte ich einen Polizisten und schleifte ihn den Abhang hinunter, während der andere, dessen Unwohlsein bald vorüber war, seinen Kameraden auf die Arme nahm und von der gefährlichen Stelle wegtrug. Einige Minuten

nach unserem Weggange schlug die dritte Bombe auf dem Gipfel ein. Diesmal fielen nur noch wenige Sprengstücke um uns nieder.

In der Senkung zwischen dem Kerumskop und der anliegenden Kopje machten wir Halt. Nach kurzer Besprengung mit Wasser kamen die beiden wieder zum Bewußtsein. Sie hatten durch den Gestank die Besinnung verloren gehabt, sonst aber keinen weiteren Schaden genommen.

Einige Zeit weilten wir hier und sahen dem Einschlagen der Bomben zu, die stets auf dem Gipfel platzten. Auf einmal begannen auch die Bomben auf dem Gipfel der benachbarten Kopje einzuschlagen. Eine zweite Schiffskanone griff ein. Nun hieß es fein in den Schanzen bleiben. Gegen Abend begann uns noch ein drittes Geschütz zu bombardieren.

Die Kanonen konnten jedoch nur die südöstlichen Hänge der Berge beschießen; wir blieben in aller Ruhe auf der nordwestlichen Seite liegen. Nur zuweilen flogen einzelne Steine und Sprengstücke in unsere Nähe. Sehr schwierig aber war es, die verwundeten Engländer zu bergen.

Da, es war bereits acht Uhr abends und beinahe finster, flammte auf dem Gipfel des Kerumskop roter Feuerschein auf. Der Berg war in Brand geschossen. Das Feuer ergriff die Büsche rings um den Gipfel und verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit. Binnen fünf Minuten stand der ganze Berg in Flammen. Bald griff das Feuer auch auf die zweite Kopje über. Nun ging's an ein Rennen, was die Beine nur immer laufen konnten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen solchen Dauer-Laufschritt gemacht zu haben. Über Stock und Stein, über Erdrisse und durch Dornbüsche ging's; wohl an zwanzigmal stürzte ich, doch Rauch, Staub und Hitze trieben mich vorwärts. Das Knattern und Prasseln des brennenden Krummholzes war ohrenbetäubend. Schon längst hatte ich die Feuergrenze hinter mir, als ich noch immer sinnlos weiter taumelte. Ein Polizist hielt mich auf. Aus der mir gebotenen Wasserflasche nahm ich erst nach einiger Zeit einen Schluck; ich

sank vorher auf einen Felsblock und mußte wohl an fünf Minuten Atem holen, bevor ich mich einigermaßen erholte. Das Feuer blieb auf den Kerumskop und die nächste Kopje beschränkt, da die dritte Kopje und die angrenzende Ebene von den Engländern bereits früher gesäubert worden war. Der Polizist zog mich auf einen Felsblock in der Nähe des Gipfels. Hier bot sich mir ein unbeschreiblicher Anblick. Unter und vor mir wogte ein riesiges Flammenmeer, ein sinnverwirrendes Prasseln, Knattern und Zischen drang zu uns herauf. Riesige Flammengarben zuckten auf und fielen zusammen, und ein Funkenmeer sprühte zum dunklen Nachthimmel empor. Hoch in den Lüften kreisten kleine Vögel, die in den Büschen ihre Nester hatten. Abwechselnd stießen sie unter ängstlichem Geschrei auf die Flammen herab, bis sie mit versengten Flügeln in die Glut fielen. Und mitten in das feurige Chaos, mitten in das zuckende und sprühende Flammenmeer flog im feurigen Bogen Bombe auf Bombe, die Flammen stets von neuem entfachend und Millionen von Funken in die dunkle Nacht hinauswerfend. Es war ein unvergleichlich schaurig schöner Anblick!

Der Polizist zeigte auf eine Stelle des Kerumskop hin, die in dem Feuermeer bisher eine noch unberührte Insel bildete, aber zusehends kleiner wurde. Bei schärferem Hinschauen konnte ich einen Felsblock in der Insel wahrnehmen, auf dem ein dunkler Körper war. Der Polizist teilte mir mit, daß auf dem Steine ein schwerverwundeter englischer Offizier liege. Zwei Polizisten waren beim Ausbruch des Feuers gerade beschäftigt gewesen, ihn fortzuschaffen. Das Feuer griff jedoch so schnell um sich, daß sie mit Zurücklassung des Verwundeten die Flucht ergreifen mußten. Der eine Polizist erlitt schwere Brandwunden. Ab und zu sahen wir den Engländer sich bewegen. Als die Flammen näher drangen, richtete er sich halb auf. In vorgebeugter Haltung, den Kopf auf die Brust gesenkt, saß er da. Zuletzt fiel er vom Felsblocke herab. Er hatte durch den Rauch jedenfalls die Besinnung verloren. Wohl ihm! In einigen Minuten mußten die Flammen über ihm zusammen-

schlagen. Schaudernd wandte ich mich ab. Ein gräßlicher Tod, armer Mann!

* * *

Während General Delarey so den Kerumskop erstürmte und den rechten Flügel des Feindes zersprengte, warf gleichzeitig General Grobler den linken Flügel der Engländer aus allen Stellungen. Beide Gefechte fanden am 12. Februar statt, aber erst am 15. d. M. trafen in London nach und nach folgende Meldungen darüber ein:

„Rensburg, 12. Februar. (Reuter). Die beiden Plätze Hobkirksmill und Bastards Neck, von denen die Buren Besitz ergriffen hatten, wurden von den britischen Truppen besetzt, nachdem der Feind durch eine heftige Beschießung vertrieben worden war."

Vorher hatte man in London keine Ahnung gehabt, daß die erwähnten Stellungen zeitweilig von den Truppen hatten geräumt werden müssen.

Einige Stunden später wurde das überraschende Telegramm verlautbart:

„Rensburg, 13. Februar. Die Zurückziehung unserer Truppen aus ihren Stellungen einschließlich des Coleskop nach den westlich gelegenen Positionen wurde nötig, da sich herausstellte, daß auf dem Bastards Neck, der das ganze Gelände in der Runde beherrscht, eine starke Burenstreitmacht mit einem Geschütze stand."

Nachdem die Bevölkerung so tropfenweise auf weitere Hiobsposten vorbereitet war, veröffentlichte „Daily Mail" folgende Drahtung:

„Rensburg, 13. Februar. Der Rückzug der Truppen hat größere Bedeutung, als man anfänglich glaubte. Es fand ein ernster Kampf statt, bei dem beide Seiten große Verluste erlitten. Es ist zweifelhaft, ob die Engländer Rensburg werden halten können."

Das Reuterbureau teilte mit: „Rensburg, 12. Februar. Die Buren drängten heute die britischen Vorposten an der West-

flanke wieder zurück. Sämtliche Vorposten auf dem Bastards Neck, Hobkirksmill u. s. w. gehen nach Mädersfarm zurück. Unsere Truppen hatten einige Verluste. Details fehlen noch."

Die „Times" tröstete: „Der Rückzug der Truppen bei Rensburg ist dadurch erklärt, daß French mit dem größten Teile derselben an den Modderriver abzog."

Am nächsten Tage teilte „Reuters Office" mit: „Die englischen Verluste in den Kämpfen am 10. und 12. betragen an Toten 4 Offiziere, 7 Mann, an Verwundeten 6 Offiziere, 14 Mann, vermißt werden 2 Offiziere, 8 Mann." Dieser Verlust wäre nicht groß, nun kommt aber der charakteristische Nachsatz: „Die Verluste von zwei Regimentern sind noch unbekannt".

Dieses Telegramm ist interessant durch den auffallend großen Verlust an Offizieren, der in keinem Verhältnis zu dem der Mannschaft steht. Anfangs erklärte die englische Heeresleitung diese Offiziersverluste, die in den meisten Verlustlisten in demselben Verhältnis zu dem Mannschaftsverluste sich befinden, mit der außerordentlichen Tapferkeit des Offizierkorps, später mit der Treffsicherheit der Buren, die es hauptsächlich auf die Offiziere abgesehen hätten. Daran war auch etwas Wahres. Später erst fanden wir die richtige Erklärung. Um die Verlustziffern möglichst zu verringern, wurde nach jedem Gefechte die Hälfte der Verluste an Mannschaft oder noch weniger bekannt gegeben, der fehlende Teil wurde erst nach längerer Zeit, wenn man ein siegreiches Gefecht zu melden hatte, veröffentlicht. Da die Mannschaft durchwegs aus Söldnern, also aus minderwertigen Elementen, bestand, um die sich niemand kümmerte, so konnte man sich dies erlauben. Die Offiziere aber, die den besten Familien angehörten, konnte man nicht totschweigen. Während es also in obigem Telegramm heißt: „Verluste an Toten 4 Offiziere, 7 Mann", betrugen die Verluste in Wirklichkeit „4 Offiziere, 37 Mann".

Noch wußte man von dem verlustreichen Gefechte bei Slingersfontein gegen Delarey nichts, bis sich „Reuters Office",

allerdings erst nach acht Tagen, mit der Mitteilung herausgetraute:

„Eine Burendepesche aus Colesberg vom 12. Februar: Die Bundestruppen begannen heute früh den rechten englischen Flügel anzugreifen. General Delarey nahm eine wichtige Position, bestehend aus einer Hügelgruppe, ein. Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Ein schweres Gefecht hält auch um die Positionen bei General Grobler an. Delarey durchbrach den englischen rechten Flügel und vertrieb den Feind auch von seinem Lager. Der englische Verlust hier wird auf 200 Mann veranschlagt. Wir eroberten eine Maximkanone, eine andere ließen die Engländer im Stich. Die Engländer bombardierten die verlorene Position heftig."

Am 17. meldete „Daily Telegraph" aus Nauwport: „Am Montag fand ein sehr heftiges Gefecht auf beiden Flanken statt. Der Feind war den Engländern überlegen (billige Ausrede). Eine Kompagnie der berittenen Neuseeländer (bei Slingersfontein) wurde niedergemacht. Die Bajonette der meisten Leute weisen Spuren eines blutigen Kampfes nach. Von 5 Offizieren der Kolonialtruppen ist nur 1 zurückgekehrt. Die Geschütze vom Coleskop wurden glücklich zurückgebracht, nur 1 Maxim wurde zerstört, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen."

XVII.

Das eroberte Lager.

Am Morgen des 13. Februar stieg ich mit einigen Polizisten auf den Kerumskop. Der Boden war noch teilweise mit glühender Kohle bedeckt, und der frische Morgenwind bestreute uns mit feiner Asche. Wir stiegen über so manchen halbverkohlten schwarzen Klumpen, der teilweise aus der Glut hervorragte. Es waren die Körper verwundeter Engländer, die hier ein grausiges Geschick ereilt hatte.

Sie waren bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Vom Kerumskop kletterten wir in die Schlucht hinab. Ein neuer gräßlicher Anblick. Hunderte von Aasgeiern saßen auf den Leichen. Sie ließen uns bis auf zehn Schritte herankommen, dann fauchten sie zornig gegen uns und liefen mit gespreizten Flügeln zur nächsten Leiche, über deren Besitz sich mit den dort befindlichen Geiern sofort ein lebhafter Streit erhob. Bereits begann Verwesungsgeruch die Schlucht zu erfüllen. Einige tote Engländer waren splitternackt ausgezogen. Habgierige Kaffern hatten sich der Monturen und blutigen Wäsche ungescheut bemächtigt. Die englischen Zeitungen beschuldigten später in niederträchtiger Weise die Buren dieses Frevels. Sehr bald verließen wir den schaurigen Ort und wandten uns zu einer Stelle am Fuße des Kerumskop, wo zwölf große Zelte standen. Es war das Lager der Kompagnie, die Vorpostenreserve war.

Für die Offiziere war ein kleines Zelt etwas abseits von den anderen aufgeschlagen. Es enthielt zwölf Feldbetten und einen Tisch. Auf dem Boden lagen die Trümmer einer Standuhr. Kleidungsstücke und Bettdecken lagen in bunter Unordnung umher. Man sah, daß die Offiziere alles liegen und stehen gelassen hatten. In allen Zelten waren Polizisten beschäftigt, die Decken und sonstigen Gerätschaften als wohlerworbene Beute auf ihre Pferde zu packen. Von den Zelten führte ein Weg in das Thal zu dem großen Lager des Worcester-Regimentes und des Neuseeländer-Kontingentes.

Der Weg selbst wurde von uns im wahrsten Sinne des Wortes angestaunt. Er war ungefähr zwei Meter breit und mit grauem Sande bestreut. Zu beiden Seiten war er mit regelmäßig zugehauenen Kiessteinen begrenzt. Je weiter wir kamen, desto größer wurde unser Staunen.

Das englische Lager war in drei große Gruppen geteilt. Mitten im Thale stand das Mannschaftslager, etwas näher der Kopje zu befand sich das Unteroffizierslager. Auf dem Abhange der Kopje selbst war das Offizierslager. Schöne Wege führten durch die einzelnen Lager. Unter Büschen und Dornenhecken

waren musterhaft gezimmerte Bänke angebracht. Unsere größte Verwunderung erregten aber die Spielplätze, nämlich vier tadellos hergerichtete Lawn-Tennis-Plätze und mehrere große abgegrenzte Plätze, in denen Fußbälle und verschiedene andere Spielsachen, deren Verwendung ich nicht wußte, lagen.

Das ganze Lager wimmelte von Buren, die mit dem Aufpacken der Beute beschäftigt waren. Einige Kommandos hatten bereits Wagen zu diesem Zwecke hergesendet. Es ging zu wie auf einem Jahrmarkte. Mit Mühe und Not zwängte ich mich nach den Offizierszelten, wo das ärgste Getümmel herrschte. Die meisten saßen auf zusammengerollten Bündeln, in denen sie bereits ihre Beute geborgen hatten, und aßen und tranken von den erbeuteten Vorräten. Und was für Vorräte waren das! Hunderte von Kisten mit Konservenbüchsen, in denen sich Speisen aller Art und Süßigkeiten befanden, Hunderte von Kisten mit feinen Biskuits, die jeder Zuckerbäckerei Ehre gemacht hätten, sowie Fässer mit Whisky und Flaschenwein waren da, und das alles bekam die Mannschaft. Für die Offiziere waren Schaum- und Kapweine in mehreren hundert Flaschenkörben, Geflügel und andere Leckerbissen in Hülle und Fülle vorhanden. Wir ausgehungerten Leute, die schon tagelang nur mehr von Hammelfleisch, Kartoffeln und gedörrtem Brote gelebt hatten, glaubten uns im Schlaraffenlande. Alles war bereits hergerichtet, wir brauchten nur zuzulangen. Sogar die Speisen waren zubereitet. Die Engländer hatten nämlich die Konserven zu vernichten gesucht, an hundert Kisten übereinander geschichtet und dann angezündet. Einige hundert Konserven waren wohl in die Luft gegangen, die große Mehrzahl war jedoch gekocht worden. Wie dankbar waren wir den guten Engländern!

Mit Verachtung sahen die tadellos gekleideten Gefangenen auf die zerlumpten Menschen, die so heißhungerig über ihre Vorräte herfielen. Sie würdigten uns nicht eines Blickes und gaben uns durch Mienen und Geberden ihre Mißachtung unverhohlen zu erkennen. Auch unsere abgemagerten Pferde erquickten sich an dem überreichlich vorhandenen Futter. Uns

Deutschen war die kopflose Flucht der Engländer gänzlich unfaßbar. Alles, sogar kostbare Privatsachen, hatten sie zurückgelassen. Vor zwei Zelten standen noch Gewehrpyramiden. Es gab eine Offiziers-, Unteroffiziers- und Mannschaftsküche, jede unter einem Zelte. Riesige Kisten mit Kleidern und Wäsche standen herum. In ungeheuren eisernen Behältern befand sich Trink- und Kochwasser, das mit der Bahn nach Arundel und von dort zehn Stunden weit auf Wägen daher geführt worden war. Ein Teil des Pferdefutters war durch Überschütten mit Kaffee, Pfeffer, Mehl und Sand verdorben worden. Einige Buren vergnügten sich mit den vorhandenen Fußbällen, die sie in Unkenntnis des Gebrauches einander mit Händen und Füßen zuwarfen. Es war ein köstlicher Anblick.

Abends fuhr ich auf dem Wagen meines Kommandos in unser altes Lager zurück. Um mich herum hatte ich einige Konserven- und Biskuitkisten sowie Weißbrote aufgetürmt, die ich alle noch aufessen wollte.

Auf dem Wege fuhren wir nahe bei unserer Artilleriestellung an der Leiche eines Engländers vorüber. Er war in der vergangenen Nacht im Lager gefangen worden. Auf der Flucht hatte er seinen Hut verloren und marschierte nun mit den übrigen Gefangenen durch die heiße Ebene. Den Kopf hatte er nur mit einem Taschentuche umwunden. Er hatte sich geweigert, den Hut eines toten Buren aufzusetzen. Nach einstündigem Marsche stürzte er lautlos zu Boden und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. In der Gluthitze hatte er den Sonnenstich erhalten.

Spät abends trafen wir im Lager ein. —

XVIII.

Die vergessenen Vorposten.

Der Mond stand hoch am Himmel und beleuchtete die Gegend beinahe taghell.

Seit 2 Uhr morgens — es war der 14. Februar waren wir schon wieder unterwegs. Gerade vier Stunden hatten wir geschlafen.

Statt meines erschossenen Pferdes hatte ich den Rappen eines Drückebergers erhalten, der sich heute krank gemeldet hatte. Da die Buren über Stock und Stein ritten, ich aber bisher nur Galopp und Schritt reiten konnte und vom Trabreiten keine Ahnung hatte, so wurde ich fortwährend geprellt, bekam Nierenstechen und empfand dieses Reiten als schreckliche Qual. Dazu drohte das feurige Tier jeden Augenblick mit mir durchzugehen. Ich sehnte mich daher nach dem baldigen Beginne des bevorstehenden Gefechtes.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit ging es über das steinige Gelände, bergauf und bergab. Auch unsere Kanone und das Maximgeschütz fuhren den gleichen Weg; ihre Räder waren mit Büffelfellen umwickelt.

Endlich begann es zu dämmern. Wir hatten gerade den Kamm eines Höhenzuges erklommen und schauten zu dem gegenüberliegenden nahen Bergrücken hinüber und in das schmale Thal hinab.

„Oppassen Kerels!“ — „Aufpassen Kerls!“

Im Nu sind wir von den Pferden, reißen sie zurück und werfen uns auf dem Kamme nieder.

„Daar zijn de Engelsen!“ — „Da sind die Engländer!“

In dem Thale marschieren zwei Kompagnien in Doppelreihen mit übergelegtem Gewehre gemütlich dahin, als befänden sie sich im Kasernenhofe und nicht vor dem Feinde.

„Komische Käuze!“

Die Offiziere, an ihren blitzenden Säbelscheiden leicht erkenntlich, gehen paarweise oder einzeln neben der marschierenden

Truppe einher. Jeden einzelnen lasse ich auf dem Korn aufsitzen, die Entfernung beträgt kaum 400 Yards. Ein lustiges Scheibenschießen!

„Moet niet skiet, Jong! Ons kan wacht!" — „Müßt nicht schießen, Jung! Wir können warten!"

Plötzlich sehen wir — ungefähr 2000 Yards hinter den Engländern — zwei Reiterabteilungen von unserem Hügelzuge herabkommen, das Thal durchjagen und dem gegenüberliegenden Höhenzuge zustreben.

Es ist der flinke Dewet, der die Engländer zu umzingeln sucht.

„Opklimmen Kerels!" — „Aufklimmen Kerls!"

In der Niederung längs des Hügelzuges jagen wir dahin, um vor den Khaki den Ausgang des Thales zu erreichen und ihn abzusperren. Ehe die Ahnungslosen es merken, sind sie umstellt. Jetzt fällt auf den Bergen ein Schuß, und ein minutenlanges heftiges Schnellfeuer folgt ihm. Bald verstummt es.

„Voorwaarts, voorwaarts! Vinnig!" — „Vorwärts, vorwärts! Schnell!"

In eine Schlucht biegen wir ein; sie mündet in das Thal. Da prallen die ersten Reiter zurück; eben stürzt an dem Ausgange ein Zug Engländer vorbei.

„Hands up!" — „Hände hoch!"

Dreißig Läufe richten sich auf die Khaki. Einige werfen das Gewehr weg, bleiben stehen und heben die Hände in die Höhe, die Mehrzahl aber läuft weiter.

Nun ereignete sich eine komische Scene, deren trauriger Held leider ich war. Mein Rappe machte aus unbekannter Ursache plötzlich einen Seitensprung, so daß ich sofort die Steigbügel verlor, und ging dann durch. Ich ließ die Zügel fahren und hielt mich nur mehr am Sattel fest. In dieser jämmerlichen Lage trug mich das Pferd in das Thal hinaus und galoppierte durch die Engländer. Endlich verrannte sich das Tier in eine Schlucht, wo es mich abwarf und ruhig zu grasen begann.

Der Zug Engländer ergab sich inzwischen, sonst wäre ich kaum mit heiler Haut davongekommen.

Ich saß sofort wieder auf und jagte davon, denn die Buren, denen ich durch meinen kühnen Ritt keine sonderliche Ehre gemacht hatte, bedachten mich mit nichts weniger als schmeichelhaften Ausdrücken.

„Blady German!" scholl es hinter mir drein. Es wurmte mich ungemein, daß ich mich vor Engländern und Buren so blamiert hatte.

Nun aber hatte ich die Steigbügel kürzer geschnallt und hielt die Zügel krampfhaft in den Händen. Eher wollte ich den Hals brechen, als das Pferd nochmals durchgehen lassen. Noch immer fielen einzelne Schüsse. Als ich von dem Thale in die Ebene hinaussprengte, sah ich zweihundert Yards vor mir zwanzig Engländer, die eiligst der nahegelegenen Bahnlinie zustrebten. Mit einem Ruck parierte ich das Pferd. Aber schon kamen hinter mir Buren nach.

„Moet niet wacht, Jong! Voorwaarts!" — „Müßt nicht warten, Jung! Vorwärts!"

Rasch sind wir hinter den Khaki her.

„Hands up!" — „Hände hoch!"

Doch diese rennen weiter. Einige Mauser krachen — und ein, zwei Soldaten stürzen. Einer bleibt stehen, wirft das Gewehr weg und gibt die Hände in die Höhe. Aber weiter geht die Jagd. Ein Khaki bricht erschöpft zusammen, die andern werden weiter gehetzt. Erst als den führenden Leutnant ein Schuß durchs Knie niederwirft, ergibt sich der Rest. Abgehetzt werfen sich die Engländer ins Gras. Wir lassen ihnen einige Zeit sich zu erholen und führen inzwischen die Entwaffnung durch. Bald prangen zwei Lederriemen samt Bajonetten und Patrontaschen an meinem Sattel.

Plötzlich werden wir aufgeschreckt. Weit draußen am Horizont erscheint ein Panzerzug und kommt rasch näher. Bald aber werden wir bemerkt und der Zug hält an. Umsonst pfeift die Lokomotive minutenlang, sie ist zu spät gekommen.

Die Ebene wimmelt von Buren, die von allen Seiten auf den Zug zujagen. Langsam fährt dieser nun eine Strecke zurück, bleibt dann stehen und pfeift wieder. Er gibt noch nicht alle Hoffnung auf. Aber wie zum Hohne blitzt es jetzt hinter uns auf einer Kopje auf, und eine Granate platzt unmittelbar am Bahndamme. Rasch fährt der Zug davon, bleibt aber außer Schußbereich nochmals stehen und pfeift und jammert wohl eine Viertelstunde lang, was uns viel Spaß macht. Unserem General scheint der Kummer der Engländer doch nahe zu gehen, denn er sendet ihnen durch den Heliographen folgende Meldung:

„Die Vorposten unter Mac Muler gefangen. Weiteres Pfeifen unnütz!“

Die Engländer mochten dies schließlich auch einsehen, denn kurze Zeit darauf dampfte der Zug ab und war bald am Horizont verschwunden.

Ich galoppierte nun in das Thal zurück, das einen ungemein belebten Anblick bot. Viele Buren sprengten herum, um Siegestrophäen zu erhaschen. In langen Linien lagen die verwundeten Engländer da und zahlreiche Buren kauerten bei ihnen. An den Läufen ihrer Gewehre hatten letztere Pferdedecken befestigt und suchten so ein Dach zu bilden, um die Hilflosen gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Die Verwundeten boten mit ihren totblassen, abgezehrten Gesichtern einen erbarmungswürdigen Anblick.

Beim Weiterreiten kam ich zu einer Gruppe Buren, die einen am Boden in etwas aufgerichteter Stellung liegenden Engländer umstand. Ein Bur stützte ihn. Es war der schwerverwundete Kommandant der Nachhut Major Mac Muler. Er hatte zwei Lungenschüsse und einen Bauchschuß. Bei jedem Atemzuge trat ihm blutiger Schaum auf die Lippen. Eben überreichte er dem Arzte unserer Ambulanz Uhr und Ringe mit der Bitte, sie seiner Familie zu übersenden. Es war ein tief erschütternder Anblick. Einige Stunden später hatte der Ärmste ausgelitten.

In seiner Schriftentasche fand man den Rapport, der um

4 Uhr morgens geschrieben worden war. Nach demselben hatten die Kompagnien d und e des Wiltshireregimentes unter dem Kommando des Majors Mac Muler bei einem Stande von 12 Offizieren und 174 Mann in der vergangenen Nacht nahe bei Rensburg die Vorposten gegen uns bezogen. Als sie um 3 Uhr morgens nicht abgelöst wurden, schickte der Major einen Offizier nach Rensburg, der bald mit der verblüffenden Nachricht zurückkehrte, daß Lager und Bahnhof gänzlich verlassen seien. Die Brigade war nämlich um 2 Uhr nachts alarmiert worden und dann längs der Bahn nach Arundel zurückmarschiert. Der Major, der nun auf sich selbst angewiesen war, zog die Feldwachen sofort ein und brach ebenfalls nach Arundel auf. Er wiegte sich jedoch in zu großer Sicherheit, marschierte statt auf den Bergen im Thale und war umzingelt, bevor er es noch ahnte. Um 4 Uhr morgens war der Rapport geschrieben worden und zwanzig Minuten später lag bereits der größte Teil der Abteilung tot oder verwundet im Thale.

Europa erfuhr durch folgenden Drahtbericht der „Times“ von diesem englischen Unfalle: „Bei dem eiligen Rückzuge der Brigade Clements von Rensburg nach Arundel wurden zwei Kompagnien des Wiltshireregimentes vergessen und gerieten in Gefangenschaft“.

Das Wort „vergessen“ ist für die englische Kriegführung äußerst bezeichnend. —

Hinter einem schützenden Felsblock war ich abgesessen und schmauste behaglich englisches Weißbrot und Chokolade. Plötzlich wird ein mächtiges Sausen vernehmbar.

„Oppassen Kerels! De Engelsen skiet!“ — „Aufpassen Kerls! Die Engländer schießen!“

Mit gewaltigem Krach schlägt eine Granate in das Thal, glücklicherweise ohne jemanden zu verletzen. Rasch sind die Buren hinter den schützenden Thalhängen. Im Thale selbst ist kein Mensch mehr zu sehen.

Da sprengt Gymnasiallehrer Henkel mit zwanzig Mann vom deutschen Korps daher.

„Wir nehmen die Kanone!“

„Was? Mit zwanzig Mann?“

„Natürlich! Ein Deutscher wiegt fünfzig Engländer auf!“

Flugs schließe ich mich der Schar an und bald sind wir wieder in der Ebene draußen. Von den schützenden Felsen aus blicken uns die Buren kopfschüttelnd nach. Längs einer Reihe von Terrainwellen suchen wir uns an das Geschütz heran zu pürschen. Da pfeifen einige Kugeln uns um die Köpfe.

„Drauf! drauf!“ ruft Oberlehrer Henkel und stürmt gradaus auf die unsichtbaren Schützen los. Wieder fallen Schüsse, das Pferd bricht mitten im Sprunge zusammen und begräbt seinen Reiter unter sich.

Sſst! Sſst!

Auch von links zischen Geschosse daher. Wütend, den Karabiner wie einen Revolver zum Schusse erhoben, fliegen wir den Kugeln entgegen. Ohne daß ich es merke, bin ich sattelfest geworden. Nur wenige Schritte sind wir noch von dem Ziele, einem Geröllhaufen, entfernt, da springen zwei Khaki hinter den Felsen auf und stürzen davon. Die Pferde pariert, die Karabiner im Anschlag ist eins.

„Hands up!“

Die Khaki laufen weiter. Vier Schüsse krachen und beide liegen im Grase. Mit einigen Sätzen sind wir bei ihnen. Der eine liegt mit dem Gesicht am Boden und regt sich nicht mehr. Eine Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen. Der andere hat drei Schüsse und zwar durch Brust, Arm und Fuß erhalten. Er blutet wenig, weshalb wir ihn nicht verbinden. Da ich als erster Hand an ihn gelegt, so gehört er nebst seiner Ausrüstung mir nach altem Gotenrechte:

„Wirf den Reiter und nimm das Roß!“

Dem armen Kerl nehme ich nur Waffen, Kochgeschirr und Feldflasche ab und stärke ihn durch einen Schluck frischen Wassers aus meinem Wassersacke. Sodann setze ich ihn mit Unterstützung der Kameraden auf das Pferd, das ich am Zügel führe. Ein drittes Bajonett samt Wehrgehänge ziert nun meinen Sattel

und das Gewehr des Engländers habe ich nebst meinem Karabiner über die Schulter gehängt. So komme ich glücklich — ungeachtet der Kugeln, die noch immer durch die Luft pfeifen — im Thale an und ziehe mit meinem Gefangenen, wie ich zugeben muß, etwas prahlerisch, in den Stellungen der Buren herum, bis ich ihn der Ambulanz übergebe. Beim Abschiede reichten wir uns die Hand. Ich bedauerte insgeheim, daß der Engländer zu schwer verwundet war, um länger auf dem Pferde sitzen zu können, sonst hätte ich mich mit ihm wohl noch einige Zeit sehen lassen.

Oberlehrer Henkel war inzwischen ebenfalls in dem Thale angelangt, schwitzend und keuchend unter der Last des Sattels und Riemenzeuges, das er seinem toten Pferde abgenommen hatte. Während mir zahlreiche Beutesachen zugefallen waren, hatte er sein wertvollstes Besitztum, das Pferd, verloren. So geht es eben im Kriege. Der eine hat Glück, der andere Pech!

Auch die anderen Deutschen kamen zurück, einzeln oder in Gruppen und mit mehreren Gefangenen, die sie unterwegs aufgelesen hatten. Die Kanone hatten wir allerdings nicht mitgebracht, aber ganz erfolglos war unser Streifzug auch nicht gewesen. Hätten die Buren nur einen Funken der Kampfes- und Unternehmungslust besessen, die uns Deutsche erfüllte, so wäre an diesem Tage wohl die ganze Brigade Clements vernichtet worden und der Einmarsch in das Herz der Kapkolonie, auf den ich mich so sehr gefreut hatte, offen gestanden. So aber saßen die Buren gemächlich hinter den Felsen, kochten Kaffee, schwatzten und lachten wie Kinder und ließen den lieben Herrgott für das Weitere sorgen. Zähneknirschend sahen wir ihrem unverständigen Treiben zu.

Herrgott! nur um hundert Deutsche mehr und wir hätten die Kanone doch noch geholt!

Der preußische Artillerieoffizier a. D. Freiherr v. Brachel suchte den Kommandanten Krüger zu weiterer Verfolgung anzuregen, fand aber taube Ohren.

Spät abends ritten wir nach Rensburg, einer nahe-

gelegenen Bahnstation, wo das englische Lager sich befunden hatte. Nach einstündigem Ritte trafen wir dort ein. Die Umgebung der Station wimmelte von Buren. Alles zeugte von der überstürzten Flucht der Engländer. Mehrere tausend Haferbündel, Biskuitkisten, Zelte u. s. w. lagen herum. Wir saßen sofort ab und ließen unsere Pferde einige Zeit fressen. Mehrere Maultiere, die zu viel Hafer gefressen hatten, verendeten. Mit einigen Stücken Weißbrot, die ich im Staube fand, stillte ich meinen ärgsten Hunger. Auch einen Sack mit Kartoffeln stöberte ich auf. Den kostbaren Fund versteckte ich zwischen den Felsen, um ihn später zu holen.

Plötzlich erscholl vielstimmiges Hurrarufen. Alle Buren liefen an einem Platze zusammen; auch ich begab mich dorthin. Die Menge umstand zwei Buren, die auf mehreren umgestürzten Kisten standen. In dem einen erkannte ich sofort den General Schoemann, der andere war mir unbekannt.

Schoemann sagte soeben zur Menge:

„Einen großen Sieg haben wir heute errungen, der Engelsmann ist geschlagen. Ich habe Euch geführt, aber der hier hat den Plan gemacht!“ Und damit zog der General den anderen Buren in den Vordergrund — es war Dewet.

„Doch Menschenkraft hätte dies nicht vermocht, wenn nicht der Herr Gott uns Afrikanern geholfen hätte. Ihm müssen wir danken! Loofd onzen God! Lobt unsern Gott!“

Die Buren stimmten nun einen Lobespsalm an, und der herrliche Vollgesang war hier mitten auf dem Schlachtfelde von ergreifender Wirkung. Unwillkürlich entblößte auch ich mein Haupt.

Eine Viertelstunde später war ich Ohrenzeuge eines für die Burendisziplin äußerst bezeichnenden Gespräches zwischen General Schoemann und Kommandant Preller. Letzterer war zum Gefechte mit nur drei Mann ausgerückt.

General: „Wo sind Eure Menschen, Kommandant?“

„Im Lager!“

„Wir fechten hier und die Kerls helfen uns nicht? Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht?“

„Ich habe ihnen befohlen, mit mir zu kommen. Aber nur drei Kerls waren gehorsam. Sonst sind alle zurückgeblieben. Die einen sind ziek (siech, krank), die andern mouch (müde), die meisten aber wollen nicht so früh aufstehen," sagte der Kommandant erbittert.

„Das ist Jammers!" meinte nun der General kopfschüttelnd. „Wenn die Kerls den Offizieren nicht mehr gehorsamen, so ist der Krieg aus."

Preller war persönlich ein tapferer Mann, verstand es aber nicht, sich als Kommandant bei seinen Leuten zur Geltung zu bringen.

Abends ritt ich längs der Bahnlinie nach Colesberg. Bei der Station Plewman zwischen Colesberg und Rensburg traf ich auf die Reste eines entgleisten und verbrannten Zuges. Am 3. Januar war nämlich in der Station Rensburg ein großer Lastenzug mit riesigen Sendungen an Lebensmitteln und Monturen angekommen. Da hier das Gelände sehr steil gegen die Station Plewman, die sich dicht vor den Burenstellungen befand, abfiel, so mußte der Zug durch Bremsen auf dem Geleise vor der Station erhalten werden. Die englischen Soldaten waren eben mit dem Ausladen der Güter beschäftigt, als sich sämtliche Wagen — nur die Maschine blieb stehen — in Bewegung setzten und der Burenstellung zurollten. Die erschreckten Soldaten in den Wagen hatten gerade noch Zeit abzuspringen, dann raste der Zug mitten durch das englische Lager, das sich beiderseits des Geleises befand, den steilen Abhang hinab. Bei einer Biegung brach die Kuppelung eines Wagens, worauf die erste Hälfte weiter rollte und schließlich in der Ebene bei der Station Plewman stehen blieb, während der zweite Teil aus dem Geleise sprang und einen wirren Trümmerhaufen bildete. Das gesamte Wiltshireregiment lief hinterdrein, was die Beine nur laufen konnten, doch die Buren waren noch geschwinder und hatten von der ihnen zunächst befindlichen ersten Hälfte des Zuges bereits Besitz ergriffen, ehe die Engländer auch nur bei dem Trümmerhaufen des zweiten Teiles angelangt waren. Das

wohlgezielte Feuer der Buren trieb sie bald zurück, sie konnten nur noch den Trümmerhaufen in Brand stecken und mußten sich damit begnügen, zähneknirschend aus der Ferne zuzusehen, wie die Buren in aller Ruhe den Zug plünderten und sich Großmütterchens Chokolade gar wohl schmecken ließen. Schließlich steckten die Buren die Wagen ebenfalls in Brand und zogen dann unbehelligt mit ihrer Beute ab. Als höfliche Männer dankten sie den guten Engländern durch den Heliographen für die unverhoffte Bescherung.

Letztere mußten natürlich einige Zeit hungern, bis eine weitere Sendung aus Kapstadt nachgeschickt werden konnte. Der in gewisser Beziehung erheiternde Vorfall steht in der Kriegsgeschichte vielleicht einzig da. Die Untersuchung ergab nur, daß der erste Wagen hinter der Lokomotive abgekoppelt und die Bremsen entfernt worden waren, wodurch der Zug allmählich ins Rollen gekommen war. Der Thäter konnte nicht ermittelt werden, dürfte aber ein Bahnbeamter (Afrikander) oder ein irischer Soldat gewesen sein. Die guten Khaki werden sich genug geärgert haben!

Ich ritt eben an dem Trümmerhaufen vorbei, als mein Pferd einen so unerwarteten Seitensprung machte, daß ich bei einem Haar herabgefallen wäre. Unmittelbar vor mir lag eine Leiche und rund herum waren wohl an zwanzig erschossene Aasgeier. Es war ein Kaffer in Khakikleidung, der auf eigene Faust den Trümmerhaufen untersucht hatte und dabei von den Buren aus dem Hinterhalte erschossen worden war. Er lag auf dem Rücken mit auseinandergespreizten Armen und Beinen. Die Haut war durch die Hitze wie Pergament eingetrocknet. Da der Kaffer nicht verscharrt werden konnte, hatten die Buren alle Aasgeier, die sich an den Leichnam gewagt hatten, weggeschossen.

Seit 2 Uhr morgens war ich mit ganz kurzen Unterbrechungen im Sattel gewesen. Die Nieren schmerzten mich so sehr, daß ich zeitweise in den Steigbügeln aufstehen mußte, um das Geprelltwerden während des Trabes zu vermeiden. Auf diese Weise lernte ich innerhalb fünf Minuten das leichte eng-

lische Reiten, worüber ich höchst erfreut war, denn nun konnte ich auch Dauerritte mitmachen.

Da ich mich wegen meines jämmerlichen Rittes von heute morgen vor den Buren meines Kommandos noch schämte, kehrte ich nicht in das Lager zurück, sondern band mein Pferd an einen umgestürzten Waggon und übernachtete in seinem Innern, da die Wände nur halb verkohlt waren. Frösche regten sich in der Nähe — eine Seltenheit in diesen Sand- und Steinwüsten — und bei ihrem Gequake fiel ich bald in einen gesunden Schlaf.

* * *

Zwei Tage später meldete „Daily Chronicle" aus Kapstadt:

„Die englischen Truppen haben Rensburg geräumt und sich nach Arundel zurückgezogen."

„Reuters Office" berichtete: „General Clements zog sich nachts aus Rensburg zurück. Die Nachhut der Truppen traf heute (14. Februar) früh in Arundel ein. Der Feind, der schwere Verluste erlitt (?!), besetzte sofort die alte Stellung in den Taiboschbergen, von wo aus er die britischen Kavalleriepatrouillen beschoß. Die englische Artillerie erwiderte das Feuer." (Mit welchem Erfolge?) — Von eigenen Verlusten kein Wort.

Am selben Tage erhielt die „Neue freie Presse" folgendes Telegramm aus London:

„Hier herrscht große Besorgnis wegen des Vorstoßes der Buren bei Rensburg. Die Agenturmeldung, daß die Truppen trotz des Rückzuges nach Arundel den Buren schwere Verluste beibrachten, findet keinen Glauben." — Endlich also wurden die Londoner gescheit, sie hatten sich an den Festessen nach den vielen Siegesberichten doch den Magen verdorben.

„Reuters Office" meldete noch:

„Arundel, 14. Februar. Die Buren besetzten Rensburg. Eine starke Abteilung wurde in westlicher Richtung gesehen; sie ist anscheinend auf einem Plünderungszuge (wie naiv und heiter) begriffen. Bisher schafften die Buren ihren Vierzigpfünder (hatten hier überhaupt keinen) nicht vorwärts. Große Abtei-

lungen von Buren waren überhaupt noch nicht sichtbar.“ (Warum also so eilig ausgekniffen?)

Am 17. Februar meldet „Reuters Office“ aus Pretoria:

„Amtlich wird aus Colesberg der Transvaalregierung berichtet: Am 14. ds. fand ein weiteres Gefecht statt. Die Engländer verloren 60 Tote und Verwundete und 80 Gefangene (Verlust zu nieder angegeben). Eigene Verluste gering.“

Dasselbe Bureau erzählt weiter:

„Clements zog sich, da er von einer starken Burenabteilung bedrängt war, nach Arundel zurück, um“ — dieser Nachsatz ist nahezu kindisch — „Nauwport zu decken.“

„Daily Mail“ berichtet: „Nauwport, 14. Februar. In der vergangenen Nacht wurde Rensburg so eilig geräumt, daß dort eine Menge von Vorräten zurückgelassen wurde. Die Truppen konzentrieren sich um Arundel. Zwei Kompagnien des Wiltshireregimentes verloren, als sie sich vom Kloflager zurückzogen, den Weg und sind bisher nicht eingetroffen. Man kennt (!) jedoch ihren Aufenthalt, und sie dürften voraussichtlich heute abends befreit werden.“

Eine Meldung des „Daily Telegraph“: Nauwport, 14. Februar. 9 verwundete Offiziere und 45 Mann wurden in das Feldlazarett von Nauwport gebracht. Die Zahl der Gefallenen ist unbekannt. Es wurde eine strategische (!) Rückwärtsbewegung auf Arundel beschlossen.“ Um die Hiobspost abzuschwächen, wird noch die Schaudermäre angefügt: „Eine Patrouille der Inniskillingdragoner wurde von 500 Buren umzingelt, bahnte sich jedoch tapfer den Weg, ohne einen Mann zu verlieren.“

Nur die „Times“ sagt mit anerkennenswerter Offenheit ohne weitere Bemäntelung:

„Bei dem eiligen Rückzuge nach Arundel wurden zwei Kompagnien des Wiltshireregimentes, die sich auf Vorposten befanden, vergessen, ohne daß ihr Abgang bei der Musterung auffiel.“ Nachsatz: „In Nauwport sind englische Verstärkungen eingetroffen.“

Erst am 20. Februar teilte „Reuters Office“ ein längeres Telegramm ihres Kriegsberichterstatters aus Colesberg mit:

„Ich begleitete Mittwoch die Buren, die den Bahnhof von Rensburg angriffen. Kommandant Preller (soll heißen Dewet) stieß bei seiner Ankunft auf zwei Kompagnien des Wiltshireregimentes, die sich auf die benachbarten Kopjes zurückzogen. Die Buren, durch General Schoemanns Leute verstärkt, verfolgten beide Kompagnien und es gelang ihnen, die gesamte Mannschaft mit Ausnahme von 3 Mann, die entkamen, gefangen zu nehmen. Die Zahl der Toten und Verwundeten ist nicht bekannt, jedoch wurden bisher 142 Gefangene, darunter 44 Verwundete, bekannt gegeben. Die Buren thaten alles, um den Gefangenen die Leiden zu erleichtern. Sie ließen die Verwundeten Pferde besteigen und trugen andere auf Decken nach Rensburg. Inzwischen eröffnete die englische Nachhut bei Rietfontein das Feuer und zwang die Buren, die Verwundeten im Stiche zu lassen, um sich zu verteidigen. Ein Geschütz zwang die Engländer, sich in die Berge zurückzuziehen. Die Buren hatten 2 Tote und 4 Verwundete. Gegenwärtig halten die Buren alle Stellungen bis Rietfontein besetzt.“

Diese Meldung ist umso bemerkenswerter, als der Kriegsberichterstatter ein Engländer ist. Die Transvaalregierung hatte den Berichterstattern mehrerer großer Londoner Blätter trotz deren burenfeindlicher Tendenz gestattet, sich bei den Kommandos in der Front aufzuhalten, damit sie Zeugen der völkerrechtswidrigen Handlungen ihrer eigenen Landsleute seien.

„Daily Chronicle“ meldet noch:

„Die Buren erbeuteten bei Rensburg 30 Vorratswagen.“

XIX.

Eine gefährliche Jagd.

Zwei Tage später übersiedelte unsere Abteilung nach Rensburg. Böhmer und ich fanden mangels eines Zeltes unter einem Eisenbahndurchlaß einen Unterschlupf. Während der nächsten Tage, in denen man uns in Ruhe ließ, durchstreiften wir beide nach verschiedenen Richtungen hin das Land. Auf einen Jagdzug, den ich nicht so leicht vergessen werde, will ich hier näher eingehen. —

Die Mittagssonne sandte ihre sengenden Strahlen nieder, und die Luft flirrte und flimmerte in zitternden Wellen über der Karroo.

Müde und verdrossen marschierten wir fünf Freiwilligen durch die verlassene Gegend. Seit dem frühen Morgen waren wir bereits auf der Jagd, außer einigen Kibitzen war uns aber kein Wild zu Gesicht gekommen.

Allmählich erweiterte sich das Thal, die hohen Berge traten zurück. Ein kleiner Fluß, der Riet-Spruit, dessen Ufer mit schattigem Buschwerk eingesäumt sind, belebte die Gegend.

„Was ist das? Seht die Staubwolke da unten!"

„Jedenfalls eine Windhose!"

„Bei dieser Windstille? Was fällt dir ein?"

Alle schauten gespannt nach der angegebenen Richtung. Die Staubwolke vergrößerte sich langsam, und einige dunkle Punkte tauchten in ihr auf.

„Potzdonner! wenn das Lancers wären?

„Was dann?"

„Auf jeden Fall da hinauf!"

Hastig wird eine steile Felswand erklettert. Hinter hohen Steinblöcken schmiegen wir uns dicht an den Boden und spähen in das Thal hinab.

„Das ist eine Springbockherde!" ruft nach einiger Zeit Krenn.

„Was? Springböcke in solchen Massen?"

„Ausnahmsweise! Wenn kein Regen im Binnenlande fällt wie heuer, so treibt sie der Hunger aus ihren Einöden“, erklärt Krenn, der bereits das sechste Jahr in Afrika weilt. „Solche Herden bestehen aus Tausenden von Tieren und verheeren das Land wie die Heuschrecken.“

Die Staubwolke kommt näher, und bald jagen die ersten Böcke vorüber. Es sind zierliche zimmetbraune Tiere von der Größe der Rehe. Rasch kommt auch die Hauptmasse, die wie ein endloser Strom sich vorbeiwälzt. Die Luft wird von einem mächtigen Dröhnen erschüttert. Ein Schwarm von Aasgeiern begleitet die Herde unter gellendem Kreischen. Öfters sehen wir einen mächtigen Körper schattengleich unter der Herde auftauchen und in weiten elastischen Sprüngen dahinschnellen.

„Ein Leopard!“

Schuß auf Schuß geben wir auf die Tiere ab. Endlich sind die letzten Böcke vorbei.

„Ich habe noch nie Ähnliches gesehen!“ gestand ich bewundernd.

„Bleiben Sie nur längere Zeit im Lande, so werden Sie noch ganz anderes erleben!“ meinte Krenn.

Wir kletterten nun hinunter und begaben uns zu den erlegten Böcken; es waren siebzehn Stück. Sie glichen aber eher Erdhaufen als Tieren; die meisten waren von den scharfen Hufen der anderen Böcke förmlich zerfetzt. Einen feisten Bock, der weniger gelitten hatte, begann ich sofort waidgerecht auszunehmen. Die besten Stücke wurden herabgeschnitten und an einem Strick über die Schulter gehängt.

Mit Bedauern ließen wir das übrige Wild den herumstreichenden Schakalen zurück. Um die Böcke aber nicht etwa einer englischen Patrouille als willkommene Speise zu hinterlassen, hatten wir das Fleisch durch Ausdrücken der Galle ungenießbar gemacht.

Keuchend unter der schweren Last des Wildbretes stiegen wir einen Berghang hinan. Dabei dachten wir an den saftigen Braten und plauderten vergnügt miteinander. Die Höhe

ist noch nicht erreicht, als plötzlich ein scharfer Ruf vor uns ertönt.

Im Augenblick sind die Gewehre schußbereit. Auf dem Kamme der Kopje — kaum zweihundert Yards entfernt — stehen zwanzig Khaki. Einige erheben die Gewehre zum Anschlag, andere pflanzen das Bajonett auf.

Krenn reißt das Gewehr an die Schulter, zielt einen Augenblick, dann kracht der Schuß; ein Khaki wirft beide Hände in die Luft und überschlägt sich.

„Zurück, dort kommt eine andere Abteilung!"

In langen Sätzen springen wir zwischen den Felsblöcken, die uns teilweise decken, den Abhang hinab.

Jetzt fällt ein Schuß. Ein zweiter, dritter folgt.

„Vorwärts!"

Neuerdings krachen Schüsse. Meier stolpert und stürzt. Mit einiger Anstrengung rafft er sich auf.

„Verd — —! Sie kommen uns nach!"

In rasendem Lauf geht es weiter. Der Atem wird keuchend, schwer hebt und senkt sich die Brust. Das Herz klopft hörbar.

„Seht dort das hohe Gras, da müssen wir durch!"

Das mannshohe Steppengras peitscht das Gesicht und schlingt sich um die Beine. Jeden Augenblick stürzt einer. Und noch immer zischen die Kugeln um unsere Köpfe.

„Lauft weiter, ich hole Euch bald ein!"

Krenn wirft sich nieder. Wir haben inzwischen den Fluß, der sehr seicht ist, erreicht. Hoch auf spritzt das Wasser. Das steile Ufer ist rasch erklommen, und erschöpft werfen wir uns am Uferrand nieder. Das hohe Gras verbirgt uns.

Die Khaki kommen in eilendem Laufe näher. Da steigt aus dem Grase jenseits eine dünne Rauchsäule auf, dem Auge kaum sichtbar. Nach einigen Augenblicken schlägt eine Flamme empor und binnen weniger Minuten wälzt sich eine mächtige Feuersäule über die riesige Grasfläche.

Erschreckt halten die Engländer inne. Dann aber wenden

sie sich und stürmen davon, schneller als sie herangekommen sind. Kugel um Kugel schicken wir ihnen nach. Wer jetzt verwundet liegen bleibt, fällt rettungslos den Flammen zum Opfer.

Krenn taucht am andern Ufer auf.

Bald ist er bei uns.

„Eine ganze Schachtel Zündhölzer habe ich verheizt!" bemerkt er keuchend. „Aber nun brennt das Gras wie Zunder."

„Das war Hilfe in der Not!"

„Ja, von den Buren kann man viel lernen!" meint Krenn.

Gespannt lauschen wir nach jedem Geräusch.

„Vielleicht kommen sie im Flußbett herunter!"

Doch nur das Rauschen des Wassers unterbricht die Stille. So verstreicht eine Minute nach der andern.

Meier hat einen schmerzhaften Streifschuß an den rechtsseitigen Rippen erhalten. Krenn schneidet seinen Hemdärmel ab und macht einen Verband. Auch legt er Tabakblätter auf die Wunde. Sonst ist keiner verletzt.

„Halloh! Reiter hinter uns!"

„Eine Burenpatrouille!"

Wir erheben uns und halten die Gewehre wagrecht über den Kopf, sonst laufen wir Gefahr angeschossen zu werden. Nun kommt die Abteilung im Galopp heran.

„Goden Mittag, Jongs!"

„Goden Mittag, Feldkornet!"

Bald war der Hergang erzählt.

„Jong, wie kann man so unvorsichtig sein!" meinte dann der Kornet kopfschüttelnd. „Kein Afrikaner verläßt ohne Pferd das Lager!"

Während die Buren abstiegen und sich am Flusse in Hinterhalt legten, wanderten wir unseren Vorposten zu.

Spät abends langten wir im Lager an — müde, hungrig, durstig, mit zerfetzten Schuhen, zerrissenen Kleidern und ohne Wild. —

Welch harten Kampf wir oft mit den Elementen zu bestehen hatten, welchen Gefahren wir außer den feindlichen Ge-

schossen und Lanzen in diesen Wüsten und Steppen noch ausgesetzt waren, möge der nächste Aufsatz zeigen.

XX.

Die Gefahren der Karroo.

Die Sonne wirft ihre sengenden Strahlen vom azurblauen Himmel nieder und taucht alles in eine fieberhaft zitternde Lichtglut. Der spärliche Grasteppich der Regenzeit ist längst verdorrt und verbrannt, und der Boden zeigt metertiefe Risse. In allen Farben schimmert der nackte Fels und scheint selbst eine versengende Glut auszuhauchen. Kein Vogel singt sein Lied im Gezweige, keine Biene summt von Blume zu Blume, kein geflügeltes oder ungeflügeltes Wesen zeigt sich, die fürchterliche Hitze hat alles Leben ertötet. In ihrer Totenstarre und Öde bietet die Karroo ein trostloses Bild!

Auf schäumenden Rossen sprengen zwei Reiter durch die Ebene dahin. Kühn blitzen die Läufe ihrer Karabiner auf dem Rücken, und die breitkrämpigen Hüte lassen sie als Burenkämpfer erkennen.

Mittelgroß, doch beinahe zart gebaut ist der eine, ein blonder Vollbart umrahmt das blasse, edelgeschnittene Gesicht, er scheint noch jung zu sein, aber herbe Schicksale haben ihre Linien in sein Antlitz geprägt und lassen ihn älter erscheinen.

Sein Gefährte ist bedeutend jünger, groß, von schlanker und doch kräftiger Gestalt, und auch seine offenen Züge drücken ein bedeutendes Maß von Energie aus.

Die Pferde dampfen, die Reiter selbst sind in Schweiß gebadet. Die Glut der heißen, zitternden Luft benimmt fast den Atem, dorrt den Gaumen aus.

„Eine solche Hitze! Geradezu betäubend!" seufze der Ältere. „Wären wir doch im Lager geblieben!"

„Dort ist es um kein Jota besser!“ entgegnet der Jüngere. „Vor den senkrechten Strahlen der Februarsonne findet man hier nirgends Schutz. Im Zelte ist die Luft so dick, daß man fast erstickt, dazu kommen die unzähligen Fliegen, die einem das saure Leben noch nach Möglichkeit vergällen. Ich halte es für das Beste, wenn man zur Zeit der größten Hitze auf flinkem Pferde durch die Wüste saust. Man bereitet sich trotz der Windstille einige Abkühlung.“

„Ja, es wäre schon recht, wenn nur nicht jede Bewegung den Schweiß aus tausend Poren pressen würde!“ meint der andere. „Eigentlich schwitzt man im Sitzen oder Liegen gerade so wie auf dem Pferde!“

Schweigend sprengen sie weiter. Keiner hat viel Lust zum Reden, denn die Zunge klebt am Gaumen.

Der zerrissene und klaffende Boden zwingt sie einige Zeit zu gesteigerter Aufmerksamkeit.

Die Totenstille ringsum ist aber so drückend, daß es dem Jüngeren ein Bedürfnis ist, etwas zu sagen.

„Schmidt!“ beginnt er. „Hast du Dir das Kriegsleben in der Karroo so eintönig vorgestellt?“

„Nein, Bremer!“ antwortet Schmidt und schüttelt den Kopf. „Hätte ich das gewußt, so wäre ich sicher nach Natal gegangen.“

„Ich auch!“ stimmt Bremer bei. „Ich hoffte, daß wir von Colesberg aus in kühnem Vorstoße den Aufstand in das ganze Kapland tragen würden, statt dessen liegen wir nun hier unthätig. Den Buren scheint jeder frische Offensivgeist zu mangeln!“

In gestrecktem Galopp geht es weiter.

Den Blick scharf am Boden, um die unzähligen Erdrisse zu vermeiden, fliegen sie dahin. Die Sonne beginnt sich bereits dem Horizont zu nähern, als sie den langgestreckten Zug der Taiboschberge erreichen.

Den Bergen vorgelagert sind riesige Felsblöcke von Gneis, Granit, Quarzit und Thonschiefer, so glatt geschliffen, wie dies

nur unter der Einwirkung ungeheurer Eismassen hat geschehen können.

An einem gähnenden Spalt am Fuße der Bergkette halten sie endlich. Schmidt springt vom Pferde, beugt sich über den Rand und lauscht. Ein melodisches Murmeln und Rauschen dringt aus der Tiefe herauf, eine erquickende Kühle weht dem Halbverschmachteten entgegen.

Bremer springt nun ebenfalls ab, und während Schmidt bei den Pferden als Wache bleibt, beginnt er langsam in den Spalt hinabzusteigen.

Die Felswände fallen ungefähr zehn Meter tief in die Kluft hinab, deren Boden von einem rinnenden Wasser bedeckt ist. Der feuchte Thonschiefer ist schlüpfrig und bietet dem Kletternden wenig Halt.

Kaum ist Bremer ein Stück in den Spalt hinabgeklettert, als ihn auch schon eine eisigkalte Luft umfängt, die ihn bis aufs Mark durchschauert.

In einigen Sekunden ist er wieder oben.

„Da kann meinetwegen ein anderer hinunterklettern, ich verzichte auf das Wasser unter diesen Umständen!“ sagt er fröstelnd und tief Atem holend.

„Wieso denn?“ fragt Schmidt erstaunt.

„Vom Schweiße noch triefend habe ich mich in der eisigen Luft da unten erkältet. Wenn es nur keine Folgen hat.“

Und nun beginnt er zu laufen und mit den Händen herumzuschlagen, um sich wieder in Schweiß zu bringen.

„Also du willst nicht mehr hinunter?“

„Nein, auf keinen Fall! Ich will mir nicht den Tod holen!“

„Gut, dann klettere ich hinunter!“ sagt kurz entschlossen Schmidt. „Ich bin so ausgetrocknet, daß ich kaum einen Laut aus mir herausbringe. Ich muß Wasser haben!“

„Geh nicht hinunter, sei nicht so unvorsichtig! Oder nimm wenigstens eine Pferdedecke über!“

Aber schon ist Schmidt in dem Spalt verschwunden.

Nach längerer Zeit kommt er wieder herauf. Einige Augenblicke bleibt er keuchend und zähneklappernd stehen und schüttelt sich. „Ist's da unten aber kalt! Meine Finger sind halb erfroren! Ich konnte nicht schneller herauf, da ich einigemale an den feuchten Felswänden abglitt."

„Wenn du dich nur nicht erkältet hast!" sagte Bremer besorgt. „Jetzt schnell aufs Pferd und Bewegung gemacht, damit dir's wieder warm wird!"

„Hier habe ich die Feldflasche voll Wasser mitgebracht, es wird vielleicht zu wenig sein für dich! Ich selbst habe viermal die Flasche geleert."

„Du bist aber unglaublich unvorsichtig! Gib mir die Flasche, ich lechze nach einem Trunke frischen Wassers! Ich werde aber nur den Gaumen befeuchten!"

Allein die leere Feldflasche gibt Bremer zurück.

„Ich habe das eiskalte Wasser in einem Zuge hinabgestürzt, nun fröstelt es mich etwas. Vorwärts jetzt, wir haben viel Zeit verloren!"

Rasch springen sie auf die Pferde. „Brrrr!" schüttelt sich nochmals Schmidt, der sich nicht erwärmen kann. In scharfem Trabe geht es dann weiter.

Die Sonne hat bereits den Horizont erreicht und sinkt langsam hinab. Die Landschaft hüllt sich in ein dämmeriges Halbdunkel, während die Sterne immer deutlicher am Firmamente hervortreten.

Eine geraume Weile sind sie so geritten. Bremer, der wieder in Schweiß geraten ist, fühlt die kälter werdende Luft durch die durchnäßten Kleider dringen.

Ein ächzender Laut macht ihn auf den Gefährten, der dicht an seiner Seite dahinsprengt, aufmerksam. Dessen Gesicht ist leichenblaß geworden, mit Anstrengung hält er sich noch im Sattel aufrecht.

„Mein Gott, was ist dir?" ruft Bremer erschreckt aus.

„Mich fröstelt!" Mit Mühe preßt Schmidt die Worte zwischen den Zähnen hervor.

Noch einige Sprünge des Pferdes, der Karabiner entsinkt seiner kraftlosen Hand und fällt klirrend auf den Felsboden; auch die Zügel entgleiten ihm.

Gerade noch rechtzeitig gelingt es Bremer, sie zu erfassen und die Tiere anzuhalten; im nächsten Augenblicke ist er vom Pferde gesprungen und stützt den Schwankenden im Sattel.

„Was hast du? Was fehlt dir?" fragte Bremer bestürzt. „So sprich doch!" setzt er hinzu, da Schmidt noch immer schweigt.

„Kalt — ist's — mir!" bringt dieser endlich mühsam in Absätzen hervor, wobei seine Zähne hörbar aufeinander knirschen. Dann fällt er vornüber auf den Hals des Pferdes, einer Ohnmacht nahe.

„Um Gottswillen! Du wirst doch nicht krank werden? Ich bitte dich, nimm dich zusammen, damit wir wenigstens unsere Kameraden noch erreichen! Allein in dieser Wildnis sind wir verloren!"

Schmidt nickt mit dem Kopfe, schaut aber teilnahmslos vor sich hin. Die Adern treten auf der Stirne in erschreckender Bläue hervor. Schließlich sinkt der Kopf auf die Brust herab, die Augen sind halb geschlossen und haben fieberhaften Glanz, während die eisigen Hände vor Kälte zittern.

„Er ist totkrank!"

Bremer krampft sich bei diesem Gedanken das Herz zusammen.

Aber es ist jetzt keine Zeit zu langem Überlegen.

Rasch nimmt er die Pferdedecke unter dem Sattel hervor. Sie ist ihm Sattel- und Pferdedecke sowie Schlaf- und Wettermantel in einem. Schnell ist der Oberkörper des Fröstelnden mit der warmen Hülle umgeben; dann bindet Bremer den eigenen Rock, den er rasch abgestreift hat, als Unterleibsbinde dem Kranken vor.

Bremers ganze Garderobe besteht nur noch aus Hut, Hemd, Tuchhose und einem Paar Schuhe.

Nachdem er die beiden Karabiner auf den Rücken ge-

worfen und die lose herabbaumelnden Hemdärmel aufgerollt hat, springt er wieder auf sein Pferd und nimmt die Zügel beider Tiere in die Hände.

„Wie geht's jetzt? Ist es dir schon wärmer? Bitte setze dich gerade! Nur noch wenige Minuten und wir sind am Ziel!"

Der Kranke setzt sich etwas aufrecht.

„Gottlob!" flüstert Bremer erleichtert. „Vielleicht geht's doch!"

Ein Schenkeldruck und im leichten Galopp geht es weiter. Wohl schwankt Schmidt, doch hält er sich im Sattel.

Bremer ist sich des Ernstes der Lage voll bewußt. Gelingt es nicht bald, die Feldwache aufzufinden, so müssen sie die Nacht allein in irgend einer Schlucht zubringen. Und dies kann für Schmidt verhängnisvoll werden, da Bremer keine Hilfsmittel zur Verfügung hat. Nicht einmal warmen Kaffee kann er kochen, da seine Zündhölzchen schon lange aufgebraucht sind und das große Brennglas zur Nachtzeit nutzlos ist.

Nach einer Weile beugt er sich zu dem Gefährten hinüber, schlägt die Decke, die er ihm tief in die Stirne gezogen, zurück und schaut ihm in das totenblasse Antlitz.

Leise ächzt der Kranke, sein Blick ist irre, und doch faßt seine Hand hilfesuchend die des Kameraden.

„Lieber Freund, ich bleibe bei dir, sei ganz ruhig!"

Bremer schluchzt es mehr als er es spricht.

Über die trostlose, von dem unsicheren Scheine der Sterne etwas erhellte Steinwüste reiten sie weiter, über Erdrisse und Spalten hinweg.

Unter anderen Verhältnissen wäre es Bremer nie eingefallen, bei Nacht über einen solchen Boden zu reiten.

Der Kranke stöhnt wieder leise.

„Nur aushalten, gleich sind wir da!"

Schmidt schwankt bedenklich im Sattel, er liegt beinahe auf dem Hals seines Pferdes, weshalb Bremer die Tiere im Schritt gehen läßt. „Wo die Unsrigen sein mögen?" denkt er

sorgenvoll. „Es ist zweifellos, ich habe mich verirrt. Vielleicht bin ich bereits bei den englischen Linien.“

Sie sind am Fuße einer neuen Bergkette angelangt. Bremer springt ab, zieht mit der Linken beide Pferde nach sich, während er mit der Rechten schußbereit den Karabiner an sich drückt.

Zufällig findet er einen Kaffernsteig, wie deren viele von einem Kafferndorfe zum anderen gehen.

„Halt, wer da?“

Gottlob, die Vorposten sind erreicht. Ludwig, ein breitschultriger Freiwilliger, der auf Posten steht, begrüßt Bremer und stößt dann einen gellenden Pfiff aus, um die Kameraden herbeizurufen.

„Da sind schon die Unsrigen!“ Er zeigt auf eine heranstürmende Reiterschar. „Fixe Kerls, sind stets gefechtsbereit!“

Im Augenblicke ist die Schar bei ihnen.

Bald ist dem Korporal, einem Berufsgärtner, das Nötige mitgeteilt.

Er ordnet sofort an, daß bei dem Posten vorderhand noch zehn Mann bleiben, da durch den Pfiff allfällige feindliche Patrouillen angelockt worden sein können. „Obwohl“, setzt er verächtlich hinzu, „ich den kläglichen Gewächsen solchen Mut nicht zutraue!“

Großes Mitleid findet Schmidt, der seines stillen Wesens wegen im ganzen Freikorps beliebt und seiner Tapferkeit wegen allgemein geachtet ist. Zwei Mann tragen den Kranken in einer Decke nach dem Versteck der Feldwache.

Der aufgehende Mond wirft seine silbernen Strahlen über die Gegend. In dem ungewissen Lichte bietet die Landschaft ein märchenhaftes Bild. Die Luft aber ist drückend heiß, die Atmosphäre stark gespannt. Am östlichen Himmel zieht sich ein dunkler Streifen hin, in dem es zuweilen aufleuchtet. Menschen und Tiere keuchen, während der Schweiß aus allen Poren tritt. Endlich erreicht die Schar das Grabmal am Rietspruit. Von

dunklen Bäumen umgeben, gewährt der Grabhügel mit dem weißen Steine einen eigenartigen Anblick.

Schmidt wird in warme Decken gehüllt und unter einem schattigen Baume niedergelegt. Von dem dargebotenen heißen Kaffee nimmt er nur wenige Tropfen zu sich. Bald fällt er in einen unruhigen Schlummer.

Manchmal bricht er in wilde Fieberphantasien aus, wobei er ruft:

„Buller! Wo ist Buller? Wo ist mein Pferd?"

Den Worten Bremers, der sich neben ihn gelagert hat, gelingt es, den Aufgeregten zu beruhigen.

Korporal Krempling bringt Bremer einen kleinen Becher voll heißen Wassers, in das er einige Tropfen Rum geschüttet hat. „Nimm! Besseres können wir dir nicht bieten!"

Dankend drückt Bremer dem Kameraden die Hand. Er versucht zu trinken, aber er denkt dabei an seinen Freund, und ein eigentümliches Gefühl schnürt ihm die Kehle zusammen; er schluckt und schluckt und bringt nicht einen Tropfen hinab.

„Warte einen Augenblick, er ist noch zu heiß!"

„Ich staune über Euren Luxus," sagt er nach einiger Zeit.

„Er ist auch außergewöhnlich!" bemerkt Krempling. „Wir sitzen da um das Feuer herum und reden von dem und jenem, da fällts einem ein, daß heute Sonnabend ist. Wir gaben unsere letzten Schillinge zusammen und kauften bei dem englischen Farmer da drüben eine kleine Flasche Rum. Denk Dir, ein Pfund verlangte der Schuft! Eigentlich hätten wir sie ihm kostenlos abnehmen können und noch manches dazu, denn wir sind doch in Feindesland!"

Auch Schaffleisch, an einem Holzspieß über dem Feuer gebraten, bringen Bremer die Kameraden. Er genießt jedoch nur wenig.

Die Atmosphäre ist eigentümlich drückend und läßt die Mondscheibe wie durch ein dickes Glas erscheinen.

Ein glühend heißer Windstoß fegt plötzlich über die Ebene.

Er führt einen entsetzlichen Modergeruch mit sich. Die Pferde werden unruhig.

Vom Schlafen ist keine Rede mehr. Mit Tüchern und Riemen werden die Hüte auf den Köpfen festgebunden, die Decken zusammengerollt und auf die Sättel geschnallt. Das Feuer wird rasch ausgetreten. Alles ist in fieberhafter Thätigkeit.

„Daß keiner sich in die Farm begibt!" befiehlt der Kommandant. „Jeder zu seinem Pferd, die Tiere losbinden, die Zügel in die Hand nehmen und die Pferde mit dem Rücken gegen den Wind stellen!"

Bremer hat seinen kranken Freund in ein Gebüsch gelegt und dessen Kopf sorgsam mit einer Decke umgeben, die er noch mit einem Riemen festschnürt. Er selbst stellt sich mit dem Pferde dicht daneben auf. In kluger Voraussicht füllt er seine Feldflasche mit schwarzem Kaffee und bindet das leere Kochgeschirr am Sattel fest.

Die Windstöße werden häufiger. Immer heißer wird die Luft. Die blutrote Mondscheibe ist nur mehr durch gelbe Nebel sichtbar. Die sich verdichtenden Wolken hüllen bald das ganze Firmament ein. Mond und Sterne verschwinden, und auch der letzte Lichtschimmer erstirbt.

Undurchdringliche Finsternis umgibt die Schar, die dicht zusammengedrängt bei den zitternden Pferden steht.

In der Luft flimmert und phosphoresciert es, die elektrische Spannung hat ihren Höhepunkt erreicht.

Plötzlich legt sich der Wind. Totenstille ringsum! Da dringt aus weiter Ferne ein eigentümliches Rauschen, das immer stärker wird. Ängstlich schnauben die Pferde.

Auf einmal spaltet ein dreiarmiger Blitzstrahl das Firmament, Himmel und Erde stehen in Flammen, und im Osten wird eine ungeheuere Wand sichtbar, die sich rasch näherschiebt.

Und nun beginnt in den Lüften ein Blitzen, Krachen und Prasseln, das Menschen und Tiere betäubt. Die elektrischen Flammengarben zucken büschelweise auf die Erde nieder. Gigantische Sandsäulen erheben sich vom Boden und reichen bis in

die Wolken. Von den Blitzen unheimlich beleuchtet schweben sie in fahlgelbem Scheine gleich Riesengespenstern näher und näher. Ein unheimliches Singen und Sausen erfüllt die Luft.

„Nieder! Die Sandmauer ist da," ertönt die mächtige Stimme des Kommandanten. „Die Zügel festhalten!"

Im gleichen Augenblick sieht man Schmidt aufspringen; wirr schaut er um sich.

„Wo ist mein Pferd?" ruft er.

Dann stößt er einen gellenden Schrei aus und stürzt unter den Rufen „Buller! Buller!" in die heulende Finsternis hinaus.

Im ersten Augenblicke sind alle erstarrt. Dann aber springt Bremer auf und will ihm nach. Da zerreißt ein entsetzlicher Blitz die Finsternis, ein gewaltiger Windstoß wirft das Pferd zu Boden und wirbelt Bremer darüber weg. Nur mit knapper Not vermag er sich eben noch am Zügel festzuhalten. Da macht ein schrecklicher Donnerschlag die Erde erzittern, während ungeheure Sandmassen über ihn wegziehen und prasselnder Sandregen niederfällt.

Betäubt liegt Bremer da. Erst nach einigen Sekunden gewahrt er durch das Aufschlagen des Kopfes auf den Steinen, daß sein erschrecktes Pferd aufgesprungen ist und zu entfliehen sucht, wobei es ihn auf dem Boden dahinschleift. Nur mit äußerster Anstrengung gelingt es ihm, auf die Füße zu kommen und das Pferd anzuhalten.

Ein neuer Windstoß, und Pferd und Mann sind abermals niedergeworfen.

Mit dem Gesichte am Boden liegt Bremer neben dem zitternden Tiere, das nicht mehr aufzuspringen wagt.

Sand und Staub rieseln ihm den Nacken hinab und setzen sich in Augen- und Mundwinkeln an, Augenbrauen und Schnurrbart überzieht eine Kruste. Über ihm toben die Elemente in schrecklichem Aufruhr weiter.

Endlich — Bremer scheint's eine Ewigkeit gewährt zu haben — wagt er den Kopf zu heben.

Noch immer rieselt ein feiner Sand- und Staubregen nieder, aber es ist ein wenig heller geworden, und hie und da bricht bereits ein Mondstrahl durch die eilenden Wolken. Einzelne warme Regentropfen fallen nieder.

Die Gewalt des Sturmes ist gebrochen; so schnell wie er gekommen, ist er auch vorübergezogen. Langsam zerteilen sich die Wolken, und bald sendet der Mond seine Strahlen wieder zur Erde nieder, die noch teilweise in gelbe, wallende Nebel gehüllt ist.

Aufatmend erhebt sich Bremer. Mund und Gaumen sind ausgetrocknet, die Augen brennen, sein ganzes Inneres glüht. Lechzend setzt er die Feldflasche an, doch nur wenige Tropfen netzen seine Zunge. Der Kaffee ist verdunstet.

Plötzlich durchzuckt es ihn blitzartig.

„Wo ist Schmidt?“

Jeden fragt er, keiner weiß es. Sie haben alle mit sich selbst genug zu thun gehabt. Da besteigt er sein Pferd und reitet in die mondhelle Landschaft hinaus. Er reitet kreuz und quer, läßt keinen Busch, keine Spalte undurchsucht, doch von dem Freunde ist nirgends eine Spur.

„Schmidt!“

Angstvoll lauscht er in die Nacht hinaus, aber nichts regt sich, nur das Echo antwortet klagend: „Schmidt! Schmidt!“

Anfangs ruft er es, dann flüstert er's, zuletzt bringt er keinen Laut mehr heraus.

Stundenlang ist er so in der Wildnis herumgeritten; seine Kleider sind vom Schweiße durchnäßt, der ganze Körper ist mit einer Staubkruste überzogen. Er hält sich nur mehr schwankend im Sattel. Im Osten wird es allmählich heller, und langsam erblassen die Sterne.

Öfters ist sein totmüdes Pferd in die Knie gebrochen, aber immer wieder hat er es aufgerissen und weiter gespornt. Jetzt stolpert es wieder, und beinahe wäre er kopfüber aus dem Sattel geflogen.

Vollkommen erschöpft steht das Tier still.

Keuchend schaut der unbarmherzige Reiter auf. Er hat die Gallerie des Flusses erreicht und befindet sich wieder vor der bekannten Baumgruppe mit dem Grabdenkmal. Und als auf seinen Pfiff die staubgrauen, geisterhaft aussehenden Männer unter den dunklen Bäumen erscheinen und ihre Hüte schwenken, da atmet er etwas auf. Im Augenblicke ist er bei ihnen.

„Gott sei Dank! daß Du wieder da bist. Wir gaben auch Dich schon verloren!“

„Auch Dich? Wo —“ mehr wagt Bremer nicht zu fragen.

Stumm weisen die Männer auf einen Körper unter den Bäumen, über den einige Decken gebreitet sind.

„Am Ufer des River fanden wir ihn bewußtlos. Vor einer Stunde ist er gestorben.“

Traurig sagen es die Kameraden dem treuen Freunde. Dieser schaut erstarrt auf die Leiche. Dann geht ein eigentümliches Zucken um seine Mundwinkel, er will etwas sagen, doch nur ein Stöhnen entringt sich der gequälten Brust. Er fühlt ein Brennen in der Herzgegend, es flimmert ihm vor den Augen, Bäume, Pferde, Menschen, alles dreht sich im Kreise, mit beiden Händen greift er in die feurigen Ringe, und dann wird es finster um ihn, tiefe Nacht.

XXI.

Straußenjagd. Die Fahne des Pretoriadorp-Kommandos. Ein Bazar.

Die Uhr zeigte die dritte Stunde nach Mittag. Von einem Patrouillenritt zurückgekehrt habe ich mich soeben in meinem Zelte hingelegt, strecke behaglich die Glieder und schließe die Augen.

„Seiner!“

„Hier!“

Der Korporal steckt den Kopf ins Zelt herein.

„Haben Sie die Güte und reiten Sie zum Kommando Preller! Ich habe sonst niemand zur Verfügung.“

„Aber ich bin erst von der Patrouille gekommen. Ich möchte jetzt ein wenig Ruhe haben.“

Sprach's und legte mich aufs Ohr.

„Es ist aber sonst niemand hier“, begann der Korporal nochmals.

„Was ist denn wieder los?“ fragte ich ärgerlich.

„Bei Preller wird geschossen! Vielleicht braucht er Verstärkung!“

„So?“ meinte ich nachdenklich.

Fünf Minuten später sprengte ich bereits wieder den Bergen zu. Die Aussicht, ein Gefecht zu sehen und allenfalls auf eigene Faust mitknallen zu können, war zu verlockend. Mellbach hatte sich mir freiwillig angeschlossen.

Tiefe Stille umgab uns ringsum.

„Eine trostlose Gegend!“ bemerkt Mellbach nach einiger Zeit. „Nirgends habe ich mich so verlassen gefühlt als in diesen Einöden der Karroo, in diesen Sand- und Steinwüsten, wohin sich nur selten der Fuß eines Wilden, geschweige denn eines Weißen verirrt.“

„Ja, und diese Gluthitze! Bei uns zu Hause liegt jetzt alles in tiefem Schnee! Wie schön ist doch unsre Heimat!“

Bald sind die Berge erreicht, und wie Ziegen klettern nun unsere Pferde auf dem Gerölle umher.

„Siehst Du den Felsblock dort?“ fragte Mellbach. „Ein Buschmann steckt hinter ihm.“

Da die Haltung der Schwarzen in der Kapkolonie sehr zweideutig war und sie öfters den Engländern als Spione dienten, war Vorsicht geboten.

Mit scharfem Anruf sprengte ich daher auf den Block zu, während Mellbach das Pferd anhielt und den Karabiner zum Schusse anlegte.

Als der Buschmann sich entdeckt sah, kam er langsam hinter dem Felsen hervor, zog seine Kopfbedeckung, eine alte

englische Sportmütze, und begrüßte uns, das kläglichste Gesicht von der Welt zur Schau tragend, in der Kaffernsprache mit einem „Saka bona, Bas!“ „Guten Tag, Herr!“

„Was machst du da, Boy?“ fragte ich den Erschrockenen in einem komischen Gemisch von Holländisch und Englisch, das selbst dem ernsten Mellbach ein Lächeln ablockte.

„Ja Bas!“ nickte der Schwarze, der zwar kein Wort verstanden hatte, aber etwas sagen zu müssen glaubte.

„Was du da machst?“ wiederholte ich zornig.

„Ja Bas!“ nickte der Buschmann weiter.

Ich war wütend, daß meine Sprachtalente an dem lumpigen Kerl zu schanden wurden.

Nun mischte sich Mellbach, der mit stiller Heiterkeit meinen Redekünsten gefolgt war, in das Gespräch. Er setzte den Karabiner ab, hielt ihn aber schußbereit, mit dem Finger am Drücker. Sonst wäre der Schwarze augenblicklich zwischen den Felsblöcken verschwunden.

„Von wo kommst du her?“ fragte Mellbach in der Kaffernsprache.

„Ich komme von der New-Hantamfarm und gehe nach meinem Kraal.“

Dies konnten wir nun glauben oder nicht. Uns von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, fehlte doch die Zeit.

„Hast du Khaki gesehen?“ forschte Mellbach weiter.

„Nein Bas!“ beteuerte der Neger. „Seit meinem Weggange von der Farm bin ich keinem Menschen begegnet.“

„Aus dem Kerl bringst du ja doch nichts heraus!“ rief ich ärgerlich und wandte mein Pferd. „Es ist schade um die Zeit!“

„Warte noch einen Augenblick!“ sagte Mellbach. „Vielleicht weiß er einen Pfad in der Nähe, damit wir nicht so zwischen den Felsblöcken herum zu tanzen brauchen.“

Richtig! Der Schwarze kannte einen sogenannten Kaffernsteig.

„Also vorwärts, du Rabenseele, sonst —!“ Mellbach hob bedeutsam den Karabiner.

„Ja Bas! Ja Bas!" beeilte sich die Rabenseele zu rufen und sprang so hurtig voraus, daß wir über die losen Felstrümmer kaum zu folgen vermochten. In wenigen Minuten waren wir auf dem Steige.

Mellbach griff in die Tasche und gab dem Buschmann ein großes Stück gepreßten Tabak; mit breitem Grinsen und ekelerregender Gier schob dieser gleich die ganze Rolle in den Mund.

„Und nun schau, daß du weiter kommst!"

„Der Blitz soll dich erschlagen!" setzte ich noch wohlwollend hinzu.

Der Buschmann bedankte sich ehrfurchtsvoll, daß ich mir nicht selbst diese Mühe genommen, und war dann mit zwei mächtigen Sätzen verschwunden.

„Die Kaffern sind doch ganz andere Kerls als diese vertierten Buschmänner", meinte Mellbach.

Während des ganzen Weges hatten wir Gewehrfeuer vernommen, das bald stärker, bald schwächer wurde. Eben langten wir auf dem Kamme einer Kopje an, als einige Kugeln uns um die Köpfe pfiffen. Unwillkürlich rissen wir die Pferde zurück.

„Da vorn ist Prellers Lager. Woher kommen die Kugeln?"

„Die Engländer können doch unmöglich so weit vorgedrungen sein!"

Da plötzlich hören wir jenseits des Kammes unter wuchtigen Tritten die Steine bergab rollen, und einige Augenblicke später taucht ein mächtiger Strauß vor uns auf, der an uns vorüberstürzt und mit halb ausgespreizten Flügeln und riesigen Schritten weiter trabt. Es war der erste Strauß, den ich in dieser Wildnis erblickte.

Bald darauf tauchten einige Buren vor uns auf, die sogleich auf den Strauß ein Schnellfeuer eröffneten. Dieser kümmerte sich jedoch dem Anscheine nach nur wenig um die Kugeln, von denen mindestens die Hälfte ihn getroffen haben mußte, und war bald hinter einer Terrainwelle verschwunden.

Trotz des strengen Verbotes, in der Frontlinie nicht zu jagen, um durch das Schießen die benachbarten Abteilungen nicht zu alarmieren, hatten die Leute von Prellers Kommando auf Strauße geschossen. Die Disziplinlosigkeit dieses Kommandos war aber auch hinlänglich bekannt.

Wütend über die Störung unserer Nachmittagsruhe ritten wir heim.

Am nächsten Tage verlegten wir unser Lager hinter eine Bergreihe westlich von Rensburg. Auch das Pretoriadorp-kommando lagerte sich neben uns. Einige Stunden später hörten wir dreimal vielstimmige Hurrarufe in letzterem Lager ertönen, worauf ein Psalm folgte. In der Meinung, daß eine Siegesbotschaft von einem anderen Kriegsschauplatze eingetroffen sei, eilten wir zu den Pretorianern. Wir waren sehr erstaunt, hier eine Abordnung von Damen anzutreffen, die unter Führung eines Arztes die weite Reise hieher unternommen hatten, um im Auftrage der Frauen von Pretoria dem Pretoriadorp(stadt)-Kommando eine Fahne zu überreichen. Die Fahne war in den Transvaalfarben gehalten und mit dem Transvaalwappen geschmückt. Der Doktor und eine Dame hielten eine Rede, der Kommandant erwiderte, die Buren schrieen dreimal Hurra und sangen einen Psalm dazu, abends fuhr die Gesellschaft wieder ab, die Feierlichkeit war vorbei, und am nächsten Morgen lag die Fahne auf einem Wagen zwischen Mehl- und Kaffeesäcken. Die guten Frauen von Pretoria hätten sich gewiß die Augen ausgeweint, wenn sie davon Kenntnis erlangt hätten. Uns Deutschen machte die Fahnengeschichte viel Spaß, aber auch wir hätten mit so einem Ding nichts anzufangen gewußt.

Auch ein Bazar wurde in Rensburg eröffnet. Alle Europäer der umliegenden Kommandos fanden sich hier ein, um auf Felsblöcken ihre Herrlichkeiten auszukramen. Beinahe jeder kam mit einem Sack voll Sachen angeritten, die dann auf den Sandboden ausgeleert wurden, und wozu sich der Besitzer setzte. Da gab es Beutestücke der mannigfaltigsten Art, Säbel, Kochgeschirre, Gewehre, Photographien, Bajonette, Marken, Sprengstücke von

Artilleriegeschossen, alte Zeitungen, Schuhe, Khakiuniformen, Tropenhelme und Pferde. Auch ein alter Regenschirm war da. Das Meiste wurde im Tauschhandel erstanden. Für ein Bajonett erhielt ich Photographien und für ein zweites einen ausgezeichneten amerikanischen Revolver samt den nötigen Patronen. Eine Mauserpistole gegen ein Lee-Metford-Gewehr samt Bajonett einzutauschen, gelang mir nicht, da ein Amerikaner mit einem englischen Pferde mich überbot.

XXII.

Schwere Zeiten.

Vom 18. Februar an kamen schwere Tage über uns. Feldmarschall Roberts war mit einem großen Heere an unserer rechten Flanke vorbei nach Kimberley gezogen, und der flinke Dewet hatte sich mit fünfhundert Mann an seine Fersen geheftet.

Eines Abends — wir schliefen bereits alle — rief Kommandant Krüger uns zusammen und teilte uns mit, daß Dewet den gesamten Train des englischen Heeres bei Koffiefontein erbeutet habe. Wir brachen in ein dreifaches Hurra aus und waren seelenvergnügt.

Bald aber kamen Gerüchte, daß bei Kimberley und am Modderriver schwer gekämpft werde. Auch benahmen sich die Engländer, die wir jetzt zu Gefangenen machten, äußerst protzig und behaupteten, mit unserer Herrlichkeit werde es bald aus sein.

Thatsächlich bekamen wir einen harten Stand.

Unsere Linie war seit den letzten siegreichen Gefechten sehr ausgedehnt geworden; durch Dewets Abzug ward sie vollends derart geschwächt, daß wir nur mit äußerster Mühe die Angriffe der Engländer abwehren konnten. Dazu hatte Roberts, der durch unser siegreiches Vordringen in der Kapkolonie um seine

Rückzugslinie besorgt geworden war, Kitchener mit ansehnlichen Verstärkungen herabgesandt. In den letzten Wochen des Februar standen hier 11000 Engländer 2000 Buren gegenüber.

So oft die Engländer einen Punkt unserer Aufstellung angriffen, wurden einige Kommandos aus der Linie gezogen und an die bedrohte Stelle geworfen. Die Linie bekam dadurch große Lücken; die Engländer verstanden unsere Schwäche jedoch nicht auszunützen.

Ein englischer Offizier schreibt über diese Tage:

„Die Buren begannen wieder nach ihrer alten Taktik vorzugehen. Der Kampfplatz verschob sich fortgesetzt von der einen Seite auf die andere; die Buren besetzten bald diesen Kegel, bald jenen, lockten uns hin und her, feuerten unsere Reihen zusammen, wenn wir von der Ebene aus stürmten, und waren allemal verschwunden, wenn wir den Kegel nahmen. Dabei operierten sie so wunderbar, daß ihre Geschütze oft noch wenige Minuten, ehe wir oben waren, feuerten. Das Spiel brachte uns schwere Verluste und ermüdete unsere Pferde dermaßen, daß sie kaum noch von der Stelle konnten. Zuweilen sahen wir ihren Heliographen auf einzelnen Hügeln blitzen; in dem Glauben, dort eine starke Macht der Buren anzutreffen, ritten wir darauf los, doch nur, um uns genarrt zu finden, denn inzwischen hatte die Abteilung, die durch unseren Abmarsch geschwächt worden war, Hiebe gekriegt!“

Es verging kein Tag, an dem wir nicht von morgens bis abends im Gefechte standen. Nach Abbruch des Kampfes wurden wir sofort aus der Stellung gezogen und ritten oft die halbe Nacht durch, um einen anderen bedrohten Punkt zu verstärken. Menschen und Tiere kamen herunter. Meine ganze Bekleidung bestand schließlich aus Hut, Rock, Hemd, Tuchhose und Schaffellen, die ich statt der zerfetzten Schuhe um die Füße gewickelt und mit Schnüren festgebunden hatte. Von meiner Jägerunterhose hatte sich das Gesäß zuerst empfohlen und nur die Beinteile vom Knöchel bis über das Knie waren übrig geblieben; ich trug sie nun als eine Art Kniestrümpfe weiter. Seit einiger

Zeit hatte ich auch kein Hemd mehr. So wie mir ging es den meisten.

Wenige Feldzüge dürften solche Entbehrungen aufzuweisen haben wie der südafrikanische, und es möchten nicht viele unter uns zurückgekehrten Freiwilligen sein, die sie noch einmal durchmachen und überleben würden.

Solange wir bei unseren Wägen waren, ging es noch. Meist aber streiften wir als fliegende Abteilungen in der wilden Karroo umher, um bald hier, bald da aufzutauchen und die Engländer anzufallen. Überall, wo es etwas gab, wo die Kämpfe am heißesten wüteten, waren wir Deutschen. Die Buren schätzten uns als Draufgänger. Dabei ging es uns Deutschen aber auch am schlechtesten, für uns war am wenigsten gesorgt. Wir bekamen weder Chokolade von der „Großmutter" wie die Engländer noch konnten wir zu „Muttern" reiten wie die Buren, wenn ihnen die Dum-Dum und Lyddítbomben nicht mehr behagten. Bei uns hieß es immer an der Front sein. Das freie, ungebundene Leben gefiel uns aber außerordentlich, und das Kämpfen war uns eine Lust. Es ist ja klar, daß nur tollkühne, kernige Männer freiwillig in einen solchen Krieg zogen.

Vor allem hatten wir darauf zu sehen, an Beweglichkeit den Buren gleichzukommen, weshalb wir leicht beritten sein mußten.

Ohne Hemd und Schuhe waren wir so lange, bis wir zu unseren Wägen kamen oder einen Engländer erwischten, dem wir die Beschuhung abnahmen und ihn dann laufen ließen. Die Engländer hatten sämtliche Wäsche für Kontrebande erklärt; Hemden und Strümpfe waren in den beiden Republiken wohl in Überfluß vorhanden, doch an Unterhosen gebrach es gänzlich. Strümpfe hatten wir selten. Bekamen wir solche, so benützten wir sie meist als Proviantsäckchen für Kaffee und Salz.

Wasser war in den Sand- und Steinwüsten der Karroo sehr kostbar. Gesicht oder Hände zu reinigen, war in den seltensten Fällen möglich. Vom Waschen meiner Unterhose beziehungsweise Beinhüllen sah ich ganz ab, da das ohnehin mürbe

Gewebe sonst zerrissen wäre und ich keinen Ersatz gefunden hätte. Die extremen Temperaturwechsel bewahrten uns vor Ungeziefer. Im ersten Monate schwitzte ich Tag und Nacht, in der folgenden Zeit war meine Haut meistens trocken. Wenn weit und breit kein Engländer zu sehen war, der dies vielleicht shocking gefunden hätte, zogen wir uns — allerdings nach Sonnenuntergang — aus, was ziemlich schnell vor sich ging. Ein solches Luftbad erfrischte und kräftigte uns außerordentlich.

Wenn wir ins Gefecht ritten, so hatten wir außer dem Karabiner und zwei Patronengürteln, von denen jeder 60 Patronen enthielt, noch in der einen Rocktasche gemahlenen Kaffee, in der anderen Salz. Ferner hingen am Sattel mehrere Streifen Biltong, d. i. an der Luft getrocknetes rohes Ochsenfleisch. Der Biltong, dessentwegen uns die Engländer Barbaren nannten, leistete uns besonders im Feuergefechte ausgezeichnete Dienste; meist wurde er roh gegessen, fanden wir Zeit, so kochten wir ihn wie gewöhnliches Fleisch. Außerdem hatten wir auf dem Pferde noch eine leichte Decke, in die wir uns nachts hüllten, sowie ein Kochgeschirr.

Konserven, besonders die schweren englischen Corned-Beef, mitzunehmen, verschmähten wir meistens, da sie uns zu sehr belasteten. Infolge unserer Anspruchslosigkeit waren wir der schwer bepackten englischen Reiterei weit überlegen und konnten sie ebenso necken wie die Singvögel den unbeholfenen Uhu.

Einmal wurden wir — sechs deutsche Freiwillige — versprengt und waren drei Tage von den Unsrigen abgeschnitten. In der Nähe einer verlassenen Farm hielten wir uns verborgen. Es wimmelte hier von Hühnern, Enten und Gänsen; auch Schweine und Schafe gab es in großer Zahl. Wir glaubten uns im Schlaraffenlande. Am ersten Tage aßen wir nach Herzenslust, am zweiten widerstand uns bereits das fette Fleisch, zum Unglück ging uns auch Kaffee und Salz aus. Am dritten Tage waren wir dem Verhungern nahe. Die Kaktusfeigen hatten uns zudem den Magen verdorben. Um das Fleisch einigermaßen genießbar zu machen, schnitten wir mit Taschenmessern

grünes Gras klein und streuten es nach Art des Schnittlauches über die Bratenstücke. Den meisten wurde es von dem Bratengeruch allein schon übel, während die andern, die einige Stücke hinabgewürgt hatten, sich erbrachen. Endlich, am vierten Tage, erfolgte eine Rückwärtsbewegung der englischen Truppen, und bald kam ein Burenkommando daher. Die Buren waren sehr erstaunt, gebratene Enten, Gänse und Schweine herumliegen zu sehen, und ließen sich diese gut schmecken. Uns gaben sie dafür Mehl, Kaffee und Salz. Eine Stunde später schossen wir uns bereits wieder mit den Engländern herum.

Bald darauf ritt ich nach Norvalspont am Oranje, um etwaige Postsendungen für unser Korps zu übernehmen. Dort traf ich meinen Freund Dr. Thielemann von der alldeutschen Ambulanz. Selten hat mich ein Wiedersehen so gefreut. Dr. Thielemann hatte hier mit großem Geschick ein Durchgangslazareth aufgestellt. Es war mit Verwundeten, Typhus- und Fieberkranken überfüllt. Ihm zur Seite stand der freiwillige Krankenpfleger Reimers, der in glühender alldeutscher Begeisterung sich nach Südafrika begeben hatte. Auch der Tiroler Liensberger, ein Deutschösterreicher, war hier. Liensberger ist in seine Heimat zurückgekehrt und gegenwärtig Stadtratsbeamter in Innsbruck. In ihrer Gesellschaft verbrachte ich einen vergnügten Abend und bekam hier auch einige holländische Zeitungen zu lesen. Zum erstenmal seit geraumer Zeit aß ich wieder mit Gabel und Löffel. Noch heute bin ich diesen Freunden und besonders Dr. Thielemann für den genußreichen Abend dankbar.

Am nächsten Morgen war ich wieder in der Wildnis.

Einmal hatten wir vom Morgen bis zum Abend im Feuer gestanden, in glühender Hitze, ohne einen Trunk Wasser oder einen Bissen Brot. Auf dem Heimwege wurden wir in der sogenannten neutralen Zone — zwischen unseren und den englischen Vorposten — von einem Wolkenbruch überrascht, der den Körper eisig bis ins Mark hinein erschauerte. Der Regenschleier war so dicht, daß ich meine Nebenmänner nicht mehr sehen konnte und bald allein in der Steinwüste war. Dazu

peitschte der eisige Wind den Regen mir derart ins Gesicht, daß ich die Augen schließen mußte. Das Pferd kehrte sich ganz um und rührte sich nicht vom Platze; es war mir unmöglich, es wieder gegen den Wind zu drehen. Stoisch ergab ich mich in mein Schicksal. Eine halbe Stunde mochte ich so auf dem Pferde zugebracht haben, als der Sturm nachließ; auch der Regen wurde schwächer.

Die Schaffelle an den Füßen waren bleischwer geworden, weshalb ich sie abwickelte und nun barfuß ritt. Ich hatte keine Ahnung, in welcher Richtung sich unsere Vorposten befanden, und ritt darum gradaus auf einen Bergzug los. Dort traf ich glücklicherweise Leute von meinem Kommando, denen ich mich anschloß.

Nach mehrstündigem Reiten kamen wir an einen Teich, der zu Plewmansfarm gehörte. Wir sprangen von den Pferden und warfen uns am Ufer nieder, indem wir den Kopf halb in das Wasser steckten und in gierigen Zügen das belebende Naß einsogen. Die Pferde schienen sich gar nicht satt trinken zu können.

Dann begaben wir uns in die Farm. Zwei Burenkommandos waren bereits hier. Futter für die Tiere gab es in den Wirtschaftsgebäuden in Unmenge. Leider aber waren keine Eßwaren für uns da. Ich band mein Pferd an einen Baum, suchte in einem Zimmer eine stille Ecke auf und warf mich — durchnäßt wie ich war — auf den gedielten Boden nieder. Meine Decke war in einen nassen Lappen verwandelt, so daß ich ohne schützende Umhüllung fröstelnd und hungernd am Boden kauerte. Zufällig fand ich auf dem Fußboden eine Melonenschale; sie war gänzlich abgenagt, breit getreten und mit Kot überzogen. Trotzdem sie hart wie eine Nußschale war, zerbiß ich sie und verschlang sie samt dem anhaftenden Schmutze.

Die nassen Kleider klebten mir eisig kalt am Körper, und bald stellte sich Gliederreißen und Seitenstechen ein.

Endlich — um 1 Uhr früh — brach der Mond durch das Gewölke. Die Buren schwangen sich nun auf die Pferde. Da mein Kommando inzwischen fortgeritten war, mußte ich mich

dem Bethlehemkommando anschließen. Bald begann es wieder zu regnen.

Stundenlang ritten wir dahin. Mehrere Pferde blieben in dem bodenlosen Moraste stecken und brachen die Füße. Die Tiere wurden erschossen, die Reiter mußten zu Fuß weiterziehen. Ich atmete auf, als endlich der Morgen anbrach. Würde mir ein solcher Unfall zugestoßen sein, so wäre ich in der Wildnis jedenfalls verloren gewesen.

Der Regen hatte mittlerweile aufgehört.

An den Stellungen der Engländer ritten wir nahe vorüber und sahen einigemale deren Lagerfeuer — kaum tausend Yards weit. Infolge der bekannten englischen Sorglosigkeit fühlten sich die Buren aber ganz sicher; zudem getrauten sich in einer solchen Nacht die Khaki nicht in die Wildnis hinaus.

Totmüde drohte ich jeden Augenblick vom Pferde zu fallen. Ich bedurfte meiner ganzen geistigen und physischen Elastizität, um mich im Sattel zu erhalten und mit den flinken Buren gleich schnell fortzukommen. Es war mir unbegreiflich, wie die Buren um mich herum lachen und scherzen konnten. Durch fröhliche Zurufe munterten sie sich gegenseitig auf.

Einige junge Buren bemerkten, daß ich allein und trübsinnig dahinritt, worauf sie zu mir kamen und mich in ein Gespräch zu ziehen suchten. Schließlich boten sie mir einige Streifen Biltong (getrocknetes rohes Ochsenfleisch) an, die mich sehr erquickten. Auch ein deutscher Arzt, ein fünfzigjähriger würdiger Mann, ritt zu mir und reichte mir seine Feldflasche. Der Whisky belebte mich neu. Der Arzt war in Bethlehem, wo er sich vor einer Reihe von Jahren niedergelassen, zu bedeutender Wohlhabenheit gelangt und hatte nun dankbar für sein zweites Vaterland die Waffen ergriffen. Er sprach sich äußerst lobend über die Buren aus.

Um 7 Uhr morgens sah ich endlich die Zelte unseres Lagers. Ich verabschiedete mich nun von meinen neuen Freunden. Im Lager war alles in lebhafter Bewegung. Das Korps rückte zum Gefechte aus. Ich wurde mit freudigen Zurufen empfangen;

man hatte mich bereits verloren gegeben. Totmüde, wie ich war, blieb ich im Lager, ließ meinen „Hansl“ laufen, kochte einen Kaffee, aß ein wenig Fleisch und einige Stücke von dem erbeuteten englischen Zwieback, worauf ich mich in die Sonne legte und von allen Seiten bescheinen ließ. In zwanzig Minuten war ich trocken.

Eben war ich im Begriffe einzuschlafen, als ich schwaches Gewehrfeuer vernahm. Das Gefecht mochte ungefähr eine Stunde entfernt sein. Die Buren hatten aber bei ihrer Mißachtung der Engländer es nicht der Mühe wert gefunden, deshalb das Lager abzubrechen. Ich versuchte mich zum Schlaf zu zwingen, doch das Gewehrfeuer ging mir so in die Glieder, daß ich bald wieder auf dem Pferde saß und in die Gefechtslinie trabte: eine Unvorsichtigkeit, die mir das Leben kosten konnte, wenn der totmüde Gaul zusammenbrach und ich den Lancers in die Hände fiel. Doch ich fragte nicht viel darnach. Ich glaube, es liegt dem Deutschen im Blut, daß es ihm keine Ruhe läßt, wenn irgendwo geknallt wird. Den ganzen Tag dauerte das Gefecht, abends kam ich von meinem Korps ab und schloß mich einem Burenkommando an. Wir blieben in der Gefechtsstellung.

Die Nacht war kalt. Ich und ein alter Bur legten uns zwischen zwei mächtige Felsen und waren bald eingeschlafen.

XXIII.

Im Gefecht mit Kolonialtruppen.

Ein schriller Pfiff unterbricht die Stille der Nacht.

„Opza-eln Kerels! — Aufsatteln Kerls!“

Noch liege ich in einem totenähnlichen Schlafe. Da werde ich unsanft an den Schultern gerüttelt.

„Opstaan Jong! Opstaan, opza-eln!“ raunt mir mein Nachbar, der alte Bur, ins Ohr. — „Aufstehn Jung! Aufstehn, aufsatteln!“

Bleischwer sind die müden Glieder, doch wie ich alles um mich herum in Thätigkeit sehe, raffe auch ich mich auf. Rasch ist mein Kopfkissen, der Sattel, auf das Pferd gelegt, die Decke in einem Augenblick festgebunden, und ich sitze oben. Einen Blick auf den Karabiner, ob die Sperrklappe zu ist, dann sprenge ich meinem Nachbarn nach.

Noch einige Minuten längeren Verweilens und ich wäre in der Wildnis allein gewesen.

Bald war ich in der Mitte der Reiterschar, und fort ging es in die Nacht hinaus. Ein kühler Wind wehte uns entgegen, es fröstelte mich sehr, und abwechselnd steckte ich die rechte und die linke Hand in die Tasche. Der Himmel war teilweise von Wolken umzogen, und rabenschwarze Finsternis umgab uns. Der Weg war nicht zu erkennen, aber die Buren fanden sich mit staunenswerter Sicherheit zurecht.

So ging es wohl an drei Stunden weiter.

Endlich wurde gehalten. Vor uns erhoben sich die dunklen Umrisse eines Höhenzuges; rasch wurden die Pferde in mehreren Kreisen zusammengestellt und der Obhut der Burenknaben übergeben. In wenigen Augenblicken war der Kamm besetzt.

Mein einziges Augenmerk war darauf gerichtet, von den Buren in der Finsternis nicht abzukommen. Meinen rechten Nachbarn konnte ich nicht sehen. Links von mir kauerte der alte Bur, mein einziger Bekannter in diesem Kommando.

„Oom, wann U vertrekt, moet U me mededelen (Ohm, wenn Ihr verzieht, müßt Ihr's mir mitteilen)!"

„Sekerlek, Jong (Sicherlich, Jung)!" entgegnete er gutmütig. „Ons zal net no de positie verlaaten (Wir werden aber diese Position nicht verlassen)!"

Ich war beruhigt. Nun erst dachte ich an den Gegner und unsere etwaige Aufgabe, von der ich aber nicht die geringste Ahnung hatte.

Prachtvoll funkelte das südliche Kreuz, aber bei dieser Kälte vergingen mir poetische Anwandlungen, und zwischen den Felsen befanden wir uns in keiner beneidenswerten Lage.

Endlich, endlich begann es zu dämmern, aber die Sonne schien zu zögern, ihre Strahlen über eine Landschaft zu senden, die in den nächsten Stunden nur Tod und Verderben zeigen sollte. Doch bereits war das wellige Terrain vor uns zu erkennen.

Es war 2 Uhr morgens gewesen, als wir bei der Kopje anlangten, und erst um 5 Uhr ging die Sonne auf.

Nun ging aber auch schon der Tanz los.

Rechts krachten einige Schüsse, dann gab es ein regelrechtes Schnellfeuer, und schließlich sahen wir einige Khaki der gegenüberliegenden Hügelreihe zujagen. Ihnen folgten mehrere herrenlose Pferde.

Eine Feldwache der Neuseeländer war aufgehoben worden.

Bei den Hügeln drüben wurde es jetzt lebendig. Es dauerte nicht lange, so blitzte es dort auf. Ein mächtiges Sausen — und mit gewaltigem Krach schlug die erste Granate in unsere Stellung.

„Lyddit!" murmelte mein Nachbar etwas kleinlaut.

Und Bombe auf Bombe folgte, doch beschossen die guten Khaki stets dieselbe Stelle. Wir hatten nur darauf zu achten, daß wir den Geschossen nicht in den Weg liefen.

„Schau Jung! jetzt kommen die Roineks (Rotnacken)!"

Richtig! nun kamen sie in langen Linien daher. Einige hundert Yards hinter den Schützenschwärmen folgten in geschlossenen Kolonnen die Reserven.

Es waren Australier, Kanadier und Neuseeländer, die gegen uns anrückten.

Sſst! Sſst! Sſst!

Die erste Salve war über unsere Köpfe weg. Salve auf Salve folgte, näher kamen sie, doch wir schwiegen. Schließlich mochten die Tommy wohl meinen, wir seien nach dem kühnen Handstreich wieder abgezogen, denn die Schützenschwärme stellten ihr Feuer ein und marschierten ohne Aufenthalt quer durch das Thal auf uns zu, während ihnen die Reserven mit übergelegtem Gewehre beinahe auf dem Fuße folgten.

Bis auf fünfhundert Yards waren sie schon herangekommen, und immer noch schwiegen wir. Deutlich waren bereits die Offiziere an dem Blitzen der gezogenen Säbel von den Mannschaften zu unterscheiden.

Da — ein scharfer Knall links von uns, daß wir zusammenzucken — und unsere erste Granate sitzt mitten in einer Kolonne. Als wenn ein Donnerwetter dreingefahren, stiebt alles auseinander.

Wieder ein heller Schlag — über der nächsten Kompagnie eine kleine weiße Wolke und ein Blitz — und das erste Shrapnel gießt seinen Kugelregen auf die erschreckten Khaki herab.

Und nun hallen die Berge von dem Schnellfeuer unserer Mauser wieder. Jeder Schuß sitzt in den dichten Reservekolonnen. Umsonst erschallen die Hornsignale, da ist keine Ordnung, keine Befehlsgebung mehr möglich. In voller Auflösung flutet die Masse zurück. Wohl wirft die Schiffskanone nun Bombe auf Bombe gegen unser kleines Kruppgeschütz, da aber der erste Schuß kein Treffer ist und sie nach altbewährter Methode stets auf die nämliche Stelle feuert, so richtet sie trotz der besten Absicht keinen Schaden an.

Ein Schützenschwarm hatte sich unmittelbar vor uns, kaum 400 Yards entfernt, hinter eine Terrainfalte geworfen. Wahrscheinlich wollten die wackeren Khaki das Einstellen unseres Feuers abwarten, um dann besser Reißaus nehmen zu können. Einstweilen schickten sie uns aber Kugel um Kugel zu.

Endlich springen zwei auf und rennen wie besessen davon. Flugs ist der eine aufs Korn genommen, und hinunter kracht der Schuß. Sofort verschwindet der Khaki im Grase.

„Oom! habt Ihr den stürzen gesehen?“

Keine Antwort.

Herrgott, was ist das? Da liegt der alte Oom neben mir, halb auf dem Rücken, regungslos, die Augen weit geöffnet. Aus einer Wunde unterhalb des linken Auges sind

einige Blutstropfen getreten, auch der schneeweiße Bart ist rot gesprenkelt.

Armer Oom! Er ist der erste Gefährte, der an meiner Seite fiel, und sein Tod geht mir zu Herzen. Zudem hatte ich ihn lieb gewonnen.

„Verd— Söldlinge, wir werden es euch noch heimzahlen!"

Die haben mittlerweile die schützende Hügelreihe erreicht, aber eine Menge dunkler Körper im Grase zeigt ihre Verluste an. Bald erscheinen einige Ambulanzwagen, um die Verwundeten aufzunehmen. Auch unser Sanitätswagen, der mittlerweile eingetroffen ist, fährt in die Ebene hinaus und holt einige Verwundete. Die Schiffskanone bewirft noch immer die nämliche Stelle mit Bomben. Unser Kruppgeschütz wurde aus der Stellung gebracht, damit es nicht etwa von einer verirrten Granate getroffen werden könnte.

Der arme Oom ist inzwischen von seinem Sohne, einem vierzigjährigen ernsten Buren, auf das Pferd gebunden und zu einer hinter uns liegenden Farm gebracht worden. Die meisten Buren haben sich dahin begeben. Wir übrigen halten noch die Stellung besetzt.

Die Mittagsstunde ist längst vorüber, die Sonne sticht unerträglich nieder, und ein brennender Durst macht sich fühlbar.

In einer Schlucht rechts liegen die Leichen einiger Neuseeländer, die zur Feldwache gehörten. Auf Weisung des Kommandanten gehe ich mit mehreren Kaffern, die von der Farm beigestellt wurden, dorthin, um die Toten zu beerdigen.

Nach mühseliger Arbeit ist eine Grube fertig.

„So, da haben die zwei hier Platz. — Halt! Warum habt ihr auch den dritten hineingelegt? Die Grube ist doch zu klein, er geht nicht mehr hinein. Vorwärts, hurtig! nehmt ihn heraus und macht hier ein neues Loch!"

Trotz meiner gebrochenen Burensprache verstehen mich die Schwarzen.

Ein Kaffer faßt den Leichnam, dessen Gesicht mit geronnenem Blute bedeckt ist, und wirft ihn in verbissener Wut

wie einen Holzblock auf die Felsen, daß die starren Glieder knacken und krachen. Dafür ziehe ich ihm mit der Nilpferdpeitsche eins über den Rücken, daß er sich krümmt. Wild flammt es in seinen Augen auf, und zähneknirschend arbeitet er weiter. Ich unterlasse es nicht, meinen Karabiner schußbereit zu halten, sonst legt mich der wütende Kaffer vielleicht auch in das frische Loch.

Endlich waren die Gräber zugeworfen und durch große Felsstücke vor den Raubtieren geschützt. Die Schwarzen entfernten sich nun.

Sinnend stand ich vor den Grabhügeln, unter denen die Neuseeländer ruhten.

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen!"

Und morgen?

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten die Landschaft draußen in freundlichem Lichte; hier in der Schlucht aber wurde es düster. Da entfernte auch ich mich. —

„Reuters Office" bringt über dieses Gefecht folgenden Bericht:

„Arundel, 22. Februar. Die Buren sind in der Umgegend thätig und unterhalten lebhaftes Artillerie- und Gewehrfeuer. Da eine auf 200 Mann geschätzte Abteilung die Verbindung mit Nauwport bedrohte, wurden von englischer Seite 200 australische Soldaten mit 2 Feldgeschützen abgesendet, die jede Kopje, auf der sich der Feind zeigte, beschossen."

XXIV.

Die Übergabe Cronjes und die Aufhebung der Belagerung von Ladysmith.

Die Wendung, welche das Eintreffen des Marschalls Lord Roberts mit seinem großen Entsatzheere auf dem westlichen Kriegsschauplatze hervorbrachte, machte sich von Tag zu Tag fühlbarer.

Lord Roberts diente bereits seit 1851 als Offizier in der englischen Armee. Von 1854—1893 gehörte er dem indischen Heere an, dessen Oberbefehlshaber er in dem letzten Jahrzehnt gewesen war. In dem Feldzuge von 1878—80 warf er die Afghanen nieder. Während des Freiheitskampfes der Buren 1880—81 wurde er nach Natal berufen, vermochte jedoch trotz seiner numerischen Übermacht gegen die Buren nichts auszurichten. Einige Tage vor seiner Abreise aus London erfuhr Lord Roberts den Tod seines einzigen Sohnes, der als Offizier in der Schlacht bei Colenso am 15. Dezember gefallen war. Trotz seiner 67 Jahre entfaltete Roberts eine rastlose Thätigkeit.

Lord Kitchener, der den Mahdi 1898 in der Schlacht bei Omdurman überwältigt hatte und sich in England einer großen Beliebtheit erfreute, wurde zu Roberts' Generalstabschef ernannt, während der rührige French von Colesberg her im Lager zu Hopetown eintraf und das Kommando über die Kavalleriedivision übernahm.

Cronje stand in einem großen Bogen von Kimberley an über Magersfontein bis zum Modderriver den Engländern gegenüber. Zur Besetzung dieser Linie von zwanzig Kilometer Länge verfügte er über fünftausend Mann. Die Übergänge über den Rietriver wurden von achtzig Buren bewacht.

Der Vorstoß des englischen Heeres erfolgte nicht auf Kimberley, sondern nahm Bloemfontein als Ziel. Durch diesen Flankenmarsch bezweckte Roberts, die Buren zur Aufgabe ihrer festen Stellung bei Magersfontein und zur Aufhebung der Be-

lagerung von Kimberley zu zwingen. Hätte Cronje nun seine Armee in lauter fliegende Kommandos aufgelöst und das englische Heer umschwärmt, was bei der Beweglichkeit der Buren leicht möglich war, so wäre dieses bald in eine üble Lage gekommen.

Am 16. Februar überfiel Dewet, der mit fünfhundert Mann von Colesberg herangeeilt war, bei Koffyfontein am Rietriver den englischen Train, nahm dreitausend Stück Vieh und zweihundert Wagen weg und verschwand mit seiner Beute so schnell, daß die englische Kavallerie den flinken Gegner nicht mehr erreichen konnte. Dewet zog mit großer Kühnheit an der rechten englischen Flanke vorbei in der Richtung nach Abrahamskraal.

Der Marsch über die sandige Ebene in der Gluthitze des südafrikanischen Sommers war für die englischen Truppen äußerst anstrengend. Das Heer wurde durch Burenkommandos, die von Colesberg heranrückten, fortwährend in seiner rechten Flanke beunruhigt.

Die Kavalleriebrigade Gordon hatte am 13. und 14. Februar an der Rondevalsdrift (Drift = Furt) am Modderriver ein Gefecht mit Major Albrecht, dem deutschen Kommandanten und Organisator der Freistaatartillerie, einem früheren reichsdeutschen Offizier, der die Drift mit einem Geschütz und dreihundert Mann äußerst hartnäckig verteidigte. Trotz ihrer numerischen Übermacht und heftiger Beschießung durch fünf Batterien vermochte die Brigade die Drift nicht zu nehmen. Erst eine Umgehung zwang Major Albrecht zur Aufgabe seiner Stellung. Der Weg nach Kimberley war damit frei. Am Abend des 15. Februar zog die Kavalleriedivision French in die Stadt ein, die nach einer Meldung des Obersten Kekewich kaum vierzehn Tage noch sich hätte halten können. 14000 Weiße und 19000 Schwarze waren hier von fünftausend Buren vier Monate hindurch eingeschlossen gehalten worden.

French hatte in weitem Bogen den rechten Flügel der Burenstellung umgangen und befand sich am 15. bereits im

Rücken Cronjes. Hätte er Cronje durch sofortigen Angriff festzuhalten versucht, so wäre dieser jedenfalls hier schon umzingelt worden. French marschierte aber in Kimberley ein — ohne auf dem ganzen Marsche einen Buren gesehen zu haben — und folgte dann den nach Norden abziehenden Einschließungstruppen der Buren in der Meinung, den Nachtrab Cronjes vor sich zu haben. Erst die Gefechte am Modderriver belehrten French, daß Cronje hinter seinem Rücken war.

Cronje hatte mit seltener Dickköpfigkeit an dem Glauben festgehalten, daß die Engländer wieder wie im Dezember an den festen Stellungen bei Magersfontein sich die Köpfe einrennen würden. Alle Gegenvorstellungen seiner Kommandanten waren vergebens. Die Einnahme von Jacobsdal am 15. Februar klärte Cronje endlich darüber auf, daß seine linke Flanke vor den Spitzen der anrückenden englischen Armee sich befinde; gleichzeitig erfuhr er auch die Einnahme von Kimberley.

Ein Kriegsrat entschied sich für die Aufgabe der Stellungen bei Magersfontein und für den Abmarsch auf Boshof, der noch am Abend des 15. angetreten wurde. Während der viermonatlichen Belagerung hatten sich viele Buren um Kimberley herum häuslich eingerichtet und Weib und Kinder in das Lager kommen lassen. Das Lagerleben glich hier einem fortwährenden Picknick. Cronje befand sich nun in äußerst gefährlicher Lage zwischen der englischen Hauptarmee und der Kavalleriedivision French. Hätte Cronje seinen gesamten Train mit Ausnahme der Geschütze und nötigsten Proviantwagen zurückgelassen, so wäre er in vier Reitstunden bereits den Engländern entschlüpft gewesen. Ein deutscher Freiwilliger, der sich bei Cronje befand, schreibt:

„Die dreihundert Ochsenwagen folgten einer nach dem andern in endloser Reihe. So marschierten wir die Nacht durch ohne Avant- oder Arrieregarde, alles bunt durcheinander.“

Die Division Kelly Kenny lagerte in dieser Nacht bereits am Südufer des Modderriver. Einige vorgesandte Patrouillen entdeckten um 7 Uhr morgens unweit des Nordufers das Ende

der abziehenden Burenkolonne. Generalleutnant Kelly Kenny ließ sofort die Brigade Knox und seine berittene Infanterie über den Fluß gehen und Cronje folgen, während die Brigade Stephenson längs des Südufers marschierte, um den Buren den Flußübergang zu verwehren. Das erschöpfte Zugvieh zwang Cronje einige Stunden nach Tagesanbruch zu einem unfreiwilligen Aufenthalte bei Klipkraal, wo ihn auch die Brigade Knox erreichte. Die Angriffe der Engländer wurden jedoch blutig zurückgewiesen. Um halb 9 Uhr abends setzte Cronje den Marsch in der Richtung auf Paardeberg fort, mußte jedoch bereits nach drei Stunden wegen Erschöpfung des überbürdeten Zugviehes wieder Halt machen. Um 3 Uhr morgens brach er auf. Er hoffte bei Koedoesrand über die Modder gehen und auf die Straße Poplar Grove—Bloemfontein gelangen zu können. Bei Sonnenaufgang war er noch zwei Reitstunden von diesem Flußübergange entfernt, mußte jedoch abermals Rast machen.

Die Kavalleriedivision French, die am 16. Februar abends nördlich von Kimberley stand, hatte bis dahin infolge ihres mangelhaften Aufklärungsdienstes noch immer keine Ahnung von dem Verbleib Cronjes. Am Abend dieses Tages erhielt sie von Lord Roberts den Befehl, sofort nach Koedoesrand aufzubrechen und sich hier der Burenkolonne vorzulegen.

Die Spitzen der Kavalleriedivision erreichten um halb 9 Uhr gerade den Koedoesrand, als die Buren im Aufbruche begriffen waren. Sofort bewarfen einige reitende Batterien das Wirrwarr von Buren, Frauen, Kindern, Pferden, Ochsen, Maultieren und Wagen mit Granaten und Shrapnels. Die sechs Geschütze Cronjes wurden sofort durch das überlegene Artilleriefeuer zum Schweigen gebracht. Die Buren fuhren die Ochsenwagen zusammen und suchten sich gegen das Artilleriefeuer zu decken. French ließ nun, um die Stärke der Buren festzustellen, durch ein Kavallerieregiment eine Attacke auf die Wagenburg, hinter der viertausend Buren lagen, unternehmen. Diese Rekognoszierung war äußerst kostspielig und kostete French nahezu das ganze Regiment. Er begnügte sich

daher, eine beobachtende Haltung einzunehmen. Am Südufer — Cronje gegenüber — erschienen nachmittags die Spitzen der 18. Brigade. Abends sandte Cronje ein Kommando nach Norden, um die Stärke des Feindes festzustellen. Diese Abteilung zog aber bald nach Osten ab, ohne von der erschöpften englischen Kavallerie, die durch den Nachtmarsch hart mitgenommen war, verfolgt zu werden. Auch Cronje stand der Weg nach Osten offen. Dewet hatte mit richtigem Blick die gefährliche Lage Cronjes erkannt, war zu seiner Unterstützung herbeigeeilt und hatte sich bei Osfontein am Südufer des Modderriver der 18. Brigade in den Weg gelegt, um den Flußübergang bei Koedoesrand für Cronje frei zu halten.

Noch nachts erschien der Feldkornet des Johannesburgdorp-Kommandos, Tollie de Beer, der den erwähnten Flußübergang besetzt hatte, im Auftrage Dewets in Cronjes Lager und suchte den General zum nächtlichen Übergang zu bewegen. Cronje erwiderte jedoch: „Ich bin General, ich muß wissen, was not ist. Das Zugvieh bedarf noch der Ruhe." Nach Erhalt dieses Bescheides räumte Dewet noch nachts seine gefährliche Stellung bei Osfontein und zog sich nach Südosten zurück, um nicht mit-eingeschlossen zu werden.

Am nächsten Morgen — den 18. Februar — langte Kitchener mit der 6. Division bei Osfontein an. Er ließ sofort den Flußübergang, den de Beer nachts bewacht hatte, besetzen. Cronje war nun im Norden und Nordosten von der Kavallerie-division French, im Süden von der 6. Division und im Westen von der 19. Brigade umstellt. Kitchener entschloß sich zum sofortigen Angriff und ließ ihn durch das Feuer von fünfzig Geschützen einleiten. Der Angriff wurde aber abgeschlagen, wobei die Engländer einen Verlust von fünfzehnhundert Mann hatten. Oberst Hannay (1. Brigade berittener Infanterie) war gefallen, General Macdonald (3. Brigade) wurde schwer, General Knox (13. Brigade) leicht verwundet.

In der folgenden Nacht verstärkten die Buren ihre Stellung durch Schützengräben und Erdwälle.

Am 19. traf Roberts mit der 7. Division von Jacobsdal her ein. Letztere machte sofort Front nach Südosten gegen Dewet, der noch immer mit Cronje in heliographischer Verbindung stand. Roberts entschloß sich angesichts der starken Burenstellung zu einer regelrechten Belagerung und ließ das Lager mit Granaten förmlich überschütten.

Die Eingeschlossenen, die unter dem Geschützfeuer schwer zu leiden hatten, suchten in den Höhlungen und Erdrissen am Norduser des Modderriver Schutz. Da Cronje trotz des Drängens mehrerer Burenführer sich weigerte, einen Durchbruchsversuch, der noch immer Aussicht auf Erfolg bot, zu unternehmen, so entschloß sich Kommandant Froneman, mit seinen Leuten allein durchzubrechen. Ihm schloß sich eine selbständige Abteilung von zwanzig Deutschen an. In der Nacht vom 19. auf den 20. durchschwammen die kühnen Männer mit ihren Pferden den Fluß, warfen sich auf die überraschten Engländer, durchbrachen den Einschließungsring und erreichten mit geringen Verlusten noch nachts Dewet. Bei Tagesanbruch meldete Froneman durch den Heliograph den Belagerten seine Vereinigung mit Dewet. Ein abermaliger Angriff der Engländer wurde von Cronje abgewiesen. Am 21. umschwärmte Dewet die 7. Division, die gegen ihn aufgestellt war, und zwang sie mehrmals, ihre Stellung zu ändern. Inzwischen wurde das Lager Tag und Nacht von 124 Geschützen beschossen.

Am 23. Februar unternahm der Burengeneral Cilliers mit fünfhundert Reitern am nördlichen Ufer des Modderriver einen tollkühnen Versuch, den Einschließungsring zu sprengen. Es gelang ihm auch, die Stellung der Kavalleriedivision French zu durchbrechen und bis auf achtzehnhundert Yards an das Lager heranzukommen. Er wurde jedoch bald von den von allen Seiten heraneilenden Truppen eingeschlossen; dennoch gelang es ihm, sich durchzuschlagen, wobei er 54 Mann verlor.

Der Durchbruch Cilliers und Fronemans läßt den englischen Sicherungsdienst in seiner ganzen Minderwertigkeit erscheinen.

Im Flußbette hatten die Buren vier Munitionswagen versteckt. Sie wurden aber von einem englischen Fesselballon aus entdeckt und durch indirekte Granatschüsse zur Explosion gebracht. In der Nacht vom 24. auf den 25. schlich sich ein Bote Dewets durch die englischen Linien zu Cronje und suchte diesen zu einem Durchbruche zu bewegen, für welchen Fall er eine wirksame Unterstützung von Seite Dewets in Aussicht stellte. Cronje entschloß sich endlich, einen Durchbruchsversuch gegen Osfontein hin zu unternehmen, jedoch nur unter Mitnahme der Geschütze, Munitions- und Proviantwagen, weshalb er noch in derselben Nacht eine Brücke schlagen ließ. Bei Tagesanbruch wurde sie natürlich sofort vom Fesselballon aus entdeckt und durch Artilleriefeuer zerstört. Die englische Infanterie hatte sich inzwischen auf dem Nordufer durch Ausheben von Schützengräben so sehr dem Lager genähert, daß sie am Morgen des 27. Februar nur mehr einige Hundert Yards von demselben entfernt war und es unter wirksames Feuer nehmen konnte.

Einige Stunden später hißte Cronje die weiße Flagge und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Es war dies der erste große Erfolg der Engländer, den sie aber nur der Dickköpfigkeit Cronjes zu verdanken hatten.

Cronje ergab sich gerade am Jahrestage der Schlacht von Majubahill, durch die die Buren vor 19 Jahren ihre Unabhängigkeit von England erkämpft hatten.

Noch am gleichen Tage — um 8 Uhr 35 Minuten vormittags — traf in London folgende Drahtung des Feldmarschalls Lord Roberts ein:

„General Cronje hat sich heute bei Tagesanbruch mit allen seinen Truppen bedingungslos ergeben. Er ist jetzt als Gefangener in meinem Lager. Die Stärke seiner Truppen werde ich später mitteilen. Ich hoffe, die Regierung der Königin wird dieses Ereignis, das sich am Jahrestag der Schlacht bei Majubahill vollzieht, als befriedigend betrachten."

Den Engländern fielen 2850 Transvaaler mit einem Hauptkommandanten, 2 Kommandanten und 23 Feldkornets,

sowie 1150 Freistaatler mit 7 Kommandanten, 10 Feldkornets und dem Kommandanten der Freistaatartillerie Major Albrecht in die Hände. Außerdem erbeuteten die Engländer drei 7½ Centimeter-Kruppgeschütze und ein Maximgeschütz der Transvaaler und ein 7½ Centimeter-Kruppgeschütz und ein Maximgeschütz der Freistaatler. Der „Big Tom" — eine der vier schweren Creuzotgeschütze, mit denen die Forts von Pretoria versehen waren — war noch rechtzeitig nach Boshof in Sicherheit gebracht worden. Major Albrecht hatte vor der Übergabe die Verschlußstücke im Modderriver versenken und die Maximgeschütze durch Durchlöcherung des Wasserkessels unbrauchbar machen lassen.

Im Lager sah es gräßlich aus. Zwischen Tierkadavern und Menschenleichen lagen verwundete Buren. Die Luft war weithin verpestet. In Jacobsdal befand sich ein deutsches Hospital des Berliner roten Kreuzes unter der Leitung des Marinestabsarztes Mathiolius, dem Oberarzt Dr. Hildebrand und Dr. Küttner assistierten. Roberts hatte nach Besichtigung dieses Hospitals über die hier herrschende Ordnung und vorzügliche Einrichtung einen sehr wohlwollenden Bericht an die englische Regierung gesendet. In dem Hospital fanden die verwundeten Buren die erste ärztliche Hilfe.

Die Kriegsgefangenen wurden mit der Bahn nach Kapstadt und später nach St. Helena gebracht, die Weiber und Kinder in ihre Heimatsorte entlassen. —

Ein deutscher Freiwilliger, der sich dem Kommandanten Froneman angeschlossen hatte, schreibt über die ersten Tage der Einschließung:

15. Februar. Am Mittwoch rückten die Engländer mit einer ziemlich starken Macht nach Rondevalsdrift vor, wo zu beiden Seiten nur je 25 der Unserigen standen. In Karrière jagten gegen tausend Lanzenreiter auf speckfetten, ausgeruhten Pferden nach unseren Stellungen. Wohl fielen einige Dutzend, aber die Stellung nahmen sie, ohne selbst nur abzusteigen oder zu schießen; auch erwischten sie ein paar unserer Leute, die auf ihren zaundürren, lahmgerittenen und halb verhungerten Kleppern nicht von der Stelle kamen.

Die Flügel des Feindes holten, dank seiner vorzüglich berittenen Mannschaften, immer weiter zur Umfassung aus; es wurde deutlich, daß er nach Bloemfontein vorrückte. Drei kleine Lager von uns gingen in Flammen auf. Unsere Stellung in Magersfontein war unhaltbar. Der Feind mußte in der Front aufgehalten werden. Deshalb befahl General Cronje, aufzubrechen. Die Ochsen wurden zusammengetrieben, alles Entbehrliche wurde verbrannt und dann zogen wir weg. Das Elend unter den Frauen war groß, denn sie hatten nicht alle Platz auf den Wagen; viele mußten zu Fuß nebenherlaufen. Es waren Wöchnerinnen mit Säuglingen auf den Armen darunter und alte Frauen, die um keinen Preis ihre Männer verlassen wollten; für letztere war es eine Höllenqual, auf den Feind, der uns auf den Fersen saß, zurückzuschießen, während seine Shrapnels über den Köpfen ihrer Frauen sprangen. Fortwährend kämpfend zogen wir den Modderriver entlang bis Koedoesrand, wo Ferreira Stellung nahm, während Cronje auf dem Freistaatschen Ufer sein Lager aufschlug und andere Kommandos Kopjes besetzten, um den feindlichen Durchbruch zu verhindern. Die letzte Stellung heißt Paardeberg; sie war nicht sicher, denn die englische Artillerie bestrich die beiden Ufer. Ferreira konnte mit seinen beiden alten Kanonen nicht antworten.

19. Februar. Die umliegenden „Kopjes" spieen in den letzten Tagen Feuer und Flammen auf unser Lager. Wir vermochten das Feuer nicht zu erwidern, denn unsere ganze Artillerie bestand aus einem Krupp'schen Geschütze, einer Maxim- und einer Nordenfeldt-Kanone. Die Krupp-Kanone wurde, nachdem sie einen Schuß abgegeben hatte, von drei Batterien zugleich unter Feuer genommen. Es war nicht zum Aushalten, zumal verschiedene Wagen in Brand gerieten und die jammernden Kinder zwischen den Kämpfenden herumliefen. Alle suchten in den Höhlen der Flußbettung Schutz. Frauen und Kinder litten schrecklich, denn es konnte kein Proviant herbeigeschafft werden. Die Männer hielten aber guten Mut, obgleich das Bombardement Freitag und Sonntag schrecklich war. Gestern Sonntag, 18. Februar, schien der

Feind wohl zu glauben, daß wir mürbe seien, denn er lief Sturm. Seine Enttäuschung muß groß gewesen sein, denn die Mauser mähten ihn weg. Haufenweise lagen seine toten Leute nur wenige Schritte vom Uferrande entfernt.

Großer Jubel herrschte, als wir die Kanonen General Dewets donnern hörten. Er war mit seinem Kommando im Rücken der Engländer durch Jakobsdaal gerückt und hatte die überraschte Besatzung vor sich hergetrieben. Sonntag abends nahm er die Engländer unter Artilleriefeuer; bei diesen zeigten sich Spuren von Wankelmütigkeit; acht Kanonen hatten sie vor Einfallen der Dämmerung im Stich gelassen. Kommandant Steijn von Bethlehem sah dies und ging mit fünfzehn Bürgern darauf los; unsere Leute auf dem anderen Ufer hielten sie für Lanzenreiter und beschossen sie, worauf sie retirierten.

Der Fluß stieg und einige Höhlen standen unter Wasser. Da faßte Kommandant Fronemann den Entschluß, durchzubrechen. Ein paar Kommandos, zu denen ich auch gehörte, schwammen über den Fluß und warfen sich auf den Feind. Meine ungefähr 250 Mann starke Abteilung unter Fronemann wurde vom Feinde umzingelt, aber wir schlugen uns durch mit einem Verluste von 7 Toten und 16 Verwundeten. Auch andere Abteilungen schlugen sich durch und erreichten General Dewet." —

Die Nachricht von der Übergabe Cronjes übte auf die Buren eine niederschmetternde Wirkung aus.

Joubert räumte bereits am 18. Februar, als er die Nachricht von der Einschließung Cronjes erhalten hatte, die Stellungen am Tugela und trat den Rückzug nach Norden an. Er zog sich jedoch langsam zurück und brachte Buller in den Rückzugsgefechten große Verluste bei. In den Kämpfen vom 24. bis 27. Februar allein fielen 29 Offiziere und 275 Mann, während 97 Offiziere und 1680 Mann verwundet wurden. Am 27. Februar wurde die Belagerung von Ladysmith aufgehoben, und am nächsten Tage zog bereits die Vorhut Bullers in Ladysmith ein.

Hier wie bei Kimberley und später bei Mafeking muß den Buren der Vorwurf gemacht werden, daß sie sich zu keinem Sturm aufrafften. Ein einziger mit wirklicher Energie durchgeführter Sturm hätte ihnen bereits in den ersten Tagen der Belagerung alle drei Orte in die Hände liefern müssen. In diesem Falle wäre Buller noch vor dem Eintreffen des Lord Roberts zermalmt worden, während Methuen, French und Gatacre an die Küste sich hätten zurückziehen müssen und die ganze Kapkolonie den Buren in die Hände gefallen wäre.

Die Besatzung von Ladysmith hatte anfangs aus 558 Offizieren und 13760 Mann bestanden und war von 15000 Buren, die gleichzeitig den Tugela verteidigten, eingeschlossen gewesen, während die 4000 Buren Cronjes von 48000 Engländern umzingelt worden waren.

Ihren Rückzug hatten die Buren in meisterhafter Weise ausgeführt; auch nicht ein Wagen ging verloren.

Die Truppen Bullers hatten durch die fortwährenden Kämpfe und die Ungunst der Witterung so sehr gelitten, daß sie vorerst zu einer Verfolgung der abziehenden Buren nicht zu verwenden waren.

Freilich mußte nun auch die Kapkolonie geräumt werden. Ein Vorstoß nach De Aar wäre zwar noch immer möglich gewesen und hätte mit Erfolg ausgeführt werden können, doch hatten die ungünstigen Nachrichten vom Modderriver die Thatkraft der Buren gelähmt. Zudem hatte man die Kerntruppen unter Delarey bereits aus der Front gezogen, um sie von Norvalspont nach Bloemfontein zu senden. Einigen wenigen disziplinierten Kommandos fiel nun, während viele Burenabteilungen sich einfach auflösten und jeder einzeln sich in Sicherheit zu bringen suchte, die schwere Aufgabe zu, den Rückzug gegen die nachdrängenden Engländer zu decken. In diesen Kämpfen zeichnete sich das deutsche Freikorps in hervorragender Weise aus.

XXV.

Ein Ehrentag des deutschen Korps.

Der 24. Februar ist angebrochen.

Einige feine Rauchsäulen erheben sich auf den Höhen von Plewmansfarm, südwestlich von Plewmanstation, jedoch selbst einem scharfen Auge erst in der Nähe sichtbar. Es sind die Feuer der deutschen Freiwilligen, die ihren Morgenkaffee kochen.

Wetterharte prächtige Gestalten mit struppigen Bärten und abgetragenen Kleidern, aber tadellosen Karabinern und Revolvern. Aus allen Berufskreisen setzen sie sich zusammen. Der „Doktor", der Ingenieur ist mit dem Schmiede, Schneider, Schuster geradeso befreundet wie mit dem früheren Rittmeister oder Leutnant, wenn letzterer seine überspannten Ansichten abgelegt und sich in die Verhältnisse gefunden hat.

Und alle diese grundverschiedenen Elemente hält ein Korpsgeist zusammen, der über jedes engherzige Standesvorurteil sich hinwegsetzt und nur persönliche Ehrenhaftigkeit, Tapferkeit und kameradschaftliche Aufopferung als einziges Erfordernis der Ebenbürtigkeit ansieht.

Der neunzehnjährige Philolog Genzken — jetzt Einjährig-Freiwilliger im Füsilier-Regiment 90 in Wismar — schlürft eben behaglich seinen Kaffee und meint dann:

„Heute kann ein heißer Tag werden. Die Khaki werden nicht lange auf sich warten lassen."

„Hoffentlich kommen sie bald!" bemerkt Mertens. „Es wäre sonst zu langweilig."

Da erschallt ein Pfiff.

„Hallo! Was gibt's?"

„Ein Maxim!"

„In welcher Richtung?"

„Dort drüben auf den Kopjen."

Im Nu sind alle auf dem Höhenkamme und spähen in die Ebene hinaus. In einer Entfernung von mehreren tausend Yards tummeln sich einige Reitertrupps herum; sie weichen sich gegenseitig aus und schießen aufeinander. Zeitweise wird das Knattern eines Maximgeschützes hörbar.

„Was sind das für kleine Rauchwolken dort über dem Berge? Jetzt schon wieder eine, und jede blitzt.“

„Shrapnels!“

Die Reiter werden inzwischen durch Terrainwellen den Augen der Beobachter entzogen, und schließlich wird es auch in den Bergen ruhig.

Längere Zeit vergeht nun. Die Sonne sticht nieder, und die nackten Felsen werden glühend heiß. Einige Freiwillige sind eingeschlafen. Auch Mertens gähnt vernehmlich.

„Schon lange habe ich nicht geschlafen, und die Augen fallen mir beinahe zu.“

„Mir auch!“ bekräftigt Genzken. „Heute werden wir uns hoffentlich ausschlafen können.“

„Möglich!“ sagt Mertens kurz.

Tiefe Stille ringsum. Genzken hat auf der nahen Farm ein englisches Buch gefunden und vertieft sich nun in dessen Studium.

Abermals ein leiser Pfiff. Rasch sind die Schläfer munter.

„Ruhig! Kriecht leise herauf und zeigt euch ja nicht!“

Korporal Fölzer zeigt auf die Ebene hinaus. Mehrere dunkle Punkte tauchen hinter Terrainwellen auf und nähern sich.

„Eine Patrouille!“

„Laßt sie bis vor die Mündungen kommen, die fangen wir mühelos.“

Bald sind die Reiter genau zu unterscheiden. Da fällt auf den benachbarten rechtsseitigen Kopjen ein Schuß, dem sofort ein längeres Schnellfeuer folgt. Jedoch nur einigemal fliegt Staub in der Nähe der Reiter auf, die Entfernung — zweitausend Yards — ist aber auch zu groß.

„Die verd— Buren!“ schimpft Fölzer. „Es ist unglaublich, bei einer solchen Entfernung auf einzelne Reiter zu schießen.“

„Wenn die Kerls nur knallen können, das macht ihnen kindische Freude!“ meint auch van Straaten. „Nun haben sie die Khaki verscheucht.“

Diese biegen jetzt nach links aus und suchen Einblick in die linke Flanke zu gewinnen. Der von dem Korps besetzte Hügel ist der linke Endpunkt eines Höhenzuges und bildet den Schlüssel zu General Groblers Stellung. Das Korps befindet sich auf dem äußersten linken Flügel.

„Die Patrouille hält. Der Offizier beobachtet uns durch den Feldstecher. Jedenfalls bemerkt er unsere Pferde.“

Die Engländer mochten wohl genug gesehen haben, denn nun kehrten sie in gestrecktem Galopp zurück.

„Hört einmal, was ist das für ein Donnern?“

„Das sind die großen Schiffskanonen.“

„Weit drüben auf den Bergen schießen sie. Wo die wohl einschlägt?“

„Dort vor jener Kopje, aber viel zu kurz.“

„Seht nur die grünen Rauchsäulen. So ein Ding gibt aus!“

Die Kavalleriepatrouille ist inzwischen unversehrt in den jenseitigen Bergen verschwunden. Die Folgen lassen nicht lange auf sich warten.

Ein mächtiges Sausen wird vernehmbar.

„Aufgepaßt, eine Granate!“

Platt an den Boden gedrückt liegt alles da. Sie fliegt aber über den Hügel und schlägt weit hinten in den Felsboden. Ein gewaltiger Krach, und eine riesige grüngelbe Rauchsäule steigt auf.

„Sie beschießen uns mit Lyddit!“

„Achtung! Eine zweite kommt!“

Diese schlägt knapp am Fuße der Kopje ein, krepiert aber nicht. Die nächsten Granaten fliegen über die Stellung weg.

„Heute schießen sie mächtige Löcher in die Luft!“ meint Genzken.

Nun folgt Granate auf Granate, keine einzige schlägt aber auf dem Kamme ein. Wohl surren Splitter und Steine den

Deutschen um die Ohren, doch gibt es nur einige leichte Verwundungen.

Da kommt ein einzelner Reiter angesprengt. Es ist Oberlehrer Henkel, der bisher auf Feldwache sich befunden hat und nun auf einem geliehenen Pferde — das seinige wurde bei Rensburg erschossen — den Kameraden nachgesprengt ist. Er muß die von den Granaten bestrichene Fläche hinter der Kopje durchjagen, langt aber schließlich glücklich in der Stellung an, wo er mit freudigen Zurufen begrüßt wird.*)

„Jetzt rückt Infanterie vor. Nun werden auch wir ein Wörtchen mitsprechen!"

Eine lange Reihe von dunklen Punkten wird sichtbar, verschwindet jedoch bald hinter einer Terrainfalte und kommt nicht mehr zum Vorschein.

„Aha, sie warten, bis wir mürbe sind. Den guten Burschen wird es dabei wohl etwas langweilig werden!"

Da kommt von den Bergen eine Reiterabteilung in die Ebene herab.

„Was die nur wollen? Es sind Lancers!"

„Keine Ahnung! Man müßte doch die Lanzen vom Hintergrunde sich abheben sehen."

„Aber es blitzt und funkelt!"

Angestrengt spähen einige, die mit Feldstechern versehen sind, hinüber.

„Ich hab's!" ruft Mertens. „Dragoner sind es und zwar zwei Schwadronen!"

„Jedenfalls wollen sie unser Geschützfeuer auf sich ziehen, um die Stärke und Stellungen unserer Artillerie kennen zu lernen."

Die Schwadronen rücken in Zugskolonnen rasch vor, biegen aber ebenso wie die Patrouille nach links ab.

„Sie versuchen uns zu umgehen!"

Die englischen Geschütze verdoppeln ihr Feuer; sämtliche

*) Auch Henkel ist wie sein Freund Genzken glücklich aus dem Feldzuge zurückgekehrt und befindet sich in seiner Heimatstadt Eisleben, Reg.-Bez. Magdeburg.

Geschosse krepieren um den Hügel herum und teilweise auch auf ihm. Die erste Schwadron ist bereits in großem Bogen hinter die Stellung der Deutschen gekommen. Auf ihrem Wege befindet sich ein Kraal — eine Ringmauer aus Felsblöcken, in deren Innenraum nachts Schafherden getrieben werden.

Hier liegen zwanzig Deutsche, sämtlich Fußgänger. Mit angelegten Gewehren erwarten sie die Engländer.

„Laßt sie noch näher heran! Gut zielen und langsam schießen!"

Das Schnellfeuer übt eine schreckliche Wirkung. Auf dem Boden wälzen sich Reiter und Pferde, und die traurigen Reste der einst so stolzen Reiterschar rasen rechts und links am Kraal vorüber. Einige kommen mit ihren ermatteten Pferden nicht rasch genug weiter und werden herabgeschossen. Mehrere Dragoner haben sich unter ihren getöteten Tieren hervorgearbeitet, werfen den schweren Säbel samt Scheide weg und flüchten zu Fuß. Die Deutschen eröffnen aber ein regelrechtes Scheibenschießen auf die todmüden Burschen, und keiner entkommt. Die zweite Schwadron hat sofort Kehrt gemacht und jagt den schützenden Bergen zu. Die plumpe Umgehung ist kläglich mißglückt.

Die Freiwilligen suchen nun den zahlreichen Verwundeten Hilfe zu bringen. Unter seinem toten Pferde liegt der Kapitän der Schwadron. Er hat Schüsse durch Brust und Arme.

Als er hört, daß „German volunteers" ihn gefangen haben, zeigt er sich etwas befriedigt; in die Hände der „blöden Bauern" zu fallen, wäre ihm als englischem Offizier unerträglich.

Dann fragt er, wer die Kopje besetzt hat.

„German corps!"

„Damned position!" meint er schließlich.

Bisher haben die Deutschen unter dem Granatfeuer nicht sonderlich zu leiden gehabt. Plötzlich fragt Oberlehrer Henkel:

„Was bedeuten die Staubwolken links draußen in der Ebene?"

„Gott verd—! Die werden doch nicht in unserer Flanke Geschütze auffahren?"

Es ist aber so. Links seitwärts — weit draußen in der Ebene — blitzt es auf, und eine Granate krepiert knapp vor der Kopje.

„Aufgepaßt! Die nächste wird gefährlich!“

Der Warnungsruf kommt zu spät. Im Bogen streicht das Geschoß über die Kopje, ein Blitz und Krach, eine dichte Rauchsäule, ein Surren und Schwirren in der Luft — dann ist es still. Langsam verzieht sich die Rauchwolke.

„Da haben wir die Bescherung!“ ruft Fölzer.

Mertens ist tötlich verwundet. Das Geschoß hat im Vorbeifliegen seinen rechten Gesäßteil zerschmettert und den ganzen rechten Fuß weggerissen. Im ersten Augenblick liegt er regungslos da, dann aber windet er sich unter furchtbaren Schmerzen und stöhnt:

„Helft mir! Helft mir! Schießt mich tot!“

Die Kameraden vergessen die einschlagenden Granaten, sie wollen dem armen Freunde helfen, doch sie wissen nicht wie.

Ächzend wälzt er sich in seinem Blute. Vor Schmerz krallt er die Finger in die Felsen.

„Helft mir doch! Schießt mich tot!“

Diese Leiden anzusehen ist den treuen Kameraden unerträglich. Einige ziehen den Hut über das Gesicht und wenden sich weg. Mancher erhebt wohl das Gewehr, setzt es aber wieder ab; er bringt es nicht über das Herz, dem todeswunden Freunde den Gnadenschuß zu geben.

Endlich wird dieser ruhiger; noch einigemal schlägt er um sich und stöhnt, dann streckt er sich, ein tiefer Seufzer — und der Ärmste hat ausgerungen.

Von rechts kommt ein Depeschenreiter des Generals dahergesprengt mit dem Befehle, die Stellung um jeden Preis zu halten.

„Freiwilligen befiehlt man nicht!“ ruft Fölzer ergrimmt. „Übrigens wissen wir Deutschen selbst, was wir zu thun haben.“

„Wenn wir diese Stellung verlassen, so besetzen sie die Buren in keinem Falle.“

Mit diesem Bescheide kehrt der Meldereiter zum General zurück.

Die Granaten fallen hageldicht auf den Hügel. Die meisten Deutschen werden verwundet, teils leicht, teils schwer. Kaum kann es eine schwierigere Lage für eine Truppe geben, als schutzlos und unthätig das feindliche Artilleriefeuer über sich ergehen lassen zu müssen.

Mittag ist längst vorüber. Henkel ist vor Erschöpfung infolge der letzten Strapazen eingeschlafen. Granaten um Granaten schlagen in seiner Nähe ein, ohne daß er erwacht. Zwei Gefährten werden neben ihm schwer verwundet.

Eben surrt eine neue Granate heran.

„Schon wieder eine Hummel!“ scherzt Fölzer.

Ganz nahe krepiert das Geschoß. Fölzer richtet sich halb auf, da fühlt er einen leichten Stich in der Brust, und wie er Atem holt, tritt blutiger Schaum auf die Lippen. Ein winziger Splitter hat seine Brust durchschlagen. Taumelnd stürzt er nieder. Die Kameraden tragen ihn zu den ungefährlichen Stellungen der Buren. Der tötlich Verwundete scherzt noch im letzten Augenblicke und feuert die Kameraden zu hartnäckigem Widerstande an. Das ist deutscher Heldensinn!

Abermals kommt der Meldereiter und bittet diesmal die Deutschen, in der Stellung auszuharren.

Endlich nähert sich die Sonne dem Horizont. Nun müssen die Khaki ihr Feuer bald einstellen. Noch aber saust Granate um Granate daher; eine streicht außergewöhnlich knapp über den Hang hin.

Van Straaten liegt hinter einem Felsblock, wo er sich verhältnismäßig sicher fühlt. Da kommt die Granate schräg von oben herab, durchschlägt ihm Rückgrat und Bauch und nagelt ihn gleichsam an die Erde. Das Geschoß krepiert nicht, da der glimmende Zünder in den Eingeweiden erstickt ist. Ein Zittern geht durch den Körper des Unglücklichen, dann ist er tot.

Da geht die Sonne unter, graue Dämmerung legt sich zwischen Freund und Feind, das Feuer verstummt.

Aufatmend erheben sich die wenigen Deutschen, die noch unversehrt sind. Die Verwundeten werden dem Ambulanzwagen, der nun herbeifährt, übergeben.

Rabenschwarz ist die Nacht; schwere Wolken jagen am Himmel dahin, und grelle Blitze zerreißen die Finsternis. Bei ihrem fahlen Scheine umstehen die Deutschen eine Grube, die ihre toten Kameraden birgt.

Eine schlichte Grabrede hält Oberlehrer Henkel, und den harten Männern laufen die Thränen über die Wangen. Dann besteigen sie ihre Pferde und reiten stumm davon. —

Keine Kunde hat Deutschland von jenem Verzweiflungskampfe seiner Söhne in der fernen Karroo erhalten, keine Geschichte nennt die Namen der Tapferen.

Und doch ist das Gefecht bei Plewmansfarm nur ein Blatt in dem Lorbeerkranze ungenannten Heldentums, den sich die deutschen Freischaren in Südafrika geflochten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch mir war es an jenem Tage nicht am besten ergangen.

Ein Bericht der amtlichen „Volksstem" in Pretoria vom 17. April 1900 enthält darüber folgendes:

„De heer Franko Seiner, redakteur, een Oostenrijker die ijn joernalistieke arbeid heeft gekombineerd met aktieve krijgsdienst bij Modderrivier en Colesberg. Op 24. Februari werd de heer Seiner door een granaat die vlak bij sprong, van het paard geslingerd en moest geruimen tijd in het hospitaal te Colesberg vertoeven wegens de toen opgedane kwetsuren."

„Der Herr Franko Seiner, Redakteur, ein Österreicher, hat seine journalistische Arbeit verbunden mit dem aktiven Kriegsdienst am Modderriver und bei Colesberg. Am 24. Februar wurde der Herr Seiner durch eine Granate, die nahe bei ihm zersprang, vom Pferd geschleudert und mußte einige Zeit in dem Hospital zu Colesberg verbleiben wegen der dabei erlittenen Quetschungen."

XXVI.

In Bloemfontein.

Bei uns ging nun alles drunter und drüber. Der Hauptkommandant General Schoemann war auf die Nachricht von Cronjes Gefangennahme bei Nacht und Nebel eiligst nach Bloemfontein geflüchtet und hatte uns auf dem vorgeschobenen Posten schmählich im Stiche gelassen. Seinem Beispiele folgten Hunderte von Buren, namentlich Freistaatler. Langsam mußten wir alle unsere Stellungen räumen und uns an den Oranjerivet zurückziehen.

Die verhängnisvolle Granate vom 24. Februar hatte mir durch ihren Luftdruck eine Gehirnerschütterung verursacht. Zwei Tage war ich besinnungslos gewesen, am dritten saß ich — allerdings anfangs wie ein Trunkener — bereits wieder auf dem Pferde. Auf einer verlassenen Farm requirierte ich ein Frauenhemd, womit meine hemdenlose Zeit endlich ihr Ende erreicht hatte.

Böhmer und ich schlossen uns nebst mehreren Deutschen, die ebenfalls von ihren Abteilungen abgekommen waren, einem Freistaatkommando an. Als wir Deutschen indes abends Feldwache bezogen, machten sich inzwischen die Freistaatler aus dem Staube. Bei Tagesanbruch war weit und breit nichts mehr von ihnen zu sehen, dagegen zeigte sich bereits englische Kavallerie in unserem Rücken. Mit Mühe erreichten wir bei Achtertang die Rückzugslinie. Da wir mit unseren Wagen nicht rasch genug fortkommen konnten, so verbrannten wir sie, nachdem wir mehrere Gewehre und Patronenverschläge mit ungefähr 40 000 Patronen vergraben hatten. Sollten die beiden Burenrepubliken die Unabhängigkeit behalten, so wird sich wohl eine Gelegenheit bieten, sie zu beheben. Wenn nicht, so bleiben sie in der Karroo wohl bis zur Götterdämmerung liegen.

Trotz vieler Nachfragen war es uns unmöglich, den Aufenthalt des deutschen Korps zu erfahren. Es stand — wie ich später erfuhr — dazumal unter dem Kommando des schneidigen Henkel noch bei Plewmanstation. Zwei Kommandos von Transvaalburen (Kommandant Grevett) befanden sich noch dort. Hinter ihrem Rücken wurde am 1. März Colesberg und Colesberg-Junction von General Clements besetzt, einige Tage später stand dessen Vorhut bereits am Oorlogsportriver östlich von Achtertang. Das deutsche Korps war nun abgeschnitten. Unter der geschickten Führung Henkels gelang es den Deutschen jedoch, sich zwischen den englischen Kolonnen hindurch zu winden und den Oranje noch vor den Engländern zu erreichen. Bei Norvalspont standen noch sechshundert Buren unter Grobler und Lemmers. Den Deutschen wurde sofort die Bewachung der großen Fahrbrücke bei Donkerpoort anvertraut. Am 6. März wurde die prächtige Eisenbahnbrücke bei Norvalspont, deren Herstellung ungeheure Summen verschlungen hatte, von den Buren gesprengt, während die Deutschen zwei Tage später die Brücke bei Donkerpoort zerstörten. —

Böhmer und ich konnten also den Anschluß an das deutsche Corps nicht finden, kein Mensch wußte, wer hier eigentlich General war und ob hier noch Widerstand geleistet werde. Alles rannte Hals über Kopf nach rückwärts, um Norvals Pont zu erreichen. Bei dieser allgemeinen Unsicherheit und bei der Unzuverlässigkeit der meisten Burenkommandos beschlossen wir, sofort nach Norvalspont zu eilen, um noch Delarey zu erreichen und mit ihm nach Bloemfontein abzugehen, was uns auch gelang.

Am Bahnhofe war ich Zeuge einer unliebsamen Scene. Kommandant Preller wurde von seinen Leuten abgesetzt und unter Hohn und Spott bis an den Waggon geleitet. Diese Schande hatte der arme Mann nicht verdient. Er war persönlich tapfer und ein ehrenhafter Charakter, hatte es aber nicht verstanden, sich bei seinen Leuten als Kommandant Geltung zu verschaffen. Auch Kommandant Habermann soll von seinen Leuten fortgejagt worden sein.

XXV.

Ein Ehrentag des deutschen Korps.

Der 24. Februar ist angebrochen.

Einige feine Rauchsäulen erheben sich auf den Höhen von Plewmansfarm, südwestlich von Plewmanstation, jedoch selbst einem scharfen Auge erst in der Nähe sichtbar. Es sind die Feuer der deutschen Freiwilligen, die ihren Morgenkaffee kochen.

Wetterharte prächtige Gestalten mit struppigen Bärten und abgetragenen Kleidern, aber tadellosen Karabinern und Revolvern. Aus allen Berufskreisen setzen sie sich zusammen. Der „Doktor“, der Ingenieur ist mit dem Schmiede, Schneider, Schuster geradeso befreundet wie mit dem früheren Rittmeister oder Leutnant, wenn letzterer seine überspannten Ansichten abgelegt und sich in die Verhältnisse gefunden hat.

Und alle diese grundverschiedenen Elemente hält ein Korpsgeist zusammen, der über jedes engherzige Standesvorurteil sich hinwegsetzt und nur persönliche Ehrenhaftigkeit, Tapferkeit und kameradschaftliche Aufopferung als einziges Erfordernis der Ebenbürtigkeit ansieht.

Der neunzehnjährige Philolog Genzken — jetzt Einjährig-Freiwilliger im Füsilier-Regiment 90 in Wismar — schlürft eben behaglich seinen Kaffee und meint dann:

„Heute kann ein heißer Tag werden. Die Khaki werden nicht lange auf sich warten lassen.“

„Hoffentlich kommen sie bald!“ bemerkt Mertens. „Es wäre sonst zu langweilig.“

Da erschallt ein Pfiff.

„Hallo! Was gibt's?“

„Ein Maxim!“

„In welcher Richtung?“

„Dort drüben auf den Kopjen.“

Im Nu sind alle auf dem Höhenkamme und spähen in die Ebene hinaus. In einer Entfernung von mehreren tausend Yards tummeln sich einige Reitertrupps herum; sie weichen sich gegenseitig aus und schießen aufeinander. Zeitweise wird das Knattern eines Maximgeschützes hörbar.

„Was sind das für kleine Rauchwolken dort über dem Berge? Jetzt schon wieder eine, und jede blitzt.“

„Shrapnels!“

Die Reiter werden inzwischen durch Terrainwellen den Augen der Beobachter entzogen, und schließlich wird es auch in den Bergen ruhig.

Längere Zeit vergeht nun. Die Sonne sticht nieder, und die nackten Felsen werden glühend heiß. Einige Freiwillige sind eingeschlafen. Auch Mertens gähnt vernehmlich.

„Schon lange habe ich nicht geschlafen, und die Augen fallen mir beinahe zu.“

„Mir auch!“ bekräftigt Genzken. „Heute werden wir uns hoffentlich ausschlafen können.“

„Möglich!“ sagt Mertens kurz.

Tiefe Stille ringsum. Genzken hat auf der nahen Farm ein englisches Buch gefunden und vertieft sich nun in dessen Studium.

Abermals ein leiser Pfiff. Rasch sind die Schläfer munter.

„Ruhig! Kriecht leise herauf und zeigt euch ja nicht!“

Korporal Fölzer zeigt auf die Ebene hinaus. Mehrere dunkle Punkte tauchen hinter Terrainwellen auf und nähern sich.

„Eine Patrouille!“

„Laßt sie bis vor die Mündungen kommen, die fangen wir mühelos.“

Bald sind die Reiter genau zu unterscheiden. Da fällt auf den benachbarten rechtsseitigen Kopjen ein Schuß, dem sofort ein längeres Schnellfeuer folgt. Jedoch nur einigemal fliegt Staub in der Nähe der Reiter auf, die Entfernung — zweitausend Yards — ist aber auch zu groß.

„Die verd— Buren!“ schimpft Fölzer. „Es ist unglaublich, bei einer solchen Entfernung auf einzelne Reiter zu schießen.“

„Wenn die Kerls nur knallen können, das macht ihnen kindische Freude!" meint auch van Straaten. „Nun haben sie die Khaki verscheucht."

Diese biegen jetzt nach links aus und suchen Einblick in die linke Flanke zu gewinnen. Der von dem Korps besetzte Hügel ist der linke Endpunkt eines Höhenzuges und bildet den Schlüssel zu General Groblers Stellung. Das Korps befindet sich auf dem äußersten linken Flügel.

„Die Patrouille hält. Der Offizier beobachtet uns durch den Feldstecher. Jedenfalls bemerkt er unsere Pferde."

Die Engländer mochten wohl genug gesehen haben, denn nun kehrten sie in gestrecktem Galopp zurück.

„Hört einmal, was ist das für ein Donnern?"

„Das sind die großen Schiffskanonen."

„Weit drüben auf den Bergen schießen sie. Wo die wohl einschlägt?"

„Dort vor jener Kopje, aber viel zu kurz."

„Seht nur die grünen Rauchsäulen. So ein Ding gibt aus!"

Die Kavalleriepatrouille ist inzwischen unversehrt in den jenseitigen Bergen verschwunden. Die Folgen lassen nicht lange auf sich warten.

Ein mächtiges Sausen wird vernehmbar.

„Aufgepaßt, eine Granate!"

Platt an den Boden gedrückt liegt alles da. Sie fliegt aber über den Hügel und schlägt weit hinten in den Felsboden. Ein gewaltiger Krach, und eine riesige grüngelbe Rauchsäule steigt auf.

„Sie beschießen uns mit Lyddit!"

„Achtung! Eine zweite kommt!"

Diese schlägt knapp am Fuße der Kopje ein, krepiert aber nicht. Die nächsten Granaten fliegen über die Stellung weg.

„Heute schießen sie mächtige Löcher in die Luft!" meint Genzken.

Nun folgt Granate auf Granate, keine einzige schlägt aber auf dem Kamme ein. Wohl surren Splitter und Steine den

Deutschen um die Ohren, doch gibt es nur einige leichte Verwundungen.

Da kommt ein einzelner Reiter angesprengt. Es ist Oberlehrer Henkel, der bisher auf Feldwache sich befunden hat und nun auf einem geliehenen Pferde — das seinige wurde bei Rensburg erschossen — den Kameraden nachgesprengt ist. Er muß die von den Granaten bestrichene Fläche hinter der Kopje durchjagen, langt aber schließlich glücklich in der Stellung an, wo er mit freudigen Zurufen begrüßt wird.*)

„Jetzt rückt Infanterie vor. Nun werden auch wir ein Wörtchen mitsprechen!"

Eine lange Reihe von dunklen Punkten wird sichtbar, verschwindet jedoch bald hinter einer Terrainfalte und kommt nicht mehr zum Vorschein.

„Aha, sie warten, bis wir mürbe sind. Den guten Burschen wird es dabei wohl etwas langweilig werden!"

Da kommt von den Bergen eine Reiterabteilung in die Ebene herab.

„Was die nur wollen? Es sind Lancers!"

„Keine Ahnung! Man müßte doch die Lanzen vom Hintergrunde sich abheben sehen."

„Aber es blitzt und funkelt!"

Angestrengt spähen einige, die mit Feldstechern versehen sind, hinüber.

„Ich hab's!" ruft Mertens. „Dragoner sind es und zwar zwei Schwadronen!"

„Jedenfalls wollen sie unser Geschützfeuer auf sich ziehen, um die Stärke und Stellungen unserer Artillerie kennen zu lernen."

Die Schwadronen rücken in Zugskolonnen rasch vor, biegen aber ebenso wie die Patrouille nach links ab.

„Sie versuchen uns zu umgehen!"

Die englischen Geschütze verdoppeln ihr Feuer; sämtliche

---

*) Auch Henkel ist wie sein Freund Genzken glücklich aus dem Feldzuge zurückgekehrt und befindet sich in seiner Heimatstadt Eisleben, Reg.-Bez. Magdeburg.

Geschosse krepieren um den Hügel herum und teilweise auch auf ihm. Die erste Schwadron ist bereits in großem Bogen hinter die Stellung der Deutschen gekommen. Auf ihrem Wege befindet sich ein Kraal — eine Ringmauer aus Felsblöcken, in deren Innenraum nachts Schafherden getrieben werden.

Hier liegen zwanzig Deutsche, sämtlich Fußgänger. Mit angelegten Gewehren erwarten sie die Engländer.

„Laßt sie noch näher heran! Gut zielen und langsam schießen!"

Das Schnellfeuer übt eine schreckliche Wirkung. Auf dem Boden wälzen sich Reiter und Pferde, und die traurigen Reste der einst so stolzen Reiterschar rasen rechts und links am Kraal vorüber. Einige kommen mit ihren ermatteten Pferden nicht rasch genug weiter und werden herabgeschossen. Mehrere Dragoner haben sich unter ihren getöteten Tieren hervorgearbeitet, werfen den schweren Säbel samt Scheide weg und flüchten zu Fuß. Die Deutschen eröffnen aber ein regelrechtes Scheibenschießen auf die todmüden Burschen, und keiner entkommt. Die zweite Schwadron hat sofort Kehrt gemacht und jagt den schützenden Bergen zu. Die plumpe Umgehung ist kläglich mißglückt.

Die Freiwilligen suchen nun den zahlreichen Verwundeten Hilfe zu bringen. Unter seinem toten Pferde liegt der Kapitän der Schwadron. Er hat Schüsse durch Brust und Arme.

Als er hört, daß „German volunteers" ihn gefangen haben, zeigt er sich etwas befriedigt; in die Hände der „blöden Bauern" zu fallen, wäre ihm als englischem Offizier unerträglich.

Dann fragt er, wer die Kopje besetzt hat.

„German corps!"

„Damned position!" meint er schließlich.

Bisher haben die Deutschen unter dem Granatfeuer nicht sonderlich zu leiden gehabt. Plötzlich fragt Oberlehrer Henkel:

„Was bedeuten die Staubwolken links draußen in der Ebene?"

„Gott verd—! Die werden doch nicht in unserer Flanke Geschütze auffahren?"

Es ist aber so. Links seitwärts — weit draußen in der Ebene — blitzt es auf, und eine Granate krepiert knapp vor der Kopje.

„Aufgepaßt! Die nächste wird gefährlich!"

Der Warnungsruf kommt zu spät. Im Bogen streicht das Geschoß über die Kopje, ein Blitz und Krach, eine dichte Rauchsäule, ein Surren und Schwirren in der Luft — dann ist es still. Langsam verzieht sich die Rauchwolke.

„Da haben wir die Bescherung!" ruft Fölzer.

Mertens ist tötlich verwundet. Das Geschoß hat im Vorbeifliegen seinen rechten Gesäßteil zerschmettert und den ganzen rechten Fuß weggerissen. Im ersten Augenblick liegt er regungslos da, dann aber windet er sich unter furchtbaren Schmerzen und stöhnt:

„Helft mir! Helft mir! Schießt mich tot!"

Die Kameraden vergessen die einschlagenden Granaten, sie wollen dem armen Freunde helfen, doch sie wissen nicht wie.

Ächzend wälzt er sich in seinem Blute. Vor Schmerz krallt er die Finger in die Felsen.

„Helft mir doch! Schießt mich tot!"

Diese Leiden anzusehen ist den treuen Kameraden unerträglich. Einige ziehen den Hut über das Gesicht und wenden sich weg. Mancher erhebt wohl das Gewehr, setzt es aber wieder ab; er bringt es nicht über das Herz, dem todeswunden Freunde den Gnadenschuß zu geben.

Endlich wird dieser ruhiger; noch einigemal schlägt er um sich und stöhnt, dann streckt er sich, ein tiefer Seufzer — und der Ärmste hat ausgerungen.

Von rechts kommt ein Depeschenreiter des Generals dahergesprengt mit dem Befehle, die Stellung um jeden Preis zu halten.

„Freiwilligen befiehlt man nicht!" ruft Fölzer ergrimmt. „Übrigens wissen wir Deutschen selbst, was wir zu thun haben."

„Wenn wir diese Stellung verlassen, so besetzen sie die Buren in keinem Falle."

Mit diesem Bescheide kehrt der Meldereiter zum General zurück.

Die Granaten fallen hageldicht auf den Hügel. Die meisten Deutschen werden verwundet, teils leicht, teils schwer. Kaum kann es eine schwierigere Lage für eine Truppe geben, als schutzlos und unthätig das feindliche Artilleriefeuer über sich ergehen lassen zu müssen.

Mittag ist längst vorüber. Henkel ist vor Erschöpfung infolge der letzten Strapazen eingeschlafen. Granaten um Granaten schlagen in seiner Nähe ein, ohne daß er erwacht. Zwei Gefährten werden neben ihm schwer verwundet.

Eben surrt eine neue Granate heran.

„Schon wieder eine Hummel!“ scherzt Fölzer.

Ganz nahe krepiert das Geschoß. Fölzer richtet sich halb auf, da fühlt er einen leichten Stich in der Brust, und wie er Atem holt, tritt blutiger Schaum auf die Lippen. Ein winziger Splitter hat seine Brust durchschlagen. Taumelnd stürzt er nieder. Die Kameraden tragen ihn zu den ungefährlichen Stellungen der Buren. Der tötlich Verwundete scherzt noch im letzten Augenblicke und feuert die Kameraden zu hartnäckigem Widerstande an. Das ist deutscher Heldensinn!

Abermals kommt der Meldereiter und bittet diesmal die Deutschen, in der Stellung auszuharren.

Endlich nähert sich die Sonne dem Horizont. Nun müssen die Khaki ihr Feuer bald einstellen. Noch aber saust Granate um Granate daher; eine streicht außergewöhnlich knapp über den Hang hin.

Van Straaten liegt hinter einem Felsblock, wo er sich verhältnismäßig sicher fühlt. Da kommt die Granate schräg von oben herab, durchschlägt ihm Rückgrat und Bauch und nagelt ihn gleichsam an die Erde. Das Geschoß krepiert nicht, da der glimmende Zünder in den Eingeweiden erstickt ist. Ein Zittern geht durch den Körper des Unglücklichen, dann ist er tot.

Da geht die Sonne unter, graue Dämmerung legt sich zwischen Freund und Feind, das Feuer verstummt.

Aufatmend erheben sich die wenigen Deutschen, die noch unversehrt sind. Die Verwundeten werden dem Ambulanzwagen, der nun herbeifährt, übergeben.

Rabenschwarz ist die Nacht; schwere Wolken jagen am Himmel dahin, und grelle Blitze zerreißen die Finsternis. Bei ihrem fahlen Scheine umstehen die Deutschen eine Grube, die ihre toten Kameraden birgt.

Eine schlichte Grabrede hält Oberlehrer Henkel, und den harten Männern laufen die Thränen über die Wangen. Dann besteigen sie ihre Pferde und reiten stumm davon. —

Keine Kunde hat Deutschland von jenem Verzweiflungskampfe seiner Söhne in der fernen Karroo erhalten, keine Geschichte nennt die Namen der Tapferen.

Und doch ist das Gefecht bei Plewmansfarm nur ein Blatt in dem Lorbeerkranze ungenannten Heldentums, den sich die deutschen Freischaren in Südafrika geflochten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch mir war es an jenem Tage nicht am besten ergangen.

Ein Bericht der amtlichen „Volksstem" in Pretoria vom 17. April 1900 enthält darüber folgendes:

„De heer Franko Seiner, redakteur, een Oostenrijker die ijn joernalistieke arbeid heeft gekombineerd met aktieve krijgsdienst bij Modderrivier en Colesberg. Op 24. Februari werd de heer Seiner door een granaat die vlak bij sprong, van het paard geslingerd en moest geruimen tijd in het hospitaal te Colesberg vertoeven wegens de toen opgedane kwetsuren."

„Der Herr Franko Seiner, Redakteur, ein Österreicher, hat seine journalistische Arbeit verbunden mit dem aktiven Kriegsdienst am Modderriver und bei Colesberg. Am 24. Februar wurde der Herr Seiner durch eine Granate, die nahe bei ihm zersprang, vom Pferd geschleudert und mußte einige Zeit in dem Hospital zu Colesberg verbleiben wegen der dabei erlittenen Quetschungen."

XXVI.

In Bloemfontein.

Bei uns ging nun alles drunter und drüber. Der Hauptkommandant General Schoemann war auf die Nachricht von Cronjes Gefangennahme bei Nacht und Nebel eiligst nach Bloemfontein geflüchtet und hatte uns auf dem vorgeschobenen Posten schmählich im Stiche gelassen. Seinem Beispiele folgten Hunderte von Buren, namentlich Freistaatler. Langsam mußten wir alle unsere Stellungen räumen und uns an den Oranjeriver zurückziehen.

Die verhängnisvolle Granate vom 24. Februar hatte mir durch ihren Luftdruck eine Gehirnerschütterung verursacht. Zwei Tage war ich besinnungslos gewesen, am dritten saß ich — allerdings anfangs wie ein Trunkener — bereits wieder auf dem Pferde. Auf einer verlassenen Farm requirierte ich ein Frauenhemd, womit meine hemdenlose Zeit endlich ihr Ende erreicht hatte.

Böhmer und ich schlossen uns nebst mehreren Deutschen, die ebenfalls von ihren Abteilungen abgekommen waren, einem Freistaatkommando an. Als wir Deutschen indes abends Feldwache bezogen, machten sich inzwischen die Freistaatler aus dem Staube. Bei Tagesanbruch war weit und breit nichts mehr von ihnen zu sehen, dagegen zeigte sich bereits englische Kavallerie in unserem Rücken. Mit Mühe erreichten wir bei Achtertang die Rückzugslinie. Da wir mit unseren Wagen nicht rasch genug fortkommen konnten, so verbrannten wir sie, nachdem wir mehrere Gewehre und Patronenverschläge mit ungefähr 40 000 Patronen vergraben hatten. Sollten die beiden Burenrepubliken die Unabhängigkeit behalten, so wird sich wohl eine Gelegenheit bieten, sie zu beheben. Wenn nicht, so bleiben sie in der Karroo wohl bis zur Götterdämmerung liegen.

Trotz vieler Nachfragen war es uns unmöglich, den Aufenthalt des deutschen Korps zu erfahren. Es stand — wie ich später erfuhr — dazumal unter dem Kommando des schneidigen Henkel noch bei Plewmanstation. Zwei Kommandos von Transvaalburen (Kommandant Grevett) befanden sich noch dort. Hinter ihrem Rücken wurde am 1. März Colesberg und Colesberg-Junction von General Clements besetzt, einige Tage später stand dessen Vorhut bereits am Oorlogsportriver östlich von Achtertang. Das deutsche Korps war nun abgeschnitten. Unter der geschickten Führung Henkels gelang es den Deutschen jedoch, sich zwischen den englischen Kolonnen hindurch zu winden und den Oranje noch vor den Engländern zu erreichen. Bei Norvalspont standen noch sechshundert Buren unter Grobler und Lemmers. Den Deutschen wurde sofort die Bewachung der großen Fahrbrücke bei Donkerpoort anvertraut. Am 6. März wurde die prächtige Eisenbahnbrücke bei Norvalspont, deren Herstellung ungeheure Summen verschlungen hatte, von den Buren gesprengt, während die Deutschen zwei Tage später die Brücke bei Donkerpoort zerstörten. —

Böhmer und ich konnten also den Anschluß an das deutsche Corps nicht finden, kein Mensch wußte, wer hier eigentlich General war und ob hier noch Widerstand geleistet werde. Alles rannte Hals über Kopf nach rückwärts, um Norvals Pont zu erreichen. Bei dieser allgemeinen Unsicherheit und bei der Unzuverlässigkeit der meisten Burenkommandos beschlossen wir, sofort nach Norvalspont zu eilen, um noch Delarey zu erreichen und mit ihm nach Bloemfontein abzugehen, was uns auch gelang.

Am Bahnhofe war ich Zeuge einer unliebsamen Scene. Kommandant Preller wurde von seinen Leuten abgesetzt und unter Hohn und Spott bis an den Waggon geleitet. Diese Schande hatte der arme Mann nicht verdient. Er war persönlich tapfer und ein ehrenhafter Charakter, hatte es aber nicht verstanden, sich bei seinen Leuten als Kommandant Geltung zu verschaffen. Auch Kommandant Habermann soll von seinen Leuten fortgejagt worden sein.

In zehn Zügen wurden wir — ungefähr tausend Mann mit ebensovielen Pferden — in Norvalspont gleichzeitig einwaggoniert. Im Verlauf einer halben Stunde befanden sich bereits alle Züge in voller Fahrt nach Norden. Die Züge fuhren mit gleicher Geschwindigkeit bei einem Abstande von einem Kilometer von einander. Mit blutendem Herzen nahmen wir von dem Kriegsschauplatze Abschied, den wir bisher so rühmlich behauptet hatten, und fuhren über den Oranje auf eigenes Gebiet zurück. Auf der gesamten Strecke Bloemfontein-Norvalspont war der Verkehr eingestellt, und in keiner Station wurde gehalten. So trafen wir nach zehnstündiger Fahrt nachts in Bloemfontein ein. Längs des Schienenstranges übernachteten wir.

Am nächsten Morgen kam Oom Paul von Pretoria an. Wir bereiteten ihm ám Bahnhofe einen begeisterten Empfang. Von der Bahnhofterrasse aus hielt er an uns folgende Ansprache:

„Das Studium des Gotteswortes lehrt mich, daß wir in einer Zeit leben, von der die Offenbarung spricht, als das Tier sich der Gewalt bemächtigt hatte, die Kirche Christi zu verfolgen, und sie erprobte, wie das Gold im Glühofen geläutert wird. Der Feind kann sich nicht selbst den Sieg geben; der Sieg ist bei dem Herrn. Bisher hat der Herr gezeigt, daß er auf unserer Seite ist, da er uns so viele Siege gab, indes wir im Glauben fest blieben. Nein, nein, liebe Brüder, laßt uns nicht dem Unglauben verfallen und den Herrn vergessen, sondern bleiben wir fest im Glauben bis in den Tod. Der Herr sagt, daß die, welche im Glauben kämpfen und durch das Schwert fallen, ihm teuer sind, und daß ihr Tod ein Opfer auf seinem Altar ist. Das ist der Kampf, in dem wir die Krone erringen können, im materiellen Sinne sowohl wie im geistlichen. Seid guten Mutes, gottesfürchtige Krieger, denn Gott ist getreu. In eurer Schwäche wird er euch stark machen durch seine Stärke. Leset Psalm 33 Vers 7 bis ans Ende, wo es heißt, daß der Sieg in den Händen des Herrn liegt und nicht in der Zahl der Rosse oder Wagen. Nein, liebe Brüder, laßt nicht eure

ganze Rasse und unsere Nachkommen vertilgen, sondern bleibt fest im Glauben. Fahrt fort zu kämpfen und seid überzeugt, daß der Herr sich in seiner Allmacht erheben und unsere Feinde zerschmettern wird. Leset auch den Psalm 68 (Siegesgesang Davids). Die Prüfung ist grausam für die Bürger, aber der Herr allein lebt und herrscht. Die jungen Männer wollten lieber im glühenden Ofen sterben, als ihrem Glauben untreu werden. Unsere Vorfahren zogen den Schandpfahl dem Verzichte auf ihren Glauben vor, und die Kirche erfreut sich noch des göttlichen Schutzes. Leset dies Telegramm allen Offizieren und Bürgern vor. Der Herr wolle sie in ihrem Glauben stärken. Auch wenn sie keinen irdischen Felsen hinter sich haben, wo sie Zuflucht finden, so müssen sie in den offenen Ebenen kämpfen, um den Sieg zu erringen."

Die Worte des Präsidenten übten auf die Zuhörer eine mächtige Wirkung aus. Flugblätter, die seine Ansprache im Wortlaute enthielten, wurden durch kleine Mädchen unter uns verteilt.

Oom Paul fuhr sodann in der Staatskarrosse des Präsidenten Steijn, der sich zu seinem Empfange eingefunden hatte, zum Regierungsgebäude.

„Wäre Oom Paul nur um zwanzig Jahre jünger, dann wäre er unser Kommandantgeneral, dann stünde es besser um uns!" hörte man allgemein klagen, und in der That hielt der greise Präsident jetzt noch das Land mit eiserner Faust zusammen.

Auch im Auslande konnte man ihm die gebührende Achtung nicht versagen und namentlich in deutschen Landen war er allbeliebt. Jede europäische Post brachte dem alten Oom Hunderte von Ansichtskarten, meist aus dem Deutschen Reiche und Deutschösterreich. Diese bereiteten ihm manche vergnügte Stunde. Ein Regierungsbeamter hatte sich allabendlich mit der europäischen Post, wenn eine solche angekommen war, bei dem Präsidenten einzufinden. Hatte dieser alle dienstlichen Sachen erledigt und den letzten seiner Bürger abgefertigt, so konnte der Beamte — es

war dann gewöhnlich spät abends — seine Herrlichkeiten auskramen.

„Was habt Ihr da?" fragt Dom Paul.

„Die deutsche Post."

„Ah Unsinn, hab keine Zeit für solche Sachen!" sagt der Präsident unwirsch, rückt aber schließlich doch den Stuhl näher an den Tisch und putzt sich die riesige Brille.

„Packt aus, es muß sein! Wir wollen doch sehen, was die närrischen Leute schreiben!"

Und nun beginnt der Beamte möglichst wortgetreu zu übersetzen. Dom Paul lehnt behaglich in seinem Lehnstuhl und hört, aus seiner Pfeife mächtige Rauchwolken ausstoßend, aufmerksam zu. Manchmal zuckt es freundlich in seinem verwitterten Gesichte auf, er läßt sich dann die Karte reichen und beguckt sie beim Lampenscheine.

„Sind doch moi (gute) Kerels!" meint er dann.

Durch die Liebenswürdigkeit des betreffenden Beamten erhielt ich Einsicht in die Ansichtskartenpost. Einige Karten waren ihres naiven und kindlichen Inhaltes wegen sehr charakteristisch. So schrieb beispielsweise der kleine Sohn eines evangelischen Missionärs aus Laurenzo Marquez, Hans Schmidt, auf einer vorlinierten Karte mit ungeübter Handschrift:

„Lieber Herr Präsident!

Wir sind sehr traurig, daß wir heute die Kapitulation von dem tapfern General Cronje lesen mußten. Aber lieber Herr Präsident, lesen Sie Psalm 69 vom Vers 34 ab: Denn der Herr hört die Armen und verachtet seine Gefangenen nicht. — Der Herr stehe den Buren bei."

Auf einer anderen Karte schrieb ein Handwerker aus Schlesien:

„Herr Krüger, ich wünsche Ihnen, daß Ihr Heer tapfer und standhaft sei, sonst würde das englische Heer es überfallen; aber ist es möglich, daß die Russen zu Ihnen kommen?"

Hunderte baten um Ansichtskarten mit der Unterschrift

Krügers. Ein Holsteiner aus Neumünster kleidete seine Bitte in folgende Gedichtform:

„Zu Ihrem steten Sieg
In diesem großen Krieg
Gegen Englands Heer
Gratulieren sehr
Und möchten zugleich Sie bitten,
'ne Ansichtskarte uns zu schicken,
Die würd' für alle Zeiten
Freude uns bereiten."

Ein Klub der „Burenfreunde" in Wilhelmsburg, ein Kegelklub „Ohm Paul" in Elberfeld u. s. w. drückten dem Präsidenten ihre Verehrung in herzlichen Worten aus.

Auf einer reichsdeutschen Ansichtskarte mit dem eingepreßten Reichsadler stand:

„Euer Gnaden! bitte ich ganz gehorsamst über den Gang der Schlacht Bericht zu geben. Wenn das nicht geht, so bitte ich Euer Gnaden, an Seine Majestät den Deutschen Kaiser zu schreiben, daß er sämtliche einzustellenden Schiffsjungen und Unteroffiziersvorschüler dorthin senden möge. Ich bin auch ein Schiffsjunge und komme Ihnen dann helfen."

Einen ausgezeichneten Rat erteilte ein Wiener (aus der Hardmanngasse im fünfzehnten Bezirk) auf einer gewöhnlichen Postkarte:

„Wie ich in unserem „Weltblatt" und anderen Wiener Blättern gelesen habe, sind Ihnen die englischen Ballone sehr gefährlich. Ich gib Ihnen nun den guten Rat, den Sie wohl befolgen mögen, daß Sie Ihre Munitionswagen mit Erde, Gras und Strauchwerk bedecken mögen, damit sie von den englischen Ballonisten nicht gesehen werden."

Und ein kleiner Salzburger schrieb in kindlicher Einfalt:

„Lieber Onkel!

Gott schütze Dich und alle Deine Buren!" —

Nachmittags ging ich zum deutschen Konsul Dr. Stollreiter, einem prächtigen Bayern, der uns Freiwillige auf der

Durchfahrt nach Colesberg im deutschen Klub mit Münchner Bier bewirtet hatte. Damals hatte ich meinen „Ersten“ in Afrika geliefert, mich aber mit dem Gedanken getröstet, daß dies nicht mein „Letzter Afrikanischer“ sein werde. Er blieb es aber doch, woran allerdings mich kein Verschulden trifft.

Da es allgemein hieß, am Modderriver stünden uns erbitterte Kämpfe bevor, so übergab ich Dr. Stollreiter einige Briefe mit der Bitte, sie im Falle meines Todes an ihre Adresse zu befördern. Er hat sie heute noch. Dr. Stollreiter war über Cronjes Gefangennahme wütend. Sein Schwager, der sich in einem Burenkommando bei Kimberley befunden hatte, war seit zwei Wochen verschollen.

Auch bei der Schriftleitung des „Vryſtaat Advertiser“ sprach ich vor, wo ich einen amerikanischen Journalisten antraf, einen Reisegefährten vom „Herzog“, der bereits längere Zeit den Feldzug auf den Philippinen mitgemacht hatte.

Die Schriftleiter machten kein Hehl daraus, daß sie Bloemfontein als verloren betrachteten. Nach ihrer Ansicht lag die Entscheidung in Transvaal.

In liebenswürdigster Weise wurde mir der Wortlaut der letzten Heliogramme, die Dewet mit dem eingeschlossenen General Cronje gewechselt hatte, zur Verfügung gestellt. Ein verwundeter Heliographist Dewets hatte die Aufzeichnung der Schriftleitung übergeben.

Die Heliogramme sind äußerst interessant und charakteristisch und lauten:

Pretoria, 25. Februar, 10 vorm. Präsident Krüger an General Dewet: „Benachrichtigt Cronje, daß große Verstärkungen unterwegs und er befreit werden wird. Psalm 22, 22.“ (Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich vor den Einhörnern. — Ob bei diesem Verse der alte Präsident wohl an das englische Wappen gedacht hat?)

25. Februar, 12.[20] nachm. Dewet an Cronje: „Präsident telegraphiert, auszuhalten, bedeutende Verstärkungen nahen. Sobald sie angekommen, greifen wir früh morgens von Norden an.

Psalm 64, 8." (Aber Gott wird sie plötzlich treffen, daß es ihnen wehe thut.)

25. Februar, 4.^{15} nachm. Cronje an Dewet: „Meine Nahrungsmittel werden knapp; im übrigen zweifle ich nicht, mit Gottes Hilfe den Feind nach Norden auseinander sprengen zu können. Psalm 20, 8." (Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse, wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes.)

26. Februar, 7.^{30} vorm. Dewet an Cronje: „Verstärkung kommt hoffentlich heute. Haltet Euch bis morgen Abend. Senden Vorräte sobald als möglich. Psalm 59, 16." (Laß sie hin und her laufen um Speise und murren, wenn sie nicht satt werden.)

26. Februar, 9.^{30} vorm. Cronje an Dewet: „Der Feind hat ungeheuren Zuzug erhalten; ich werde hart bedrängt. Psalm 2, 2." (Ach Gott, wie sind meiner Feinde so viel und setzen sich so viele wider mich!)

26. Februar. Dewet an Cronje: „Verstärkungen sind bereits in der Ferne sichtbar; aber ich werde selbst von überlegenen feindlichen Streitkräften angegriffen. Psalm 60, 3." (Gott, der du uns verstoßen und zerstreut und zornig warest: Tröste uns wieder!)

26. Februar, 4.^{10} nachm. Cronje an Dewet: „Das Bombardement ist überwältigend, starke Verluste. Die Mehrzahl der Bürger verlangt Übergabe. Psalm 60, 13." (Schaff' uns Beistand in der Not, denn Menschenhilfe ist nichts nütze.)

Letzteres Heliogramm wurde von den Engländern mitgelesen, worauf sie an beide Generale heliographierten:

„Jeder weitere Widerstand Cronjes ist unnützes Blutvergießen, er ist von 70000 Mann mit 120 Kanonen umstellt, und kein Mann seiner Truppen wird lebendig entkommen, wenn die Übergabe nicht sofort erfolgt. Psalm 63, 11." (Sie werden ins Schwert fallen und den Füchsen zuteil werden.)

Daß Cronje von den Engländern sich hatte umzingeln lassen, fand man allerseits unbegreiflich.

Der holländische Militärattaché, der gerade aus Natal gekommen war, sprach sich äußerst abfällig über die dortige

Heerführung aus, da die Buren geradezu uneinnehmbare Stellungen ohne zwingende Gründe geräumt hätten und deshalb auch die Belagerung von Ladysmith hatte aufgegeben werden müssen. Viele ließen die Köpfe hängen, nur wir Deutschen waren so kampfesfroh und unternehmungslustig wie immer.

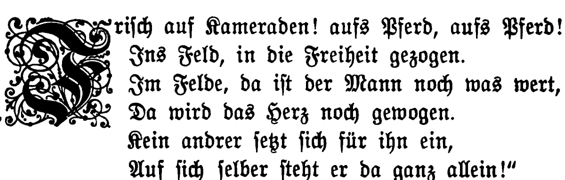
Abends kam ein Zug aus Pretoria mit frischen europäischen Freiwilligen an. Meist waren es Deutsche, Franzosen und Russen. Einige der letzteren waren in Offiziersuniform, auch befand sich unter ihnen ein Kosakenhetmann und ein persischer Prinz, beide in ihrer Nationaltracht. In ihrer schweren Kleidung und mit den riesigen Mützen dürften sie es bei der Hitze nicht allzulange in der Front ausgehalten haben. Die Franzosen lagerten auf dem Bahnhofplatze. Sie tranken Champagner, waren sämtlich berauscht und schrien die ganze Nacht hindurch.

Auf Weisung des Kriegsamtes erhielt ich mein abgetriebenes Pferd gegen einen prächtigen Schimmel umgetauscht.

Unsere zusammengeschmolzene Abteilung hatte sich durch achtzehn Deutsche und einige Holländer, die von ihren Kommandos abgekommen waren und sich uns angeschlossen hatten, derart verstärkt, daß wir uns wieder stolz deutsches Freikorps nannten.

XXVII.

Am Modderriver.



„Frisch auf Kameraden! aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Kein andrer setzt sich für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein!“

klang's in die frische Morgenluft hinaus, und fröhlich und wohlgemut trabten wir nach Westen, dem neuen Kriegsschauplatze zu.

Die weite Ebene bot uns ein völlig neues Landschaftsbild und hatte viele Reize.

Wie ein Meer dehnte sich die wellige Fläche ringsum aus. Zahllose Springböcke trieben sich herum und luden zu lustiger Jagd ein.

Bald begegneten wir vielen Bauern; sie waren durchwegs Freistaatler, die aus den Stellungen am Modderriver sich davon gemacht hatten. Sie erzählten Schaudergeschichten von der Wirkung der Lyddithbomben, denen man in der freien Ebene schutzlos preisgegeben sei. Trotz aller Vorstellungen waren sie nicht zur Umkehr zu bewegen. Später kamen Hunderte von Transvaalern uns entgegen. Sie erklärten: „Wenn die Freistaatler uns bei Verteidigung ihres eigenen Landes im Stiche lassen, so wären wir Leute ohne Kopf, wollten wir nur einen Finger für diese Verräter rühren!“

Bei der Mittagsrast lagerten sich zu unserem Verdrusse die Franzosen, die gleichzeitig mit uns abgerückt waren, neben uns. Während wir zu schlafen versuchten, ging bei denen bald der Spektakel los. Einigen war das Essen zu schlecht, weshalb sie ihrem selbstgewählten Kommandanten lebhafte Vorwürfe machten. Nach längerem Wortwechsel rief dieser aus: „Ihr habt in den Hotels in Bloemfontein auf Kosten der Regierung so viel gegessen und getrunken und an die Regierung solche übertriebene Forderungen gestellt, daß ich die Rechnung dem Kriegsamte gar nicht vorzulegen wagte!“

Eine interessante Begegnung hatten wir an diesem Tage. Mitten unter den flüchtenden Bauern befand sich eine Truppe von dreißig Mann, die im Gegensatz zu den Bauern außer mit Gewehren noch mit Revolver, Bajonett und Säbel, kurz bis an die Zähne bewaffnet war und durchwegs neue Kleidung anhatte. An ihrer Spitze ritt ein Mann, bei dessen Anblick wir unseren Augen kaum trauten.

Ein Pariser Gigerl vom Scheitel bis zur Sohle: Braunen Halbcylinder, Monocle, tadellosen Stehkragen und Manschetten, eleganten Khakianzug, braune Lackstiefletten, die Linke mit einem

braunen Handschuh bekleidet, in der rechten einen Handschuh und die unvermeidliche Cigarette — eine solche Erscheinung in diesen Einöden war mir noch nicht vorgekommen.

Es war der französische Oberst a. D. Villebois de Mareuill, der damals von ungefähr dreißig Franzosen zum Kommandanten gewählt worden war.

Mit Verachtung sah er auf die schmutzigen Buren, die sich ganz unverhohlen und mit großem Vergnügen seine Erscheinung beguckten und ihn auslachten.

„Es muß auch solche Menschen geben!" meinte ein Bur zu mir.

Wir waren später geradezu verblüfft, als wir in einer europäischen Zeitschrift das Bild Villebois' mit dem Vermerk antrafen: „Generalstabschef der Transvaalarmee!"

Eine europäische Tageszeitung widmete ihm später folgenden Nachruf:

„Oberst Villebois-Mareuil †. Der Tod hält reiche Ernte unter den Burenführern. Auf den bewährten General Kock, den schneidigen Reiteroffizier Grafen Zeppelin und den bedächtigen Joubert folgte nun Oberst Villebois-Mareuil, der „Moltke der Buren", der „südafrikanische Lafayette". Er war eine ziemlich sagenhafte Persönlichkeit geworden, seitdem er in das Burenheer eingetreten war, und einen großen Teil der anfänglichen Erfolge schrieb man ihm zu. Sein Thatendrang hat ihn aus der französischen Armee getrieben. Als die Expedition von Madagaskar vorbereitet wurde, bewarb er sich um ein Kommando. Es wurde ihm verweigert, da alle Obersten-Stellen bereits besetzt waren. Nun ging er nach Afrika und nahm das Kommando der Fremdenlegion an, weil er hoffte, die Legion werde zu der Campagne in Madagaskar herangezogen werden. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, nahm Villebois-Mareuil seinen Abschied bereits vor vier Jahren, denn er war eine begeisterte Soldatennatur und hatte aus militärischer Thatenlust das Kommando übernommen."

Nachdem das Blatt eine Heldenthat, die Villebois als Leutnant eines Chasseurregimentes im Jahre 1870 auf Kosten

der Deutschen vollführt habe, ausführlich geschildert hat, leistet es sich folgende Zugabe: „Wir finden ihn wieder als Burengeneral. In dieser Stellung wirkte er mit manchem deutschen Kameraden zusammen. Die Ausbildung der Reiterei, die Organisierung der Artillerie und des Intendanzwesens sind die sichtbaren, erfreulichen Früchte dieser gemeinsamen Thätigkeit. Er gehörte zu den wenigen Fremden, denen die Buren eine leitende Rolle anvertrauten. Er war beweglich wie sie, er war auf allen Kriegsschauplätzen, er eilte von Ost nach West und wieder zurück. Ende Januar kämpfte er vor Kimberley. Villebois erregte Bewunderung durch die Kaltblütigkeit, mit der er stundenlang im dichtesten Feuer seine Befehle gab. Später wurde Villebois wieder in Colesberg, dann vor Ladysmith gesehen. Er nahm an dem „jüngsten Kriegsrate in Pretoria" teil, weilte zuletzt in Kroonstad und scheint von dort nach Westen rekognosziert zu haben, um Lord Methuens Marschrichtung auszuforschen."

Europa war eben damals von seinem Größenwahn nicht zu heilen und wollte nicht glauben, daß kein einziger europäischer Offizier auf die Kriegführung irgend welchen Einfluß besaß. Es schien unfaßbar, daß einfache Bauern, die von Strategie und Taktik keine Ahnung hatten, europäisch erzogene Berufssoldaten so oft überlöffelten; dahinter mußte unbedingt ein europäischer Offizier stecken.

Die Buren gehorchten aber selbst ihren eigenen Führern nur bedingungsweise, wie erst einem Ausländer und noch dazu von der Erscheinung eines Villebois. Letzterer war, wie er später durch seinen Tod auf dem Schlachtfelde bewies, ein tapferer Mann, aber bei den Buren und Ausländern hatte er sich durch sein excentrisches Wesen lächerlich gemacht. Auf unsere Frage, warum er zurückgehe, antwortete er:

„Ich lasse meine Leute nicht zwecklos totschießen. Übrigens bin ich niemandem Rechenschaft schuldig!" —

Bis Sonnenuntergang ritten wir weiter. Am fernen Horizont zeichneten sich die von der Abendglut vergoldeten

Kuppen der Höhen von Abrahamskraal scharf gegen das helle Firmament ab, während die Wipfel einzelner Baumgruppen schon halb im Schatten lagen, bis die hereinbrechende Nacht endlich alles in ihren Schleier hüllte.

Bald lagen wir — in die leichte Decke gehüllt — in tiefem Schlafe, über uns als einziges Schutzdach den klaren Sternenhimmel. — — —

Ein herrlicher Morgen war angebrochen. Es war eine Lust, durch das freie, von Tafelbergen umrahmte Land dahinzusprengen. Die reine Luft zitterte, und jeder Atemzug war eine Wonne.

Nach mehreren Stunden sahen wir die Gallerie des Modderriver. Hinter Terrainwellen versteckt lagerten mehrere Kommandos. Auch ein Heliograph war in Thätigkeit und sandte seine blitzenden Strahlen ins Land hinaus.

Am Flusse trafen wir das Johannesburgdorp-Kommando — wohl zu unterscheiden vom Johannesburger Polizeikorps — an. Es nahm soeben die Wahl seines Kommandanten — der bisherige war Tags zuvor gefallen — vor. Die Leute stellten sich zu Pferde in einem Vierecke in eingliedriger Linie auf. Jede Viereckseite wurde von einer Korporalschaft gebildet. In der Mitte der Aufstellung befanden sich die Generale Dewet, Delarey und Cilliers.

Jeder Korporal hielt an seine Mannschaft eine Ansprache, in der er sie ermahnte, frei nach ihrer Überzeugung ohne jedwede Beeinflussung den richtigen Mann zu wählen.

Sofort rief ein Bur: „Tollie de Beer!"

Jubelnd nahm die erste Korporalschaft den Namen auf.

Nun ruft der Korporal zu Delarey:

„General! Ich habe Euch zu vermelden, daß meine Kerls de Beer gewählt haben!"

„Meine auch!" meldet der nächste Korporal.

„Ich habe das Gleiche zu sagen!"

„Meine Menschen haben es auch so gemacht!" berichtet der letzte.

„Waar es de Beer?“ fragt General Delarey. — „Wo ist de Beer?“

„Hier zoo, General!“ ruft de Beer, ein fünfunddreißigjähriger Mann von prächtiger Hünengestalt und offenen intelligenten Zügen, und reitet aus einer Linie in die Mitte vor.

„Es ist mir eine wahre Freude, Euch mitzuteilen, daß alle Kerls Euch zum Kommandanten wollen!“

„General! Ich bin ein einfacher Mensch, die Verantwortung ist zu groß und schwer, es ist mir unmöglich, sie zu tragen!“

„Kerls, was sagt ihr?“ wendet sich der General an die Leute.

„De Beer ist unser Kommandant! Wir wollen de Beer!“ erschallt es vielstimmig.

Der älteste Korporal, ein Mann mit schneeweißem Haar und Bart, reitet nun zu de Beer.

„Bruder! Guckt die Menschen an, alle wollen Euch und bitten Euch, ihr Kommandant zu sein. Ihr allein seid dazu geeignet. Niemand kann den toten Kommandanten so ersetzen und keiner das Kommando so führen wie Ihr. Wir werden auch stets gehorsam sein! Ist es so, Kerls?“

„Ja, so ist es! Sicherlich, Korporal!“

„Wir wissen, es ist eine schwere Last, doch Ihr seid der Mann, sie zu tragen. Wir brauchen einen guten Kommandanten. Bringt unserem armen Vaterland das Opfer!“

Nach einigen Augenblicken richtet sich de Beer, der vornüber geneigt auf dem Pferde gesessen hat, wieder auf.

„Maten (Kameraden)! Eine schwere Pflicht legt ihr auf meine Schultern. Nicht weiß ich, ob ich sie mit meinen schwachen Kräften tragen kann. Doch es ist euer Wunsch, und so will ich es in aller Bescheidenheit thun! Für unser Vaterland!“

„Kerls! Ihr habt es gehört, de Beer will!“

„Hurra! Het leve de Beer!“ jubeln ihm die Buren von allen Seiten zu.

„Ruhig Kerls!“ gebietet der General mit dröhnender Stimme. Sofort tritt Stille ein.

„De Beer ist euer Kommandant! Er wird euch gut führen, aber ihr müßt ihm stets gehorsam sein. Ungehorsam hat uns schon viel geschadet, und ungehorsame Kerls sollen lieber hauszu trekken. Sobald alle gehorsamen, wird es auch wieder gut mit uns stehen!“

Der Prediger betet nun:

„Herr Gott! Beende bald diesen ungerechten Krieg. So viel Blut ist vergossen worden, und unschuldige Frauen und Kinder müssen leiden. Soll der Streit aber weiter dauern, so schaue, o Herr! auf uns arme Afrikaners herab, auf Dein afrikansches Volk, und sei mit uns!“

Vornübergebeugt, das Gesicht mit dem Hute verdeckt, sitzen die Buren auf den Perden. So manches Auge wird feucht. Die Stille wird nur durch das mächtige Rauschen des Modderriver unterbrochen, der schäumend in seinem Bette dahinströmt, über gewaltige Felsmassen, an denen die braunen Fluten sich brausend brechen.

Ein Choral folgt dann. Der herrliche Vollgesang übt eine mächtige Wirkung.

Nun reitet Dewet, dessen Name schon jetzt in der ganzen Front bekannt ist, vor.

„Bruders! Viele Hartloopers (Hartlaufer — Ausreißer) hat es unter uns gegeben, so viele, daß nicht mehr tausend Menschen hier sind. Die Transvaaler sagen, die Freistaatler sind Hartloopers, und die Freistaatler sagen, die Transvaaler sind zuerst gelaufen. Bruders! Freistaatler und Transvaalsche Menschen sind geflüchtet, und alle sind Hartloopers, alle sind schlechte Kerls! Wir in der Front hier sind tapfere Kerls, Transvaaler und Freistaatler, und nicht wollen wir uns gegenseitig schimpfen und miteinander streiten, damit der Engelsmann sich freuen kann!“

„So ist es! Der General hat recht!“ sagen alle.

General Cilliers ruft mit flammender Begeisterung zum äußersten Widerstande auf:

„Burghers! — In großen Massen naht der Engelsmann. Aber unser Gott ist nicht ein Gott des Goldes, unser Gott ist nicht ein Gott der brutalen Gewalt und der Kanonen! Unser Gott ist ein Gott des Rechtes und der Freiheit! Wenige sind wir nur mehr, aber wir wollen sterben für unser Recht und unsere Freiheit!“

„Hurra!“ Von den zündenden Worten des Generals hingerissen, schwingen die Buren jauchzend ihre Hüte.

In mächtigen Klängen erschallt das Transvaallied, der ergreifende Klagegesang des verlassenen deutschen Bruderstammes, und als die Sänger verstummt sind, hallt es vom Modderriver her noch zitternd nach:

„Dat vrije volk zijn wij! — Das freie Volk sind wir!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Übergabe Cronjes verschob Lord Roberts den Weitermarsch nach Bloemfontein bis 7. März und verblieb mit seinem Hauptlager in Osfontein, um der Kavalleriedivision und Artillerie Zeit zur Erholung zu gönnen, da ihre Pferde völlig erschöpft und vorderhand zu größeren Unternehmungen unfähig waren. Auch mußte die Verpflegung geregelt und — da Dewet den ganzen englischen Train genommen hatte — eine neue Trainkolonne gebildet werden. Durch diesen Aufenthalt gewannen die Buren Zeit, sich bei Poplar Grove nördlich und südlich des Modderriver aufzustellen.

Am 7. März nahm Roberts seinen Vormarsch wieder auf. Die Kavalleriedivision French drang längs des Südufers vor und stieß bald auf den linken Flügel der Buren, der sich auf den sogenannten „Sieben Schwestern“, einer Hügelgruppe bei Poplar Grove, von Nord nach Süd hinzog. French schwenkte sofort nach Süden gegen Kalkfontein ab und zog dann auf der Straße von Poplar Grove weiter, wodurch es ihm gelang, den Buren in den Rücken zu kommen. Als aber die Tetenbrigade unter Oberst Porter in die „Sieben Schwestern“ eindrang, geriet sie in ein Kreuzfeuer und büßte nahezu die ganze Vorhut ein. Der rechte und der linke Flügel der Buren traten nach-

mittags den Rückzug an, während die Nachhut alle Angriffe der Kavalleriedivision French abwies. Am Abend desselben Tages nahm Roberts die 9. Division und die Gardebrigade vom nördlichen auf das südliche Ufer und verlegte sein Hauptquartier nach Poplar Grove.

Die Buren hatten sich auf die Höhen von Driefontein, ungefähr zehn Kilometer südlich von Abrahamskraal, zurückgezogen, wo sie unter Delarey die Engländer erwarteten. French suchte den Feind bei Abrahamskraal, geriet jedoch wider Erwarten bei Driefontein am 10. März in ein hartes Gefecht. Auch die 6. und 9. Division vermochten infolge der Erschöpfung ihrer Mannschaften den Widerstand des Feindes nicht zu brechen und erlitten schwere Verluste. French allein verlor 70 Tote und 340 Verwundete. Sämtliche Angriffe der Engländer wurden abgewiesen, und als die Nacht hereinbrach, war der Kampf noch unentschieden. —

Wir waren am 6. März bei den „Sieben Schwestern" eingetroffen und hatten noch am Abend desselben Tages gemeinsam mit der Johannesburger Polizei, unseren alten Waffenbrüdern von Colesberg, die äußersten Vorposten bezogen. Da es die Zeit erlaubte, so badeten wir im Modderriver. Kaum 4000 Yards vor unserer Stellung befand sich eine Farm, wo eine englische Reiterabteilung eingekehrt war. Wir beschlossen, nach Einbruch der Dunkelheit der Farm ebenfalls einen Besuch abzustatten. —

In zauberischer Pracht funkelte der Sternenhimmel. Kein Laut störte die Stille der Nacht. Aufmerksam spähten wir nach der Farm; weiter glitten wir dann über die freie Ebene, geräuschlos, hier dem Erdboden uns anschmiegend, dort den Schutz des hohen Grases suchend. In jeder Minute konnten wir auf die englischen Posten stoßen.

Doch die Engländer drüben bei der Farm schienen sich in Sicherheit zu wiegen. Sie wähnten uns bereits in voller Flucht hinter Bloemfontein, während die Polizisten, ihre gefährlichsten Gegner, in ihrer unmittelbaren Nähe waren. Mit der ihnen eigenen, in vielen Kaffernkriegen erprobten Gewandtheit suchten

Diese den nächtlichen Handstreich auf die vorgeschobene feindliche Abteilung auszuführen. Ihren Spürsinn schärfte die bis zur Erbarmungslosigkeit gesteigerte Erbitterung über die Gefangennahme Cronjes. Von unserem Korps nahmen zwölf ausgesuchte Freiwillige an dem Zuge teil. Lautlos, gleich Schatten, huschten wir dahin. Zeitweise drang das Schnauben eines Pferdes zu uns herüber. Da — eben sind wir auf dem Kamme einer Terrainwelle angelangt — steht eine Gestalt vor uns.

„Verd—! Ein Posten!"

An den Boden geschmiegt liegt die ganze Linie regungslos da.

„Ob er uns gesehen hat?" — Doch nein! Er stützt sich aufs Gewehr und läßt ein gelangweiltes Räuspern hören. Ich meine zu träumen, als sich hinter dem Ahnungslosen eine Gestalt aufrichtet und ihm einen Revolver an die Schläfe setzt.

„Hands up!" Dem überraschten Posten bleibt keine Zeit zum Überlegen, er läßt das Gewehr fallen und gibt die Hände in die Höhe.

„Goddam!" kommt es knirschend über seine Lippen.

Unbesorgt dringen wir jetzt vor. Von der flackernden Glut des Feuers beleuchtet, sind bereits die Pferde bei der Farm zu erkennen. In mehreren Reihen stehen sie da, an eisernen Nägeln in der Erde befestigt. Alle sind gesattelt. Am Feuer selbst sitzen zwei Soldaten; sie rauchen aus kurzen Pfeifen. Und Zoll um Zoll gleitet es nun schlangengleich heran. Das Feuer stets im Auge wird jedem Stein, jedem Grasbüschel, dessen Umbrechen ein verräterisches Knistern verursachen könnte, ausgewichen. Wie wir auf offenem Felde, so schleichen die übrigen Polizisten am Uferrande des Modderriver vor, bis sie sich der schlafenden Truppe gegenüber befinden. Dann bleiben sie liegen, als ob sie mit dem Erdboden verwachsen wären.

Weit draußen am Horizont sind die Lagerfeuer der Kavalleriedivision French zu erkennen. Ungeduldig, den Finger am Drücker, warten wir auf das Zeichen zum Angriff. Weiter vorzudringen ist unmöglich, da wir sonst in den Lichtbereich des Feuers kämen.

Die Engländer am Feuer unterhalten sich im Flüstertone. Um sie herum liegen viele Baumstämme. Von Soldaten ist weiter nichts zu sehen. Nach einiger Zeit erhebt sich der eine und tritt in das Haus, kehrt aber bald mit einem anderen zurück. Dieser rüttelt einen Baumstamm, der zu unserem Erstaunen sich zu regen anfängt und ein vernehmbares Gähnen hören läßt. Noch mehrere Stämme verwandeln sich in Soldaten. Nach kurzer Zeit marschiert eine Patrouille von vier Mann auf uns zu. Lautlos heben wir die Karabiner, auf jeden einzelnen sind mehrere Läufe gerichtet.

„Fire!“

Der gefangene Engländer hat den Warnungsruf ausgestoßen. Ein kurzer, markerschütternder Schrei folgt — es überläuft mich eisig kalt. Der Todesschrei hat die Schläfer am Feuer geweckt; alle sind aufgesprungen, und selbst die Pferde sind unruhig geworden. Wie angewurzelt steht die Patrouille da und starrt in die Finsternis hinaus.

„Jack!“

Der aber gibt keine Antwort mehr. Nun ist kein Augenblick zu verlieren. Ein schriller Pfiff und Rrrrumm! saust der Geschoßhagel zur Farm hinüber und schlägt in das Durcheinander von Menschen und Pferden ein. Die Patrouille ist weggefegt. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgt. Alles schreit durcheinander, Verwünschungen und Flüche wechseln mit Kommandoworten und übertönen das Röcheln und Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten. Schüsse blitzen gleich elektrischen Funken auf allen Seiten auf. Alles stürzt aus der gefährlichen Beleuchtung des Feuers. Einige Besonnene versuchen zwar Widerstand zu leisten, doch werden sie von den anderen mit fortgerissen. Offiziere und Mannschaften werfen sich in panischem Schrecken auf die Pferde und rasen in wildester Flucht davon.

Und hinterdrein fegt unser Eisenhagel über die Ebene dahin und wirft viele der flüchtigen Reiter von den Pferden. Bald ist auch der letzte in der Dunkelheit verschwunden. Das niedergebrannte Feuer flammt unter unseren Händen wieder

hoch empor. Bei der rot flackernden Glut besehen wir uns die nächste Umgebung. Der Platz ist mit toten und verwundeten Menschen und Tieren übersäet. Die Verwundeten werden in die nahe Farm gebracht, Gewehre, Bajonette und Säbel zertrümmert und in das Feuer geworfen. Auch Zaumzeug, Sättel, Decken und Mäntel, die wir nicht des Mitnehmens wert erachten, werden den Flammen übergegeben.

Sodann treten wir in gehobener Stimmung den Rückmarsch an. —

Eine Stunde später erfolgte der Angriff der Engländer auf die vermeintlich besetzte Farm.

Wir aber saßen hinter den nächsten Hügeln und kochten unseren Morgenkaffee; ab und zu lauschten wir dem Krachen der Salven.

XXVIII.

French vor den „Sieben Schwestern".

„Kommandant! Dort links kommen sie aus der Niederung herauf!"

Wie der Wind sind die Freiwilligen in den Stellungen.

„Aha, die hoffen uns in der Flanke zu fassen!"

„Bis zur Terrainwelle mit dem Busch sind tausend Yards. Ich habe die Strecke gestern abgeschritten."

„Gut, dann lassen wir sie noch näher kommen."

In langer dünner Linie halten wir am 7. März die „Sieben Schwestern", eine Hügelgruppe westlich von Poplar Grove, besetzt.

„Ay! Ay!" Kafferngeschrei.

„Hurra! da kommen unsere Fußgänger!"

Richtig! da sind sie, acht wackere Burschen, die sich durch den Mangel an Pferden nicht abhalten lassen, in die Front einzurücken. Auf einem Maultierwagen, der von Kaffern gelenkt

wird, langen sie an, unter hellen Jauchzern und fröhlichen Liedern — als ob heute Kirchweih wäre. Die Buren schütteln über die tollen Burschen wohl die Köpfe, aber so mancher murmelt: „Dappere Kerels! — Tapfere Kerls!“

Inzwischen ist die erste feindliche Abteilung bedeutend näher gerückt.

Regungslos liegen wir da.

Langsam dringt die Kavalleriekolonne — natürlich ohne Vor- und Seitenpatrouillen — in die Niederung ein, die unsere Aufstellung durchschneidet. Da fällt auf den jenseitigen Höhen ein Schuß, und nun prasselt von links und rechts ein fürchterliches Etagenfeuer auf die Überraschten hinab. Nochmals durch unsere Aufstellung zurück wäre Selbstmord, also stürmen die Dragoner mit geschwungenen Säbeln vorwärts und suchen aus dem Feuerbereich zu kommen. Da erblicken sie in einer Erdkluft Wagen und Pferde; im Nu werfen sie sich auf diese. Eine Abteilung Fußgänger eines Burenkommandos, die sich den Daherstürmenden entgegenstellt, wird niedergeritten und zusammengehauen. Viele Engländer sitzen ab und dringen in den Erdriß ein; dort entspinnt sich ein stummes Ringen auf Leben und Tod.

Aber schon sind die Rächer da. Wieder schlägt ein vernichtender Eisenhagel in die Reitermasse, während ein Burenkommando daherrast und den einen Ausgang des Thales abschließt. Nun jagen die Reiter zurück, verfolgt von einem mörderischen Kugelregen. Wenige entkommen aus dem Defilée.

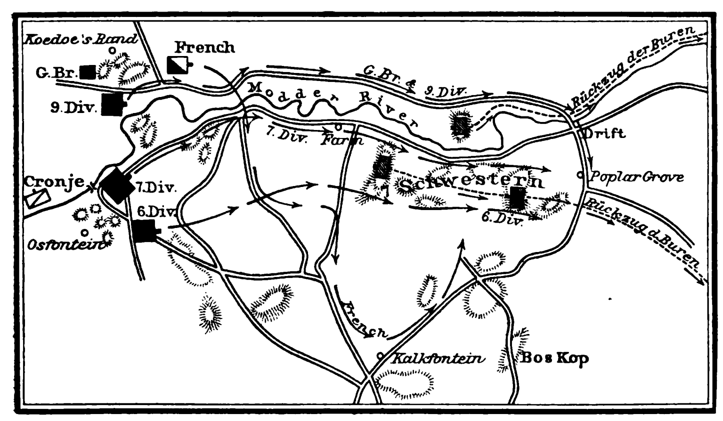
14 Offiziere, 196 Mann und 252 Pferde sind nach englischen Berichten auf dem Gefechtsfelde geblieben — als trauriges Opfer eines nachlässigen Aufklärungsdienstes.

Ein einziger vorgeschickter Reiter hätte uns hinter den Felsen entdecken müssen.

Draußen auf der Ebene, kaum zweitausend Yards vor uns, halten die drei Kavallerieregimenter der Tetenbrigade Porter, vor deren Augen die Vorhut vernichtet worden ist. Ihre beiden reitenden Batterien eröffnen nun ein heftiges Feuer auf unsere Stellung. Innerhalb einer Stunde ist die gesamte Kavallerie-

division French versammelt. Acht reitende Batterien überschütten die „Sieben Schwestern“ mit Granaten, als ob sie diese mit den eisernen Zuckerhüten zudecken wollten. Zwölf Kavallerieregimenter nehmen eine abwartende Stellung ein.

Mittags langte auch die 6. Division Kelly-Kenny mit acht Infanteriebataillonen zu je acht Kompagnien und drei Batterien an. Unsere Lage wurde nun äußerst kritisch, da wir zweihundert Deutschen und Buren auf dem äußersten linken Flügel von einer solchen Übermacht einfach weggeschwemmt werden mußten.



Gefecht bei den „sieben Schwestern“.

Einstweilen kam uns aber die fürchterliche Mittagshitze zu Hilfe, die jede Bewegung der englischen Truppen unmöglich machte. Ich selbst konnte nicht eine Strecke von zweihundert Yards zu Fuß zurücklegen, ohne heftiges Herzklopfen und alle Symptome des Hitzschlages zu bekommen. Nach je 40—50 Schritten mußte ich mich niedersetzen, um Atem zu holen.*)

Die Pause in der englischen Bewegung wurde auf unserer Seite gut ausgenützt. Unser rechter Flügel trat rasch den Rück-

*) Nach einer Meldung des Feldmarschalls Lord Roberts erlagen bereits am ersten Tage seines Vormarsches zum Entsatze von Kimberley 4 Offiziere und 59 Mann dem Hitzschlag.

zug an, dann folgte die Mitte. Wir am linken Flügel blieben in den Stellungen, um als Nachhut den Rückzug zu decken. Unsere Fußgänger schickten wir natürlich mit den Wagen fort. Der Rückzug ging in voller Ordnung vor den Augen der ohnmächtigen Engländer vor sich; auch nicht ein Maultier wurde verloren.

„Hartloopers (Hartlaufer — Ausreißer)!" rief ich einigen bekannten jungen Buren eines abziehenden Kommandos scherzend nach.

„Ons vlucht niet, ons retirir! — Wir flüchten nicht, wir retirieren!" war die schlagfertige Antwort.

Gegen die stechenden Sonnenstrahlen suchten wir unseren Körper durch heißen Kaffee, den wir in Erdrissen mitten in dem fürchterlichen Granatenhagel kochten, widerstandsfähiger zu machen.

Um fünf Uhr nachmittags ließ endlich die Hitze etwas nach. Nun kam Bewegung in die feindlichen Massen, doch war bereits unser letzter Wagen am Horizont verschwunden. Langsam traten auch wir den Rückzug an. Einigemale versuchte das nachsetzende Dragonerregiment uns auf den Leib zu rücken, wir fielen aber stets in die jeweilige Gangart unserer Verfolger, wodurch der Abstand sich immer gleich blieb. Dieses Manöver konnten wir um so leichter ausführen, als die abgehetzten und schwer bepackten englischen Pferde an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen waren und sich kaum mehr vom Platze bewegen konnten. Mehrmals verhöhnten wir die Engländer, indem wir sie auf tausend Yards herankommen ließen, sie vom Pferde herab mit einem kurzen Schnellfeuer empfingen und dann im Galopp davonsprengten, um an einer anderen passenden Stelle dasselbe Spiel zu wiederholen. Nur wenn sie absaßen, um uns einige Salven nachzusenden, entzogen wir uns durch schleunige Flucht dem Feuerbereiche.

Als die Sonne sich dem Horizont näherte, war unsere Aufgabe erfüllt. Wir gaben den Pferden die Sporen und waren bald den Blicken der Engländer entschwunden.

XXIX.

Der Kampf um Driefontein.

Der 10. März.

Ein kühler Morgenwind strich über die Höhen von Driefontein. In langen Linien, die Karabiner im Arme, standen wir bei den Pferden und schauten schweigend in den aufsteigenden Glutball, der in majestätischer Pracht sich über dem Horizont erhob. Alle waren sich des Ernstes der Stunde bewußt. Es galt, die englische Armee auf ihrem Siegesmarsche nach Bloemfontein nochmals aufzuhalten, um für unser aufgelöstes Heer Zeit zum Sammeln zu gewinnen und es vor vernichtenden Schlägen zu bewahren. Zu dieser ehrenvollen Aufgabe waren das Johannesburger Polizeikorps und ein Freistaatkommando — kaum 600 Mann — unter General Delarey auserſehen, und dieser kleinen Heldenschar schlossen wir fünfzig Deutsche uns freiwillig an.

Mehr oder minder waren alle dem Tode geweiht. Sinnend und mit gefalteten Händen standen die Buren da. Sie dachten an Weib und Kind, die sie schutzlos in der Einöde unter halbwilden Kaffern zurückgelassen. Wie glücklich waren wir Freiwillige dagegen, da wir für niemanden zu sorgen brauchten. Die einen hatten keine Eltern und Freunde, denen ihr Tod Schmerz bereitet hätte, und die anderen, die bereits so manches Geschoß pfeifen gehört hatten, dachten sich: „Jede Kugel trifft ja nicht!"

Eben hatte ich einen tüchtigen Schluck aus meiner Feldflasche gethan und reichte sie meinem Kameraden Ingenieur Böhmer.

Da — was ist das? Es kracht in der Ebene — rechts vor uns gegen den Modderriver zu.

„Das sind Engländer!"

„Unmöglich! Die stehen nicht so früh auf! Man jagt dort jedenfalls!"

Auf den gegenüberliegenden Höhenrücken bei Abrahamskraal werden lange dunkle Linien sichtbar, die sich langsam in die Ebene hinabschieben. Von den Sonnenstrahlen getroffen geht ein tausendfaches Leuchten und Blitzen von ihnen aus.

„Die Lancers!"

„Nun, wer hat recht?" meint Böhmer.

Bald verkündet Gewehrfeuer auf dem rechten Flügel, daß dort das Gefecht begonnen hat.

Die feindlichen Linien sind inzwischen hinter einigen Terrainwellen verschwunden, ohne wieder aufzutauchen. Das Feuer rechts dauert an. Nahezu die ganze Kavalleriedivision French greift in das Gefecht ein; doch es gelingt ihr nicht, auch nur eine Fußbreite Bodens den tapferen Polizisten abzuringen. Immer heißer brennt die Sonne nieder und langsam rückt der Vormittag vor. Noch immer müssen wir unthätig verweilen; Stunde um Stunde verstreicht. Endlich — es ist bereits Mittag — wird es auf den Höhen vor uns wieder lebendig. Die neunte Division (General Colville) ist eingetroffen. Dichte Kolonnen steigen in die Ebene herab, wenden sich dann aber unserem rechten Flügel zu.

„Kommandant!" Ein Reiter sprengt heran. „Kommandant!" ruft er dem Führer der Freistaatburen, Fouche, zu. „Eure Kerls sollen sofort den rechten Flügel verstärken. General Delarey ersucht Euch darum!"

„Waar is de Engelse? — Wo sind die Engländer?" fragt Kommandant Fouche mit stoischer Ruhe.

„Hier zo! — Hier so!" entgegnet der Meldereiter und weist auf die langen Linien der Engländer, die Fouche ohnedies schon gesehen hat.

„Der General ersucht Euch dringend!" setzt der Bote beinahe bittend hinzu.

„Wel! — Wohl!" sagt der Kommandant nach einigem Zögern. „Ich werde kommen!"

„Opklimmen, Kerels! — Aufklimmen, Kerls!"

Im Nu sitzen die hundert Freistaatburen im Sattel und

jagen der gefährdeten Stelle zu. Da erscheint ein Polizist auf schäumendem Pferde.

„War zijn de Duitsers?“ — „Wo sind die Deutschen?“

„Hier zoo, Jong!“ rufen wir ihm jubelnd entgegen.

„Als ihr beliebt, kommt uns helfen!“

„Sofort!“ ruft Kommandant Böhmer.

Flugs sind wir auf den Pferden, und mit Windeseile geht's dem Boten nach. Hinter einer Terrainwelle halten wir, da die Stellung des Polizeikorps sehr ausgedehnt ist und der Führer nicht recht weiß, welche Stelle wir verstärken sollen. Nun geht es aber vor uns los. Die englische Artillerie ist in der Ebene aufgefahren und überschüttet unsere Stellung mit Geschossen. Böhmer und ich klettern auf eine Kopje rechts seitwärts, von wo aus wir das Vorrücken der Engländer genau beobachten können.

„Siehst Du, dort an der Terrainwelle, kaum tausend Yards entfernt, entwickeln sich ihre Massen. In wenigen Augenblicken haben wir sie auf dem Halse!“

Und nun rühren sich auch die zeitweilig schweigsamen Polizisten wieder. Ihr Einzelfeuer knattert und rollt die Linie entlang, daß es eine Lust ist. Dichter Pulverdampf — die wenigsten Polizisten haben rauchschwache Mauser — verwehrt die Aussicht. Endlich zerreißt ein Windstoß den Schleier. Die feindlichen Schützenschwärme sind zurückgegangen, sammeln sich jedoch hinter der nächsten Terrainwelle. Mit nervöser Ungeduld warten wir des Befehles zum Vorrücken. Nichts Peinlicheres gibt es für den Soldaten, nichts ist ihm mehr verhaßt, als unthätig dem Kampfe zusehen zu müssen. Ein drückendes Schweigen lagert über dem Schlachtfelde. Nur das Sausen und Krachen einschlagender Granaten und das Singen und Klirren der Sprengstücke ist hörbar. Es ist die Ruhe vor dem Sturme, dem auch wir in wenigen Augenblicken die Brust entgegenwerfen sollen.

„Kamerad!“ wendet sich Böhmer halblaut an mich. „Du schreibst nach Hause, wenn —“

„Natürlich! Und umgekehrt du!“

„Selbstredend!“

Schweigend drücken wir uns die Hände.

Da plötzlich beginnt bei einer Farm, halbrechts vor uns, kaum tausend Yards weit, ein rasendes Schnellfeuer feindlicher Infanterie, die sich, gedeckt durch Terrainwellen, bis dorthin vorgeschlichen hat. Sie unterstützt die Kolonnen, die in der Niederung wieder vordringen.

Ein Reiter kommt dahergesprengt.

„Auf Duitsers! Jetzt ist's Zeit!“

Das ist sein letztes Wort. Von einer Kugel in den Kopf getroffen stürzt er aus dem Sattel, und das erschreckte Pferd läuft fort. Hier ist nicht mehr zu helfen.

„Vorwärts Kameraden!“ ruft Böhmer, mit gewaltigem Satze springen wir über die Leiche und eilen nach vorne in der Richtung fort, die uns der Tote gewiesen. Sſst! Sſst! Schon beginnen die Kugeln um unsere Köpfe zu pfeifen.

Rechts von mir stürzt einer. Ist er gestolpert oder hat ihn eine Kugel getroffen? — Doch vorwärts, jetzt ist keine Zeit zum Umsehen. Binnen wenigen Minuten sind wir in der Stellung der Polizisten, die uns mit freudigen Zurufen empfangen. Seit dem vorigen Zurückweichen des Gegners ist noch kein Schuß auf unserer Seite gefallen. Nun aber sind die feindlichen Schützenschwärme bis auf sechshundert Yards herangekommen und werfen sich nieder, um die in langen eingliedrigen Linien nachrückenden Reserven in sich aufzunehmen. Die Infanterie bei der Farm hat ihr Feuer eingestellt, und allerorts herrscht eine beklemmende Stille. Da erhebt sich die Kolonne vor uns wieder und rückt im Schnellschritte heran.

Mit angehaltenem Atem, die Gewehre im Anschlag, liegen wir da. Schon sind sie bis auf zweihundert Yards herangekommen. Die Bajonette blitzen. Die Offiziere heben die Säbel und rufen: „God save the Queen!“

Da, im entscheidenden Augenblicke, schlägt ein Eisenhagel in die Stürmenden, daß ihnen das Hurra! auf den Lippen erstirbt. Reihenweise stürzen sie. Ihre Tapferkeit muß an dem

Schnellfeuer unserer Mauser zerschellen. Teilweise durch das Feuer ihrer Artillerie und der Infanterieabteilung bei der Farm gedeckt, geht die erschütterte Kolonne zurück. Wir atmen etwas auf.

„Du blutest ja am Kopfe?“ bemerkt Böhmer besorgt.

„Nicht erwähnenswert!“ entgegne ich. „Ein Steinsplitter, der mich kaum berührt hat. Wenn's nicht schlimmer kommt, will ich's schon aushalten!“

Allmählich verstummt auch auf englischer Seite das Feuer, aber ein wahrhaft beängstigender Anblick bietet sich uns dar. Kolonne auf Kolonne erscheint auf den jenseitigen Höhen und steigt in die Ebene herab. Nun ist auch die 6. Division (General Kelly-Kenny) eingetroffen. Deutlich sehen wir, wie vier tiefe Sturmkolonnen vor uns formiert werden. Mit ihren Massen wollen sie uns erdrücken. Weichen dürfen wir nicht, so gilt es denn, ehrenvoll zu sterben! Langsam rücken die Kolonnen heran. Ein schrecklich banger Augenblick ist gekommen, und selbst den Kaltblütigsten krampft es das Herz zusammen.

„Pompompom! Pompompom!“ kracht es halbrechts von der Farm her, und sechs Granaten platzen mitten in unserer Stellung. Ein sogenanntes „Pompom“ oder Granaten-Schnellfeuergeschütz hat uns auf tausend Yards unter Feuer genommen, und auch die dortige Infanterie überschüttet uns mit einem Kugelregen. Immer näher kommen die Sturmkolonnen und dichte Reservemassen folgen ihnen. Trotz des Zischens der Kugeln und des Krachens der einschlagenden Granaten sind die englischen Hornsignale hörbar. Und näher wälzt sich die gelbe Flut. Die ersten Reihen tauchen eben zweihundert Yards vor uns aus einer Terrainfalte auf.

„Jetzt kommen sie!“

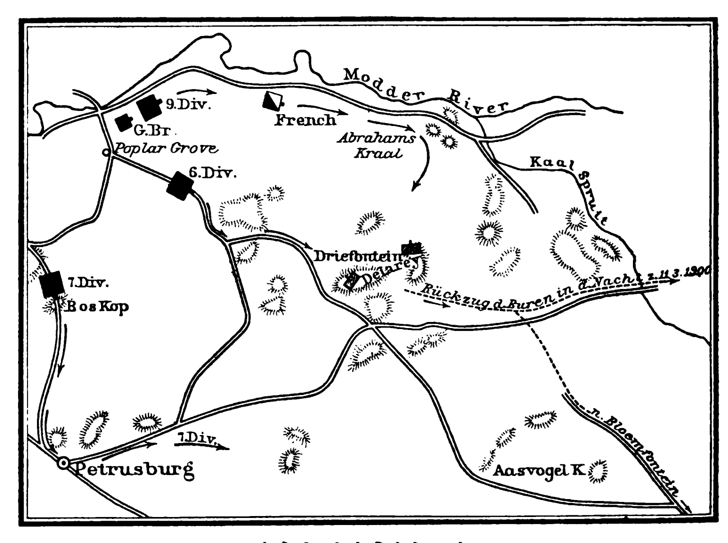
„Nur Ruhe! Laßt sie kommen! Je näher, desto besser! Langsam schießen und nicht zu hoch halten, jeder Schuß muß sitzen!“

Hei! wie das blitzt und dröhnt und kracht und jeder Schuß hebt unseren Mut. Auch unser Gewehrmaxim knattert wieder und verrichtet blutige Arbeit. Einige Minuten lassen die Khaki den Eisenhagel über sich ergehen; dann aber faßt Entsetzen ihre Glieder und in wilder Flucht wenden sie sich.

Die erste Kolonne ist geworfen, und unter den aufgelösten Scharen wütet der Todeshagel unserer Mauser. Die nachrückenden Sturmkolonnen werden durch die Flüchtenden in Unordnung gebracht, langsam wenden auch sie sich und marschieren samt den Reserven zurück.

Die Sonne nähert sich dem Horizont und taucht das Firmament in blutrote Tinten. Mit einem begeisterten Hurra! bejubeln wir ihr Scheiden. Der Zweck des furchtbaren Kampfes ist erreicht, jetzt können wir die Stellungen verlassen. Mögen die Engländer nun immerhin kommen! Doch diese denken nicht daran. Die abgehetzten Truppen, die einen Gewaltmarsch über die wasserlose Steppe in der afrikanischen Gluthitze hinter sich hatten, waren eines energischen Angriffes nicht mehr fähig.

So war es unserer kleinen Schar gelungen, die englische Armee einen ganzen Tag festzuhalten und für die Räumung der Hauptstadt die nötige Zeit zu gewinnen.



Gefecht bei Driefontein.

Es ist Nacht. Der Schlachtenlärm ist verstummt, und die Ruhe des Todes hat sich auf die Walstatt herabgesenkt. Ein kühler Wind streicht über die Ebene. Zerrissene Wolkengebilde jagen am Himmel dahin, und der Mond gießt sein bleiches Licht über die Landschaft.

Schweigend, den Karabiner schußbereit in der Rechten, reite ich mit einer Streifpatrouille über das Schlachtfeld. Kaum hundert Yards vor unserer Stellung treffen wir auf die ersten Toten. Weiter ist keiner gekommen. Ihre Gesichter sind weiß wie Schnee. Einige liegen am Rücken, Mund und Augen weit offen, andere mit dem Gesichte auf der Erde, noch im Tode das Gewehr fest umklammert. Viele sind in den unglaublichsten Stellungen. Einer hält den steifen Arm kerzengerade in die Höhe. Gleich unter den Vordersten befindet sich ein blutjunger Offizier. Das Gesicht ist blutüberströmt und schmerzverzerrt, und in den geballten Fäusten sind ausgeraufte Grasbüschel. Ein Splitter einer englischen Granate, die zu kurz ging, hat ihm die Schädeldecke weggerissen und das Gehirn bloßgelegt.

Und weiter reiten wir. Manchmal liegen die Leichen haufenweise da, wie sie eben das tödliche Blei hingestreckt hat. Das Stöhnen und Ächzen der Verwundeten und Sterbenden geht durch Mark und Bein. Es ist leichter, in der Schlacht selbst zu stehen als über das Schlachtfeld zu reiten. Wo man hinkommt, erschallt der Ruf: „Water! Water!“ Wir können aber nicht helfen, denn wir haben kein Wasser und sind deshalb selbst in einem bemitleidenswerten Zustande. Weiter geht es, und die Rufe ersterben in einem herzzerreißenden Gewimmer. Weiße Tropenhelme bedecken weithin das Feld. Im fahlen Mondschein leuchten sie wie Totenschädel. Niemand hebt sie auf. Warum? Sie sind voll Blut und Gehirn.

Ein Pferd liegt in einer großen Blutlache. Bei unserem Näherkommen will es sich aufrichten. Aber nur ein kurzes Schnaufen entringt sich der gequälten Brust, dann fällt es tot zurück. Vor uns bewegen sich Lichter hin und her. Sie gehören

den englischen Krankenträgern, die die Verwundeten zu bergen suchen. Wie viele mögen in dieser Nacht noch verbluten?

Eben biegen wir vorsichtig um einen Felskegel, da stehen wir unmittelbar vor einigen englischen Ambulanzwagen, die bisher unseren Blicken entzogen waren. Gräßlicher noch als vor unseren Stellungen sieht es hier aus. Auf Bahren werden Verwundete gebracht, und Klagerufe werden laut, so schwach wie das Schluchzen eines Kindes. Krankenwärter gehen umher und flößen den Verwundeten aus Aluminiumgefäßen stärkende Getränke ein. Auf einer Büffelhaut liegt ein junger Offizier mit todblassem Gesichte. Ein Arzt kniet mit aufgestreiften Hemdärmeln über ihm und schneidet dem Bewußtlosen ein Geschoß aus dem Unterleib. Ein Wärter leuchtet dazu, und plötzlich wird beim Scheine der Laterne ein Haufen abgeschnittener Glieder sichtbar. Eben schaut der Arzt, ein noch junger Mann, von seiner unheimlichen Arbeit auf. Da wenden wir die Pferde und reiten entblößten Hauptes und mit gesenkten Karabinern an den Verwundeten vorbei. Der Arzt dankt, kurz salutierend, und beugt sich dann wieder über den regungslosen Körper.

Eine dichte Wolke hat sich inzwischen vor den Mond gelegt, und undurchdringliche Finsternis umgibt uns. Ein leichter Sprühregen geht nieder, und fröstelnd schlagen wir die Rockkrägen in die Höhe.

XXX.

Schlußwort.

Nach dem Kampfe bei Driefontein stand dem englischen Heere der Weg nach Bloemfontein offen. Bereits am 13. März zog Lord Roberts in die Hauptstadt des Oranje-Freistaats ein, und damit war der erste Abschnitt dieses interessanten Krieges beendet.

Während der erste Band uns die Buren bis zur Übergabe Cronjes auf allen Linien in der Offensive zeigt, wird der

zweite und letzte Band dieser Erinnerungen nachweisen, welcher Widerstandskraft ein kleines aber tapferes Volk bei Verteidigung der eigenen Heimat fähig ist.

„Freie Bürger sind wir, denen kein Mensch etwas tau seggen het!“ sagte in den ersten Monaten des Krieges der selbstbewußte Bauer zu seinem Kommandanten, bestieg sein Pferd und ritt heim.

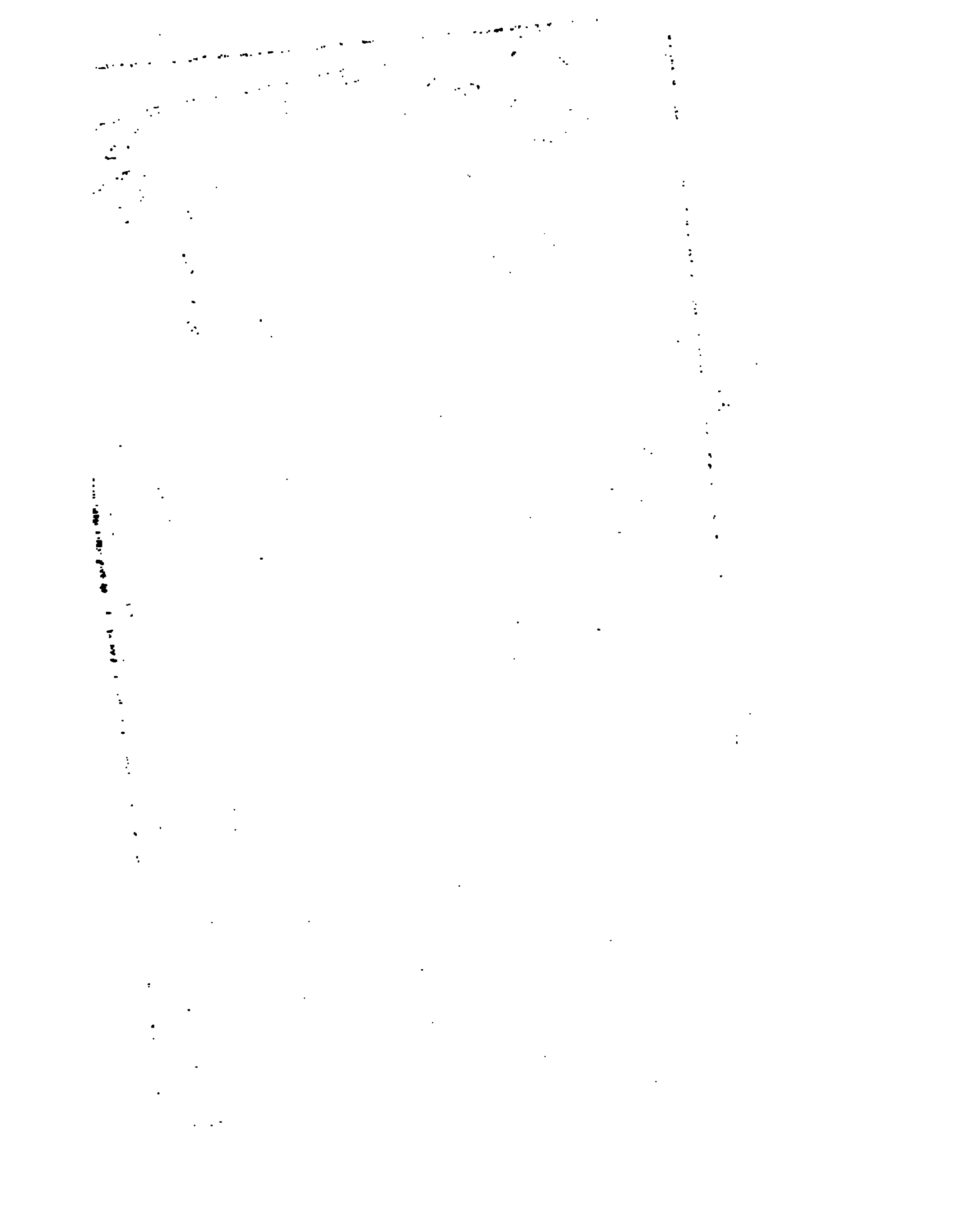
Erst nach der Einnahme von Pretoria wurde es besser. Mit einer unglaublichen Zähigkeit führten nunmehr die Buren selbst nach den schwersten Niederlagen den Kampf weiter und glichen so die Fehler, die sie früher infolge ihrer mangelhaften militärischen Organisation begangen hatten, teilweise wieder aus.

Eine Viertelmillion englischer Söldner hat bisher nicht vermocht, die kleine Schar von Männern, Kindern und Greisen niederzuringen; dieselbe Truppenmacht hätte beispielsweise hingereicht, China, das 400 Millionenreich, zu unterwerfen. Die Buren sind aber auch echte Germanen.

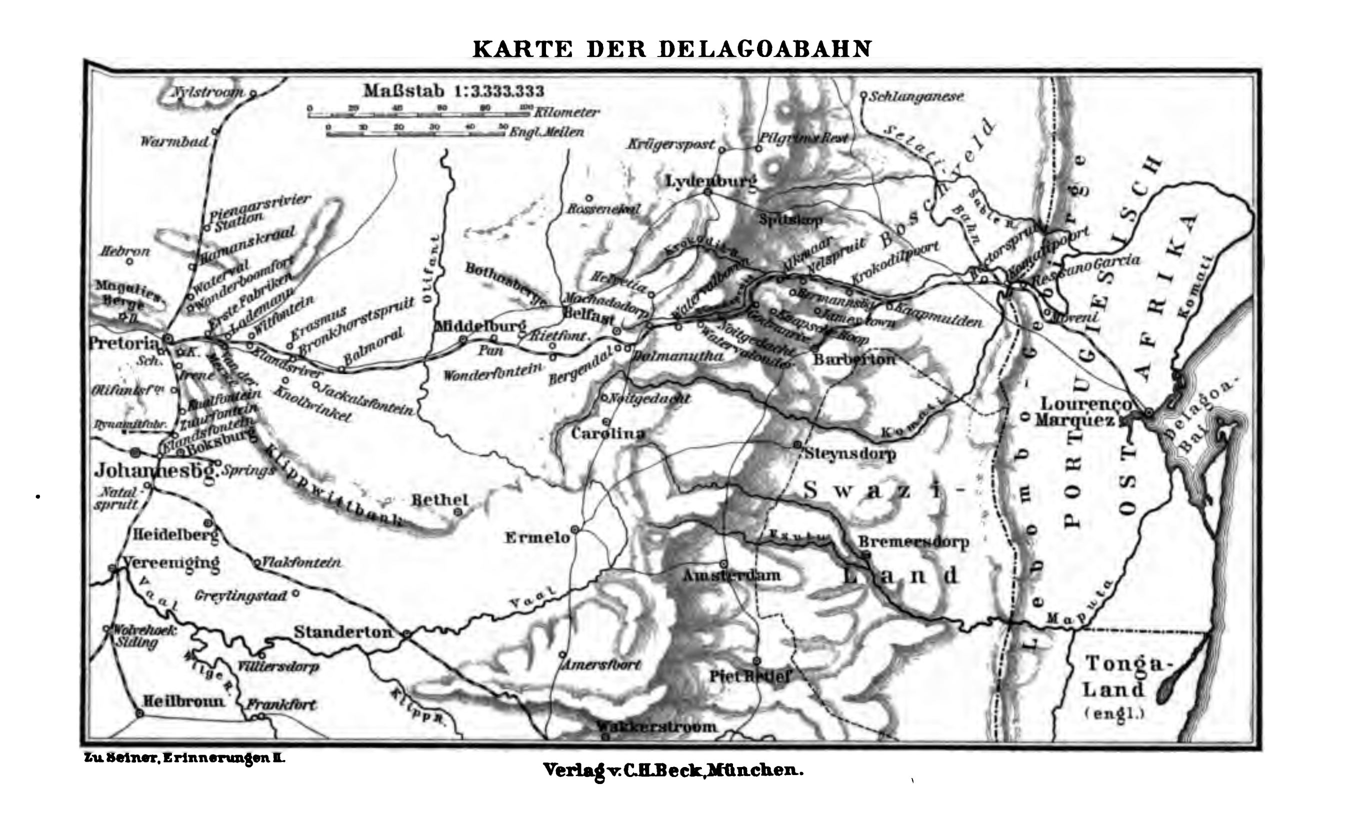
Der Geist, der dieses kleine Heldenvolk erfüllt, spricht sich in den Worten des tapferen Dewet aus:

„Wir kämpfen, bis unsere Kinder groß geworden sind!“

Ende des ersten Bandes.



KARTE DER DELAGOABAHN



Zu Seiner, Erinnerungen II.

Verlag v. C.H.Beck, München.

Ernste und heitere Erinnerungen

eines

deutschen Burenkämpfers

von

Franko Seiner.

Zweiter Band.

Rückzugsgefechte im Freistaate. Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabahn; Schlacht von Dalmanutha; Kriegsgefangenschaft und Heimkehr.

(10. März bis 4. November 1900.)

Mit einer Spezialkarte der Delagoabahn und einem Plan der Schlacht von Dalmanutha



München 1902
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Der Schlußband meiner „Erinnerungen" gibt meine Erlebnisse in den Rückzugsgefechten im mittleren und nördlichen Freistaate, in Johannesburg und Pretoria, in den Kämpfen an der Delagoabahn und im Lydenburger Berglande, in der portugiesischen Kriegsgefangenschaft und auf der Heimreise wieder; gleichzeitig wurden auch die hauptsächlichsten Ereignisse auf den anderen Kriegsschauplätzen in der erforderlichen Weise berücksichtigt.

Ich bemühte mich nach Kräften, die Buren, die ich im Gefechte, im Lager, bei Patrouillengängen und Jagden, sowie auf ihren Farmen, in der Familie und bei friedlicher Beschäftigung kennen gelernt, mit richtigem Verständnis zu beurteilen, und habe mein Urteil gelegentlich hier auch ausgesprochen. In der Hauptsache aber begnügte ich mich mit der Anführung von Thatsachen und überließ es dem freundlichen Leser, sich sein Urteil selbst zu bilden.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß in diesen Aufzeichnungen und namentlich in den letzten Abschnitten eine leichte Verstimmung zum Ausdrucke kam. Voll Begeisterung für die bedrängten Stammesbrüder war ich nach Südafrika geeilt, ziemlich ernüchtert kehrte ich zurück. Es war in Südafrika vieles faul. Wohl sah ich zahlreiche Beispiele von Vaterlands-

liebe und wahrer Selbstverleugnung, allein ich konnte auch nicht blind dafür sein, daß in den Burenstaaten der Bestechung und dem krassesten Egoismus, der Vaterlandslosigkeit und schnödem Verrat Thür und Thor geöffnet war. Namentlich in Transvaal, wo eine Oligarchie begüterter Familien die Herrschaft an sich gerissen hatte und Pietismus und Quäkertum dem Staatsorganismus den Stempel aufdrückten, sah es nicht am besten aus. Das Gold war den Buren in jeder Hinsicht zum Fluche geworden, es hatte einen unheilvollen Einfluß auf den Charakter des Volkes ausgeübt. Durch Unsummen hatten die englischen Minenkönige die öffentliche Moral untergraben und eine gefährliche Bestechungskrise hervorgerufen, der glücklicherweise der Krieg ein Ende bereitete, bevor sie die Widerstandskraft des Volkes gelähmt hatte.

Das Nationalbewußtsein in beiden Staaten war bereits stark im Schwinden begriffen. Im südlichen und westlichen Freistaate sprach man mit Vorliebe englisch, die Burentaal hatte nur mehr zwischen den vier Wänden Geltung, die jungen Mädchen, die meist in englischen Pensionaten erzogen wurden, schämten sich auf offener Gasse ihrer Muttersprache. Gottlob besitzt die englische Nation nicht das Assimilationsvermögen der Amerikaner, sonst gäbe es keine Kap- und Natalburen mehr und auch die Freistaatburen wären schon längst anglisiert. Dem Durchschnittsburen war es ziemlich gleichgiltig, ob er unter die englische Herrschaft kam oder nicht, wenn nur seine Rechte ungeschmälert blieben. Ubi bene, ibi patria!

Wären die englischen Befehlshaber, die in verschiedenen Proklamationen den Buren Freiheit und Eigentum verbürgt hatten, mit weiser Milde vorgegangen und hätten sie ihr Wort gehalten, der Krieg wäre schon lange beendet.

Erst kürzlich erlebte ich eine herbe Enttäuschung. Im Juni v. J. bildete Lord Kitchener unter dem Namen „National

Scoudingcorps" eine Truppe, die sich aus übergelaufenen Buren zusammensetzt. Gegen die Zusicherung, ihr Besitztum nach Beendigung des Krieges ungeschmälert zurückzuerhalten, für fünf Schilling Tagessold und 75% des erbeuteten Viehes leisten diese Schurken dem Landesfeinde Schergendienste und helfen ihre Brüder ausmorden. Das Kommando über diese Verräterschar übernahm nun der frühere Burengeneral Celliers, den ich als glühenden Patrioten und tapferen Mann kennen gelernt und geachtet hatte. Es war derselbe Celliers, der am 6. März 1900 uns am Modderriver zu verzweifeltem Widerstande mit den Worten aufgerufen hatte: „Wenige sind wir nur mehr, aber wir wollen sterben für unser Recht und unsere Freiheit!" (Siehe Band I Seite 221 dieser „Erinnerungen".)

Auf all' die Grundübel, an denen die Burenstaaten und ihre Kriegführung in der ersten Phase des Krieges krankten, einzugehen, habe ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Ob ein anderes Volk als die Buren dem englischen Golde besser widerstanden wäre, ist sehr zu bezweifeln. Jedes Volk hat seine Krisen, und schlagen wir in der eigenen Geschichte um hundert Jahre zurück, so werden wir die Buren gewiß nicht zu strenge beurteilen.

Der Krieg hat sich als ein radikales Heilmittel erwiesen und mit der alten Mißwirtschaft gründlich aufgeräumt. Eine junge Generation hat die Führung übernommen, und bewundernd blickt die Welt auf die Heldenthaten eines Dewet, Botha, Delarey, Fouche, Beyer u. a. m., die in unglaublich zähem Kampfe um ihre Freiheit ringen und den Engländern sogar die Vorherrschaft in Südafrika streitig machen. Unvergängliche Lorbeeren hat sich auch das Johannesburger Polizeikorps errungen, die einzige nach europäischem Muster organisierte und disziplinierte Burentruppe, die am 10. Ok-

tober 1899 mit 600 Mann ins Feld gerückt und innerhalb elf Monaten bis auf 35 Mann aufgerieben worden war. Die wahrhaft glänzenden Ruhmesthaten dieser Männer und die Ausdauer, mit der das letzte Zehntausend bei Aufopferung von Weib und Kind den Kampf gegen die erdrückende Übermacht führt, überstrahlen die erwähnten Schattenseiten weitaus und lassen uns in diesen Buren mit Stolz heldenhafte niederdeutsche Stammesbrüder erkennen, die unserer besonderen Teilnahme wert sind. Sollten die Buren, was ich als sicher annehme, nach Beendigung des Krieges eine gewisse Selbständigkeit behaupten, so werden sie unter Führung des geliebten Präsidenten Steijn, der bereits im Freistaate die Fähigkeit der Buren, ein Staatswesen in modernem Sinne zu leiten, treffend nachgewiesen, sich neu organisieren und stärken, um die Engländer schließlich doch noch aus Südafrika zu verjagen. —

An den Nachwehen der Feldzugsstrapazen noch leidend habe ich das vorliegende Buch zum größten Teile auf dem Krankenbette verfaßt; möge es gleich dem ersten Bändchen eine freundliche Aufnahme finden.

Graz, im Januar 1902.

Franko Seiner.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

I.

Eine schwere Nacht.

Prachtvoll wölbt sich über Freund und Feind der Sternenhimmel, und der Mond gießt sein freundliches Licht über die stille Landschaft aus.

Hinter ihren Verschanzungen liegen die müden Kämpfer von Driefontein*) und blicken schweigend in die Ebene hinab. Wohl sind ihre Lippen vertrocknet und quält sie brennender Durst, doch die leuchtenden Augen zeigen die Freude über den siegreichen Kampf, die alles Ungemach leicht ertragen läßt. Die beispiellose Zähigkeit und der unbeugsame Heldenmut der kleinen Schar hat der feindlichen Armee ein gebieterisches Halt geboten, hat aller Welt bewiesen, daß die Widerstandskraft der Buren noch ungebrochen ist.

Aber wird es wohl möglich sein, die Auflösung der verschiedenen Abteilungen zu verhindern und die regellosen Haufen zu organisiertem Widerstande zusammen zu raffen? Wird mit der Hauptstadt auch der ganze Freistaat dem Feinde zufallen?

Diese Sorgen lassen die Siegesfreude nicht recht zum Durchbruche kommen.

Finster schauen Buren und Burenkämpfer hinüber zu den Lagerplätzen jener, die um feilen Sold einem freien stammverwandten Volke die Zwingherrschaft aufzudrücken suchen.

---

*) S. Band I dieses Werkes S. 229 ff.

Eine lange Linie rotglühender Punkte zeigt die zahllosen Kochfeuer an, um die die englischen Truppen lagern.

Der 10. März war für die armen Khaki ein harter Tag gewesen.

Von dem anstrengenden Marsche und erbitterten Kampfe erschöpft, mit zerissenen Schuhen und zerfetzten Monturen, das Gesicht von Staub und Pulverdampf geschwärzt, halb sinnlos vor Durst, liegen sie um die Feuer und warten sehnsüchtig auf den Train, der Proviant und Rüstungen, die der afrikanischen Gluthitze wegen abgelegt wurden, bringen soll. Der heutige Tag hat ihnen eine herbe Enttäuschung bereitet. Sie hatten die Zersprengung der „letzten" Burenscharen am Modderriver für ein Kinderspiel gehalten und nun waren drei Divisionen nicht imstande gewesen, den Feind aus seinen Stellungen zu werfen.

Unerschüttert hielt er noch die Höhen von Driefontein besetzt und gar mancher blickte scheu nach jenen Hügeln hin, um die heute ein so heißer Kampf getobt hatte und die mit Tagesgrauen neuerdings bestürmt werden sollten. So manchem war es dabei nicht sonderlich wohl zu Mute.

Wie viele Entbehrungen und Gefahren mochten seiner in diesem ruhmlosen Kriege noch harren, und waren die 3 Schillinge es wohl wert, daß er so oft den Burenkugeln sich entgegenführen ließ?

Neue Batterien rasseln durch die stille Nacht daher und frische Truppen treffen ein. In den ersten Morgenstunden wird die Angriffsbewegung wieder aufgenommen, die mit der Einschließung des hartnäckigen Gegners enden und ihm ein zweites Paardeberg bereiten soll.

Bereits beginnt die Kavalleriedivision French aufzusatteln, und der General selbst steht an einem großen Feuer im Kreise seiner Offiziere, denen er die Dispositionen für das bevorstehende Gefecht erteilt.

Doch auch drüben in den Burenstellungen regt es sich. Lautlos verlassen die Kämpfer ihre Verschanzunger und schwingen

sich auf die Pferde. Schattenhaft huschen die stillen Reiter über die Ebene und verschwinden in der Nacht. Und als die ersten Khaki die Höhen ersteigen, da sind dieselben leer.

Der gewandte Gegner ist entschlüpft. — —

Auf der Straße nach Bloemfontein wälzt sich in dieser Nacht im Mondscheine eine lange Kolonne von Wagen und Reitern dahin, die zurückgehenden Kommandos der Generale Botha, Delarey, Dewet und Cilliers; sie sind bereits seit vielen Stunden in Bewegung.

Bunt durcheinander gemischt sind Reiter, Wagen, Geschütze und Fußgänger, eine einzige ungeheure Staubwolke hüllt das Ganze ein. Der Marsch ist eine wahre Qual. Vor jeden Wagen sind 10—20 Ochsen oder Maulesel gespannt. Die müden Zugtiere wollen nicht mehr den Dienst verrichten, jeden Augenblick legt sich ein erschöpfter Ochs nieder und die Maultiere sind störrig, bocken und schlagen aus.

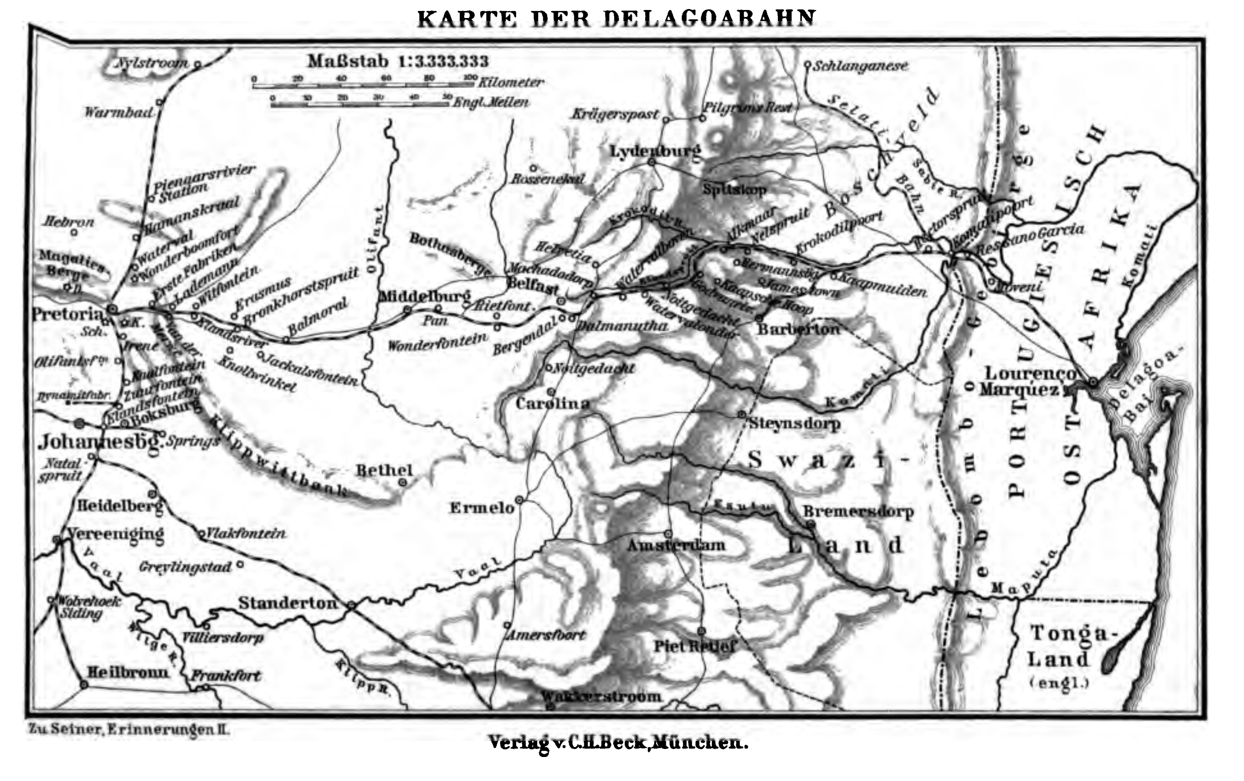
„Ay! Ay!"

Kafferngeschrei, Peitschengeknall und Wagengerassel vereinigt sich zu einem betäubenden Lärm.

Plötzlich hält die Kolonne. Ein Wagen an der Spitze ist gebrochen und quer über die Straße gestürzt. Alle greifen hurtig zusammen, die Fuhrleute — Fußgänger und Kaffern — spannen die Maultiere aus, die Reiter sitzen ab und schieben den Wagen seitwärts. In kurzer Zeit ist die Straße frei und die Kolonne zieht weiter.

Nach zehn Minuten stockt der Zug abermals. Ein Ochs ist mitten im Gespanne zusammengestürzt und verendet. Rasch wird er, sowie der Nebenochs abgeschirrt, einige Gepäckstücke und Kisten werden abgeworfen, um den Wagen zu erleichtern, und neuerdings geht es fort. Je länger der Marsch dauert, desto öfter gibt es Aufenthalt. Bald bricht ein Wagen, bald stürzt oder verendet ein Zugtier, aber rasch ist das Hindernis beseitigt, unbarmherzig wird auf die müden Tiere eingehauen, und immer wieder setzt sich der Zug in Bewegung.

KARTE DER DELAGOABAHN



Zu Seiner, Erinnerungen II.

Verlag v. C. H. Beck, München.

Ernste und heitere Erinnerungen
eines
deutschen Burenkämpfers

von

Franko Seiner.

Zweiter Band.

Rückzugsgefechte im Freistaate. Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabahn; Schlacht von Dalmanutha; Kriegsgefangenschaft und Heimkehr.

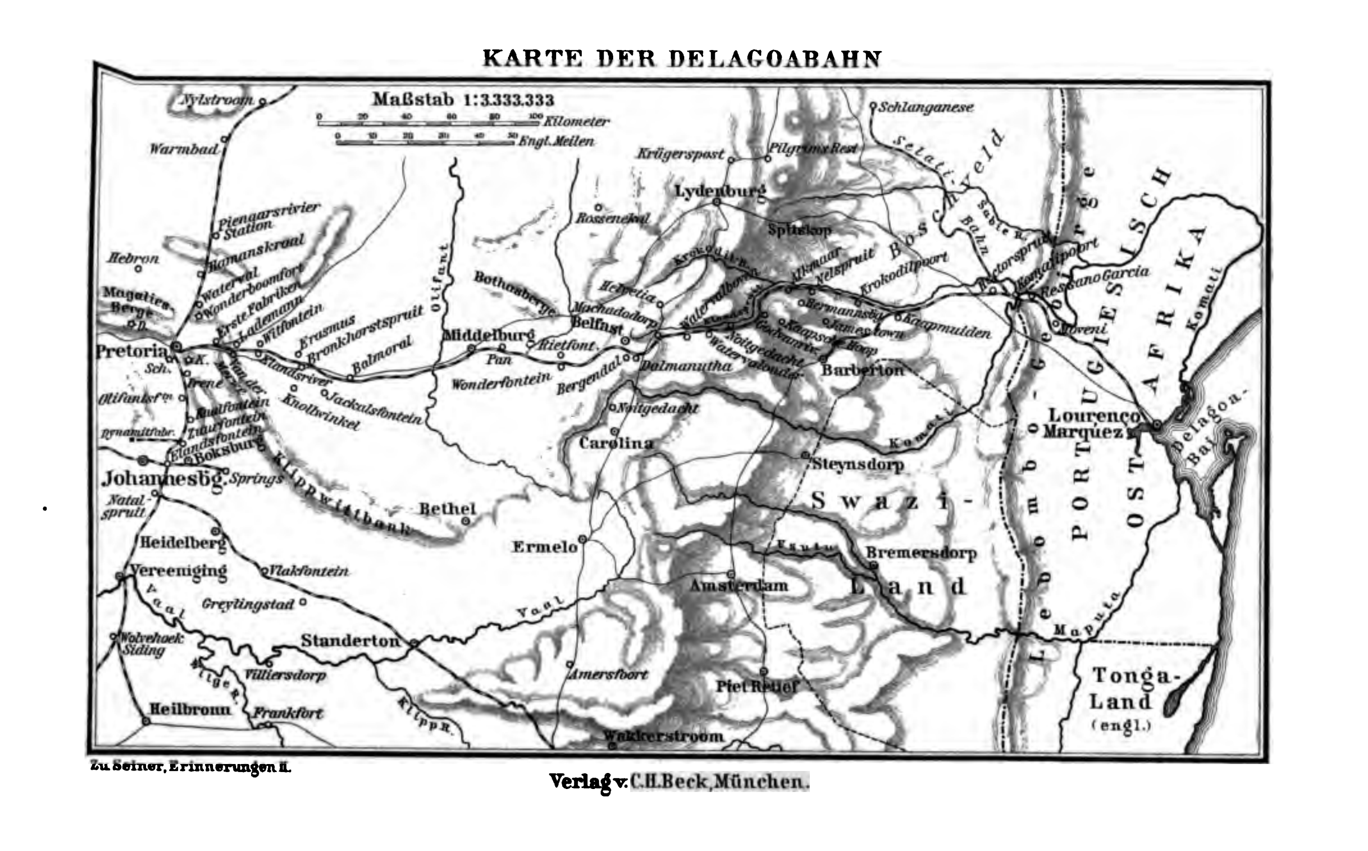
(10. März bis 4. November 1900.)

Mit einer Spezialkarte der Delagoabahn und einem Plan der Schlacht von Dalmanutha



München 1902
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

KARTE DER DELAGOABAHN



Zu Seiner, Erinnerungen II.

Verlag v. C.H.Beck, München.

Ernste und heitere Erinnerungen

eines

deutschen Burenkämpfers

von

Franko Seiner.

Zweiter Band.

Rückzugsgefechte im Freistaate. Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabahn; Schlacht von Dalmanutha; Kriegsgefangenschaft und Heimkehr.

(10. März bis 4. November 1900.)

Mit einer Spezialkarte der Delagoabahn und einem Plan der Schlacht von Dalmanutha



München 1902
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Der Schlußband meiner „Erinnerungen“ gibt meine Erlebnisse in den Rückzugsgefechten im mittleren und nördlichen Freistaate, in Johannesburg und Pretoria, in den Kämpfen an der Delagoabahn und im Lydenburger Berglande, in der portugiesischen Kriegsgefangenschaft und auf der Heimreise wieder; gleichzeitig wurden auch die hauptsächlichsten Ereignisse auf den anderen Kriegsschauplätzen in der erforderlichen Weise berücksichtigt.

Ich bemühte mich nach Kräften, die Buren, die ich im Gefechte, im Lager, bei Patrouillengängen und Jagden, sowie auf ihren Farmen, in der Familie und bei friedlicher Beschäftigung kennen gelernt, mit richtigem Verständnis zu beurteilen, und habe mein Urteil gelegentlich hier auch ausgesprochen. In der Hauptsache aber begnügte ich mich mit der Anführung von Thatsachen und überließ es dem freundlichen Leser, sich sein Urteil selbst zu bilden.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß in diesen Aufzeichnungen und namentlich in den letzten Abschnitten eine leichte Verstimmung zum Ausdrucke kam. Voll Begeisterung für die bedrängten Stammesbrüder war ich nach Südafrika geeilt, ziemlich ernüchtert kehrte ich zurück. Es war in Südafrika vieles faul. Wohl sah ich zahlreiche Beispiele von Vaterlands-

liebe und wahrer Selbstverleugnung, allein ich konnte auch nicht blind dafür sein, daß in den Burenstaaten der Bestechung und dem krassesten Egoismus, der Vaterlandslosigkeit und schnödem Verrat Thür und Thor geöffnet war. Namentlich in Transvaal, wo eine Oligarchie begüterter Familien die Herrschaft an sich gerissen hatte und Pietismus und Quäkertum dem Staatsorganismus den Stempel aufdrückten, sah es nicht am besten aus. Das Gold war den Buren in jeder Hinsicht zum Fluche geworden, es hatte einen unheilvollen Einfluß auf den Charakter des Volkes ausgeübt. Durch Unsummen hatten die englischen Minenkönige die öffentliche Moral untergraben und eine gefährliche Bestechungskrise hervorgerufen, der glücklicherweise der Krieg ein Ende bereitete, bevor sie die Widerstandskraft des Volkes gelähmt hatte.

Das Nationalbewußtsein in beiden Staaten war bereits stark im Schwinden begriffen. Im südlichen und westlichen Freistaate sprach man mit Vorliebe englisch, die Burentaal hatte nur mehr zwischen den vier Wänden Geltung, die jungen Mädchen, die meist in englischen Pensionaten erzogen wurden, schämten sich auf offener Gasse ihrer Muttersprache. Gottlob besitzt die englische Nation nicht das Assimilationsvermögen der Amerikaner, sonst gäbe es keine Kap- und Natalburen mehr und auch die Freistaatburen wären schon längst anglisiert. Dem Durchschnittsburen war es ziemlich gleichgiltig, ob er unter die englische Herrschaft kam oder nicht, wenn nur seine Rechte ungeschmälert blieben. Ubi bene, ibi patria!

Wären die englischen Befehlshaber, die in verschiedenen Proklamationen den Buren Freiheit und Eigentum verbürgt hatten, mit weiser Milde vorgegangen und hätten sie ihr Wort gehalten, der Krieg wäre schon lange beendet.

Erst kürzlich erlebte ich eine herbe Enttäuschung. Im Juni v. J. bildete Lord Kitchener unter dem Namen „National

Scoudingcorps" eine Truppe, die sich aus übergelaufenen Buren zusammensetzt. Gegen die Zusicherung, ihr Besitztum nach Beendigung des Krieges ungeschmälert zurückzuerhalten, für fünf Schilling Tagessold und 75 % des erbeuteten Viehes leisten diese Schurken dem Landesfeinde Schergendienste und helfen ihre Brüder ausmorden. Das Kommando über diese Verräterschar übernahm nun der frühere Burengeneral Celliers, den ich als glühenden Patrioten und tapferen Mann kennen gelernt und geachtet hatte. Es war derselbe Celliers, der am 6. März 1900 uns am Modderriver zu verzweifeltem Widerstande mit den Worten aufgerufen hatte: „Wenige sind wir nur mehr, aber wir wollen sterben für unser Recht und unsere Freiheit!" (Siehe Band I Seite 221 dieser „Erinnerungen".)

Auf all' die Grundübel, an denen die Burenstaaten und ihre Kriegführung in der ersten Phase des Krieges krankten, einzugehen, habe ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Ob ein anderes Volk als die Buren dem englischen Golde besser widerstanden wäre, ist sehr zu bezweifeln. Jedes Volk hat seine Krisen, und schlagen wir in der eigenen Geschichte um hundert Jahre zurück, so werden wir die Buren gewiß nicht zu strenge beurteilen.

Der Krieg hat sich als ein radikales Heilmittel erwiesen und mit der alten Mißwirtschaft gründlich aufgeräumt. Eine junge Generation hat die Führung übernommen, und bewundernd blickt die Welt auf die Heldenthaten eines Dewet, Botha, Delarey, Fouche, Beyer u. a. m., die in unglaublich zähem Kampfe um ihre Freiheit ringen und den Engländern sogar die Vorherrschaft in Südafrika streitig machen. Unvergängliche Lorbeeren hat sich auch das Johannesburger Polizeikorps errungen, die einzige nach europäischem Muster organisierte und disziplinierte Burentruppe, die am 10. Ok-

tober 1899 mit 600 Mann ins Feld gerückt und innerhalb elf Monaten bis auf 35 Mann aufgerieben worden war. Die wahrhaft glänzenden Ruhmesthaten dieser Männer und die Ausdauer, mit der das letzte Zehntausend bei Aufopferung von Weib und Kind den Kampf gegen die erdrückende Übermacht führt, überstrahlen die erwähnten Schattenseiten weitaus und lassen uns in diesen Buren mit Stolz heldenhafte niederdeutsche Stammesbrüder erkennen, die unserer besonderen Teilnahme wert sind. Sollten die Buren, was ich als sicher annehme, nach Beendigung des Krieges eine gewisse Selbständigkeit behaupten, so werden sie unter Führung des geliebten Präsidenten Steijn, der bereits im Freistaate die Fähigkeit der Buren, ein Staatswesen in modernem Sinne zu leiten, treffend nachgewiesen, sich neu organisieren und stärken, um die Engländer schließlich doch noch aus Südafrika zu verjagen. —

An den Nachwehen der Feldzugsstrapazen noch leidend habe ich das vorliegende Buch zum größten Teile auf dem Krankenbette verfaßt; möge es gleich dem ersten Bändchen eine freundliche Aufnahme finden.

Graz, im Januar 1902.

Franko Seiner.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.



I.

Eine schwere Nacht.

Prachtvoll wölbt sich über Freund und Feind der Sternenhimmel, und der Mond gießt sein freundliches Licht über die stille Landschaft aus.

Hinter ihren Verschanzungen liegen die müden Kämpfer von Driefontein*) und blicken schweigend in die Ebene hinab. Wohl sind ihre Lippen vertrocknet und quält sie brennender Durst, doch die leuchtenden Augen zeigen die Freude über den siegreichen Kampf, die alles Ungemach leicht ertragen läßt. Die beispiellose Zähigkeit und der unbeugsame Heldenmut der kleinen Schar hat der feindlichen Armee ein gebieterisches Halt geboten, hat aller Welt bewiesen, daß die Widerstandskraft der Buren noch ungebrochen ist.

Aber wird es wohl möglich sein, die Auflösung der verschiedenen Abteilungen zu verhindern und die regellosen Haufen zu organisiertem Widerstande zusammen zu raffen? Wird mit der Hauptstadt auch der ganze Freistaat dem Feinde zufallen?

Diese Sorgen lassen die Siegesfreude nicht recht zum Durchbruche kommen.

Finster schauen Buren und Burenkämpfer hinüber zu den Lagerplätzen jener, die um feilen Sold einem freien stammverwandten Volke die Zwingherrschaft aufzudrücken suchen.

---

*) S. Band I dieses Werkes S. 229 ff.

Eine lange Linie rotglühender Punkte zeigt die zahllosen Kochfeuer an, um die die englischen Truppen lagern.

Der 10. März war für die armen Khaki ein harter Tag gewesen.

Von dem anstrengenden Marsche und erbitterten Kampfe erschöpft, mit zerissenen Schuhen und zerfetzten Monturen, das Gesicht von Staub und Pulverdampf geschwärzt, halb sinnlos vor Durst, liegen sie um die Feuer und warten sehnsüchtig auf den Train, der Proviant und Rüstungen, die der afrikanischen Gluthitze wegen abgelegt wurden, bringen soll. Der heutige Tag hat ihnen eine herbe Enttäuschung bereitet. Sie hatten die Zersprengung der „letzten" Burenscharen am Modderriver für ein Kinderspiel gehalten und nun waren drei Divisionen nicht imstande gewesen, den Feind aus seinen Stellungen zu werfen.

Unerschüttert hielt er noch die Höhen von Driefontein besetzt und gar mancher blickte scheu nach jenen Hügeln hin, um die heute ein so heißer Kampf getobt hatte und die mit Tagesgrauen neuerdings bestürmt werden sollten. So manchem war es dabei nicht sonderlich wohl zu Mute.

Wie viele Entbehrungen und Gefahren mochten seiner in diesem ruhmlosen Kriege noch harren, und waren die 3 Schillinge es wohl wert, daß er so oft den Burenkugeln sich entgegenführen ließ?

Neue Batterien rasseln durch die stille Nacht daher und frische Truppen treffen ein. In den ersten Morgenstunden wird die Angriffsbewegung wieder aufgenommen, die mit der Einschließung des hartnäckigen Gegners enden und ihm ein zweites Paardeberg bereiten soll.

Bereits beginnt die Kavalleriedivision French aufzusatteln, und der General selbst steht an einem großen Feuer im Kreise seiner Offiziere, denen er die Dispositionen für das bevorstehende Gefecht erteilt.

Doch auch drüben in den Burenstellungen regt es sich. Lautlos verlassen die Kämpfer ihre Verschanzunger und schwingen

sich auf die Pferde. Schattenhaft huschen die stillen Reiter über die Ebene und verschwinden in der Nacht. Und als die ersten Khaki die Höhen ersteigen, da sind dieselben leer.

Der gewandte Gegner ist entschlüpft. — —

Auf der Straße nach Bloemfontein wälzt sich in dieser Nacht im Mondscheine eine lange Kolonne von Wagen und Reitern dahin, die zurückgehenden Kommandos der Generale Botha, Delarey, Dewet und Cilliers; sie sind bereits seit vielen Stunden in Bewegung.

Bunt durcheinander gemischt sind Reiter, Wagen, Geschütze und Fußgänger, eine einzige ungeheure Staubwolke hüllt das Ganze ein. Der Marsch ist eine wahre Qual. Vor jeden Wagen sind 10—20 Ochsen oder Maulesel gespannt. Die müden Zugtiere wollen nicht mehr den Dienst verrichten, jeden Augenblick legt sich ein erschöpfter Ochs nieder und die Maultiere sind störrig, bocken und schlagen aus.

„Ay! Ay!"

Kafferngeschrei, Peitschengeknall und Wagengerassel vereinigt sich zu einem betäubenden Lärm.

Plötzlich hält die Kolonne. Ein Wagen an der Spitze ist gebrochen und quer über die Straße gestürzt. Alle greifen hurtig zusammen, die Fuhrleute — Fußgänger und Kaffern — spannen die Maultiere aus, die Reiter sitzen ab und schieben den Wagen seitwärts. In kurzer Zeit ist die Straße frei und die Kolonne zieht weiter.

Nach zehn Minuten stockt der Zug abermals. Ein Ochs ist mitten im Gespanne zusammengestürzt und verendet. Rasch wird er, sowie der Nebenochs abgeschirrt, einige Gepäckstücke und Kisten werden abgeworfen, um den Wagen zu erleichtern, und neuerdings geht es fort. Je länger der Marsch dauert, desto öfter gibt es Aufenthalt. Bald bricht ein Wagen, bald stürzt oder verendet ein Zugtier, aber rasch ist das Hindernis beseitigt, unbarmherzig wird auf die müden Tiere eingehauen, und immer wieder setzt sich der Zug in Bewegung.

Endlich ist der Kaalspruit passiert. Allmählich wird es am Flusse ruhig, der Lärm des Zuges verhallt in der Ferne, und kein Laut unterbricht mehr die Stille der Nacht. Da plötzlich ertönt das durchdringende Geschrei einiger aufgescheuchter Kibitze und in einer wandelnden Staubwolke erscheint eine kleine Reiterschar, die langsam der Kolonne folgt. Es sind die Buren des Kommandos Fouche und die Deutschen, die von Driefontein kommen und nun die Nachhut bilden.

In der Nähe des Flusses verlassen die Deutschen die Straße und traben eine kurze Strecke querfeldein. Vor einem einsamen Grabhügel halten sie. Zwei wackere Kameraden ruhen hier im ewigen Schlaf: Gefallen auf dem Felde der Ehre.

„Absitzen! Hut ab!"

Zu stillem Gebete falten sich die Hände. Dann wird wieder aufgesessen, und fort geht es.

„Lebt wohl!" —

Stumm reiten wir einige Zeit dahin, da fallen unweit von uns Schüsse.

„Halloh! Sind denn die Khaki schon hinter uns?"

Es bleibt aber alles still, und so traben wir weiter. Rechts von uns tauchen einige Reiter auf, die ebenfalls der Straße zustreben. Einige Zeit reiten wir nebeneinander, da ruft Mellbach:

„Aufgepaßt! Die Kerls sprechen ja englisch!"

„Halt! Stand and tell me the watch word!" schreit der nächste Reiter und reißt den Säbel aus der Scheide.

Die Überraschung ist gegenseitig.

„Vorwärts! Fassen wir sie!"

„Goddam! Germans!" knirscht der Engländer und reißt das Pferd herum; aber schon hat Böhmer ihm den Weg verlegt und erhebt den Karabiner:

„Hands up!"

„Hands up you self!" ruft der Offizier wütend und holt zum Hiebe aus. Ein Schuß, das Pferd bäumt sich und bricht

zusammen, den Reiter im Sturze unter sich begrabend. Die wackeren Söldner lassen ihren Offizier im Stiche und sind augenblicklich in dem grellen Mondscheine, der nur auf kurze Entfernung die Umgebung erkennen läßt, verschwunden.

Der Offizier wird unter seinem toten Pferde hervorgezogen und entwaffnet. Scheinbar gelassen fügt er sich in sein Schicksal.

„Look here, you have me wounded!“ sagt er lächelnd zu Böhmer und weist auf seinen entblößten linken Oberschenkel, auf dem sich einige Blutstropfen zeigen.

Die Kugel des Karabiners ist durch Kopf und Brust des Pferdes gegangen und hat noch den Oberschenkel des Reiters durchschlagen.

Dem Verwundeten werden die Sporen abgeschnallt, darauf besteigt er das Pferd eines Freiwilligen, der es im Schritt dem Wagenzuge nachführt, während ein anderer vorausſprengt, um eine Ambulanz zu verständigen. Der Gefangene salutiert, wir berühren die Hüte.

Böhmer nimmt sich nur den Sattel, den er sofort mit seinem eigenen schlechten vertauscht und überläßt die übrige Beute uns. Der Engländer war leicht beritten und hatte außer einem Mantel und einer Schriftentasche, in der ein Meldeblock und schlechte Generalstabskarten sich befanden, nichts bei sich. Seinen Feldstecher scheint er verloren zu haben, denn das Futteral am Sattel ist leer. Ich erhalte einen Sporn, worüber ich seelenvergnügt bin.

Doch Eile thut not, denn nach dem Vorgefalleuen scheint die Kavalleriedivision French bereits im Vormarsche zu sein. Im Galopp streben wir der Straße zu. Kaum ist sie erreicht, da tauchen wieder Reiter auf. Die blitzenden Lanzen lassen uns keinen Augenblick im Zweifel. Mehrere Schüsse fallen, und die Reiter sind wie weggehaucht.

„Hurrah Germancorps!“ rufen wir den wackeren Kämpen noch nach, damit sie doch wissen, wer sie durch Dick und Dünn gesprengt hat.

Nun jagen wir auf der Straße dahin, daß die Funken stieben. Also Lancers hinter uns.

„Jetzt Augen auf! Wer denen in die Hände fällt, der ist verloren!"

„Die Schufte morden alles!"

In kurzer Zeit stoßen wir auf das Kommando Fouche, das in einem Bogen quer über die Straße sich aufgestellt hat. Die wackeren Freistaater, durch deren Linie der gefangene Offizier bereits gebracht worden ist, begrüßen uns mit freudigen Zurufen. Wir sitzen ab und Menschen und Tiere strecken sich totmüde auf der Erde aus.

Nicht lange haben wir so geruht, als zwei Buren über die Felder her jagen und Kommandant Fouche hastig etwas zuflüstern. Die Meldung muß wichtig sein, denn der Kommandant geht sofort zwanzig Schritte allein vor und wirft sich dann nieder, das Ohr an die Erde drückend. Auch wir folgen seinem Beispiel. Aus weiter Ferne ist ein schwaches verworrenes Geräusch zu vernehmen. Bevor wir uns über dasselbe klar werden, ertönt ein leiser Pfiff. Die Buren springen auf und nehmen die ihnen angewiesenen Plätze ein. Jeder hat um den linken Arm den Zügel seines Pferdes geschlungen und hält das Gewehr nach Art sogenannter Nachtschüsse ungefähr in Brusthöhe zum Abfeuern bereit. Die Mündungen sind auf eine Krümmung der Straße gerichtet, die ungefähr tausend Yards sich vor uns befindet, aber infolge des grellen Mondscheines nicht sichtbar ist. Wird das Gewehr wagrecht gehalten, so streichen die Kugeln in einer Höhe von 1—1½ Meter über die Straßenwindungen.

Allmählich wird jenes dumpfe Geräusch auch mit bloßem Ohre hörbar, es nähert sich rasch, und schließlich sind die Hufschläge vieler Pferde zu vernehmen.

So manche Nachtübung habe ich daheim in meinem steirischen Belgierregiment mitgemacht, mit welcher Anspannung aller Sinne wurde da der Gegner beschlichen oder erwartet — aber es war eben nur ein markierter Gegner. Die Wirklichkeit ist doch ganz anders.

In scharfem Trab nähern sich die Reiter, schon ist zeitweise Waffenklirren zu vernehmen, die Feinde haben bereits die Straßenkrümmung erreicht, da erschallt ein schriller Pfiff, hundert Schüsse blitzen auf, eine Minute rollt das Schnellfeuer die Linie entlang, mit einem Schlage verstummt es, und bevor die überraschten Khaki zur Besinnung kommen, sind wir mit einem freundlichen „Good night!“ verschwunden. —

An einem Bache bezogen wir die zweite Verteidigungsstellung. Ringsum blieb aber alles ruhig, weshalb wir nach einer Stunde den Weitermarsch antraten.

Die Uhr zeigte die zweite Stunde nach Mitternacht. Ein kühler Morgenwind strich über die Ebene und machte mich zusammenschauern. Seit zwei Tagen und zwei Nächten hatte ich nicht geschlafen und war die meiste Zeit im Sattel oder in den Verschanzungen gewesen, seit vierundzwanzig Stunden hatte ich nichts Warmes genossen und außer einigen Streifen Biltong überhaupt nichts zu mir genommen. Auch jetzt konnte von Abkochen keine Rede sein.

Auf das Äußerste erschöpft halte ich mich kaum mehr auf dem Pferde. Allmählich macht sich auf dem rechten Schulterblatt ein Brennen fühlbar, als ob eine glühende Platte auf die Haut gelegt würde. Der Schmerz wird schließlich so heftig, daß die Zügel meiner kraftlosen Hand entfallen. Ich muß halten.

„Vielleicht habe ich einen Schuß bekommen,“ sage ich zu Mellbach, der mir beim Absitzen behilflich ist.

„Möglich!“ meint er. „Werden mal sehen!“

Rasch ist Rock und Hemd abgestreift, und beim Mondscheine wird die schmerzende Stelle untersucht.

„Ich kann nichts finden!“ erklärt er nach einiger Zeit, indem er die Haut vorsichtig betastet. „Schußwunde ist keine vorhanden, aber vielleicht ist der Arm ausgerenkt oder das Schulterblatt verletzt!“

Mellbach drückt und preßt an dem Knochen herum, ich bewege den Arm hin und her, aber kein einzelner Punkt oder Knochen schmerzt, dagegen brennt jetzt die ganze Schulter

Eben sprengt Kommandant Fouche vorbei.

„Is U gewond? — Seid Ihr verwundet?“

Nachdem ich ihm den sonderbaren Zustand geschildert habe, meint er lächelnd:

„Ihr habt Rheumatismus. Nehmt die Compers (Decke) über. Die Sonne wird später alles gut machen.“

Das also war Rheumatismus. Ich hatte mir diese Krankheit ganz anders, nämlich als stechenden, prickelnden Schmerz vorgestellt. Das erste Loch hatte meine Gesundheit also schon bekommen! Die schmerzende Schulter wird mit der warmen Decke umhüllt, und dann reiten wir weiter, jedoch muß ich Zügel und Karabiner in der Linken halten.

Nach einer Weile stoßen wir auf das Johannesburger Polizeikorps, das längs der Straße eine Verteidigungsstellung bezogen hat und nun die Nachhut übernimmt. Mit herzlichen Zurufen werden wir empfangen und mit warmem Kaffee bewirtet, der in ausgehöhlten Termitenhaufen gekocht wurde. Zwischen uns besteht eine echte Kriegskameradschaft, die aber auch durch Blut gekittet ist.

Bald ziehen wir weiter. Allmählich wird auch die Wagenkolonne eingeholt. Da sie vielfach auseinander gerissen ist und alle Augenblicke hält, so suchen wir an ihr vorbei zu reiten. Doch aus unseren erschöpften Pferden ist kein Trab mehr herauszubringen, weshalb wir vom holperigen Felde auf die Straße zurückkehren und uns in eine Lücke der Kolonne einschieben.

Alles ist in eine ungeheuere Staubwolke gehüllt, kaum sind noch Vorder- und Nebenmänner zu erkennen. Der feine Staub überzieht uns mit einer weißgrauen Kruste, er dringt durch die Kleider und setzt sich in der Kehle und an der Lunge an. Der Gaumen trocknet aus, die Augen brennen, und nur manchmal entringt sich ein Ächzen der gequälten Brust.

Es wird gehalten. Die Zugtiere von zwei Wagen sind gleichzeitig gestürzt. Wir sitzen ab und lehnen uns an die

Pferde, die regungslos mit hängenden Köpfen auf ihrem Platze verharren, und schlafen stehend.

„Voorwaarts!"

Wieder setzt sich die Kolonne in Bewegung. Mit heiserem Gekreisch und unbarmherzigen Peitschenhieben werden die erschöpften Tiere angetrieben, doch schon nach kurzer Zeit gibt es wieder einen Halt.

Einem Maulesel sind durch einen Hufschlag mehrere Rippen zertrümmert worden. In furchtbaren Schmerzen wälzt er sich am Boden.

„Weg mit dem Muli!"

Es ist aber unmöglich, das Tier wegzuziehen, denn es schlägt nach allen Richtungen aus. Ein Bur setzt ihm die Mündung seines Karabiners hinters Ohr und drückt ab.

Einige Blutstropfen quellen hervor, dann ist es ruhig.

Und wieder geht es weiter.

„Rechts seitwärts treten!"

Alles hält. Zwei Kanonen fahren vor, und ungeheuere Staubwolken wirbeln auf.

„Die haben's eilig, die Geschütze in Sicherheit zu bringen!"

Mit Mühe werden die Tiere neuerdings vorwärts gebracht, endlich ist alles in Gang. Reihenweise liegen abgetriebene Pferde und verendende oder tote Zugtiere zu beiden Seiten der Straße. Umgestürzte Wagen hemmen zeitweise den Marsch. Öfters stehen auf den Feldern noch Zelte, die in übereilter Flucht verlassen wurden. Als die einzigen geschlossenen Abteilungen in diesem Wirrwarr von Wagen und Reitern zerstreuen wir und Fouches Leute uns über die Felder und übergeben Wagen und Zelte den Flammen. Sättel, Zaumzeug, Decken, Kisten mit Kleidern und Proviant, sogar Verschläge mit Tausenden von Patronen sind längs der Straße verstreut. Alles wird vernichtet.

„Hartloopers! Banghaarts!" schimpfen die Freistaater Fouche's ergrimmt.

Es ist eine harte Arbeit, aber die vorgefundenen Konserven geben uns neue Kräfte.

Endlich bricht der Morgen an. Ununterbrochen geht es auf der Straße weiter. Die armen Pferde können kaum noch vorwärts; sie stolpern und stürzen häufig. Längst schon sind wir abgesessen und marschieren zu Fuß, die Pferde am Zügel nachziehend. Auch viele Buren sind unserem Beispiel gefolgt und „voetgangers“ geworden. Ich konnte mir nun eine Vorstellung von Cronjes Rückzug machen.

Ein alter Burenkommandant sprengt vorbei. Er schießt sein Gewehr in die Luft und ruft:

„Voorwaarts burghers! Ons moet positie faten! — Vorwärts Bürger! Wir müssen Position nehmen!“

„De Engelse is banje mouch en fern! Die Engländer sind sehr müde und fern!“ entgegnen aber einige selbstbewußte voetgangers. — „Ons trek langzam! — Wir ziehen langsam!“

Der Kommandant verzieht keine Miene und reitet fort. Er kann sich ja doch keine Geltung verschaffen!

Immer weiter, immer weiter wird marschiert, alles trottet stumpfsinnig dahin. Aber schließlich geht es zu Fuß nicht mehr, und auch

„Dem Rößlein war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen!“

Eine Farm kommt in Sicht. Der größte Teil der Kolonne lagert um eine benachbarte große Cisterne, doch werden die Wagen bereits bespannt, und noch vor unserem Eintreffen zieht alles weiter. Den Zugtieren ist nur die nötigste Rast gewährt worden. Die Leistungsfähigkeit der Buren im „Trekken“ — Reisen mit Wagen — ist einfach großartig und kommt ihnen in diesem Punkte kein Train einer europäischen Armee auch nur annähernd gleich.

Der englische Train, der für jeden Wagen ein Reservegespann mit sich führte, bedurfte unter weitaus günstigeren Verhältnissen zur Zurücklegung der nämlichen Strecke die vierfache Zeit.

Zwei Kaffern der Farm werden an der Cisterne dazu verhalten, unsere Kochkessel, Wassersäcke und Feldflaschen zu füllen. Ein Polizist hält seinen Kessel, der nur halb mit Wasser angefüllt ist, einem Schwarzen hin mit dem Befehle, das Geschirr bis an den Rand zu füllen. Wutfunkelnden Blickes schaut der Schwarze den Weißen an und schlägt ihm das Geschirr aus der Hand.

Im ersten Augenblicke sind wir über die Frechheit des Schwarzen verblüfft. Dann aber fliegen die Karabiner von den Schultern. Der Kaffer, der die Folgen seiner That genau kennt, eilt in mächtigen Sätzen davon. Der Polizist wirft sich ins Knie und erhebt den Karabiner zum Schusse.

„O Bas, moet nie skiet nie! — O Herr, mußt nicht schießen!“ jammert ein Kaffernweib, das mit einem Säugling in den Armen herbeistürzt.

Wohl legt der Polizist mehrmals den Karabiner an, doch der Kaffer läuft geschickt zwischen den grasenden Pferden herum, so daß ein Schuß ohne letztere zu gefährden unmöglich ist.

„Pass op, Kerel! De boy vlücht! — Paß auf, Kerl! Der Boy flüchtet!“

Auf den Ruf schaut ein alter weißbärtiger Bur auf, der mit seinem Pferde beschäftigt ist. Eben rennt der Kaffer vorbei. Kaum ersieht der Alte den Flüchtenden, als er ihm auch schon einen schweren Stein nachwirft. Der Schwarze läßt sich jedoch in das Knie fallen, und der Stein saust haarscharf an seiner Schläfe vorbei.

Wütend springt der Alte dem Kaffern nach, rafft während des Laufes einen Feldstein vom Boden auf und schleudert ihn nach dem Verfolgten. Diesmal trifft der schwere Stein den Schwarzen wuchtig in den Rücken und wirft ihn mitten im Laufe nieder.

Im nächsten Augenblick ist der Flüchtling von den Buren umringt. Der Kaffer erhebt sich nicht mehr, sondern bleibt zusammengekrümmt liegen und stiert teilnahmlos vor sich hin, stoisch sein Ende erwartend.

Der Polizist setzt dem Schwarzen die Mündung des Karabiners an die Schläfe.

„Bas! Bas!“ schreit das Weib gellend auf. Auch die herumstehenden Boy der Buren rufen bittend:

„Bas! Moet nie. skiet nie!“

Da erscheint Kommandant Fouche. Er spricht einige Worte zu den Buren. Langsam zieht der Polizist den Karabiner zurück und fügt sich den Worten des angesehenen Führers. Dafür aber macht er den Halfterriemen vom Sattel los, kniet auf den Rücken des Schwarzen und mißt dem Missethäter Hieb auf Hieb herunter, bis der Arm erlahmt.

Nun erhebt sich der Polizist, die Buren treten zurück, und der Kaffer ist frei. —

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne schwindet mein Rheumatismus.

In einem kleinen Teiche, dessen Wasser von Ochsen, Pferden und Maultieren bis auf den Grund aufgewühlt ist, waschen wir Kopf, Oberkörper und Füße.

Das köstliche Naß erfrischt uns, und das letzte Restchen Schlaf wird mit einem Schluck warmen Kaffees hinuntergespült.

Die nimmermüden Polizisten haben in der verlassenen Farm eine Menge Frauenkleider entdeckt. Sie veranstalten eine originelle Maskerade und treiben allerlei Scherz und Kurzweil, unbekümmert um die anrückenden Engländer.

Auch bei uns ist alle Müdigkeit vergessen, und die alte Fröhlichkeit lebt wieder auf.

Uns erhebt das Bewußtsein, auf hervorragende Leistungen zurückblicken zu können und in diesen schweren Tagen, da alles wankte und wich, mit zu den wenigen gehört zu haben, die mit Aufopferung des eigenen Lebens — freiwillig — sich der heranbrandenden feindlichen Flut entgegenwarfen.

II.

In der verlorenen Hauptstadt.

Unter uns, in der Mitte eines weiten Thalkessels, lag die Landeshauptstadt, das reizende Bloemfontein.

Dort hofften wir Erholung und Ruhe zu finden.

Hell schimmerte die Kuppel des Parlamentsgebäudes, die Wellblech- und Schieferdächer der Häuser erstrahlten in gleißendem Glanze und wie von Milliarden von Kristallen flimmerte es über der Stadt. Die Mittagsonne hatte die Landschaft in eine goldige Lichtflut getaucht. Klar und scharf hoben sich Häuser und Gärten von dem weißen Sandboden ab, und im Hintergrunde zog sich eine Kette blauer Berge hin; dort befanden sich die später oft genannten Wasserwerke von Bloemfontein. In weiter Ferne sah man mehrere Zeltlager.

Die große Straße war mit Fuhrwerken aller Art vollgepfropft. Die Wagen zogen jedoch nicht durch die Stadt, sondern um dieselbe herum nach Norden.

Von einer Verteidigung der Hauptstadt hatte man also klugerweise abgesehen; sie hätte doch nur mit der Einschließung der Verteidiger geendet.

Auf der Höhe heroben ging es lebhaft zu.

Um unzählige kleine Feuer kauerten Buren aller Kommandos und waren mit Kaffeekochen beschäftigt.

Eine Wagenburg!

In der Zeit des Repetiergewehres, der Schnellfeuergeschütze, der Festungs- und Schiffskanonen, des Militärballons und des Heliographen — eine Wagenburg!

Beinahe märchenhaft klingt es, und doch war es so. Eine alte Überlieferung aus den Kaffernkriegen, von der sich die Buren nur ungern trennten.

Um einer gänzlichen Erschöpfung ihrer Zugtiere vorzubeugen, hatten mehrere Kommandos hier Rast gemacht und

die Wagen zum Schutze gegen feindliche Reiterei zusammengefahren.

Die Wagenburg bestand aus drei Ringen. Der innerste war für die Frauen und Kinder, der Raum zwischen ihm und dem mittleren Kreisring für das Zugvieh bestimmt, während die Verteidiger sich hinter den Wagen des äußersten Ringes aufzuhalten hatten.

Es war das letztemal, daß zu diesem Verteidigungssystem gegriffen wurde. Mit den Tagen von Bloemfontein verschwand auch die Wagenburg vom Kriegsschauplatze.

Die Trekburen nützten die Rast gut aus. Einige trieben das Vieh zur Tränke in das Thal hinunter, während die übrigen die Schäden an Wagen und Zaumzeug ausbesserten. Neben den Wagenburgen waren mehrere Geschütze aufgefahren, die ihre Mündungen drohend nach Südwesten richteten. Ein Angriff englischer Kavallerie wäre hier spielend abgewiesen worden.

Langsam stiegen wir in das Thal hinunter. Die trekkenden Wagen kamen kaum von der Stelle. Die Hufe der Zugtiere erhitzten sich in dem heißen Sande, und jeden Augenblick stürzte eines. Wir ritten daher auf den Sandflächen neben der Kolonne.

In der Nähe der Stadt kamen uns zahlreiche englische Einwohner zu Pferd und zu Wagen entgegen, die sich an dem Anblick der abziehenden Buren weiden wollten. Sie trugen offenkundige Schadenfreude zur Schau. Besonders herausfordernd benahmen sich die Damen. Sie geruhten, uns spöttisch von oben bis unten zu messen und ihren Galans, die neben den Kaleschen ritten, in englischer Sprache höhnische Bemerkungen zuzurufen, wobei sie auf jeden einzelnen Reiter, den sie bekrittelten, mit Fingern wiesen. Allerdings war unser Aussehen nicht gerade salonmäßig.

„German volunteers! Blady bogger, blady Germans!“ bekamen wir öfter als einmal zu hören.

Wir ließen uns anfangs nicht aus der Ruhe bringen und beachteten das Pack nicht. Als aber der behandschuhte Lenker

eines Wagens rücksichtslos in unsere Abteilung hineinfuhr und mit seiner Peitsche — natürlich ganz zufällig — Mellbach den Hut vom Kopfe schlug, da war unsere Geduld zu Ende.

„Aufhalten! Herunter mit dem Kerl!"

Auf eins, zwei lag der rabiate Gentleman auf der Erde, und unsere Kolbenstöße belehrten ihn, daß augenblicklich noch wir die Herren waren. Auch die Insassen des Wagens gingen dabei nicht leer aus.

In leichtem Trabe ritten wir dann der Stadt zu, gefolgt von den Segenswünschen der biederen Englishmen.

Das Betreten der Stadt war Transvaalern und Freistaatern untersagt, um Zusammenstöße mit den englischen Einwohnern zu vermeiden. Da wir Freiwillige in dem Verbote nicht besonders erwähnt waren, so beachteten wir es nicht weiter. Wir waren neugierig, wie sich die Einwohnerschaft in diesen Tagen verhielt.

Bloemfontein war wie ausgestorben.

Alle Kaufläden, alle Hausthore waren geschlossen, an den Fenstern die Vorhänge zugezogen oder die Jalousien herabgelassen. Man fürchtete eine Plünderung. Durch die öden, menschenleeren Straßen trabten wir dahin, und nur die Hufschläge unserer Pferde unterbrachen die Stille.

Auf dem großen Marktplatze, dem Mittelpunkte der Stadt, standen die englischen Einwohner gruppenweise herum und guckten erwartungsvoll nach Süden. Vor dem Hause des englischen Klubs promenierten Damen in prächtigen Toiletten, und Kinder liefen mit englischen Kriegsflaggen herum.

Das Klubhaus trug bereits festlichen Schmuck. Fenster und Thüren waren mit grünem Laub verkleidet, Kaffern schleppten große Transparente herbei, und auf dem Trottoir lag ein Haufen von Fahnen, allerdings noch wohl verpackt.

Uns zuckte es in der Faust. In gestrecktem Galopp sprengten wir durch das plappernde und gaffende Volk, daß es schreiend auseinanderstob. Der Staub mag mancher zarten Lady in die Nase gestiegen sein.

Ein alter Bur saß vor der Thüre seines Hauses. Als wir vorbeizogen, rief er uns an. Ich ritt zu ihm.

„Jung, sagt mir die Wahrheit. Wo ist der Engelsman?"

„Dicht hinter uns!"

Er fragte nichts mehr.

Vor dem Bahnhofe rasteten wir. Ich begab mich sofort zum deutschen Konsulat. Zu meiner Bestürzung waren Adler und Aufschrift verschwunden, und auch die Apotheke des Konsuls Dr. Stollreiter war ausgeräumt und versperrt.

Auf der Polizeiwachstube wurde mir zuvorkommend ein Polizist mitgegeben, der mich zum Privathause des Konsuls geleitete. Hier empfing mich dessen Gattin, eine vornehme stattliche Dame, in liebenswürdigster Weise. Sie war sehr besorgt über den Verbleib Dr. Stollreiters, der in dienstlicher Angelegenheit vor einigen Tagen zum Feldlazaret des Berliner Roten Kreuzes in Springfontein — südlich von Bloemfontein, unweit des Oranje — gefahren war. Da die Konsulatskanzlei gesperrt war, so konnte ich leider meine dort deponierten Papiere nicht erhalten.

Als ich an dem Hause des Deutschen Klubs vorbeiging, erinnerte ich mich der fröhlichen Stunden, die ich auf der Fahrt nach Colesberg hier zugebracht.

Ein Schuhmacherladen in der Nähe des Bahnhofes stand offen, im schroffen Gegensatze zu den übrigen Geschäften, die durchgehends geschlossen waren. Das fleißige Hämmern, das auf die Straße herausdrang, schien sagen zu wollen:

„Mich schert der ganze Kram nichts!"

Da durch die Brandsohlen meiner Schuhe, die mir ein Khaki auf mein freundliches Ersuchen abgelassen hatte, einige Nägel gedrungen waren, so benützte ich diesen Anlaß, um in die Werkstätte zu treten.

Auf dem traditionellen Dreibein saß ein kleines Männchen, hatte einen Schuh zwischen den Knien und klopfte und hämmerte, daß es eine Lust war.

„Wellt U zoo freundlich zijn und meine schoen reparire?“ frage ich deutsch, holländisch und lateinisch.

Das Meisterlein hört auf zu hämmern, schiebt die Brille in die Höhe und guckt mich verwundert an.

„Nanu, kegelt Euch nur nicht die Zunge aus! Wo kommt denn Ihr her?“

Ich war natürlich freudig überrascht, hier einen Deutschen zu treffen. Während er meine Schuhe in Behandlung nahm, besprachen wir die gegenwärtige Kriegslage. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Krieg in Transvaal von uns in ganz anderer Weise geführt werden würde als hier in dem unsicheren Freistaate.

„Ach was! Ist das auch schon ein Krieg?“ meinte der Meister geringschätzig. „Wenn zehn, zwanzig Buren fallen, ist gleich alles außer Rand und Band. Und schießen zwanzig, dreißig Leute auf einander, so spricht man schon von einer Schlacht. Da haben wir im Jahre 70 in einem einzigen Gefechte mehr verloren als bisher Engländer und Buren zusammen.“

„Also Ihr seid 1870 dabei gewesen? Wie stolz könnt Ihr darauf sein!“

„Das will ich meinen!“ sagte der Meister, und in seinen Augen blitzte es auf. „Das waren andere Zeiten!“

„Aber Ihr müßt doch zugeben,“ wandte ich ein, „daß wir uns einer ungeheuren Übermacht unter schwierigeren Verhältnissen gegenüber befinden; wir haben einen verzweifelten Stand. Wenn auch unser Kampf an Großartigkeit in der Massenentfaltung und im Zahlenverhältnis weit hinter dem deutsch-französischen Krieg zurückbleibt, so können doch auch wir etwas erzählen.“

„Nun ja, das will ich nicht abstreiten! Aber“ — der Meister schüttelt den Kopf und zählt dann an den Fingern ab — „denkt nur: einen Kaiser gefangen, zwei Armeen gefangen, eine aus dem Lande gejagt, die übrigen vernichtet, Paris, Metz, Orleans genommen — das ist denn doch etwas anderes!“

Was sollte ich dem stolzen Veteranen erwidern, der hartnäckig außer dem 70er Krieg jeden anderen für eine belanglose Schießerei erklärte? Ich schwieg.

Die Schuhe waren fertig. Der Meister schmierte sie noch tüchtig ein und versah sie mit neuen Riemen.

„Was bin ich schuldig?"

„Das laßt meine Sorge sein."

Mit herzlichem Händedruck schied ich von ihm. Schon war ich auf der Straße, da rief er mir noch nach:

„Nichts für ungut, Landsmann, aber Ihr müßt nicht überall dabei sein. Ein Knochen ist bald kaput und kein Mensch gibt Euch etwas dafür!"

Als ich am Bahnhof eintraf, fehlte mein Pferd. Alles Suchen war vergebens, „Hansl" blieb verschwunden; jedenfalls war er gestohlen worden. Meine Bestürzung war groß; denn ein Mann ohne Pferd konnte im offenen Felde nicht verwendet werden und zum Ochsentreiber, Polizisten oder Bahn- und Brückenwächter hatte ich kein Talent. Nach Europa zurück wollte ich aber auch nicht, dazu war ich noch zu wenig abgerackert.

Da erblickte ich einen Kaffer, der sich in der Nähe herumtrieb.

„Weißt Du vielleicht, wo mein Pferd ist?"

„Nie, Bas, ik wet nie!" beteuerte er.

„Nun so such' es! Du bekommst einen Schilling!"

Nach einer Viertelstunde erschien der Schwarze richtig mit „Hansl". Ich war überglücklich und gab dem Kaffern 1½ Schillinge. Als er aber die Hand noch immer hinhielt, jagte ich ihn davon.

Kurze Zeit später kam ich darauf, daß mich der Kaffer unverschämt gerupft hatte. Er hatte nämlich das Pferd in das Maschinenhaus geführt und dort versteckt, um später als ehrlicher Finder aufzutreten und seinen wohlverdienten Lohn zu erhalten. Leider war der schwarze Schlingel bereits über alle Berge.

Nachmittags traf ein Zug von Springfontein — unweit von Norvalspont — hier ein. Er brachte vierzig verwundete Engländer, die bei den letzten Gefechten um Colesberg den Buren in die Hände gefallen waren, sowie kranke und verwundete Buren und Deutsche.

Letztere waren vom Deutschen Korps und mit mir daher befreundet. Sie erzählten, daß die Engländer den Oranje bereits überschritten hätten und die Unsrigen jedenfalls schon abgeschnitten seien. Unter den Fieberkranken befand sich auch der Feldkornet des Deutschen Korps, Maschinentechniker Lazarus.

Am nächsten Morgen fanden Böhmer und ich uns wieder vor dem Bahnhofe ein. Unsere Abteilung war infolge der Treulosigkeit eines Freistaatkommandos in der vergangenen Nacht südlich von Bloemfontein zersprengt worden. Doch Schwamm drüber!

Eine Menge Freistaater hatten sich den Engländern bereits ergeben, und allgemein hieß es, daß sämtliche Freistaater in den nächsten Tagen die Waffen strecken würden.

Da wir nicht Lust hatten, uns bei dieser Gelegenheit von den Khaki abfassen zu lassen, und wir nach den letzten üblen Erfahrungen nicht gesonnen waren, für die unzuverlässigen Freistaater unsere Haut noch weiterhin zu Markte zu tragen, so beschlossen wir — Böhmer und ich — mit einem der letzten Züge, die von Bloemfontein nach Norden abgingen, nach Pretoria zu fahren, um dort die Klärung der Kriegslage abzuwarten.

Genau vierundzwanzig Stunden später, von der englischen Einwohnerschaft als Befreier von dem verhaßten „Bauernjoche“ mit ungeheurem Geschrei begrüßt, erfolgte der Einmarsch des englischen Heeres in Bloemfontein — aber in welch trostloser Verfassung. Namentlich die Infanterie war in einem jämmerlichen Zustande und größtenteils barfuß. Noch in den nächsten Tagen befanden sich zwischen Driefontein und Bloemfontein einige tausend Marode und Nachzügler. Die Kavallerie hatte nahezu die Hälfte ihrer Pferde eingebüßt.

Die Straße, auf der das englische Heer marschiert war, befand sich in einem entsetzlichen Zustande. Stehengebliebene, umgestürzte und halbverbrannte Wagen waren auf der Straße, und hunderte von verendeten Pferden, Maultieren und Ochsen bedeckten sie. Zwischen den Kadavern, um deren Besitz sich viele tausend Aasgeier stritten, lagen tote englische Soldaten, die die Tropensonne blitzartig gefällt hatte. Das Gesicht der Toten, die noch nicht hatten verscharrt werden können, war mit ihren Tropenhelmen verdeckt. Aus den aufgetriebenen und verwesenden Tierleichen strömte ein schrecklicher Geruch aus, der die Luft weithin verpestete. Hier holte sich so mancher den Keim zu späteren Krankheiten, und namentlich die Typhusseuche, die in den folgenden Tagen hunderte von Soldaten dahinraffte, ist auf diesen Marsch zurückzuführen.

Dr. Ringel vom „Berliner Roten Kreuz" erzählte mir folgendes:

Als er am 11. März von unserem Rückzug nach Bloemfontein vernahm, beeilte er sich, seine Ambulanz in Springfontein abzubrechen. Die Leichtverwundeten und Rekonvaleszenten sandte er voraus nach Bloemfontein, dann fuhr er mit der übrigen Ambulanz nach. Nur mit Mühe konnte er einen Lokomotivführer finden, da es hieß, die Engländer hätten bereits Bloemfontein besetzt. Es war am 12. März mittags, der Zug befand sich bereits in der Nähe der Hauptstadt, als plötzlich berittene Infanterie am Horizont auftauchte und dem Zug den Weg abzusperren suchte. Der Lokomotivführer, ein Holländer, hielt sofort an, koppelte die Maschine ab, ließ den Zug mitten auf der Strecke stehen und sauste nun mit Volldampf ab. Die Engländer konnten die Maschine nicht mehr aufhalten und eröffneten ein Schnellfeuer auf sie. Heizer und Lokomotivführer hatten sich unter die Kohlen verkrochen, weshalb sie unversehrt blieben. Die Maschine raste durch Bloemfontein, glücklicherweise war das Geleise frei und die Strecke noch nicht von den Buren zerstört, und wohlbehalten langten die wackeren Leute in Brandfort an. Die Ambulanz wurde zwar gefangen

genommen, aber bald freigelassen. Dr. Ringel versicherte, daß sich das englische Heer in unglaublich verwahrlostem Zustande befand. Er fuhr stundenlang durch viele tausende marschierender und reitender Soldaten. Besonders herabgekommen sah die Infanterie aus. Die meisten hatten zerfetzte Kleider. Straßen und Felder waren mit kranken Soldaten und toten Zugtieren bedeckt. Die Pferde waren ebenfalls in elendem Zustande, so sehr hatte sie der afrikanische Gewaltmarsch hergenommen. Die Offiziere benahmen sich gegen Dr. Ringel höchst liebenswürdig. Sie boten ihm Zigarren an und fragten wiederholt: „Nicht wahr, die Bauern werden jetzt Frieden machen? Der Krieg kann doch nicht mehr lange dauern, da wir den Freistaat haben."

Die englische Armee war also für die nächste Zeit lahm gelegt. —

III.

Wieder in Pretoria. Zurück in den Freistaat.

Am Vormittag des 14. März kamen Böhmer und ich in Pretoria an.

Während ich bei dem Gepäcke auf dem Bahnhofe blieb, ritt Böhmer zum Gouvernementsgebäude, um Lebensmittel zu erhalten und Erkundigungen einzuziehen. In irgend einem Winkel der Umgebung wollten wir nach Zigeunerart ein Zelt aufschlagen — ich hatte deren zwei aus Bloemfontein mitgebracht — und in gänzlicher Abgeschiedenheit einige Tage der Ruhe genießen. Das Gasthausleben war für unsere geringen Geldmittel zu kostspielig.

Nach einer Stunde kehrte Böhmer mit der überraschenden Nachricht zurück, daß die Regierung jedem Freiwilligen, der von der Front zurückkehre, ein Ticket (Anweisung) für zweitägigen Aufenthalt samt Verpflegung in einem Hotel verabfolge. Ferner werde allen Freiwilligen, die sich nach ihrer Ausschiffung in

Laurenzo-Marquez eine direkte Fahrkarte bis Pretoria gelöst hätten, das Geld für die Strecke Komati Poort-Pretoria zurückerstattet.

Im Transvaalhotel traf ich mehrere Bekannte vom „Herzog", die mit einer Freiwilligenabteilung vor einigen Tagen aus Natal hier eingetroffen waren, um sich neu ausrüsten zu lassen und dann in den Freistaat zu ziehen. Sie fragten mich nach unseren Reisegefährten.

„Was macht Mertens?"

„Er wurde bei Plewmansfarm von einer Granate zerrissen!"

„Armer Kerl! Er war so lebenslustig und hoffte bald seine Heimat wiederzusehen."

„Wie geht es Schmidt?"

„Starb bei Colesberg an Lungenentzündung."

„Unglaublich! Und Schmelzer?"

„Ist bei Driefontein geblieben. Die Leiche mußten wir den Engländern zurücklassen."

„Verd —! Von uns Deutschen wird kaum ein Drittel mit heiler Haut heimkehren."

So flogen Fragen und Antworten hin und her. Nachdem ich alle befriedigt hatte, begann ich nun zu fragen.

„Was macht mein Landsmann Ingenieur Rumpf?"

„Er befindet sich im Hospital zu Dundee in Natal. Infolge eines Hautrisses im Daumen zog er sich eine Blutvergiftung zu."

„Ist es schlimm?" fragte ich besorgt.

„Er ist bereits auf dem Wege der Besserung."

„Wir sind übrigens froh," bemerkte Rittmeister von J., den Lesern des ersten Bändchens dieser „Erinnerungen" bereits ein alter Bekannter, „daß wir von ihm erlöst sind."

„Wieso denn?"

„Er kommt mir wie ein Anarchist vor."

„Was? Wie ein Anarchist?" lachte ich. „Jedenfalls deshalb, weil er seine Ansichten energisch vertritt und sich von niemandem etwas gefallen läßt."

„Sein Bruder war mir lieber.“

„Warum sagen Sie war?“

„Er wurde am 22. Februar bei Pieters am Tugela erschossen.“

Ich war tief erschüttert, als ich diese Trauerkunde vernahm, da ich den Toten sehr lieb gehabt hatte. Es war mir noch gut erinnerlich, unter welchen Schwierigkeiten mein armer Landsmann Transvaal, das Land seiner Wünsche, erreicht hatte.

Als er sich in Antwerpen einschiffte, blieb durch Zufall eine Geldsendung aus, so daß Karl Rumpf ohne jegliches Bargeld auf der langen Seereise war und nach seiner Ausschiffung in Laurenzo Marquez von allen Mitteln entblößt dastand. Sein Bruder, der mit dem „Herzog“ einige Tage vor ihm eintraf, hatte für ihn wohl auf dem deutschen Konsulat einen größeren Betrag erlegt, doch erschien Karl Rumpf dort nicht.

Ohne lange zu überlegen, beschloß er, mit einem Gefährten, der sich in gleicher Lage befand, zu Fuß die Wanderung nach Transvaal anzutreten. Die kleinen Handkoffer mit einem Strick wie einen Tornister auf die Schultern gebunden, einen knorrigen Stock in der Rechten, marschierten sie längs der Bahnstrecke munter in das Land hinein. Doch unter der Tropensonne kommt selbst der beste Fußgänger nicht weit. Als der Abend hereinbrach, hatten die beiden nicht einmal die erste Station erreicht. Aber unverdrossen setzten sie in der Abendkühle ihren Marsch fort, bis sie mitten auf der Strecke einen leichten Erdwagen antrafen, auf dem sich Picken und Schaufeln befanden. Ohne weiteres warfen unsere Wanderer das Arbeitszeug links und rechts in die Materialgräben und machten es sich auf dem Wagen bequem. Ihr gutes Gewissen als einziges Ruhekissen, schliefen sie sofort ein.

Um Mitternacht wurden sie plötzlich von einem fürchterlichen Geheul geweckt. Schwarze Gestalten umtanzten unter schrecklichen Grimassen und Geberden den Wagen. Die Erschrockenen dachten anfangs schon, bei lebendigem Leibe geschmort

und mit Haut und Haaren aufgefressen zu werden, beruhigten sich aber bald, als die vermeintlichen Kannibalen es bei Geschrei und Geberden bewenden ließen.

Da in solcher Gesellschaft an eine Fortsetzung der Nachtruhe nicht zu denken war, so sprangen die beiden vom Wagen herab, ließen ihre Koffer jedoch auf ihm liegen und suchten ihn vor sich herzuschieben. Nun erhoben die Schwarzen aber ein ohrenzerreißendes Geheul und suchten sich dem Wagen in den Weg zu stellen. Nachdem Rumpf zwei Revolverschüsse über ihre Köpfe weg abgegeben hatte, gaben die Neger das Geleise frei, folgten aber den beiden in respektvoller Entfernung, von Zeit zu Zeit ein gellendes Geschrei ausstoßend. Mit Tagesanbruch wurde endlich die Station sichtbar.

Nun überließen unsere Transvaalfahrer ihren Wagen den schwarzen Bahnarbeitern, die sich mit einem wüsten Geheul bedankten, und begaben sich zur Station, wo sie sich einstweilen von der anstrengenden Arbeit ausruhten.

Nach einigen Stunden traf aus Laurenzo Marquez ein Zug mit den Freiwilligen des „Bundesrates" ein. Diese waren nicht wenig erstaunt, ihre Reisegefährten hier vorzufinden. Nachdem sie ihre Abenteuer erzählt hatten, leitete der deutsch-österreichische Oberleutnant August Meyer eine Sammlung ein, die die beiden sofort in den Stand setzte, sich Fahrkarten bis Komati-Poort zu lösen.

Über den Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes traf die erste Kunde in der Heimat durch folgendes Schreiben seines Bruders, des Ingenieurs Franz Rumpf, ein:

„Hoofdlager vor Ladysmith, am 25. Februar 1900.

„Lieber Vater!

„So schwere Arbeit, wie diesen Brief zu schreiben, hat mir noch nichts in Afrika verursacht. Ich bin leider ein großer Unglücksbote diesmal und kann nur höchst Trauriges vermelden. Vorgestern, also Freitag abends, gegen 6 Uhr, waren Bruder Karl und ich im schrecklichsten Granaten-, Lydditbomben-, Shrapnel- und Kleingewehrfeuer, nachdem

wir schon, besonders Karl, nachmittags hindurch fleißig gefochten hatten. Als das Kanonenfeuer etwas nachließ, ging ich mit anderen aus der Gefechtsstellung etwas in Deckung zurück, um dann mit unserem Kommando zurück zum Lagerplatz uns decken und essen zu gehen. Bruder Karl wußte das und sollte es ebenso machen. Ich wartete daher auf ihn und wollte, als es zu lange dauerte, den anderen nach, in Gesellschaft unseres Korporals gehen. Als Antwort auf unser wieder stark beginnendes Gewehrfeuer begannen aber die Engländer eine unerhörte Kanonade, so daß sowohl die oberen unter Deckung Fechtenden, wie die etwas unterhalb in Bereitschaft Liegenden sich nicht aus den Stellungen rühren konnten. Die starke Kanonade verhinderte unsere Leute am starken Feuern und der Engländer hörte infolgedessen in einiger Zeit wieder auf und unterhielt nur ein geringes Feuer. Da kamen die letzten aus der Gefechtsstellung zurück und meldeten, daß ein Deutscher getötet sei. Ich auf und hinauf! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, Karl war den Heldentod durch einen Gewehrschuß hinter dem rechten Ohre gestorben. Der Schuß war nicht durchgedrungen, aber in das hintere Gehirn gegangen und hatte so einen augenblicklichen und schmerzlosen Tod verursacht. Das Gesicht Karls, von einem rotblonden Vollbart umrahmt, bot in seinen ruhig schlafenden Zügen ein rührendes Bild dar. Ich habe sehr viel geweint, denn Karl war ein so lieber, treuer, ruhiger und dienstbereiter Mensch, wie ich hier unter Ausländern noch keinen gefunden habe. Er wird auch allseitig betrauert und vermißt man seinen Umgang auf das schmerzlichste. Mir geht mit ihm ein treuer, aufrichtiger Bruder und der tapferste, vertrauteste Kamerad verloren. Ich habe ihn sehr lieb gehabt, und was gab ich mir Mühe, ihn ein- und das anderemal von den Gefechten zurückzuhalten. Einmal gelang es mir auch, indem ich irgend einen Dienst von ihm forderte, einen Dienst, der ihn ins Lager oder sonstwo hinbannte.

„Als wir Freitag vormittags ausrückten, redeten außer mir auch noch einige andere, die Karl liebten, demselben zu, bei den Pferden und Sachen zu bleiben. Da guckt er uns so treuherzig lächelnd an und sagt: »Nein, ich bin wegen des Fechtens, nicht aber der Kühe wegen gekommen, ich will nicht mehr zurückbleiben, nachdem ich jetzt vollkommen gesund bin.« Es half kein Reden und kein Grund, Karl ging mit, zum letztenmale. Als er tot war, wurde er von vier Buren aus dem Laufgraben weiter nach unten getragen, nachdem ich sein Gewehr, Patronengürtel und dergleichen an mich genommen hatte. Unser Korporal de Vries, Thomas Schneider, ein Deutscher, und ich bildeten bis zur Abholung Karls die Totenwache. Da aber die Ambulanz bis 10 Uhr abends nicht kam, ging de Vries zu unserem, eine Stunde entfernten Lagerplatze und holte vier unserer Kameraden: Eduard Wirt, Richard Boxel, v. Anrep und Rautenberg, die um etwa halb 2 Uhr nachts bei uns eintrafen. Sie hatten Karls Decke mitgebracht, legten ihn hinein und trugen ihn, drei rechts, drei links, zu unserem Lagerplatze, ich ging hinten mit seinen Waffen und Habseligkeiten. Es war ein trauriger Gang. Im Lager von Pieters angelangt, legten wir Karl unter einen Baum, legten uns daneben und schliefen, von unseren Anstrengungen dazu gezwungen, bis zum Morgen.

„Das Grab wurde unterm Baume gemacht mit der Richtung nach der aufgehenden Sonne. Als ich den Krampen in die Hand nahm, um auch an seiner letzten Ruhestätte mitzuhelfen, wurde ich neuerlich so von Schmerz übermannt, daß ich nichts anderes thun konnte als weinen. Als das Grab fertig war, kamen die Buren und einige Ausländer heran und umstanden trauernd Karls irdische Hülle, die dann ins Grab gelassen wurde. Ein alter Bur trat vor und sprach in freier Rede ein inniges und frommes Gebet zu Gott, hielt dann eine tröstende Ansprache an mich, als den Bruder Karls, und veranlaßte dann die Absingung eines der rührenden niederdeutschen Psalmen, dessen Klänge mich

tief erschütterten. Das Grab wurde zugemacht und mit mächtigen Steinen bedeckt und von einem Kameraden mit einem beschriebenen Holzkreuze geschmückt. Nach einem Danke meinerseits für die feierliche Bestattung hatte die Feier ein Ende.

„Karl hat Deiner stets in Liebe und Treue gedacht und dürfte, wenn ich den ganzen Feldzug, der mich nach diesem traurigen Falle nicht mehr freut, überlebe, Dir Deine für ihn gemachten Auslagen durch eine Entdeckung seinerzeit hundertfach zurückzahlen. Das erste Gefecht machten Karl und ich am 18. und 19., für die Buren nicht ganz glückliche Tagen, mit. Wir mußten schöne Stellungen jenseits des Tugela aufgeben und uns zurückziehen. War nur Schlamperei! Wir wären sonst nicht vor Pieters ins Gefecht gekommen und hätten weniger harte Arbeit. Vor dem Feinde waren wir die ganze Zeit, ich seit 23. Januar, Karl um einige Tage später, und hatten wir außer etwa vier Nächten keine Nacht durchgeschlafen. So und so viel überhaupt ganz unter freiem Himmel, die anderen teilweise, bis wir eben zur Brandwache, das sind die äußersten Vorposten am Feinde, antreten mußten. Mehrere Tage brachten wir ganz im Laufgraben zu, waren im starken Kanonenfeuer und jede Minute zum Anbinden mit den Engländern. Jetzt wird nur gefochten und ich bin in Ladysmith, weil ich Euch den Tod Karls vermelden muß und weil ich neue Schuhe haben muß, die sonst nirgends zu haben sind. Unsere Poststation ist mir seit dem sonntägigen Rückzuge auch zu ferne. Die Stellungen aber, die wir jetzt einnehmen, sind wieder derart stark, daß der Engländer bei seinen fortgesetzten Angriffen schon starke Verluste erlitten hat und überhaupt nicht durchkommen dürfte bei ein wenig Ernst von unserer Seite. Ich wäre jetzt aufrichtig froh, wenn der Krieg bald zu Ende wäre und der Engländer gründlich verhauen abziehen müßte. Ich bitte Dich, lieber Vater, und Euch alle zu Hause, Karl eine gute Nachrede und treues Gedenken zu halten, er war

ein lieber, treuer Junge und ist des schönsten Todes, als ein wahrer Held, gestorben.

„Ich werde mich bemühen, von seinem Grabe ein Bild zu bekommen und werde es Euch samt seinen Habseligkeiten, wenn mir Gott das Leben schenkt, seinerzeit einsenden."

Dem Briefe, aus dessen schlichten Worten der Seelenschmerz des Bruders spricht, ist nichts mehr beizufügen.

Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling war Karl Rumpf ausgezogen, die Brust voll der kühnsten Hoffnungen, eine glückliche Heimkehr sollte ihm nicht beschieden sein.

Ihn hat jedoch das köstlichste Los getroffen — der Tod auf dem Felde der Ehre.

* * *

Da im Transvaalhotel alle Plätze besetzt waren, so zogen wir in das nahe gelegene Nationalhotel, wo wir ein hübsches Zimmer zugewiesen erhielten. Weil kein Stall vorhanden war, so banden wir die Pferde an den Gartenzaun.

Eine Viertelstunde später fanden wir uns im Direktionsgebäude der Nederl. Zuid-Afrik. Spoorweg Matschappij (Niederl. südafrik. Eisenbahngesellschaft) ein, wo jeder 6 Pfund und 4 Schilling — rund 148 Kronen — rückbezahlt erhielt. Die holländischen Beamten waren uns gegenüber äußerst höflich und liebenswürdig.

Leider sollte ich meinen Kameraden Böhmer verlieren. Seine Stute bekam nämlich eine Frühgeburt. Das arme Tier fiel gänzlich ein, konnte sich kaum auf den Füßen erhalten und war für lange Zeit nicht mehr diensttauglich. Unter den Regierungspferden befanden sich aber nur Remonten und marode oder wundgerittene Pferde. Böhmer war nun in einer schlimmen Lage. Zufällig war im Transvaalhotel ein höherer Beamter der Staatsminen in Johannesburg abgestiegen, der Böhmer sofort eine Stelle als Maschineningenieur bei hohem Gehalte anbot. Böhmer zögerte zwar anfangs, doch in Anbetracht seiner

zerrütteten Gesundheit nahm er die Stellung schließlich an und vertauschte, wenn auch schweren Herzens, den Karabiner mit dem Stifte, das freie Leben im Felde mit dem Dienst in den Minen.

Ich stand nun ganz allein da.

Das deutsche Korps bei Colesberg war abgeschnitten und unerreichbar, das andere stand in Natal, wo gegenwärtig nicht viel los war. Nun war zwar in Pretoria ein neues deutsches Korps in Bildung begriffen, doch befanden sich bei ihm nur Leute, die erst mit dem letzten Dampfer aus Europa gekommen waren. Die meisten Neulinge waren voll von verschrobenen Ideen und mußten sich erst tüchtig die Köpfe anrennen, um zur Besinnung zu kommen, daß sie in Afrika waren. Wir älteren, erfahrenen Kämpfer hüteten uns, ihnen ungefragt irgendwelche Ratschläge zu geben. Sie glaubten uns doch nicht, meinten alles besser zu wissen und thaten dann gerade das Gegenteil. Zudem bewarben sich in einem neuen Korps meist mehrere Mitglieder um die Kommandantenstelle und intriguierten gegen einander, wodurch das Zusammenleben ungemein litt. Diese Kindereien ließen natürlich kein kameradschaftliches Zusammenwirken aufkommen. Ich wollte mich daher nur Leuten anschließen, die es nicht nur ehrlich mit den Buren meinten, sondern auch bereits in der Front gewesen waren und eine tüchtige Schule durchgemacht hatten. Vorläufig wollte ich aber nichts thun als schlafen, schlafen und wieder schlafen.

Sobald ich daher für meinen Hansl gesorgt und die dringendsten Angelegenheiten erledigt hatte, legte ich mich in das Bett, zum erstenmal wieder seit langer Zeit. Mit einem wonnigen Behagen dehnte ich mich in den weichen Federn, um — nach einer halben Stunde wieder aufzustehen, meine Feldbecke auf dem Fußboden auszubreiten, mich darauf auszustrecken und nach kurzer Zeit in einen totenähnlichen Schlaf zu fallen. Mein abgehärteter Körper konnte die ungewohnte Bettwärme nicht vertragen, daher mußte ich das weiche Bett mit dem harten Fußboden und den Polster mit

dem Sattel vertauschen. So schlief ich, bis mich die Sonne weckte.

Am andern Vormittag behob ich auf dem deutschen Konsulat eine Menge Briefe, die mir eine große Freude bereiteten; von Freunden, Bekannten und Unbekannten. Die meisten drückten mir die herzlichste Teilnahme an meinem Geschicke aus, andere traten mit einer Unzahl von Wünschen und Bitten an mich heran. Und was die Leute alles wollten: Granatsplitter, Photographien u. s. w. Die Bescheidensten waren die Marken- und Ansichtskartensammler, aber wie viele waren das. Am lebhaftesten war die Nachfrage nach Burenpatronen, Burenbibeln, überhaupt nach irgend etwas, was ein Bur in der Hand gehabt hatte.

„Wenigstens ein Stückchen Transvaalerde," bat eine Jemandin aus Graz. Ich schickte der hübschen Bittstellerin in einem Briefkouvert einige Sandkörner. Einem guten Freunde zuliebe der durchaus etwas von den Buren haben wollte, riß ich meinem Hansl einige Haare aus und übersandte sie dem Gesuchsteller brieflich als Burenpferdhaare. Hansl war ein Tranvaalpferd. Manche wollten wissen, ob Pretoria verteidigt werde; ob man hier Bier oder Schnaps trinke; warum die englischen Gefangenen nicht gleich als Räuber aufgeknüpft würden, statt sie erst lange zu füttern; wie viel ein Glas Wein koste; wie es uns mit der Sprache gehe und „Sind die Burenmädchen hübsch?"

Wenn die lieben Leute wenigstens Retourmarken beigelegt hätten, die wären vielleicht hier umzutauschen gewesen. So aber sollte ich alles aus purster Freundschaft thun. Eine Ansichtskarte kostete eine halbe Mark und dazu kam noch die hohe Frankierung. Die Erfüllung sämtlicher Wünsche hätte ein kleines Vermögen erfordert, das mir aber damals nicht zur Verfügung stand. Die freundlichen Briefschreiber mögen mir daher verzeihen, daß ich vielen unter ihnen nicht gerecht werden konnte.

Die Transvaalregierung hatte das Ausschenken von alkoholhaltigen Getränken während des Krieges verboten. Diese

Maßregel bewährte sich vorzüglich. Der Besitzer des National-hotels, ein englischer Staatsbürger, umging jedoch dieses Verbot, indem er in einem versteckten Zimmer Bier, Whisky u. s. w. heimlich verabfolgte. Am Tage unserer Ankunft erwischte ihn die Polizei, worauf er — da es bereits das zweitemal war — zur sofortigen Erlegung einer Geldstrafe von 500 Pfund = 12 000 Kronen verhalten wurde.

Ehe ich mich versah, waren zwei Tage um. Die meiste Zeit hatte ich verschlafen. Der deutsche Regierungsbeamte Schlüter verschaffte mir glücklicherweise ein neues Tickett, so daß ich noch zwei Tage im Hotel verpflegt werden konnte. Sonst wäre es mir unmöglich gewesen, den Pflichten eines Kriegs-berichterstatters nachzukommen, da sämtliche Geldsendungen nach Transvaal, darunter auch die meinigen, von den Engländern in Laurenzo Marquez gestoppt worden waren.

Am Abend des zweiten Tages saß ich gerade im Vor-garten des Hotels, als ein Bekannter aus Colesberg, der „Kolonel“ Powell, auf mich zutrat.

„Na, Mann, wo kommt denn Ihr her?“ fragte er mich mit der freundlichsten Miene von der Welt.

„Vom Modderriver!“

„So dumm war ich doch nicht, auch noch dorthin zu ziehen,“ lachte der „Kolonel“. „Wie die Sache in Colesberg schief ging, kehrte ich nach Johannesburg zurück. Soll ich etwa für die blöden“ —

Das Übrige verschluckte er.

„Was macht Ihr da?“

„Ich bilde in Johannesburg ein Dynamitkorps und will dazu von der Regierung 100 Pfund (2400 Kronen).“

Bescheiden war der Mann gerade nicht.

„Ihr könnt beitreten!“

„Danke! fahre bereits übermorgen zur Front ab.“

Mit kühlem Gruße entfernte ich mich.

Also der „Kolonel“ war wieder im Lande. Da hieß es, das Pferd gut im Auge zu behalten und das Zimmer sorgfältig

absperren. Ich saß noch nicht lange bei meinen schriftlichen Arbeiten, als es an der Thüre klopfte.

Der „Kolonel" trat ein.

„Können Sie mir" — er bediente sich jetzt der Höflichkeitsform — „zwei Pfund leihen? Ich gebe sie Ihnen sofort zurück, wenn ich von der Regierung das Geld erhalte."

„Ja, wenn! Ihr müßt mich für schrecklich dumm halten!"

„Warum?"

„Übrigens wollte ich Euch morgen, wenn Ihr von der Regierung das Geld bekommen hättet, um ein Pfund ersuchen."

Mit einem Fluche entfernte sich der Gauner.

Am nächsten Tage traf ich im Regierungsgebäude noch zwei Bekannte aus Colesberg, die Herren P. und G. Beide waren sofort, wie es da unten zu ernsten Kämpfen gekommen war, nach Pretoria geeilt. Sie wandten sich an die Regierung in derselben Angelegenheit wie der „Kolonel", doch fanden sie wie jener natürlich taube Ohren, worauf sie sich nach Johannesburg begaben, um sich dort um Anstellungen zu bewerben. In der Vorhalle des Gebäudes kamen die beiden mit dem „Kolonel" in Streit, da sie sich gegenseitig als Konkurrenten betrachteten.

Auch ein lieber Kriegskamerad von Colesberg suchte mich auf, der frühere Kommandant des dortigen deutschen Korps, Gymnasial-Oberlehrer Henkel. Da er für sein bei Rensburg erschossenes Pferd keinen Ersatz hatte erhalten können, so war er nach Pretoria zurückgekehrt, um hier von der Regierung ein neues zu verlangen. In Erinnerung an jene Sturm- und Drangzeit, die wir in Colesberg verlebt, verbrachten wir nun so manche Stunde miteinander. Mit Sorgen gedachten wir der Kameraden, die da unten am Oranje von einer riesigen Übermacht nahezu schon umstellt waren; ob wir sie wohl wiedersehen würden?

Außer Dr. Henkel traf ich noch drei wackere Kämpen von Colesberg und vom Modderriver, den Tiroler Liensberger und die Holländer Bertling und Kivett.

Da der Anschluß an ein Burenkommando oder Freikorps infolge meiner beiden Zelte, die ich nicht missen wollte, schwierig

war, so trat ich einstweilen dem Skaudingkorps des Rittmeisters von J. bei, dem auch mein alter Kriegskamerad Bertling sich angeschlossen hatte. Die Kommandos in der Front waren nämlich von der Bahnlinie aus für einen einzelnen Mann, dem kein Wagen zur Verfügung stand, nur mit dem Pferd zu erreichen.

Am 18. März ging es wieder in die Front ab und zwar in den Freistaat zurück. Es war mein Geburtstag. Sentimentale Anwandlungen bekam ich keine, wohl aber dachte ich mir:

„Wo wirst du deinen nächsten Geburtstag verbringen?“ —

Mit großer Geschwindigkeit fuhren wir südwärts in der Richtung auf Bloemfontein zurück. Wir hielten uns meist auf der Plattform des letzten Wagens auf, um das abwechslungsreiche landschaftliche Panorama besser betrachten zu können. In der Nähe von Kronstadt fuhr auf dem Nebengeleise ein Zug an uns vorüber; auf der Plattform des letzten Wagens standen mehrere Buren, unter ihnen Präsident Steijn und der Oberbefehlshaber Joubert. Sofort brachten wir auf den wackeren Präsidenten des Freistaates ein stürmisches „Hurra Steijn!“ aus.

Der Präsident winkte uns mit der Hand freundlich zu, wobei er, ohne erst lange nach unserer Nationalität zu fragen, ausrief:

„Dappere Duitsers!“

In Kronstadt, einem größeren Städtchen, traf ich auf dem Bahnhofe Baron Wrangel, der mich für ein Dynamitkorps, das er bilden wolle, anzuwerben suchte. Nun fuhren wir noch bis zur Station Virginia, wo man uns auswaggonierte.

Am Sandriver schlugen wir ein Lager auf. Hier sollten wir einstweilen bleiben, bis Rittmeister v. J., unser Kommandant, bei den einzelnen Burengeneralen sich gemeldet und eine passende Stelle für uns in der Front ausgesucht haben sollte.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war ein prächtiges Jagdterrain. Aus diesem Grunde waren wir in unserem Lager in steter Lebensgefahr; viele Buren jagten in der Nähe und

handhabten das Mausergewehr wie eine Schrotflinte. Mehr als einmal pfiffen Kugeln über unsere Zelte hin.

Eines Tages kam G., ein Deutschösterreicher, freudestrahlend von einem Jagdzuge heim. An seinem Sattel hing ein Tier, das er für einen Springbock hielt und nicht allzuweit von unserem Lager geschossen hatte. Trotzdem ich erklärte, noch nie einen derartigen Springbock gesehen zu haben, blieb G. hartnäckig bei seiner Ansicht. Kurz darauf erschien ein Farmer mit zwei sieben- und achtjährigen Knaben, alle drei hoch zu Roß und wohl bewaffnet; auch die winzigen Knirpse hielten ihren Mauserkarabiner schußbereit in der Hand. Der Bur erklärte in kurzen Worten, daß ein „Mensch" unseres Lagers von seinen Kaffern gesehen worden sei, wie er sich an eine friedlich grasende Ziege herangeschlichen und sie getötet habe.

Die Verblüffung des armen G. kann man sich vorstellen. Der zähe Ziegenbraten kostete uns sieben Schillinge. Der Irrtum G.s war wohl verzeihlich, da eine südafrikanische Ziege mit einer europäischen nur geringe Ähnlichkeit hat. G. erhielt nun den Beinamen „Der Haustierschütze".

Bald darauf trekkten wir durch die prächtige Grasebene weiter nach Smaldeel, wo wir nach zwei Tagen eintrafen. Da unser Kommandant von den Burenstellungen noch immer keine Ahnung hatte, so blieben wir hier mehrere Tage. In Begleitung des Dr. Holländer, eines Norddeutschen, der hier das Amt eines Friedensrichters bekleidete, seiner Gemahlin und reizenden Tochter unternahmen wir zu Pferde Ausflüge in die Umgegend. Eine Burenfrau schickte uns Obst und Milch, so viel wir wollten.

Von Smaldeel ging es weiter nach Brandfort. Am Vetriver trafen wir eine Ambulanz des Berliner Roten Kreuzes unter der Leitung des Marinestabsarztes Mathiolius an. In einem Krankenwagen lag der Krankenpfleger Eckert, ein Reisegefährte vom „Herzog". Er teilte mir mit, daß er am Typhus erkrankt sei. Wir sprachen noch einige Zeit mit einander, worauf ich mich mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete

und weiterritt. An die Übertragbarkeit des Typhus dachte ich gar nicht. Im Kriege beachtet man solche Kleinigkeiten eben nicht.

Unweit des Betriver lagerten wir. Die Buren dieses Landstriches, die wir in ihren Farmen antrafen, verhielten sich uns gegenüber sehr zurückhaltend, ihre Frauen und Töchter zeigten sich englandfreundlich.

Die kurze Ruhepause benützten wir zur Jagd in einem Buschwäldchen, an dessen Saum wir lagerten.

Hier machte ich mich — wie ich heute reuevoll gestehe — des Schweinediebstahls schuldig.

Von dem ewigen Hammelfleisch hatten wir Gesichtsausschläge bekommen, weshalb wir uns nach Abwechslung im Fleischgenusse sehnten. Der Bauer einer nahen Farm, der über einige hundert Schweine verfügte, verlangte für ein Stück unverschämt viel.

„Die Engländer nehmen sie Euch sicher weg," wandten wir ein. „Wir zahlen doch genug!"

„Die Khaki werden noch mehr zahlen!" war die trockene Antwort.

Ich fahndete in dem Busche nach einigen hübschen Reihern, als aus dem Bette eines halb vertrockneten Baches ein Grunzen vernehmbar wurde.

„Hallo!" rief ich dem Maschinenbauer Viktor von Hacht zu, der zu meiner Kochgesellschaft gehörte. „Da gibt's Braten für uns!"

„Aber die gehören dem Bauern!" meinte der gewissenhafte Hacht, noch ein Neuling im Kriegshandwerk.

„Keine Idee. Das sind Wildschweine, man merkt es doch am Grunzen!" behauptete ich, und Hacht stimmte mir unverzüglich bei.

„Oi! Oi!" scholl es vom Bache herauf. Gleich waren wir hinter ihnen her.

„Wo sind die Burschen denn eigentlich?"

„Oi! Oi!" klang es verlockend wieder.

Aha! Da steckten sie bis über die Ohren im Dreck und grunzten vergnügt.

„Eine alte Sau und zwei halberwachsene junge. Wir schießen natürlich jeder ein Junges.“

Vorsichtig pirschten wir uns an die Biester heran.

„Oi! Oi!“ grunzten sie eben in feuchtfröhlicher Stimmung.

„Du schießt auf das rechte, ich auf das linke!“

„Schieß ja nicht vorbei, ein angeschossenes Schwein quietscht durchdringend, und dann haben wir den Bauern auf dem Halse. Wenn nur die große nicht schreit. Also —“

Krrrach! Krrrach!

Gottlob! zwei Kernschüsse waren es. Keines gab einen Laut von sich. Die Alte machte vor Schreck einen Luftsprung, schwieg aber.

Flugs packte jeder ein Junges beim Schwanz, und dann ging es in den düsteren Wald zurück. Während des Ausweidens fragte Hacht:

„Du, ist das wirklich ein Wildschwein?“

„Ja beschwören kann ich es gerade nicht!“

Abends saßen wir vergnüglich beim duftigen Braten, als der Farmer bei unseren Kochfeuern erschien. Mit großer Geschicklichkeit wußte ich aber das Fleisch seinen spähenden Blicken zu entziehen.

„Es sind doch keine Wildschweine!“ sagte nunmehr Hacht überzeugt. —

Während unseres weiteren Zuges hatten wir öfters Gelegenheit, uns mit trekkenden Buren im Schießen zu messen, was diese mit Vorliebe thaten.

Von der fabelhaften Treffsicherheit der Buren konnte ich jedoch nichts merken. Sie schossen ebenso sicher wie unsere Forstleute. Auf feststehende Ziele hatten wir mehr Treffer, was wir auf unsere gute militärische Ausbildung zurückführten, während beim Schießen auf bewegliche Ziele uns die Buren weit voraus waren. Meisterschützen gibt es natürlich unter ihnen gerade so wie bei unseren Alpenjägern.

So tötete beispielsweise bei Brandfort ein Bur einen Aasgeier auf vierhundert Schritt Entfernung auf den ersten Schuß, worauf ein anderer Bur bei der nämlichen Distanz einen zweiten Adler ebenfalls auf den ersten Schuß niederstreckte. Mir war das Treffergebnis rätselhaft.

Unweit der Wasserwerke von Bloemfontein trafen wir das Wakkerstroom-Kommando, eine der tapfersten Burenabteilungen, an. Die Wakkerstroomer waren über unsere Ankunft sehr erfreut und begrüßten uns in herzlicher Weise.

Ein Feldkornet fragte uns, was wir von der Kriegführung der Buren hielten und wie uns überhaupt Land und Leute gefielen.

Ich sagte, daß es uns Deutsche freue, für die stammverwandten Buren zu kämpfen. Dann meinte ich, daß die Buren wohl gute Schützen und ausgezeichnete Reiter seien, jedoch oft durch vorzeitiges Weitfeuer ihre Stärke und Stellungen verrieten, statt den Feind auf wirksame Schußdistanz herankommen zu lassen. In der Kapkolonie war uns nämlich so mancher Anschlag durch das zwecklose Knallen der Buren vereitelt worden. Über Strategie und Taktik mit den Bauern zu sprechen, wäre sinnlos gewesen.

„Ja, Ihr habt recht! Unsere Menschen schießen oft zu früh!" sagte der Feldkornet. „Es wird aber alles noch recht kommen. Ihr Duitsers seid tapfere Kerls!"

Damit reichte er mir die Hand, die ich kräftig schüttelte. Die anderen Buren bewirteten uns mit Kaffee. Der Burenkommandant erkundigte sich, ob unter uns Artilleristen wären, da das Kommando in einem der letzten Gefechte den Engländern eine Kanone abgenommen habe, nun aber über keinen geschulten Artilleristen verfüge. Da der Holländer Bertling, der in Colesberg Kanonier gewesen war, unseren Artilleristen den Dienst bei den Geschützen nicht in rosigem Lichte schilderte, so meldete sich niemand.

Bald darauf hielten wir vor dem Zelte des Generals Delarey. Ich freute mich, den altbewährten Führer, unter dem

ich in der Kapkolonie und am Modderriver so manches Gefecht mitgemacht hatte, wieder zu sehen.

Der General stand soeben vor dem Zelte im Gespräche mit einem Buren. Er hörte Rittmeister von J. ruhig an und empfahl ihm, sich dem Wakkerstroom-Kommando anzuschließen. Als J. den General jedoch auf die vermeintliche Wichtigkeit mehrerer Höhenpunkte in belehrendem Tone aufmerksam zu machen suchte, ohne von den Verhältnissen auf diesem Kriegsschauplatze auch nur die geringste Ahnung zu haben, kehrte ihm Delarey den Rücken und ließ ihn stehen. Es war das Gescheiteste, was der General thun konnte.

Während die „Quittierten“ nun weidlich über den „Unverstand und Größenwahn“ des Burenführers schimpften, ärgerten wir anderen uns über das Gebahren unseres gegenwärtigen Kommandanten.

Der Bruder des Generals, Piet Delarey — er wurde im August 1901 bei Pretoria gefangen — kannte mich bereits von Colesberg her; er war während unseres Lagers bei Rensburg nie an meinem Zelte vorbeigeritten, ohne abzusitzen und einen Schluck Kaffee einzunehmen. Er erkannte mich sofort wieder. In einer nahe gelegenen Farm waren große Hafervorräte. Dorthin führte uns Piet und ließ uns die müden Pferde füttern.

Da die Buren sich am nächsten Tage auf Brandfort zurückziehen wollten, so wurde die Farm eben von ihren Besitzern geräumt. Es war ein trauriges Bild, die blassen Gesichter der Frauen und Kinder zu sehen, die von der heimatlichen Scholle Abschied nahmen, ohne Hoffnung auf eine Wiederkehr.

Am nächsten Tage — es war der 26. März — waren wir wieder in Brandfort. Außerhalb des Städtchens schlugen wir unser Zeltlager auf.

IV.

Die Tage von Brandfort. Auf Urlaub.

Infolge des herabgekommenen Zustandes des englischen Heeres folgte nun eine große Gefechtspause, während welcher wir uns eines ungebundenen Lebens erfreuen konnten.

Das Feld- und Lagerleben bei Brandfort zählt zu meinen schönsten Erinnerungen.

Da es nur einigemal zu Gefechten kam, so hatten wir hinlänglich Zeit, Land und Leute zu studieren. Wir machten Ausflüge in die weitere, teilweise gebirgige Umgebung und betrieben in großem Maßstabe die Jagd auf Spring- und Bläßböcke, sowie Meerkatzen, Füchse, Paviane, Kiebitze und anderes Wild. Besonders die Pavianjagd entbehrte eines gewissen Nervenreizes nicht, denn die erzürnten Tiere, die nur in Herden vorkamen, gingen oft zum Angriffe über und trieben den Jäger durch einen Steinhagel in die Flucht. Diese Jagden waren für die Neulinge, die noch immer aus Europa eintrafen, eine ausgezeichnete Vorschule. Waren wir des Jagens überdrüssig, so ritten wir des Abends hinaus gegen die englischen Linien und legten uns in den Hinterhalt. Meist kam uns nur Wild vor die Büchse, manchmal auch Engländer. Hatten wir aber die ganze Nacht hindurch zwecklos dagelegen, so ritten wir bei Tagesgrauen die nächste englische Feldwache an, deren Stellung wir vorher genau ausgekundschaftet hatten, wechselten mit den schlaftrunkenen guten Khaki einige Kugeln und jagten dann in den lachenden Morgen hinein, bis wir wieder im Lager ankamen, wo unsere Kaffern bereits den Kaffee gekocht hatten. Nicht immer gingen diese nächtlichen Abenteuer so glücklich aus; mancher bezahlte seinen Wagemut mit dem Leben. Bei diesen Ritten zeichneten sich besonders die Freiwilligen Maximilian von Anrep, Rautenberg und Jansen durch Schneidigkeit aus. Ohne diese schrankenlose Freiheit, deren wir uns erfreuten,

wäre das harte Kriegsleben auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen.

Um Brandfort herum lagen außer unserem Korps noch das deutsche Korps Lorenz, ferner das französische Korps unter Villebois, das holländische unter dem Russen Maximoff, einem früheren Gefängnisdirektor', der mit seinen Leuten in deutscher Sprache verkehren mußte, das irisch-amerikanische und das russische Korps. Villebois bot sein Möglichstes auf, um alle diese Abteilungen zu einer Ausländerbrigade zu vereinigen, was ihm aber nicht gelang, „da“ — wie die „Volksstem“ bemerkte — „ein jeder Ausländerführer Kommandantje spielen wollte.“

Nachdem Villebois seinen Plan gescheitert sah, unternahm er mit fünfzig Franzosen einen Patrouillenritt in den nordwestlichen Freistaat, wobei er bei Boshof von englischer Kavallerie umzingelt wurde und nach tapferer Gegenwehr fiel.

Eines Tages rückten sämtliche Korps aus und zogen unter Führung des Freistaatgenerals Kolbe in aller Stille hinter eine Bergkette nahe der englischen Linie, um die Nacht hier zuzubringen und bei Anbruch des nächsten Tages über die englischen Vorposten herzufallen. Die Kochfeuer deckten wir zu, um unsere Ankunft nicht zu verraten. Auf einmal hörten wir einen Kanonenschuß. Die Engländer hatten jedenfalls auf eine unserer Patrouillen geschossen. Wir waren über deren unvorsichtiges Vorgehen sehr ungehalten. Bald darauf fiel der zweite Kanonenschuß. Nun waren natürlich die gesamten feindlichen Vorposten alarmiert. Auffällig war es uns, daß wir das Krepieren des Geschosses nicht vernahmen, was wir uns nicht erklären konnten. Nach einiger Zeit kam mein Zeltgenosse Krombas, der zum Flusse Wasser holen gegangen war, zurück. Wie verblüfft waren wir, als er uns mitteilte, daß die Russen zwei Dynamitpatronen in den Fluß geworfen hatten, um Fische zu fangen. Die Explosion der Patronen hatten wir für Kanonenschüsse gehalten. Die Sache kam uns ganz unglaublich vor. Nicht lange nachher lief ein Springbock an uns vorüber. Selbstverständlich schossen wir ihn nicht. Wir waren sehr erzürnt, als die Fran-

zosen ein wahres Schnellfeuer auf ihn eröffneten. Zu unserer Genugthuung traf trotz der Nähe kein Schuß. Der Bock sprang lustig weiter und war zum großen Ärger der Franzosen in kurzer Zeit aus dem Gesichtskreise. Bald darauf traf General Kolbe bei uns ein, der mit allen Kommandanten einen Patrouillenritt gemacht hatte. Er hatte die Rekognoszierung unterbrochen, da er uns von den Engländern angegriffen glaubte. Bei unserer Mitteilung des Vorgefallenen verzog der General keine Miene, gab jedoch Befehl, daß das deutsche, holländische und unser Korps sofort in ihre Lager zurückkehren sollten. Um die Franzosen und Russen, durch deren Schuld der gesamte Plan vereitelt worden war, kümmerte er sich nicht mehr.

Unsere Kochkunst machte bedeutende Fortschritte; daß uns allerdings noch mancher Lapsus passierte, wird man begreiflich finden.

Eines Tages übernahm ich das Amt des Koches. G. hatte wieder einmal ein Haustier geschossen und zwar einen feisten Hahn. Der sollte nun feierlich verspeist werden. Zuvor war er aber schmackhaft zuzubereiten, was mir kein geringes Kopfzerbrechen kostete. Nach einigem Überlegen entschloß ich mich, den Hahn zu sieden, da es dann erstens eine schmackhafte Suppe gab und zweitens dies das Einfachste war.

Eben knickte ich dem Gockel den Kopf ab, als ein Burenkommando, bei dem ich mehrere Bekannte hatte, auf der nahen Straße vorbeiritt. Schnell warf ich einem Boy den Hahn mit dem Befehle zu, ihn zu rupfen, was der Kaffer buchstäblich befolgte. Als ich nach einiger Zeit wiederkam, gab ich den Vogel sofort in den Topf mit siedendem Wasser, schüttete Reis dazu und schnitt noch einige Kartoffeln hinein. Suppengemüse hatte ich zwar keines, dafür versorgte mich der Wind hinlänglich mit Haferstroh. Nach längerer Zeit fragte G. ungeduldig:

„Ist der Hahn denn noch nicht fertig?"

„Werde gleich nachsehen."

Ich guckte in den Topf, es kam mir etwas nicht richtig vor. Bald aber wußte ich des Rätsels Lösung.

„O mei, o mei! Jetzt hab' ich das Vieh auszunehmen vergessen!" —

Mit der Zeit wurde uns das Speisen in liegender Stellung unbequem, weshalb wir Eßtische mit Bänken durch Erdaushebungen nach Art der Schützengräben herstellten.

Wie ich bereits bemerkte, war ich glücklicher Besitzer von zwei Zelten, weshalb ich mir meine Schlafgenossen wählen konnte. Der eine war ein Herr Krombas, von der „Ostdeutschen Rundschau" in Wien als Krankenpfleger nach Südafrika gesendet, ein kreuzfideles Haus, der stets um Mitternacht den „Abendstern" sang. Als zweiter Zeltgenosse kam der frühere österreichische Bahnbeamte G. zu mir. Da beide engere Heimatgenossen waren und zudem derselben politischen Richtung wie ich angehörten, so waren sie mir sehr willkommen.

Noch immer trafen allerlei Sonderlinge aus Europa ein. Einer lief tagelang im Lager mit Lackstiefletten und Jubiläumsmedaille herum.

Eines Tages ritt Oberleutnant Meyer nach Brandfort, um etwaige Briefe für uns abzuholen. Bereits nach kurzer Zeit kam er wieder angesprengt, schon von weitem ein Zeitungsblatt schwingend:

„Wißt Ihr schon das Neueste?"

„Nein! Heraus damit!"

„General Joubert ist gestorben."

„Was? Joubert ist gestorben?" rief es von allen Seiten. „Gottlob! Nun kommt ein frischer Zug in die Kriegführung. Wenn's nur nicht zu spät ist."

Wir waren wie von einem Alp befreit.

In diesen Tagen zog auch das deutsche Korps von Colesberg, das unter General Olivier den berühmten Rückzug längs des Caledonriver mitgemacht hatte, an unserem Lager vorbei. Unser Wiedersehen war äußerst herzlich. Besonders freute es mich, Freund Genzken gesund und wohlbehalten wieder zu erblicken. Er war mit einer großen Bratpfanne bewaffnet. Das Korps wollte dem nunmehrigen Obergeneral Botha sein Ein=

treffen melden. Es reizte mich sehr, mich den alten Waffengefährten wieder anzuschließen, als ich aber erfuhr, daß sämtliche Mitglieder auf längere Zeit sich beurlauben lassen wollten, um sich von den harten Strapazen der vergangenen Monate zu erholen, und daß das Korps sich daher auflösen werde, mußte ich natürlich meine Absicht aufgeben.

Ich muß hier noch eine kleine Geschichte aus den Tagen von Brandfort einfügen.

Einige Herren unseres Lagers begaben sich zuweilen in das nahe Kafferndorf, dessen männliche Bevölkerung nahezu insgesammt als Boy zur Front kommandiert worden war, um einigen Dorfschönen ihre Verehrung zu bezeugen.

Ein kleiner Zuckersack und einige Büchsen Jam (eingesottene Früchte) wurden als beweiskräftige Mittel eingesackt und die Revolver für alle Fälle mitgenommen. So geht man in Südafrika auf galante Abenteuer aus.

Mich interessierte das Leben und Treiben der Schwarzen so sehr, daß ich mich eines Abends ebenfalls auf die Strümpfe machte und den schwarzen Schulmeister, der Dorfgelehrter, Schmied, Schuster und Schneider in einer Person war und die weibliche Bewohnerschaft im Interesse der nahen Farmen in diesen Handfertigkeiten unterwies. Als ich bei der Hütte anlangte, war der Unterricht eben zu Ende, und eine Schar der schönsten kugelrunden Negerweiblein stürzte plappernd, schwatzend und schreiend zur Thüre heraus und an mir vorüber und war in wenigen Augenblicken in der Finsternis verschwunden.

Nun trat ich in des Schulmeisters Hütte. Sie wies einen Tisch und mehrere rohgezimmerte Bänke auf und war bedeutend wohnlicher eingerichtet als alle Kaffernhütten, die ich je gesehen. Die bienenkorbartigen Hütten der Freistaatkaffern sind sehr wohnlich eingerichtet. Das Innere ist gewöhnlich mit Tierfellen ausgeschlagen und sehr rein gehalten; in einer abgesonderten Hütte befinden sich die Lebensmittelvorräte, während die Haustiere, Rindvieh und Schafe, in einem nahe gelegenen Kraal untergebracht sind.

Um mir seine Gelehrsamkeit zu beweisen, setzte der Schulmeister, der seine Ausbildung in einer Missionsschule erhalten hatte, eine Brille auf, zog aus einem Kaffeesack eine Bibel hervor und las mir nun einen Psalm vor. Vor so viel Gelehrsamkeit beugte ich natürlich demütiglich mein Haupt.

Nachdem der Schwarze mich von seiner Weisheit hinlänglich überzeugt zu haben glaubte, klappte er hochbefriedigt das Buch zusammen. Dann zeigte er mir allerlei Flecht- und Zimmermannsarbeiten, die er und seine Frau verfertigten.

In einem Winkel auf der Erde stand ein roh geschnitztes Holzbild, das jedenfalls den Dämon des Hauses vorstellte. Auf meine bezügliche Frage entgegnete der Missionsschüler mit scheuer Ehrfurcht:

„Das ist der böse Geist meines Vaters."

Der Schulmeister meinte weiterhin, mit den bösen Geistern müsse man sich auf guten Fuß setzen, bei den guten sei dies nicht nötig, da diese ohnehin niemanden schädigten.

Nachdem ich wieder um eine Erfahrung reicher geworden war, trat ich den Heimweg an. —

Die Engländer hatten sich mittlerweile auf dem hohen Tafelkop eingenistet, von dem aus sie nach allen Seiten hin heliographierten. Gar gerne hätten wir diese Abteilung aufgehoben, doch mußten wir davon schließlich absehen, da Delarey uns seine Unterstützung versagte und wir nicht die nötige Zahl schneidiger Kämpfer zusammenbrachten.

Gegen Ende des Monats April kam es mit unserem Kommandanten zu einer ernsten Auseinandersetzung.

Rittmeister von J. hatte bereits vor sechs Jahren den Dienst quittiert und war nach seiner eigenen Angabe knapp nach Ausbruch des Krieges seinen Gläubigern durchgegangen. Auf dem Kriegsschauplatze zeichnete er sich durch hervorragende Feigheit aus. Er ritt die weitgehendsten Patrouillen — aber innerhalb unserer Linien, er schlug hunderte von Engländern tot — mit dem Munde. Als wir ihn zu einem Überfall auf eine vorgeschobene englische Feldwache drängten, stolperte er

scheinbar über einen Stein und ließ sich hinterrücks auf den Rasen fallen, worauf er über Schmerzen im Steißbein gar jämmerlich lamentierte. Natürlich konnte er jetzt längere Zeit kein Pferd besteigen.

Zu Ehren des Gauklers dichteten wir das schöne Lied:

„Ach Gott, ach Gott! O je, o je!
Wie thut mir mein — — so weh!“

Eines Tages kam der Ehrenmann in aufgeregtester Stimmung von Brandfort zurück und rief uns sofort zusammen. Nach seiner Mitteilung war er in Brandfort mit dem reichsdeutschen Rittmeister Freiherrn von Sch., dem Kommandanten eines deutschen Dynamitkorps, zusammengetroffen. Beide waren erbitterte persönliche Feinde, da Rittmeister von Sch. seinen Gegner einer Reihe gemeiner Verbrechen beschuldigt hatte. In Brandfort kam es zwischen beiden zu einem erregten Wortwechsel, in dessen Verlaufe J. den Freiherrn von Sch., der erst vor wenigen Tagen von schwerer Krankheit genesen und noch sehr schwächlich war, niederschlug und mit dem Schafte seines Revolvers zu bearbeiten begann. Nach J.s eigener Angabe rissen ihn einige Buren, die gerade des Weges kamen, zurück und entwanden ihm den Revolver.

Auf Grund dieser Mitteilung einigten wir uns dahin, daß J. sofort nach Pretoria eilen müsse, um die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen, und das Kommando an Baron Luszensky zu übergeben habe, der als österreichischer Husarenoffizier den bosnischen Feldzug im Jahre 1878 mitgemacht hatte und ein Ehrenmann in jeder Beziehung war. Damit waren wir von diesem Gentleman erlöst.

Später ließ sich J. derartige unehrenhafte Handlungen zu Schulden kommen, daß Oberleutnant Meyer, Oberleutnant Birnbacher, der Holländer Bertling und ich uns gezwungen sahen, die Polizeidirektionen in Pretoria und Johannesburg von dem Treiben des früheren Rittmeisters zu verständigen.

Da offenbar eine längere Pause auf dem Kriegsschau-

platz eingetreten war, beschloß ich, für einige Tage Urlaub zu nehmen, um mich einmal wieder meinen Pflichten als Kriegsberichterstatter widmen zu können. Ich reiste daher am 23. April nach Smaldeel und von hier nach Kronstadt ab, um mir daselbst von dem Hauptkommissar Schutte einen Urlaubsschein ausstellen zu lassen. Bei dem Häuschen, in dem das Hauptkommissariat war, befand sich eine größere Zahl erbeuteter englischer Geschütze, deren Rohre durch Dynamitpatronen gesprengt worden waren. Es stand jedem frei, sich nach Belieben Teile derselben anzueignen. Wäre mir eine größere Geldsumme zur Verfügung gestanden, so hätte ich eine ganze Kanone nach Hause geschickt.

In einem Hotel erfuhr ich, daß ein steirischer Gutsbesitzer, Anton Freiherr von Seßler-Herzinger, Kapitän zur See langer Fahrt, sich hier einige Tage aufgehalten hatte. Es that mir sehr leid, meinen Landsmann nicht mehr anzutreffen.

Vor dem Staatsgerichtshofe fand gerade eine lange Reihe von Hochverratsprozessen statt. Die Angeklagten waren beschuldigt, teils den Engländern Viehherden und Pferde verkauft oder feindliche Abteilungen an die Burenstellungen herangeführt, teils die Proklamationen des Lord Roberts, in denen die Landesbewohner zur Unterwerfung aufgefordert wurden, unter den Buren verteilt zu haben. Das lächerlich geringe Höchstausmaß der Strafen bestand in dreimonatlicher Einzelhaft.

Im Gerichtsgebäude wurde ich dem Präsidenten Steijn vorgestellt, der mir freundlich die Hand reichte und mir eine englische Dumdumpatrone seltener Art mit den Worten übergab:

„Guckt! Mit diesen Patronen schießen die Engelschen auf uns. Gilt die Genfer Konvention nur für die Europäer und nicht auch für uns Afrikaner?“

Leider wurde der Präsident sofort wieder abberufen.

Sollte das Ideal der Afrikander, die Errichtung einer einzigen südafrikanischen Republik, verwirklicht werden, so ist Steijn zweifellos ihr künftiger Präsident.

Am 2. Oktober 1857 wurde Martinus Teunis Steijn in Betlehem im Oranje-Freistaat als der Sohn eines reichen Farmers geboren. Er besuchte das Staatsgymnasium in Bloemfontein und kam mit 19 Jahren nach Europa, wo er in England und Holland praktische Rechtskunde und Rechtsphilosophie studierte. In seinem 25. Lebensjahre wurde er in den obersten Gerichtshof in Bloemfontein berufen; an demselben wirkte er durch sechs Jahre. Während dieser Zeit wurde er Staatsanwalt und mit 32 Jahren Richter. Im Jahre 1896 — also mit 39 Jahren — wurde Steijn zum Präsidenten des Oranjefreistaats gewählt und zwar mit 7000 Stimmen, während sein von der englischen Partei aufgestellter Gegenkandidat Fraser es nur auf 1400 Stimmen brachte.

Übrigens herrschte zwischen uns Freiwilligen und den Transvaalern einer- und den Freistaatlern andererseits damals ziemliche Mißstimmung.

Die Transvaaler mußten sich nämlich im Freistaate eine sehr stiefmütterliche Behandlung gefallen lassen. Es wurden beispielsweise in Brandfort vom Kriegskommissariate für Transvaal an die Transvaaler und vom Kriegskommissariate des Freistaates an die Freistaatler Nahrungsmittel und Pferdefutter abgegeben. Nun kam es öfters vor, daß infolge des schwierigen Nachschubes das Transvaalkommissariat oft einige Tage ohne Vorräte war. In diesem Falle mußten dann die Transvaaler hungern, denn das Freistaatkommissariat, das stets reichlich versorgt war, gab auch nicht einen Strohhalm für die Transvaaler her.

Und nun erst wir Deutschen. Kamen wir zum Freistaatkommissariat, so wurden wir in schrofffter Weise abgewiesen:

„Ihr gehört zu den Transvaalern, für Euch haben wir nichts!"

„Aber wir fechten doch auch für Euch!"

„Wir haben den Krieg nicht gewollt. Ihr fechtet nicht für uns, Ihr fechtet für Transvaal. Die Transvaalers sollen Euch versorgen!"

Da ist weiter nichts zu machen. Der Deutsche geht nun zum Transvaalkommissariat, wo er mit wohlthuender Freundlichkeit empfangen wird. Da aber hier gerade selbst Schmalhans Küchenmeister ist, so muß er warten. Sind dann beladene Wagen angekommen, so heißt es:

„Wartet ein bischen, es sind noch nicht aller Bürgers da gewesen. Zuerst kommen unsere Menschen!"

Es war dies alles ganz gut und recht schön, und wir würden als Afrikaner es vielleicht ebenso gemacht haben, aber schließlich blieb es doch eine mißliche Geschichte, immer auf den schäbigen Rest warten zu müssen.

Die Transvaalregierung hatte zu Beginn des Krieges an den Freistaat eine beträchtliche Zahl Mauserkarabiner abgegeben und einen großen Teil der eigenen Leute mit Henry-Martini-Gewehren bewaffnet. Wie sehr die Mausergewehre geschätzt wurden, zeigt der Schluß eines Aufsatzes in der „Volksstem", der lautet: „Gott und unsere Mauser beschützen das Land!" Nun waren durch die Unterwerfung eines Teiles der Freistaatler einige tausend Mauserkarabiner den Engländern abgeliefert worden, worüber die Transvaaler wütend waren. Auch dies diente nicht dazu, das Verhältnis zwischen den beiden Verbündeten zu bessern.

V.

Das Dynamitattentat in Johannesburg.

Es war Dienstag, den 24. April, halb sechs Uhr nachmittags, als die Bewohner von Johannesburg durch eine fürchterliche Explosion aufgeschreckt wurden.

Der Erdboden erzitterte, die Häuser wankten, tausende von Fensterscheiben fielen klirrend zu Boden und eine riesige Rauchwolke verfinsterte den Himmel. Das Dröhnen einstürzender Häuser erschütterte weithin die Luft. Die Leute

stürzten aus den Häusern auf die Gasse und waren im ersten Augenblicke ratlos.

„Die Dynamitvorräte der Artilleriewerkstätte sind in die Luft gegangen!"

„Das Fort ist gesprengt worden!"

So scholl es wirr durcheinander, doch bald stellte es sich heraus, daß die Explosion in der Privatfabrik der Firma Begbie stattgefunden hatte.

„Ich befand mich eben," erzählte ein Afrikander, der als Augenzeuge der Explosion beiwohnte, „in der Nähe der Begbie-schen Fabrik. Die meisten Geschäfte, namentlich in den ärmeren Stadtteilen Goudstad und Jeppestown, waren geschlossen, die Straßen tot und verlassen. Auf einmal höre ich einen fürchterlichen Knall, ich werde geelektrisiert auf eine ganz unbeschreibliche Art, die nicht in Worte zu bringen ist, und zu Boden geschleudert. Im selben Augenblick sehe ich vor mir eine ungeheure Feuermasse, eine riesige, pechschwarze Rauchwolke verfinstert den Himmel, Menschen- und Tierkörper fliegen durch die Luft, und große Stücke galvanisiertes Eisen, verkohlte Balken, Steine und andere Gegenstände prasseln um mich nieder. Ich war betäubt, durch den Feuerstrahl geblendet und einige Zeit taub. Die Höhe der Rauchwolke schätze ich auf mindestens sechshundert Fuß. Sie stieg kerzengerade in die Höhe und breitete sich dann dachförmig über die ganze Stadt aus. Nach einer halben Stunde begann sie sich langsam in Dampfringe aufzulösen. Als ich mich wieder erhob und umsah, war eine schreckliche Veränderung mit meiner Umgebung vorgegangen. Früher hatte ich mich in einer breiten Straße befunden, jetzt war in meiner Nähe kein Haus mehr zu erblicken. Ich stand inmitten riesiger Trümmerhaufen. Anfangs glaubte ich, die Explosion habe mich auf einen anderen Platz geworfen. Nur dem Umstande, daß ich mich auf einer platzartigen Verbreiterung der Gasse befunden, hatte ich mein Leben zu danken. Noch immer stürzten um mich herum Gebäude ein. Das Dröhnen und Krachen war betäubend. Eine Menge von Arbeiterfrauen

und Kindern — die Männer waren noch nicht zu Hause — kamen aus den einstürzenden Häusern heraus und liefen, wie wahnsinnig schreiend und händeringend, herum. Einige wurden von Krämpfen befallen, eine Frau lag unter heftigen Geburtswehen zwischen den Trümmern eines Hauses. Kein Mensch kümmerte sich um sie, jeder hatte mit sich selbst zu thun. Eine jüngere Frau kam auf mich zugestürzt und faßte mich krampfhaft an der Brust. Mit irrem Blicke starrte sie mich an, sie wollte etwas sagen, doch nur ein stoßweises Röcheln brachte sie hervor. Mit der Linken drückte sie einen blutigen Klumpen an die Brust. Es war die Leiche ihres Kindes. Erschüttert wandte ich mich ab. Ich fürchtete, selbst wahnsinnig zu werden. Durch Scharen von schreienden Frauen und Kindern drängte ich mich nach der Unglücksstätte. Ich konnte die Gegend nicht mehr erkennen. Da, wo früher Fabrik, Kirche und Häuser gestanden hatten, war nur Feuer und Rauch zu sehen. Der Platz glich einem Feuersee. Die Stätte, wo die Fabrik gestanden hatte, war in eine phantastische Lichtglut gehüllt. Dunkelrote und hellgelbe Flammen blendeten das Auge. Es waren noch wenig Leute hier, doch bald kamen von allen Seiten verwundete, blutende Menschen, meist Arbeiter und Gewerbsleute, viele noch mit den Werkzeugen in der Hand. Der französische Leutnant Raoul Duval hatte knapp vor der Explosion in Gesellschaft des französischen Konsuls und einiger Damen die Fabrik besichtigt. Duval war noch in Paradeuniform auf der Explosionsstätte.

„Die Leute, die aus den entfernten Stadtteilen herbeigeeilt waren, standen beim Anblick des entsetzlichen Jammers und der Verwirrung ratlos da. Man wußte nicht, wo man zuerst angreifen sollte. Die meisten starrten wie hypnotisiert schweigend und mit offenem Munde in das Feuer, von dem ein durchdringender Schwefelgestank ausströmte.

„Mit einem Ruck raffte ich mich auf und eilte aus dieser verpesteten Umgebung nach dem Telegraphenamte. Tausende von Menschen, Männer und Frauen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, hunderte von Kaffern kamen mir entgegen. Alles eilte

nach der Unglücksstätte. Nachdem ich meinen Drahtbericht aufgegeben hatte, eilte ich — wie durch eine magische Kraft angezogen — wieder zurück. Inzwischen hatte sich die Scene wesentlich geändert. Eine vieltausendköpfige Menge umgab den Platz, und die Nacht — es war halb sieben Uhr — war bereits hereingebrochen. Die Straßen der angrenzenden Stadtteile waren stockfinster, da sämtliche elektrischen Leitungsdrähte zerrissen waren. An gefährlichen Stellen hatte die Polizei Fackeln und Naphthalampen aufstellen lassen, bei deren unsicherem Scheine ich mich forttastete. Die Brandweer war mit sämtlichen Spritzen ausgerückt und suchte den Feuerherd einzudämmen. Auf Anregung der Polizei half alles mit. Auch einige deutsche Ambulanzen waren schnell erschienen und griffen höchst wirksam ein. Es wurde sofort eine Verbandsstelle errichtet, bei der viele Verwundete Hilfe fanden. In einer Stunde nach der Explosion waren bereits über vierzig Schwerverwundete in das Hospital gebracht."

Am nämlichen Tage hatte ich in Kronstadt das Unglück erfahren und war darauf sofort mit dem Kriegsberichterstatter des Berliner Lokalanzeigers Hans Hermann (Holstein) nach Johannesburg abgedampft. Noch nachts trafen wir dort ein und stiegen im Grand Nationalhotel ab.

Am nächsten Tage frühmorgens begaben Hermann und ich uns auf die Polizeidirektion. In den Wartezimmern wimmelte es von Leuten, die mit verstörten Gesichtern nach vermißten Angehörigen sich erkundigten. Schwarzgekleidete Frauen und Kinder saßen weinend auf Bänken und Stühlen, während die Männer Kopf an Kopf gedrängt vor den Kanzleithüren standen. Nach einiger Zeit vergeblichen Wartens entfernten wir uns wieder und fuhren in einem Fiaker zur Unglücksstätte. Nach kurzer Fahrt konnten wir schon die Wirkung der Explosion beobachten. Anfangs gab es nur hier und da ein Haus, das eine zertrümmerte Fensterscheibe aufwies, später hatte kein Haus mehr Glasfenster, dann waren die Straßen von eingestürzten Thürstöcken, Schornsteinen, Wellblechdächern, Schindeln, Ziegeln

und Mauerwerk fast versperrt; schließlich gab es nur mehr Ruinen und Trümmerhaufen. Wir mußten halten.

Ein langes Seil sperrte einen großen Raum ab, der ein einziges Trümmerfeld bildete. Einige hundert Kaffern waren mit dem Aufräumen des Schuttes beschäftigt. Polizisten gingen auf den Trümmern umher und schritten längs des Seiles auf und ab. Sie sahen strenge darauf, daß kein Unberufener den abgesperrten Raum betrat. Wir hatten uns Karten verschafft und konnten alles genau einsehen.

Inmitten der Verwüstung standen noch einzelne Mauern und Ziegelwände der Fabrik, die eigentümlicherweise nicht eingestürzt waren. Bei jedem Schritte stießen wir auf Hausgeräte, Bilder, Bettdecken u. s. w., die aus dem Schutte ragten. Wie mir mitgeteilt wurde, hatte auf dem Platze, wo ich mich gerade befand, eine Kirche gestanden. Es kam mir ganz unglaublich vor, denn nicht die leiseste Spur von ihr war mehr vorhanden.

Zuerst begaben wir uns zu den Kaffern, die an einem Erdaushube arbeiteten. Vor uns sahen wir eine tiefe schwarz gebrannte Grube, wo sich eine Dynamitmine befunden hatte. Sie war von den Fabriksmauern in einer Entfernung von zehn Metern.

In einem Schuppen, der an die Fabrik gebaut war, wurde das zur Füllung der in letzterer erzeugten Artilleriegeschosse nötige Pulver aufbewahrt. Der Schuppen war gemauert und fensterlos. Ungefähr zwei Meter davon entfernt stand eine Kirche, die an ein vierstöckiges Wohnhaus angebaut war. Das Haus war unbewohnt und polizeilich geschlossen, da die englischen Besitzer zu Beginn des Krieges ausgewiesen worden waren.

Im Schuppen befanden sich 700 Pfund rauchloses Pulver, während in der Fabrik 140 Kisten mit gefüllten Granaten zu je 10 Stück, also 1400 Granaten, waren.

Nach übereinstimmender Erklärung der untersuchenden Ingenieure wäre diese Explosivmasse nicht imstande gewesen,

eine so fürchterliche Verwüstung anzurichten; dazu gehörte eine größere Menge von Sprengstoffen.

Bei der Untersuchung der Unglücksstätte fand man nun Drähte, die an den elektrischen Beleuchtungsdrähten der Fabrik befestigt waren. Die fremden Drähte gingen neben dem Pulverschuppen in die Erde und führten zu der Stelle, wo sich früher die Kirche befunden hatte. Nun entdeckte man auch eine tiefe Grube, die durch die Trümmer der Kirche ganz ausgefüllt war. Es war daher zweifellos, daß unter der Kirche eine Dynamitmine sich befunden hatte, und daß also ein Verbrechen zu Grunde lag.

Anscheinend hatten sich die Übelthäter nachts in das unbewohnte Haus geschlichen, von dessen Kellerräumen aus einen unterirdischen Gang unter die Kirche gegraben und ihn mit Dynamit ausgefüllt. Nachdem alles fertig war, wurden die Drähte, deren Enden mitten in der Dynamitmasse steckten, bis an die Mauern der Fabrik geführt und bei Tage, als kein Licht brannte, mit der elektrischen Leitung in Berührung gebracht, um den elektrischen Strom in die Mine zu führen. Als abends ein Beamter einen Leithahn aufdrehte, flog die Kirche und mit ihr infolge der Erschütterung der Pulverschuppen und die Fabrik in die Luft. Die Schurken hatten ganz richtig berechnet, daß sie nur die Kirche in die Luft zu sprengen brauchten, um ihren Zweck zu erreichen. Selbst die den Engländern zugeneigten Bewohner waren darüber empört, daß die Übelthäter einen heiligen Ort für ihr Verbrechen ausgesucht hatten. Es war vorauszusehen gewesen, daß bei der großen Masse des verwendeten Dynamits ganze Stadtteile verwüstet werden mußten.

Viele Verdächtige waren bereits eingezogen worden; unter ihnen befand sich auch der 26jährige Sohn des Besitzers der Fabrik.

Die Dynamitfabrik war Eigentum des Engländers Begbie. Nach Ausbruch des Krieges erhielt Begbie von der Transvaalregierung den Befehl, ihr seine Fabrik behufs Herstellung von Artilleriegeschossen zur Verfügung zu stellen. Begbie verließ

unter einem scharfen Proteste das Land, während sein jüngerer Sohn zurückblieb, um angeblich den Betrieb zu überwachen.

Sofort nach der Explosion begab sich, wie mir erzählt wurde, ein Deutscher auf das Polizeibureau und gab zu Protokoll, daß er vor einigen Stunden in einem Bar (Gasthaus) ein Gespräch zweier Engländer belauscht habe. Danach wollte sich der eine mit den Worten entfernen:

„Ich muß noch rasch in die Fabrik gehen, ich habe dort zu thun!“

„Bleib da!“ sagte der andere, der berauscht schien, und suchte ihn am Rockärmel zurückzuhalten. „Sie fliegt heute doch hoch!“

Sämtliche Eisenbahnzüge, die nach der Delagoabai gingen, wurden sorgfältig überwacht.

Ich fragte einen Polizeibeamten, wie es möglich sei, daß eine Dynamitfabrik in der Mitte der Stadt geduldet werde. Er teilte mir mit, daß die Fabrik anfangs außerhalb der Stadt sich befunden habe; infolge der Entdeckung neuer Goldminen seien um sie herum jedoch ganze Stadtteile entstanden. Bereits im Jahre 1896 war eine Dynamitfabrik aufgeflogen, wobei ebenfalls viele Menschen umgekommen waren.

Inmitten des Trümmerhaufens war ein Tisch aufgestellt, an dem mehrere Polizeioffiziere und der Untersuchungsrichter saßen. Sie überwachten die Aufräumungsarbeiten.

Viele Kaffern, Minenarbeiter, arbeiteten an der Erweiterung der Grube, um den unterirdischen Gang oder sonstige verräterische Merkmale zu entdecken.

Längs des Seiles machten Photographen Aufnahmen, auch mehrere amerikanische Journalisten waren anwesend. In den anliegenden Straßen waren Kaufleute beschäftigt, ihre Waren unter den Trümmern eingestürzter Häuser hervorzuholen.

Die Bevölkerung befand sich in steter Furcht, daß auch die zweite Munitionsfabrik, die sich ebenfalls in der Stadt befand, in die Luft gesprengt werde. Thatsächlich hatte die Polizei die Räumung der umliegenden Stadtteile bereits angeordnet.

Auch fürchtete man einen Brand in den verlassenen Stadtteilen. Die Bevölkerung aber argwöhnte, daß die Buren bei einem allfälligen Rückzuge sowohl die Goldminen als auch die Stadt zerstören würden.

In der Front waren die Besorgnisse, daß unsere Artillerie nun längere Zeit ohne Munition sein werde, sehr groß. Doch beruhigte man sich hierüber, als man hörte, daß noch zwei Fabriken an der Herstellung von Artilleriemunition arbeiteten.

Allgemeines Mitleid wurde den Familien zuteil, deren Ernährer getötet worden waren. Es wurde sofort ein Unterstützungsfond gegründet, der bereits über zwanzigtausend Pfund aufwies.

Donnerstag, den 26. April, fand das Begräbnis der ersten Opfer statt.

Bereits vormittags sah man zahlreiche Wagen mit Frauen und Männern in Trauerkleidern und mit Kränzen durch die Stadt fahren. Um zwei Uhr nachmittags wurden sämtliche Kanzleien und die meisten Geschäfte geschlossen; nur einige wenige Läden, natürlich Engländern gehörig, hielten offen.

Nachdem in der Halle die Einsegnung vorgenommen worden war, wurden die Särge herausgetragen und auf bereitstehende Leichenwagen gehoben.

Die Menge entblößte das Haupt.

Eröffnet wurde der Kondukt durch einen berittenen Polizisten mit einer Transvaalfahne, dann folgte ein Zug berittener Stadtpolizei. Nun kamen zwölf Särge auf ebenso vielen Leichenwagen; in den letzten fünf befanden sich menschliche Gliedmaßen, die man unter den Trümmern zerstreut gefunden hatte. Jeder Sarg war mit einem schlichten Kranz geziert — eine Gabe der armen Italiener für ihre toten Kameraden. Die Särge mit ihrem schauerlichen Inhalt machten einen erschütternden Eindruck auf die Menge; kein Auge blieb tränenleer.

Unmittelbar hinter den Särgen kamen zwei Fabriksbeamte, die prächtige Kränze trugen, und darauf in Doppelreihen die Munitionsarbeiter, ernst und schweigend, viele mit

verbundenen Köpfen. Ihnen folgten zu Pferde die höchsten Beamten der Stadt, sowie Offiziere der Stadt- und Minenpolizei in ihren kleidsamen Trachten, dann die übrige Mannschaft der Stadtpolizei zu Fuß. Den Beschluß machte eine schier endlose Reihe von Wagen; in den ersten befanden sich Regierungsbeamte aus Pretoria und die Vertreter des Freistaates.

Der Leichenzug bewegte sich langsam und auf Umwegen durch die größten Straßen der Stadt nach dem Friedhofe. Eine unübersehbare Menschenmenge umflutete ihn und folgte ihm nach. Die Fenster der Häuser, an denen der Zug vorbeikam, waren mit schwarzgekleideten Menschen dicht besetzt. Viele weinten. Der Zug durch die Stadt währte über eine Stunde; um 5 Uhr langte er auf dem Friedhofe an.

Langsam wurden die Särge in die Gräber hinabgelassen, während die Menge entblößten Hauptes dastand.

Ein Afrikaner hielt nun eine ergreifende Grabrede.

„In Frieden haben wir unserem Gotte, unserem Lande, unserer Familie gelebt. Da kam der habgierige Engelsman und brachte Blut und Unglück über uns. Klein und schwach sind wir, aber bis zum letzten Atemzuge werden wir unser Land und unsere Freiheit verteidigen. O Herr, verlaß dein afrikansches Volk nicht!"

Alle Anwesenden weinten; ein verwundeter Arbeiter wurde ohnmächtig und mußte bewußtlos vom Platze getragen werden.

Ein italienischer und ein französischer Munitionsarbeiter sprachen in sozialdemokratischem Sinn, jeder in seiner Muttersprache. Beide endeten: „Das Blut der schuldlosen Opfer komme über die englischen Großkapitalisten."

Dann traten die Europäer an die Gräber, um eine handvoll Erde hinabzuwerfen; die Afrikaner schienen diese Sitte nicht zu kennen.

Einen erschütternden Anblick bot eine Frau mit mehreren kleinen Kindern, die händeringend an den Gräbern standen. Der Gatte, der Vater war umgekommen, doch hatte man ihn

aus dem Haufen von verbrannten Gliedmaßen nicht herausfinden können.

Inzwischen war — die Uhr stand auf sechs — die Dämmerung hereingebrochen, und die Menge trat allmählich den Heimweg an. Langsam und schweigend flutete der Menschenstrom der Stadt zu. Alle beseelte ein Gedanke:

„Hinaus mit den Engländern!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend nach der Leichenfeier ging es in den Gasthäusern lebhaft zu. Überall wurde die gewünschte Ausweisung der Engländer besprochen und für eine bezügliche Adresse an den Staatspräsidenten Stimmung gemacht. Eine besondere Gährung zeigte sich unter den Munitionsarbeitern, deren Zahl sich über tausend Köpfe belief und die der Mehrzahl nach Italiener waren. Sofort nach dem Leichenbegängnis veranstalteten sie eine Versammlung, in der es äußerst lebhaft zuging. Am nächsten Morgen zogen sämtliche Arbeiter unter Führung des italienischen Konsuls in Pretoria, Baron Morpurgo, eines österreichischen Staatsbürgers, und des Kommandanten des früheren sogenannten italienischen Korps Ricchiardi nach dem Polizeigebäude.

Ricchiardi übergab hier die zu Papier gebrachten Forderungen der Arbeiter. Diese lauteten:

1. Ausweisung aller Engländer sowie der Ausländer, die mit den Engländern sympathisieren;
2. Absetzung des Stadtkommandanten Schutte;
3. Schaffung einer Schutztruppe für die Munitionsarbeiter.

Sollten diese Forderungen unberücksichtigt bleiben, so wurde mit einem allgemeinen Ausstande gedroht.

Nach längerer Beratung erklärten die Beamten, über die beiden ersten Forderungen könne nur die Regierung entscheiden, die letzte werde aber sofort zugestanden.

Die Stärke der Schutztruppe wurde mit 25 Mann festgesetzt, von denen jeder täglich 12 Schilling als Sold erhalten sollte. Zum Kommandanten wurde Ricchiardi mit einem entsprechend höheren Solde ernannt. Nun waren die Italiener

befriedigt und entfernten sich ruhig. Nachmittags nahmen sie die Arbeit wieder auf.

Schutte, ein Afrikaner, legte seine Stelle nieder. Zum neuen Stadtkommandanten wurde nun Dr. Krause, ein Reichsdeutscher, ernannt.

Das Vorgehen der Italiener erregte in dem Burenstaate großes Aufsehen, fand aber allgemeine Billigung.

Die „Volksstem“ in Pretoria, das Organ der Regierung und das führende Blatt der Afrikaner, schrieb: „Nach der Aussage des Staatsmineningenieurs Herrn Munnik liegt ein Komplott vor. Es beweist, daß wir in unserer Mitte eine Klasse von Leuten beherbergen, die vor keiner Missethat, keinem Verbrechen gegen Leben und Eigentum zurückschrecken. Es ist wahr, daß durch die Ausweisnng viele britische Unterthanen getroffen werden, die schuldlos sind; allein man kann die guten nicht von den schlechten unterscheiden, und so müssen diese eben mitleiden. Das Wohl unserer Bevölkerung muß uns in erster Linie maßgebend sein. Es erscheint praktisch unausführbar, unsere „Britishers“ in zwei Sorten zu teilen, von denen die eine dableiben kann, während die andere weggehen muß. Das ganze Land besteht unerbittlich auf der Verweisung der Briten.“

Im ganzen Lande fanden Versammlungen von Afrikanern und Ausländern statt, die in schärfster Weise von der Regierung die Ausweisung der Engländer verlangte, denen man allgemein die Schuld an der Katastrophe gab.

Dem allgemeinen stürmischen Verlangen durfte sich die Regierung nicht länger verschließen. Montag, den 30. April, erschien in der „Volksstem“ folgende Proklamation der Regierung:

„Proklamation
durch seine Hochedeln den Staatspräsidenten.

„Da das Verlangen der Bürger gerichtet ist auf Ausweisung aller britischen Unterthanen, die noch in der Republik wohnhaft sind, und da die Regierung stets darauf weislich achtet,

daß den jeweiligen Wünschen der Bürger und anderer der Regierung wohlgesinnter Personen vollzogen werde, so kommt es, daß ich, Stephanus Johannes Paul Krüger, Staatspräsident van de Zuid-Afrikaansche Republik, mit Weisung und Erlaubnis des ausführenden Rates, Artikel 69 seiner Gesetze, ddo. 28. April 1900, hiebei proklamiere, feststelle und bekannt mache, daß alle britischen Unterthanen, wohnhaft in den Distrikten Pretoria und der Umgebung des Witwatersrandes, einschließlich die von Bocksdorf und Krügersdorf, binnen 48 Stunden, zu rechnen vom 30. April, 12 Uhr mittags an, das Land verlassen müssen mit Ausschluß der britischen Unterthanen, die von der Regierung unter Anbefehlung des ständigen Aufenthaltes in einem bestimmten Orte Erlaubnis bekommen, in dem Lande zu bleiben.

Gott behüte Land und Volk!

Gegeben den 30. April 1900.

H. W. Reitz, Staatssekretär. — S. J. P. Krüger, Staatspräsident."

Sämtliche Zeitungen veranstalteten Sonderausgaben, und die Proklamation wurde von den Bewohnern mit Genugthuung zur Kenntnis genommen. Maueranschläge veröffentlichten die Namen von 48 Engländern, die gegen hohe Kautionen in den erwähnten Distrikten bleiben durften.

Am 1. Mai vormittags langten die ersten ausgewiesenen Engländer, ungefähr siebzig an der Zahl, mit dem Johannisburger Zuge in Pretoria an, wo sie umsteigen mußten. Männer und Frauen meistens niederen Standes, mit großen Bündeln, Bettzeug und Kleidungen enthaltend, stiegen aus und wurden von Polizisten in den Zug der Delagoabahn gebracht, wo sie von bewaffneten Buren übernommen wurden.

Einige Engländerinnen benahmen sich äußerst herausfordernd. Sie tauschten mit den Männern die Hüte und machten spöttische Bemerkungen über die vielen Zuschauer, die aber mit Verachtung auf das Treiben der Weiber sahen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, schwangen jene höhnisch grüßend die Hüte:

„In einem Monat Revanche!"

Es zuckte uns — ich befand mich bereits in Pretoria — mächtig in den Fingern. Wir hätten gar zu gern ein bischen Volksjustiz gespielt.

Alles atmete erleichtert auf, als der Zug mit dem gefährlichen Gesindel hinauspolterte.

VI.

Die letzte Sitzung des Volksrates.

Sofort nach der Leichenfeier in Johannesburg war ich nach Pretoria zurückgeeilt, wo ich diesmal im Transvaalhotel ein Zimmer zugewiesen erhielt.

Auf dem deutschen Konsulate behob ich wieder eine große Post. Die Bitten um Ansichtskarten u. dergl. hatten sich im Hinblicke zur früheren Post noch vermehrt. Lange Briefe, ganze Romane über alles Mögliche wurden geschrieben, zum Schlusse hieß es aber immer:

„Bitte um eine Ansichtskarte!"

Eine herzliche Freude bereitete mir eine Karte aus Hartmannsdorf in Steiermark, die folgenden Vers enthielt:

„Heil Dir, deutscher Steirer!
Mach Deinem Heimatland
Keine Schand!" —

In Pretoria herrschte dieses Mal reges Leben, da der Volksrat zu einer außerordentlichen Sitzung, vielleicht der letzten überhaupt, einberufen worden war.

Am 6. Mai 1900 um zwei Uhr nachmittags wurde er eröffnet. Er bot ganz dasselbe Bild wie bei uns zuhause die Sitzung des Gemeinderates einer größeren Stadt.

Die eine Seite des Sitzungssaales war mit den Bildern des Gründers der Stadt, Pretorius, und anderer Burenführer

geschmückt. In der Journalistenloge befand sich der Berichterstatter der „Volksstem“, Rompel, und meine Wenigkeit, die Gallerien waren dicht besetzt.

Den Sitzen der Volksräte gegenüber waren die Plätze des Vorsitzenden und des ausführenden Rates (Ministeriums). Drei Sitze des letzteren waren leer und zwei derselben, die Plätze für Joubert und General Kock, mit schwarzumflorten Epheukränzen belegt, während den Sessel Cronjes ein Lorbeerkranz in der Vierkleur zierte. Auf den noch übrigen zwei Plätzen befanden sich Schalk Willem Burger, der Vizepräsident von Transvaal, und der Staatssekretär H. W. Reitz.

Bis auf mehrere Generale, die bei den Kommandos im Felde standen, waren alle Volksräte, ungefähr dreißig, erschienen, und zwar nahezu insgesamt im Salonanzug.

Über die gleichartige Kleidung der Volksräte erzählt mein engerer Landsmann Martschitsch im „Grazer Tagblatt“ folgende köstliche Anekdote:

Als zu Anfang der Präsidentenzeit Krügers Volksratssitzungen abgehalten wurden, erschienen die Mitglieder einfach, wie sie eben vom Felde, von der Jagd oder von der Arbeit kamen — in Stiefeln, die Peitsche in der Hand, im Khaki-Anzug u. s. w.

Die Ausstellung der Konsuln, die den Volksratsitzungen auch beiwohnten und in voller Gala erschienen, veranlaßte Krüger, den Antrag einzubringen, daß die Mitglieder im Rathaussaale im schwarzen Kleide, weißer Binde, Cylinder und Handschuhen zu erscheinen haben. Nach stundenlangem Debattieren über diesen Gegenstand wurde der Antrag mit Ausnahme des Cylinders und der weißen Handschuhe angenommen. Nur ein Bauer wollte sich dem nicht fügen.

Nachdem unser guter Bürger nicht zu beruhigen war, sprach Krüger etwa Folgendes zu ihm:

„Sag' mir, kennen wir uns nicht schon mehr als 15 Jahre und haben wir nicht schon manchen Kaffernkrieg Seite an Seite mitgemacht? Nimm einmal an, Du führtest mit Deinen Ochsen-

gespannen (die Buren spannen vor ihren großen Wägen 7 bis 8 Paar Ochsen) und in derselben befindet sich ein einziger störriger Ochse, der sämtliches Gespann in Unordnung bringt, was machst Du mit ihm?"

„Nun, ordentlich verhauen will ich das Biest," lautete die Antwort.

„Gut," sagte Ohm Paul, „jetzt denke aber einmal, daß die, die hier sitzen, auch am Staatswagen ziehen, und alles geht gut, bis auf einen einzigen störrigen Ochsen, und das bist Du; soll ich Dich da nicht auch verhauen?"

Unserm Bauern leuchtete das wohl ein und er gab sich dem Anscheine nach zufrieden.

Man war schon über mehrere Punkte der Tagesordnung hinweggelangt, als sich plötzlich unser guter Bauer wieder erhob. Krüger, der da glaubte, er wolle zu einem neuen Gegenstande sprechen, erteilte ihm das Wort:

„Und ich komme grad so, wie ich hiehergekommen bin!" schrie der Mann, dem es noch immer nicht einleuchten wollte, daß er plötzlich im schwarzen Gehrock und weißer Binde paradieren sollte.

Krüger aber sagte kein Wort und warf dem störrigen Bürger einfach seine Schnupftabaksdose mit Kraft an den Bauernschädel; und dies drastische Mittel wirkte mehr als alle Worte — bei der nächsten Volksratsitzung erschien auch der Opponent im feierlichen Gewande. —

Diesmal hatten sich nicht allein die Konsuln, sondern auch die Militärattachés eingefunden. Sie glitzerten in Gold und Silber und waren über und über mit Orden behängt. Ich kann aber nicht gerade behaupten, daß sie in ihrem überladenen Putz, der hier beinahe theatralischen Anstrich hatte, sich vorteilhaft von den einfach gekleideten Vertretern des Burenvolkes abhoben. Von diesen zeichnete sich nur der Vorsitzende des Volkrates, Lukas Meyer, durch seine Kleidung — er trug Talar und Barett nach Art unserer Staatsanwälte — aus.

Als die große Uhr des Regierungsgebäudes die zweite Stunde nach Mittag verkündet hatte, kam der Wagen des Präsidenten angerollt. Eine Abordnung des Volksrates ging ihm bis vor das Gebäude entgegen, während die gesamte zahlreiche Beamtenschaft mit einer Transvaalfahne in der Vorhalle Aufstellung nahm und Spalier bildete.

Der Präsident ließ sich von der Ansprache des einen Volksrates keineswegs aufhalten, sondern unterbrach dessen Redeerguß, indem er ihn einfach beim Handgelenk nahm und mit sich fortzog. Wenige Augenblicke später trat er durch eine Thür hinter dem Vorsitzenden in den Sitzungssaal.

In stolzer, kerzengerader Haltung, mit der breiten, vierfarbigen Schärpe umgürtet, war der Präsident in der Thüre erschienen, mit drei riesigen Schritten stand er an seinem Platze — rechts vom Vorsitzenden — und rief nun mit mächtiger Stimme in den Saal hinein:

„Goden mittag!“

„Goden mittag, President!“ dankten die Volksräte im Chorus und erhoben sich nebst den übrigen Anwesenden von den Sitzen. Nach dieser Begrüßung setzte sich alles wieder.

Nun erhob sich der Vorsitzende und klopfte mit dem Hammer auf den Tisch, worauf lautlose Stille eintrat.

„Im Namen van de Zuid-Afrikaansche Republik verklaare ich den Volksrat und damit das neue Sitzungsjahr für eröffnet.“

Der Hauptprediger Bosman sprach jetzt ein Gebet, in dem er in bewegten Worten den Segen Gottes auf die gegenwärtige Tagung des Volksrates herabflehte. Stehend hörten die Anwesenden dasselbe an, und manches Auge schimmerte feucht bei dem Gedanken, vielleicht zum letztenmal die frei gewählten Vertreter des Burenvolkes hier versammelt zu sehen.

Nach dem Gebete widmete der Vorsitzende dem verstorbenen Obergeneral Joubert, ferner dem bei Elandslaagte gefallenen General de Kock einen warmen Nachruf, worauf er in längerer

Rede das Programm der Regierung für die nächste Zeit entwickelte.

Während der Rede des Vorsitzenden hatte ich Gelegenheit, die ganze Versammlung eingehend zu studieren. Der interessanteste Mann blieb infolge seiner eigenartigen Persönlichkeit doch wieder Ohm Paul. Über sein Pult gebeugt, die Finger in einander verschlungen, saß er da und sah vor sich nieder. Aus seinem lebhaften Mienenspiel war deutlich zu erkennen, wie aufmerksam er zuhörte. Schließlich wurde er durstig, ergriff einen auf seinem Pulte stehenden Literkrug mit Wasser und leerte ihn mit einem Zuge, der einem Alkoholiker alle Ehre gemacht hätte. Für etwaige durstige Volksräte standen auf einem kleinen Tischchen ein zweiter Literkrug mit Wasser und mehrere Gläser bereit.

Nach einiger Zeit zog der Präsident eine große Tabaksdose hervor und schnupfte lange und gründlich. Bald darauf reinigte er einen gewissen Gesichtsvorsprung, aber ohne Zuhilfenahme des Sacktuches und auf solche Weise, daß mich in Anbetracht der glänzenden Versammlung ein gelinder Schauder überlief.

Meine Gefühle mochte wohl auch der Staatssekretär Reitz teilen, denn er verschwand für einen Augenblick in der hintern Thüre, jedoch nur, um sofort wieder zurückzukehren und mit wichtiger Amtsmiene dem Präsidenten unter dem Pulte ein rotes und ein weißes Sacktuch, die Reitz in der Eile sich irgendwo ausgeliehen hatte, zuzustecken, was natürlich der Versammlung verborgen blieb. Von der Journalistenloge aber war alles gut zu bemerken.

Gerade in diesem Augenblick jedoch fühlte sich Ohm Paul durch die Worte des Vorsitzenden derart hingerissen, daß er auf das Einstecken vergaß und, in der rechten Hand das weiße, in der linken das rote Sacktuch, erregt auf seinem Pulte zu trommeln begann. Die Mission des Staatssekretärs wurde damit zu dessen nicht geringem Ärger der ganzen Versammlung kund.

Nachdem Präsident Krüger das Wort ergriffen und in gewaltiger Rede den Freiheitskampf seines Volkes besprochen hatte, wurde die Eröffnungssitzung geschlossen.*) —

Abends begab ich mich mit dem Holländer Bertling in das kleine Kirchlein in der Kerkstroat, das dem Wohnhause des Präsidenten gegenüber lag.

Es währte nicht lange, so füllte es sich mit Andächtigen, und auch Ohm Paul und Tante Sanna erschienen und nahmen in einem Betstuhle Platz. Nachdem die Anwesenden mehrere Psalmen gesungen hatten, ging Ohm Paul zum Predigerstuhl und sprach längere Zeit über das Elend, das der Oorlog (Krieg) über Land und Volk gebracht.

Mit begreiflichem Interesse lauschten wir seinen Worten, die wir jedoch der eigenartigen rauhen Aussprache wegen nur schwer verstehen konnten.

Plötzlich raunte mir Bertling zu:

„Gucken Sie 'mal Ohm Paul an! Was macht er da?"

Erstaunt schaue ich auf den Präsidenten. Er greift soeben in die Rocktasche, zieht etwas Dunkles hervor und schiebt es in den Mund; dann predigt er weiter. Nach einiger Zeit räuspert er sich gewaltig und spuckt aus, greift dann wieder in die Tasche und nimmt abermals etwas in den Mund.

„Herrgott, das ist ja Kautabak!" meint Bertling verblüfft. —

Am nächsten Tage ging es bereits viel gemütlicher zu. Die goldstrahlenden Uniformen der Konsuln und Attachés fehlten und nur wenige Zuhörer befanden sich auf der Gallerie, die Volksräte waren also unter sich.

Schlag acht Uhr erschien der Präsident.

„Goden Mora, meine Herren!" grüßte er freundlich.

---

*) Leider verlor ich drei Monate später in der Schlacht bei Dalmanutha meine Aufzeichnungen über diese Tage, in denen die nicht uninteressanten Einzelheiten der Debatten notiert waren, auf die an dieser Stelle näher einzugehen aber auch durch den Zweck meines Buches ausgeschlossen wäre.

„Goden Mora! Goden Mora!“ tönte es von allen Seiten zurück.

Der Vorsitzende und der Staatssekretär begaben sich zum Präsidenten und schüttelten ihm die Hand, nur der finstere Schalk Burger, der Gegenkandidat Ohm Pauls, saß düster brütend auf seinem Platze und rührte sich nicht vom Flecke.

Anfangs nahm die Sitzung einen ganz glatten Verlauf. Anträge wurden gestellt, nach längerer oder kürzerer Wechselrede angenommen oder abgeändert. Die jeweilige Mehrheit stimmte aber nicht die Minderheit nieder, sondern man kam sich stets auf halbem Weg entgegen, und die Minderheit begnügte sich mit den ihr gemachten Zugeständnissen. Eine formelle Abstimmung war nicht nötig.

Der Vorsitzende fragte jedesmal:

„Also sollen wir es so machen?“

„Ja, so ist es recht!“ sagte die Mehrzahl zustimmend, während die Minderheit schwieg.

„Oder ist der Antrag von Mynheern Schutte besser?“

„Nein, das geht nicht, das ist sicherlich unmogelik!“ erwidern die Meisten kopfschüttelnd.

Ein Schlag mit dem Hammer und der Vorsitzende verkündigt:

„Der Antrag von dem Ausführenden Rat ist angenommen!“

So oft Präsident Krüger sprechen will, klopft der Vorsitzende mit dem Hammer auf den Tisch und ruft:

„Seine Hochedeln der Staatspräsident!“

Jedes Wort des Präsidenten ist kraftvoll und überlegt. Während alle anderen Redner stehend sprechen, bleibt er sitzen; nur wenn ihn die Erregung fortreißt, springt er mit jugendlichem Feuer auf und donnert in den Saal hinein. Ist ihm infolge seiner Schwerhörigkeit ein Wort entgangen, so legt er die Hand hinter das Ohr und wendet sich an den Vorsitzenden um Wiederholung des Gesprochenen. Nach der Geschäftsordnung durfte er so oft als ihm gut dünkte sprechen, von welchem Rechte er auch häufig Gebrauch machte.

Gleich zu Beginn der Sitzung bot Ohm Paul Reitz und Lukas Meyer seine Dose an. Während der schlaue Staatssekretär den starken Tabak ungesehen zwischen den Fingern zur Erde gleiten ließ, schnupfte der Vorsitzende tüchtig. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Gerade als er einem Redner das Wort erteilen sollte, machte sich in der Nase ein unwiderstehliches Prickeln fühlbar, und nun begann er zur allgemeinen Heiterkeit zu niesen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Als ihm Ohm Paul wieder einmal seine Dose anbot, lehnte Meyer höflich, aber entschieden ab.

Der Antrag des Ausführenden Rates, den Freiwilligen wie überhaupt allen Bürgern mit Rücksicht auf die außergewöhnlichen Teuerungsverhältnisse eine Löhnung zu bewilligen, veranlaßte eine erregte, stürmische Wechselrede. Obwohl Ohm Paul seine ganze Beredsamkeit aufbot und jeden Gegner niederdonnerte, wurde der Antrag doch abgelehnt. In ungemeiner Aufregung verließ hierauf der Präsident den Saal und schlug die Thür hinter sich zu.

Vier Monate später nahm der Hauptkriegsrat unter dem Vorsitze des Obergenerals Botha in Machadodorf diesen Antrag wieder auf und beschloß mit Stimmeneinheit seine sofortige Durchführung.

Am nächsten Tage fand die Schlußsitzung statt, der ich leider nicht mehr beiwohnen konnte, da am Abend zuvor mein Urlaub ablief.

Über den Staatspräsidenten will ich hier noch einiges einfügen:

Stephanus Johannes Paulus Krüger wurde am 10. Oktober 1825 auf der Farm Bulhoek bei Colesberg geboren.

Über seine Abstammung brachten reichsdeutsche Blätter folgende Daten: Wie mit Bestimmtheit zu schließen ist, war der Großvater des Präsidenten der in Mehrin bei Braunau (zwischen Salzwedel und Stendal belegen) am 17. November 1751 geborene und im Jahre 1793 nach Holland ausgewanderte Ackermann Friedrich Krüger, ein Sohn des Ackermanns Joachim

Krüger. Als der Sohn des Ausgewanderten, Ackermann Johann Friedrich Krüger, sich 1815 verheiratete, heißt es im Kirchenbuche in der Rubrik „elterliche Einwilligung", daß der Vater ausgewandert und die Mutter verstorben sei. — Der Ausgewanderte, welcher ein sehr intelligenter Mann gewesen sein soll, ist, wie man hier auch noch sehr wohl weiß, einst zum Markt nach Seehausen (Altmark) geritten, hat das Pferd von dort zurückgeschickt und ist über Lübeck nach Holland gereist. Seinen erst im Jahre 1856 in Mehrin verstorbenen Sohn hat er wiederholt brieflich aufgefordert, er möchte, nachdem er sich ordentliche Schulkenntnisse erworben, nachkommen nach Holland, wo es ihm besser gefallen würde als in der Heimat, hat ihm vorsorglich mitgeteilt, wo er in Amsterdam einkehren solle, und hat ihm auch ein noch im Besitz der Familie befindliches sehr praktisches Gebet- und Reisehandbuch für die Reise zugeschickt, welches den Titel führt: „Jesus! Mit demselben glücklich zu reisen zu Wasser und zu Lande". Dieser wie bemerkt erst im Jahre 1856 in hohem Alter verstorbene Sohn des Ausgewanderten ist heute noch manchen Einwohnern von Mehrin in Erinnerung, und man hat sofort die Ähnlichkeit desselben mit dem Präsidenten erkannt, als dessen jetzt viel verbreitetes Bild auch dort bekannt wurde. — Der Enkel des Ausgewanderten und Besitzer des Hofes, Ackermann Wilhelm Krüger, ist vor fünf Jahren gestorben, ein Enkel lebt noch, der altsitzende Ackermann Krüger in Garlipp, Kreis Stendal, Altmark. Der Urenkel ist der Ackermann und Schulze Wilhelm Krüger hierselbst.

Bereits als Knabe mußte Ohm Paul die härtesten Strapazen ertragen und bewies bereits damals seine eiserne Willenskraft dadurch, daß er infolge einer Blutvergiftung sich den Daumen seiner linken Hand abhackte. Als Jüngling durchzog er, stets gegen Engländer oder Kaffern im Felde, Natal, den Freistaat und das nördliche Transvaal und zeichnete sich dabei durch Mut, Tapferkeit und Klugheit derart aus, daß er zum Feldkornett und später zum Kommandanten gewählt wurde. Im Feldzuge 1880—81 leitete er die Operationen der Buren gegen die Eng-

länder und brachte den Krieg zu einem glücklichen Abschlusse. Im Jahre 1883 erfolgte seine Wahl zum Staatspräsidenten, worauf er in den Jahren 1888, 1893 und 1898 stets mit einer großen Mehrheit wiedergewählt wurde. Der Volksrat setzte ihm einen Jahresgehalt von 7000 Pfund = 168000 Kronen aus.

Unerschütterlich hielt er an seinen Grundsätzen und ererbten Gebräuchen fest und wich auch nicht um Haaresbreite von denselben ab. Wie die meisten der gehetzten Buren war er ein religiöser Schwärmer und betonte überall seine christliche Gesinnung. So hielt er bei Eröffnung einer Rosenausstellung in Pretoria folgende Ansprache:

„Meine Frauen und Herren! Es ist fast kein Ding von der Vorsehung geschaffen, das so sehr den Menschen gefällt und gute Gedanken in ihnen weckt, als Blumen. Jeder liebt die Blumen, und doch ist fast nichts auf der Erde so gebrechlich als die Blumen. Sie sind das Bild des Menschen selbst. Das ersieht man oft aus der heiligen Schrift. Der Mensch ist so zart und vergänglich wie die Blumen. Doch sind wir nicht von Gott wie die Blumen geschaffen, um zu vergehen wie sie. Erst durch unseren Abfall von Gott ist der Tod gekommen. Ihr alle wißt, denke ich, den Weg, blühen zu bleiben. Jesus Christus ist als eine Rose von Saron gekommen, um auch wie eine zarte Blume hier zu blühen und zu sterben. Das geschah für uns. Nun, wie Ihr in unserem Glaubensbekenntnis lesen könnt, auf Grund der heiligen Schrift, um als eine starke Blume in der Ewigkeit zu blühen, sind drei Stücke nötig zu wissen: 1. Wie groß Eure Sünden sind und Euer Elend ist; 2. wie Ihr von den Sünden erlöst werdet; 3. wie dankbar Ihr für die Erlösung sein müßt.

„Ich beglückwünsche den Festausschuß, daß die Ausstellung so gut gelungen ist. Ich danke auch den Frauen, die meist die Sorge für die Rosen haben, daß sie so schön geraten sind. Und den Kindern sage ich, seht, wie Gott unser Vaterland, ganz Afrika, aber besonders unsere Republik zu einem Lande von Blumen und Rosen gemacht hat, und wie hier von selbst

wächst, was sie in anderen Ländern mit großer Mühe in Kasten und Warmhäusern aufziehen müssen, und seid Gott dankbar dafür.

„Und nun hoffe ich, daß die Republik anfangen wird, Rosenöl zu fabrizieren, was wir besser als manches andere Land thun können, und nicht nötig haben, es teuer aus Europa zu beziehen.

„Ich denke, ich breche hier ab und erkläre die Ausstellung für eröffnet."

Im Jahre 1894 wurden Holländer und Israeliten in Johannesburg bei dem Volksrat um Grund für den Bau von Bethäusern bittstellig. Da die Holländer nun 1 Erv (Flächenmaß), die Israeliten ½ Erv erhielten, fühlten sich letztere zurückgesetzt und beschwerten sich darüber bei Ohm Paul. Dieser wies aber die Beschwerdeführer mit den trockenen Worten ab:

„Die Holländer glauben an die ganze Bibel und erhalten daher ein ganzes Erv, Ihr glaubt nur an die halbe Bibel und bekommt deshalb ein halbes Erv!"

Im nächsten Jahre fand die Einweihung dieser Synagoge statt. Auf Einladung der Israeliten hin erschien Ohm Paul am bestimmten Tage in Johannesburg, um das Bethaus einzuweihen. Als er an der Schwelle der Synagoge den Hut abnahm, machte man ihn darauf aufmerksam, daß in den israelitischen Tempeln der Hut auf dem Kopfe behalten werde. Ohm Paul ließ sich jedoch nicht beirren und bemerkte:

„Ein Gotteshaus werde ich niemals bedeckten Hauptes betreten!"

Nachdem die Festlichkeit zu Ende war, ging der Präsident zum Altare vor und rief mit feierlichem Tone:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erkläre ich die Synagoge für eröffnet!"

Das Entsetzen der anwesenden Israeliten kann man sich leicht vorstellen. Ob der Tempel nochmals eingeweiht werden mußte, ist leider unbekannt geblieben.

Jährlich machte der Präsident größere Reisen durch das Land, um den Bürgern Rede und Antwort zu stehen und gewissermaßen seinen Thätigkeitsbericht abzulegen. Er fuhr mit einem Wagen von Ortschaft zu Ortschaft. Die umwohnenden Farmer wurden durch Depeschenreiter des Friedensrichters von seinem Erscheinen verständigt und kamen zur angekündigten Stunde von allen Seiten herbeigeritten. Der Präsident setzte sich auf seinen Feldstuhl unter einem Baume, teilte den Leuten seine Wünsche mit und nahm dann die ihrigen entgegen. In dieser Weise machte Krüger seine Buren mit dem bekannten Glückwunschtelegramm des Deutschen Kaisers anläßlich der Gefangennahme des Räubers Dr. Jameson bekannt. Sie erwarteten nun bei Ausbruch des Krieges bestimmt die Hilfe des Deutschen Reiches, die aber leider ausblieb.

VII.

Die Rückzugsgefechte im nördlichen Freistaate. Die Verteidigung der Vetdrift und das Gefecht am Sandriver am 9. und 10. Mai.

Durch die Einnahme von Bloemfontein und die bald darauf folgende Besetzung von Thabanchu durch die Kolonne Broadwood waren die Burenabteilungen, die noch am Norduser des Oranje standen, nahezu abgeschnitten worden.

Ein Teil der bei Norvalspont stehenden Buren, ungefähr 600 Mann, drang nun unter dem Kommandanten van der Post über Fauresmith kühn mitten durch den vom Feinde besetzten südwestlichen Freistaat und erzwang sich, die Engländer vor sich hertreibend, bei Poplar Grove den Übergang über den Modderriver, worauf sie glücklich die Hauptkolonne unter Botha bei Brandfort erreichte.

Die übrigen Kommando bei Norvalspont, unter ihnen auch das Deutsche Korps, standen unter dem Befehle Groblers und vereinigten sich nach dem Abzuge des Kommandanten van der Post mit der Kolonne Olivier, die von Bethulie und Alival-North kam. Diese Truppe, die 1200 Mann zählte, räumte am 16. März ihre Stellungen am Nordufer des Oranje und trat mit großer Schnelligkeit längs des Caledonriver den Rückzug an. Die englischen Brigaden Clements, Gatacre und Brabant überschritten sofort den Oranje und suchten die Buren festzuhalten, bis die Kavallerie-Division French, die von Bloemfontein aus in der Richtung auf Ladybrand vordrang, sich ihnen in den Weg gelegt hätte. Gleichzeitig hatte Roberts den General Pole Carew mit der Gardebrigade und einer Abteilung berittener Infanterie in drei Eisenbahnzügen südwärts nach Springfontein entsendet, um von hier aus die flüchtigen Buren in der linken Flanke zu fassen und festzuhalten. Letztere Bewegung war dadurch möglich, daß Roberts unerwarteter Weise in Bloemfontein zwölf Lokomotiven und nahezu 100 Waggons vorfand, die ihm die verräterischen englischen Bahnbeamten in die Hände gespielt hatten. Jedoch alle kamen zu spät.

Ein Kavallerieregiment der Brigade Gatacre, das allen übrigen Truppen voraus sich auf die abziehenden Buren warf, wurde von Olivier bei Smiethfield umzingelt und aufgerieben. Als French am 21. März Ladybrand erreichte und den Buren den Rückzug nach Norden verlegt zu haben glaubte, mußte er zu seinem nicht geringen Ärger erfahren, daß Olivier bereits vor einigen Tagen den Ort passiert hatte und nach Norden entkommen war.

Auf dem ganzen Kriegsschauplatze ruhten nun für kurze Zeit die Unternehmungen.

Infolge der nach der Übergabe Cronjes eingetretenen allgemeinen Niedergeschlagenheit beschlossen die Präsidenten Krüger und Steijn, der englischen Regierung einen Friedensvorschlag zu unterbreiten, bevor das Äußerste gewagt wurde. Die Depesche lautete:

„Die Präsidenten des Oranjefreistaates und der Südafrikanischen Republik an Lord Salisbury.

Bloemfontein, 5. März 1900.

Das Blut und die Thränen der Tausende, die unter diesem Kriege gelitten haben, und die Aussicht auf den völligen moralischen und wirtschaftlichen Ruin, mit dem Afrika jetzt bedroht ist, machen es für beide Kriegführende nötig, sich leidenschaftslos im Angesichte Gottes zu fragen, wofür sie kämpfen, und ob die beiderseitigen Ziele all diese schreckliche Not und Verwüstung rechtfertigen. Deshalb und in Anbetracht der Behauptungen verschiedener englischer Staatsmänner, daß dieser Krieg begonnen und durchgeführt worden sei in der ausgesprochenen Absicht, Ihrer Majestät Autorität in Südafrika zu untergrabeu und in ganz Südafrika eine von Ihrer Majestät unabhängige Regierung zu errichten, halten wir es für unsere Pflicht, feierlich zu erklären, daß dieser Feldzug nur begonnen wurde als eine Verteidigungsmaßregel, um die bedrohte Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik zu sichern, und nur fortgesetzt wird, um die unbestreitbare Unabhängigkeit beider Freistaaten als souverainer internationaler Staaten zu schützen und zu bewahren und um die Versicherung zu erlangen, daß diejenigen Ihrer Majestät Unterthanen, die mit uns an diesem Kriege teilgenommen haben, keinerlei Schaden an ihrer Person oder ihrem Eigentum erleiden werden. Unter dieser Bedingung, aber auch nur unter dieser, wünschen wir jetzt wie in der Vergangenheit den Frieden in Südafrika wiederhergestellt und das Unglück, das über ihm waltet, beendigt zu sehen, während, falls Ihrer Majestät Regierung entschlossen ist, die Unabhängigkeit der Republiken zu zerstören, uns und unserem Volke nichts Anderes übrig bleibt, als auf dem einmal eingeschlagenen Wege trotz der überwältigenden Übermacht des britischen Reiches bis zu Ende auszuharren, im Vertrauen darauf, daß Gott, der das unauslöschliche Feuer der Freiheitsliebe in unseren und unserer Väter Herzen entzündete, uns nicht verlassen, sondern sein Werk in uns und unseren Enkeln vollenden wird. Wir haben ge-

zögert, diese Erklärung früher abzugeben, weil wir fürchten, daß, so lange der Vorteil stets auf unserer Seite war und so lange unsere Streitkräfte in den Kolonien Ihrer Majestät vorgeschobene Verteidigungsstellungen einnahmen, eine solche Erklärung das Ehrgefühl des englischen Volkes verletzen konnte. Jetzt aber, wo das Pestige des britischen Reiches durch die Gefangennahme einer unserer Armeen als gesichert betrachtet werden kann und wir dadurch gezwungen sind, andere Positionen zu räumen, die unsere Truppen unter Schwierigkeiten besetzt hatten, ist dieses Bedenken hinfällig geworden, und wir zögern nicht länger, der Regierung und dem Volke Ihrer Majestät vor der ganzen zivilisierten Welt unumwunden zu erklären, warum wir kämpfen und unter welchen Voraussetzungen wir bereit sind, Frieden zu schließen."

Die Antwort Lord Salisbury vom 11. März war schroff ablehnend. Er schrieb unter anderem:

„Ich halte es nicht für nötig, die von Ihnen aufgeworfenen Fragen zu erörtern; aber das Ergebnis der mit großer Heimlichkeit durchgeführten Rüstungen ist gewesen, daß das britische Reich gezwungen war, einem Einfall entgegenzutreten, der dem Reiche einen kostspieligen Krieg und den Verlust von Tausenden wertvoller Leben auferlegt hat. Dieses große Unheil ist die Strafe gewesen, die Großbritannien dafür erlitten hat, daß es in jüngstvergangenen Jahren den Bestand der beiden Republiken zugegeben hat.

Im Hinblick auf den Gebrauch, den die beiden Republiken von der ihnen gegebenen Stellung gemacht haben, und auf das Unheil, das ihr durch keine Herausforderung veranlaßter Angriff über die Gebiete Ihrer Majestät gebracht hat, kann die Regierung Ihrer Majestät nur mit der Mitteilung antworten, daß sie nicht bereit ist, die Unabhängigkeit, sei es Transvaals, sei es des Oranje-Freistaats, zuzugeben."

Krüger und Steijn erklärten darauf Transvaal und den Oranjefreistaat als ein Staatsgebilde unter dem Namen „Vereinigte südafrikanische Republiken."

Bis auf den südöstlichen Freistaat, in dem das Kesseltreiben auf Olivier stattfand, herrschte auf der ganzen Linie Ruhe. Bald aber sollten sich die Engländer von der noch nicht erstickten Kampfeslust der Buren überzeugen. Am 26. März beispielsweise befanden sich Oberstleutnant Crabbe, der Kommandant des 3. Bataillons der Gardegrenadiere und der Kommandant des 1. Bataillons der Coldstreamgarde mit zwei Offizieren längs des Modderriver auf Rekognoszierung. Plötzlich bemerkten sie am Flußufer, kaum dreihundert Schritte vor sich, fünf Polizisten des Johannesburger Polizeikorps. Statt nun aber vor den mit Gewehren ausgerüsteten Polizisten, denen sie mit ihren blanken Waffen doch nichts anhaben konnten, auszureißen, zogen sie die Säbel aus der Scheide und ritten eine wahnsinnige Attaque. Die Polizisten saßen sofort ab, nahmen jeden Einzelnen der heranstürmenden ruhig aufs Korn und schossen sämtliche Offiziere von den Pferden. Leutnant Lygon von den Gardegrenadieren blieb tot auf dem Platze, die übrigen wurden schwer verwundet.

Am 29. März besetzte die englische Division Tucker nach einem heftigen Gefechte die Bahnstation Karre Siding, nördlich von Bloemfontein, mußte jedoch den weiteren Vormarsch infolge der Angriffe Dewets und Oliviers auf den rechten englischen Flügel aufgeben. Erst am 30. April nahm die Hauptarmee die Operationen wieder auf. Den Rückzug der Buren deckten diesmal das deutsche Korps Lorenz, ferner das holländische und das irische Korps.

Für das Korps Lorenz war der 30. April ein schwerer, aber ehrenvoller Tag. Es hatte einen Berg bei Brandfort besetzt und widerstand hier in stundenlangem erbitterten Kampfe einer erdrückenden Übermacht und schlug eine ganze Reihe von Bajonettangriffen blutig ab. Erst die Dämmerung machte dem Kampfe ein Ende. Getötet wurden der Premieroberleutnant Freiherr von Brachel und Leutnant Günther, mehrere andere schwer verwundet.

Am nächsten Tage wehrte das Korps den Engländern in

verzweifeltem Kampfe das Eindringen in den Ort, bis eine Umgehung die Deutschen zur Aufgabe ihrer Stellung zwang. Abermals hatte das Korps schwere Verluste erlitten. Am 3. Mai erst konnten die Engländer Brandfort besetzen. Die Buren waren bis hinter den Vetriver zurückgegangen. Nach hartnäckigen Kämpfen, die erst durch eine Flankenbewegung einer Kavalleriebrigade beendet wurden, gewannen die Engländer auch das Nordufer des Flusses.

* * *

Am Abende des 8. Mai kehrte ich von meinem Urlaub in die Front zurück, und traf mit der Bahn in Virginia ein. Wie überall in unmittelbarer Nähe der Front, so wimmelte es auch hier von Drückebergern, die alles verloren gaben und auf eine Gelegenheit lauerten, mit einem Zuge noch beizeiten sich in Sicherheit zu bringen. Da sie über die Stellungen der verschiedenen Kommando keine Auskunft zu geben vermochten, so schloß ich mich einem Proviantwagen des Wakkerstrom-Kommandos an, der eben in die Front abging. Überall begegneten wir zurückgehenden Burenkommandos, die uns jedoch die bestimmte Mitteilung machten, daß die Wakkerstromer eine wichtige Drift des Vetriver bei der Farm Bultfontein — nordwestlich von Brandfort — noch besetzt hielten, um den Rückzug gegen Westen hin zu decken. Nach einigen Stunden waren wir bei ihnen.

Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und sogleich mit Kaffee und Biltong reichlich versorgt. Da eine Ausländerabteilung — nahezu ausschließlich Deutsche — hier war, so schloß ich mich ohne weiteres dieser an.

Die Nacht verging ruhig, aber bereits mit Tagesgrauen mußte unsere Abteilung das rechtsseitige Ufer besetzen, während die Wakkerstromer gegen Südosten hin Stellung nahmen.

Eben war die Sonne aufgegangen, als es auch schon im Westen lebendig wurde.

Auf den Höhen am andern Flußufer erschienen Reiter.

„Sind das Khaki?"

„Natürlich, unsere Späher weichen ihnen ja aus!"

Nun kommt der Befehl, den Rand am linken Flußufer zu besetzen. Rasch ist die Drift passiert, dann geht es in sausendem Galopp in die angewiesene Stellung.

Summ!

Die erste Granate ist über uns weg. Keiner zuckt mit einer Muskel. Fester aber werden die Knie angepreßt, strammer die Zügel gefaßt.

Neue Granaten kommen. Die sind besser gezielt, gehen aber auch noch über unsere Köpfe. Eine schlägt knapp vor uns ein.

„Gleich werden sie uns haben!"

Richtig! Ein Blitz, ein Krach, Eisenteile und Steine schwirren durch die Luft, da und dort brechen Pferde und Reiter zusammen, ein Blick innigen Mitleides für die stürzenden Kameraden — und weiter geht es.

An der Farm Bultfontein und ihren Wirtschaftsgebäuden jagen wir vorbei. Der Besitzer, ein Holländer, ist eben beschäftigt, die bewegliche Habe auf Wagen zu verladen, wobei ihm Frau und Kinder sowie Kaffern helfen. Auf allen Gesichtern malt sich der Schrecken über den begonnenen Kampf.

Endlich ist die Stellung erreicht. Rasch sind die Pferde hinter der Höhe gedeckt in eine Linie gebracht, dann sind wir oben.

Nun kommen die Khaki in dichten Linien angerückt, aber auch wir erhalten Verstärkung. In Karriere kommt das Wakkerstrom-Kommando zwischen den Wirtschaftsgebäuden da unten angesprengt. Eine Granate schlägt hinein. Ein Knäuel von Pferden und Reitern wälzt sich am Boden, doch bald sind die Bauern bei uns.

„Goden mora, Duitsers!"

„Goden mora, burghers!"

Allmählich beginnt der Feind große Truppenmassen zu entwickeln.

„Dort vor uns an der Straße, kaum tausend Yards entfernt, blitzen Gewehrläufe."

„Das sind Bauern!"

„Unmöglich, wir sind am weitesten vorgeschoben. Vor uns ist niemand mehr!"

Selbst die Buren mit ihren Adleraugen können uns keinen Aufschluß geben. Die Sonne läßt alles undeutlich verschwimmen.

„Werde nachschauen!"

„Bleib da, hat keinen Sinn. Daß du auch noch tot geschossen wirst."

„Keine Ahnung, ist ja ganz ungefährlich!"

Vorsichtig kletterte ich über den Kamm und rutschte zwischen den Felsblöcken den Abhang hinab. Jede Bodensenkung ausnützend, krieche und schleiche ich vor. Eben gucke ich von einer Terrainwelle aus nach der Straße, da vernehme ich das bekannte Zischen.

Sfst! Sfst!

Sofort liege ich auf dem Boden und spähe aufmerksam herum. Nun sehe ich auch die Schützen; kaum vierhundert Yards liegen sie vor mir. Rasch ist der Karabiner an der Wange, und nun sende ich einige Grüße hinüber. Die Khaki bleiben mir nichts schuldig, sie sind mir aber augenblicklich nicht allzu gefährlich. Rechts von mir ist ein kleiner Busch; dort prasselt es lustig, und abgeschossene Zweige fliegen herum. Die guten Engländer mochten, dank dem rauchschwachen Pulver, wohl meinen, ich sei dahinter. Einstweilen liege ich aber im freien Felde in verhältnismäßiger Sicherheit.

Da beginnt es auch von rückwärts über mich weg zu pfeifen. Es sind Mausergeschosse, die dort drüben ihr Ziel suchen. Die Schießlust der tapferen Khaki mindert sich nun bedeutend. Bald werden sie durch Schützenschwärme verstärkt, und das Geknalle fängt von neuem an.

Nun aber mache ich mich auf die Strümpfe. Das Zurückweichen ist kein sonderliches Vergnügen, denn die Kugeln pfeifen mir ziemlich nahe um die Ohren. Auch muß ich einen bedeutenden Umweg machen, da der vordere Abhang unpassierbar ist; denn dort schlagen die Geschosse hageldicht ein.

„Jung, Ihr müßt nicht so unvorsichtig sein," sagte nach meiner Rückkehr ein Bur kopfschüttelnd.

Ich bemerkte sofort, daß mein Vorgehen von den Buren als unnützes Bravourstückchen mißbilligt wurde.

„Jeder trägt die eigene Haut zu Markte," dachte ich aber.

„Gottlob, daß du unverletzt bist. Meier hat inzwischen einen Schuß durch den Hals bekommen. Er wird den Tag kaum überleben."

Über uns brummt und kracht es ohrenbetäubend. Hier saust eine Granate zerschmetternd nieder, dort streut ein Shrapnel seine Ladung aus, zwischen uns durch zischen Gewehrkugeln. Und alle diese Eisengrüße wehren wir mit unseren Mausern ab.

Die Khaki sind bis auf zweihundert Yards herangekommen, man kann bereits das Weiße in den Augen sehen. In der freien Ebene sind sie aber gegen unsere Geschosse ungedeckt. Ruhig nehmen wir Mann für Mann aufs Korn, ein Druck mit dem Finger, und ein Menschenleben da unten ist vernichtet.

Ein weiteres Vordringen scheint schließlich dem Gegner unmöglich, daher geht die ganze Linie bis auf tausend Yards zurück.

„Pass op, burghers! De Lancers!"

In unserer linken Flanke — wir bilden den äußersten Flügel — wird eine Staubwolke sichtbar, die sich rasch näherschiebt und vergrößert. Es sind Lancers, die uns von der Furt abschneiden wollen.

„Opklimmen Kerels!"

Flugs sind wir von der Höhe herunter und jagen der Drift zu. Die englische Artillerie scheint darauf gewartet zu haben, denn wir erhalten ein fürchterliches Feuer.

Farm und Wirtschaftsgebäude stehen in Flammen. Zwischen den brennenden Gehöften sprengen wir durch. Granaten surren durch die Luft, und zerschmetterte Wellblechdächer fallen auf uns herab. Der Weg führt durch eine Lücke im Kaktuszaun. Schon haben wir den Durchschlupf erreicht, da stellen sich uns der Farmer und einige Weiber in den Weg.

„Helft uns, Bürger, das Haus brennt."

„Unmöglich, seid vernünftig, Leute! Uns sitzen die Lancers schon im Genick."

Der Holländer greift nach meinem Zügel, so daß sich das Pferd erschreckt bäumt.

„Klimm af, Jong! Helft, sonst ist das Haus verloren."

„Schweig Kerl! Sei froh, daß Du noch das Leben hast!" ruft ungeduldig mein Hintermann.

„Platz da!"

Drohend hebe ich den Karabiner, und der Weg ist frei Es ist aber auch die höchste Zeit, denn die Lancers sind inzwischen bis auf tausend Yards herangekommen.

Krachend bricht hinter uns das Haus zusammen.

Die ersten Buren haben bereits die Furt erreicht. Wir übrigen halten auf freier Ebene. Ohne von den Pferden abzusitzen, geben wir ein wohlgezieltes Feuer auf die heranrückenden blitzenden Linien ab. Nun machen die Lancers Kehrt, sonst hätten wir sie gleich Sperlingen von ihren Pferden herabgeschossen.

Der Zweck ihres Manövers ist aber erreicht. Das Zischen der Kugeln zeigte uns an, daß die Infanterie inzwischen unsere Stellung besetzt hatte.

Wir sprengten daher rasch in den Fluß und erreichten ohne weiteren Verlust den jenseitigen Höhenrand, der die Drift beherrschte.

Eine Stunde später gaben wir auch diese Stellung auf, da die meisten Kommandos inzwischen bereits den Sandriver erreicht hatten und eine Fortsetzung des Kampfes daher zwecklos war. Abends trafen auch wir am Sandriver ein. Fast alle Kommandos waren bereits wieder im Abzuge nach Norden begriffen. Da wir aber zu ermüdet waren, um ihnen sofort zu folgen, so schlossen wir uns der Nachhut unter General Botha an und verbrachten die Nacht am Flusse. Die frische Luft und der scharfe Ritt ließen uns bald in tiefen Schlaf fallen. Wir schliefen noch, als die Dunkelheit bereits zu weichen be-

gann und der von Osten ausgehende helle Schimmer des neuen Tages (9. Mai) schon die Gegenstände in der nächsten Umgebung erkennen ließ.

* * *

„Auf, auf! Der Posten winkt!"

Eilig kommt der Mann dahergerannt.

„Dort steigen sie schon den Höhenrand herab!"

„Vorwärts Kameraden, in die Stellung!"

Kaum bringen wir die Augen auf, aber rasch werden die Decken aufgeschnallt, und flugs liegen wir in einer Mulde vor der langgestreckten Kopje.

„Erst feuern, wenn sie bei dem großen Felsblock in der Grasfläche sind. Er ist 400 Yards entfernt. Zielt gut, wir haben wenig Patronen."

Nun erscheinen die ersten englischen Schützenketten, und das Geknalle geht los.

Wir schweigen. Die Khaki richten ihr Feuer auf den Kamm des Höhenrandes, während wir 100 Yards vor ihm in der Ebene liegen. Wir haben die Köpfe platt an den Sand gedrückt, um nicht gesehen zu werden, nur der Kommandant beobachtet den Gegner. Wieder eine kurze Strecke sind die Engländer vorgerückt, und nun nehmen sie den Kamm unter Schnellfeuer, ohne auch nur ein Lebewesen dort oben gesehen zu haben.

„Achtung! Auf den Schützenschwarm links vom Felsblock. Er ist den übrigen hundert Yards voraus!"

Die vom hellen Hintergrunde sich abhebenden Gestalten werden ruhig aufs Korn genommen, und bevor die überraschten Khaki zur Besinnung kommen, ist die Hälfte niedergeknallt.

„Die hat gewiß ein neugebackener Offizier von der Londoner Börse geführt!"

Auch rechts und links wird Gewehrfeuer hörbar; der feindliche Vorstoß kommt nun zum Stehen.

„Donnerwetter, die Höhen wimmeln von Engländern!"

„Schadet nichts! Um so mehr beißen ins Gras.“

Inzwischen wird eine neue Linie in die feindliche Schützenkette vorgeschoben, und unsererseits geht nun ein regelrechtes Scheibenschießen an. Zwar knallen auch die Khaki, die uns endlich in dem Graben bemerkt haben, recht viel, fügen uns aber wenig Schaden zu.

„Schultze, guck mal nach dem Termitenbau; dort blitzt ein Säbel. Dahinter muß ein Offizier stecken.“

„Wir müßten durch den Erdhaufen schießen, da geht aber keine Kugel durch!“

Eine Weile schauen wir gespannt hinüber.

„Jetzt hab' ich's, der gehört uns!“ ruft nach einiger Zeit Schultze. „Der verlassene Bau ist teilweise abgegraben. Jedes Geschoß schlägt durch.“

„Steirer schieß' mit!“

Ruhig legen wir an, drei Schüsse krachen, und drüben fliegt eine Staubwolke empor. Einige Khaki springen neben dem Erdhaufen auf.

„Halt! Nicht auf die schießen, sie tragen ihn aus der Front!“

Unversehrt kommen die Soldaten mit dem Offizier aus dem Feuerbereich.

„Es thut mir jetzt leid um den armen Teufel!“

„Sei kein Narr, das ist Soldatenlos! Wer weiß, ob er nicht in der nächsten Minute Dich oder mich erschossen hätte.“

Allmählich wird es auch bei uns ungemütlich. Die Khaki erhalten große Verstärkung, und so viele Kugeln pfeifen durch die Luft, daß man nicht mehr den Kopf heben darf. Es ist ein Glück, daß die feindliche Artillerie noch immer unsere Stellung nicht kennt und die Kopje hinter uns beschießt.

Da ertönt von dieser ein Pfiff. Jeder kennt das Signal.

„Zurück durch die Bachrinne!“

Vorsichtig kriechen wir in die Mulde hinab und laufen in dem tiefen Graben, der den Höhenrand durchschneidet, weiter, um unsere Pferde zu erreichen, die hinter der Kopje gedeckt stehen.

„Die Buren haben sämtliche Stellungen verlassen und sind nach Norden davon. Wir sind allein noch hier," melden Knopf und Schwabach, die die Pferdewache hatten.

„Aufsitzen und zurück! Hinter der nächsten Kopje sammeln wir uns! Los!"

Mit Windeseile jagen wir davon. Der Gegner besetzt inzwischen den verlassenen Höhenrand, und bald zischen seine Kugeln um unsere Köpfe. Einige Minuten geht die tolle Jagd dahin, dann ist die Kopje erreicht. Rasch stehen die Pferde in einer Linie, dann liegen wir auf dem Kamme, und unser Feuer knattert dem nachrückenden Feinde entgegen, zwar nicht mehr so heftig wie am Morgen, denn wir sind weniger geworden. Dunkle Punkte im Grase vor uns zeigen an, wo die Fehlenden geblieben sind.

Die Khaki besetzen mittlerweile links von uns eine Kopje und versuchen uns zu umgehen.

„Kommandant! sie werden uns bald von rückwärts packen."

„Laßt sie ruhig bis auf zweihundert Yards herankommen. Schießt die Vordersten weg, dann werden die übrigen fein liegen bleiben!"

Wörtlich wurde der Befehl befolgt. Wie die Kletten saßen wir fest und wiesen jeden Versuch, uns zurückzuwerfen, blutig ab. Unsere Kugeln räumten unter den vorgehenden Schützenketten gewaltig auf.

Da sahen wir weit links am Horizont große Reiterabteilungen auftauchen. Das konnten nur Engländer sein.

„Verd—! Über dem Schießen haben wir aufs Retirieren vergessen."

Jetzt kam ein kritischer Moment. In rasendem Galopp, umschwirrt von Granaten und Kugeln, gings den Bergen zu. Endlich erreichten wir die Höhenzüge, doch weit und breit war von den Buren nichts mehr zu sehen. —

Inzwischen hatte das Deutsche Korps Lorenz sich durch die Verteidigung am Tobakop bei Winburg derart ausgezeichnet, daß General Botha sein heldenmütiges Verhalten dem Präsi-

denten Krüger drahtete. Am 10. Mai stellte sich das Korps am Sandriver neuerlich dem Feinde, erlitt nun aber infolge des schnellen Zurückweichens der Buren große Verluste. Hauptmann Lorenz erhielt einen Schuß durch den Schenkel, Baron Wrangel, Leutnant Lochstett, Baron Wolff und viele andere wurden verwundet. Der Freiwillige Werbe, ein Deutschamerikaner, erhielt Schüsse durch den rechten und den linken Fuß; entkam jedoch trotzdem und stand bereits einen Monat später wieder im Felde. Auch das Deutsche Korps Runk, das durch seine Tollkühnheit bekannt war, hatte sich bei der Verteidigung der Driften des Sandriver in hervorragender Weise ausgezeichnet.

Am 12. Mai zog Roberts in Kroonstadt ein. — —

Im Westen rückte inzwischen Methuen zwar langsam und unter fortwährenden Kämpfen, aber unaufhaltsam gegen das belagerte Mafeking vor.

Der Kommandant der Belagerungstruppe, Eloff, ein Enkel des Präsidenten Krüger, hatte bereits Anfang Mai einen Schweizer nach Pretoria geschickt, der sich 14 Tage im Transvaalhotel aufhielt und alle von der Front oder von Laurenzo Marquez eintreffenden Freiwilligen zu bewegen suchte, nach Mafeking zu gehen, um an der Erstürmung der Stadt teilzunehmen. Wirklich gelang es auch Eloff, eine Schar kampflustiger Deutschen und Franzosen zusammenzubringen. Mit diesen unternahm er nun am 12. Mai — während die Buren sämtliche englischen Stellungen mit einem verheerenden Schnellfeuer überschütteten — einen Sturm, wobei es ihm infolge der außerordentlichen Tapferkeit der Freiwilligen glückte, den englischen Befestigungsring zu durchbrechen und in die Kaffernstadt einzudringen, die nun von dem Feinde in Brand gesteckt wurde.

Das Schicksal Mafekings hing nur mehr an einem Haare, und man sagt, daß Baden-Powel bereits die weiße Flagge vorbereitet hatte.

Doch nun kam die unerwartete Wendung. Die Buren wagten nicht nachzudringen, da nach ihrer Meinung die Kaffernstadt unterminiert war und jeden Augenblick in die Luft fliegen

konnte. Sie überließen ihren Kommandanten seinem Schicksal. Und so geschah es, daß Eloff mit seinen Deutschen und Franzosen in der bereits halb eroberten Stadt im Angesichte des ganzen Belagerungsheeres, das ruhig zusah, gefangen genommen wurde.

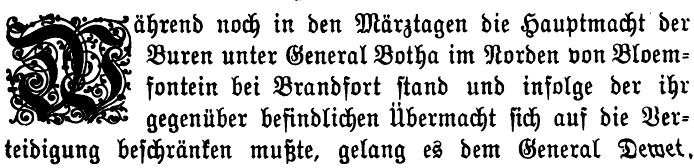
Die Buren ließen sofort alles im Stiche, gingen schleunigst nach Pretoria zurück, und *Baden-Powel war zu einem billigen Siege gekommen.*

Hätte die Transvaalregierung sämtliche deutsche Korps sowie das Johannesburger-Polizeikorps in eine Brigade zusammengefaßt und uns mit der Erstürmung von Mafeking betraut, so hätten wir unzweifelhaft nicht nur dieses, sondern auch Ladysmith und Kimberley genommen. Jeder von uns hätte es sich zur Ehre gerechnet, an diesem welthistorischen Ereignis teilnehmen zu können.

Die Regierung wollte jedoch mit der Bildung einer so eigenartigen Truppe die Buren nicht vor den Kopf stoßen und fürchtete in Anbetracht der Belästigungen, denen sie fortwährend von seiten gewisser Elemente unter den Freiwilligen ausgesetzt war, daß ein so großes Freiwilligenkorps mit allerlei Forderungen an sie herantreten werde und ihr möglicherweise ungeahnte Schwierigkeiten bereiten könne. Vielleicht hat sie darin auch nicht ganz Unrecht gehabt. Gleichwohl wird man verstehen, daß wir unglücklich waren über diesen Gang der Dinge und die damalige kleinmütige Haltung der Transvaalregierung wie ihrer militärischen Führer aufs allertiefste beklagten!

VIII.

Die Jagd nach Dewet.



Während noch in den Märztagen die Hauptmacht der Buren unter General Botha im Norden von Bloemfontein bei Brandfort stand und infolge der ihr gegenüber befindlichen Übermacht sich auf die Verteidigung beschränken mußte, gelang es dem General Dewet,

dem sich Olivier angeschlossen hatte, durch einen kühnen Marsch längs der Grenze des Basutolandes die rechte englische Flanke zu umgehen und im Rücken des englischen Heeres aufzutauchen.

Durch die Wegnahme des gesamten englischen Trains bei Koffijfontein am 16. Februar 1900 war zum erstenmal der Name Christian Dewets in weiteren Kreisen bekannt geworden. In der Folge aber fügte dieser im 46. Lebensjahr stehende kühne Führer, der aus echtem Burenblute stammt, den Engländern Schlag auf Schlag zu, wußte sich stets ihrer Umklammerung geschickt zu entziehen und errang durch die Art seiner Kriegführung bald die Bewunderung der ganzen militärischen Welt, so daß es wohl am Platze ist, seinen Operationen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Wir betrachten sie in raschem Überblicke.

Am 30. März stand als rechte Flankendeckung des englischen Heeres in Thabanchu General Broadwood mit dem Leibgarderegiment, dem 10. Husarenregiment, einem Bataillon berittener Infanterie und den reitenden Batterien U und Qu. Auf diese zu weit nach Osten vorgeschobene Abteilung warf sich nun Dewet. Broadwood wurde den Anmarsch des Feindes erst gewahr, als Dewet bereits im Süden von Thabanchu stand und seine Rückzugslinie bedrohte. Am Abend desselben Tages — im letzten Augenblicke noch — trat der englische General den Rückzug auf die Wasserwerke von Bloemfontein an. Er marschierte die ganze Nacht hindurch, mußte jedoch um vier Uhr morgens bei Sannaspost wegen Erschöpfung der Mannschaften einen mehrstündigen Halt machen.

Infolge der unglaublichen Sorglosigkeit der englischen Berufssoldaten wurden während dieser Rast so unzulängliche Sicherheitsmaßnahmen getroffen, daß es Dewet, der den Engländern auf Schritt und Tritt gefolgt war, gelang, in der Dunkelheit die Truppe von drei Seiten zu umzingeln. Den eigentlichen Hinterhalt legte er aber den Engländern an einer Drift des Koornspruit, durch die die Straße nach Bloemfontein führte. Bei Tagesanbruch eröffnete er, von einigen kleinen

Geschützen unterstützt, den Angriff auf die sorglosen Engländer, was natürlich eine heillose Verwirrung unter diesen hervorrief.

Broadwood sandte nun die Artillerie und den Train unter Kavalleriebedeckung auf der Bloemfonteinerstraße weiter, während er selbst mit der berittenen Infanterie den Rückzug zu decken suchte. Am Koornspruit wurde die Batterie U, die sich an der Spitze der Kolonne befand, von einem mörderischen Feuer empfangen und verlor sofort fünf Geschütze, während die nachfolgende Batterie Qu zwei Geschütze liegen ließ. Das Husarenregiment wurde durch das Feuer bereits in den ersten Augenblicken auseinandergesprengt. Nur mit knapper Not gelang es Broadwood, die Reste seiner Brigade auf einer 2 km weiter südlich gelegenen Drift über den Fluß zu bringen.

Er hatte 7 Geschütze, alle Munitions- und Proviantwagen verloren und 3 Tote, 86 Verwundete und 359 Gefangene eingebüßt.

Die „Times" brachte über diese Schlappe einen sehr interessanten Bericht, aus dem folgende Stelle hier wiedergegeben sei: „Die Buren im Rücken des Obersten Broadwood trieben seine Truppe der an der Drift wartenden Abteilung zu, genau wie Rebhühner den Schützen zugetrieben werden. Sowie ein jeder Wagen an der Drift in die Schlucht herunterkam, richteten die Buren schweigsam ihre Mündungen auf die Fahrer und deuteten die Richtung an, wohin sie fahren sollten, um nicht den Weg zu versperren. Als die Geschütze ankamen, war die Falle gänzlich frei für ihren Empfang. Ein Augenzeuge sagte: „Es war, wie wenn man in eine Garderobe tritt. Die Buren nahmen einem höflich die Gewehre ab und forderten auf, zur Seite zu treten, und es blieb nichts übrig, als es zu thun." Der Korrespondent der „Times" schließt: „Man hat bereits in der Heimat viel von einer Reorganisation und einer Vermehrung der Armee geschwätzt. Das einzig wirklich Wichtige ist, die Armee intelligent zu machen. Unsere Generale, Regimentsoffiziere, wie die Soldaten sind tapfer, aber es ist nutzlos, die Thatsache verdecken zu wollen, daß die meisten

von ihnen stupide sind. Das Reich wird keine solche Armee besitzen, wie es sie haben sollte, solange nicht ein System militärischer Ausbildung geschaffen wird, das nicht darauf berechnet ist, die Truppen der Initiative und Intelligenz zu berauben."

Der Überfall hatte in unmittelbarer Nähe von Bloemfontein stattgefunden, weshalb die beteiligte Burentruppe auf 10000 Mann geschätzt wurde, während Dewet kaum über 1200 Reiter verfügte.

Auf die Meldungen von diesem Unfalle brachen die Division Colville und die Kavalleriedivision French zur Verfolgung des Feindes auf und trafen bereits am Nachmittage desselben Tages auf dem Gefechtsplatze ein. Unverständlicherweise begnügten sie sich damit, die Buren unter Artilleriefeuer zu nehmen, was diese keineswegs hinderte, ihre reiche Beute in Sicherheit zn bringen und mit Zurücklassung von 12 englischen Offizieren und 70 Soldaten, sämtlich verwundet, nach Thabanchu abzuziehen. Vorher zerstörten sie jedoch die Wasserwerke von Bloemfontein und beraubten dadurch die Hauptstadt einer genügenden Trinkwasserversorgung. Die Folge davon war eine Typhusseuche, die unter den dort angesammelten Truppen gehörig aufräumte.

Beide englische Divisionen zogen sich am nächsten Tage wieder auf Bloemfontein zurück, den Buren den östlichen Freistaat überlassend.

In Dewetsdorf, einer Ansiedlung südwestlich von Thabanchu — Dewets Geburtshaus stand daselbst — befand sich zu dieser Zeit eine isolierte Abteilung von drei Kompagnien Royal Irish Rifles und 2 Kompagnien berittener Infanterie. Als sie am 1. April die Nachricht von der Niederlage der Kolonne Broadwood erfuhr, trat die Truppe sofort den Rückzug auf Reddersburg an und hatte diesen Ort beinahe schon erreicht, als der flinke Dewet sie noch am Abend des 3. April ereilte, umzingelte und nach einem kurzen Gefechte zur Kapitulation zwang. General Gatacre eilte zwar von Springfontein aus sofort herbei, doch

war bei seiner Ankunft in Reddersburg Dewet mit seinen Gefangenen bereits verschwunden.

Als Lord Roberts von dieser neuerlichen Schlappe Kenntnis erhielt, enthob er Gatacre des Kommandos der 3. Division.

Dewet nahm nun in Dewetsdorf Stellung und stellte durch Einschiebung von Kommandos die Verbindung mit der Burenbesatzung der Wasserwerke von Bloemfontein her.

Hinter dieser Linie drang General Olivier in den südöstlichen Freistaat ein, der bis auf die Garnison von Wepener binnen wenigen Tagen von den Feinden gesäubert war. Nahezu an zweitausend Buren, die sich bereits den Engländern unterworfen hatten, schlossen sich Olivier wieder an. Die Garnison von Wepener, die aus Kafrarianschützen, berittenen Kapschützen, einer Kompagnie berittener schottischer Infanterie und 7 Geschützen bestand, wurde von den Buren am 7. April bei der Jammersbergdrift am Caledonriver eingeschlossen, konnte sich jedoch infolge ihrer Artillerieüberlegenheit — die Buren verfügten nur über ein Maximgeschütz — bis zum 24. April halten, an welchem Tage die Einschließung aufgehoben wurde.

Inzwischen drangen drei Brigaden unter den Generalen Brabant, Rundle und Hart auf Dewet ein, vermochten jedoch nicht recht vorwärts zu kommen. Nun ließ Roberts noch die Division Pole-Carew ostwärts marschieren, der es nach zweitägigem hartem Kampfe endlich gelang, Dewet zum Rückzuge auf Ladybrand zu zwingen. Auch Olivier konnte in Eilmärschen noch Ladybrand erreichen.

Den eigentlichen Zweck dieser Kämpfe, nämlich die Hereinbringung der Ernte und die Fortführung der riesigen Getreidevorräte dieses fruchtbarsten Teiles des Freistaates, hatten Dewet und Olivier erreicht.

Nicht ein einziger der langen schwer beladenen Wagenkarawanen war der englischen Kavallerie in die Hände gefallen. Letztere war eben infolge von Seuchen, die einen großen Teil der Pferde hinwegrafften, nicht mehr operationsfähig, und es

bedurfte eines ungeheueren Nachschubes an Tieren, um sie wieder schlagfertig zu machen. Als die Division French beispielsweise nach dem Überfalle der Kolonne Broadwood gegen die Wasserwerke von Bloemfontein aufbrach, mußte eine Schwadron im Lager zurückbleiben, da sie nur mehr fünf brauchbare Pferde besaß.

Am 30. April hatte General Roberts seinen Weitermarsch nach Norden angetreten. Seit dieser ganzen Zeit vermochte er jedoch nicht, den nordöstlichen Freistaat vom Feinde zu säubern und mußte sich damit begnügen, die Bahnlinie zu halten. Zu deren Sicherung standen bereit von Norvalspont bis Bloemfontein die Division Chermside, von Bloemfontein bis Kroonstadt die Division Kelly-Kenny und später von Kroonstadt bis Vereenigig die 19. Brigade. Die unmittelbare Bewachung der Bahnlinie besorgten Miliztruppen, während die erwähnten aktiven Truppen in größeren Verbänden in den Hauptstationen lagen. Östlich der Bahn waren aufgestellt die Kolonialdivision Brabant, die Division Rundle, die Brigade Macdonald und vom 30. Mai an noch die Division Methuen.

Dieser Truppenmacht gegenüber standen ungefähr 4000 Freistaatburen unter Dewet, Olivier und Prinsloo. Der Sitz der Regierung mit dem Präsidenten Steijn befand sich in Betlehem.

Hier zeigte sich Dewet als ein Meister des Kleinkrieges.

Am 31. Mai zwang er in Lindley das 13. Bataillon Yeomanry nach kurzem Gefechte zur Waffenstreckung, erschien vier Tage später an der so sorgfältig bewachten Bahnlinie, nahm bei Roodeval einen Transportzug von 61 Ochsen samt den ihn begleitenden 140 Hochländern und zerstörte den Bahndamm auf eine weite Strecke hin. Am 7. Juni überfiel er am Sandriver das Derbyshire Milizregiment, das die Wiederherstellungsarbeiten am Bahndamme überwachte, und überwältigte es nach kurzem Gefechte.

Unter fortwährenden Kämpfen umschwärmte Dewet nun die Bahnlinie, bald hier bald da einen Viadukt zerstörend oder eine Abteilung aufhebend. Roberts fühlte sich durch diese Ge-

fährdung seiner Rückzugslinie derart beunruhigt, daß er wie einst bei Colesberg seinen Generalstabschef Kitchener mit der Leitung der Operationen gegen den unternehmungslustigen Dewet betraute. Gleichzeitig entsandte Roberts zur Sicherung der Bahnlinie noch die Division Hunter und die Kavallerie-Brigaden Broadwood und Littleton nach Frankfort.

In Eilmärschen rückten die Brigaden in die angewiesene Stellung, um Dewet von allen Seiten zu umsäumen. Als aber Kitchener das Netz zuziehen wollte, war der schlaue Fuchs bereits entwischt. Er hatte es verstanden, rechtzeitig durch das einzige Loch bei Lindley, das noch offen war, sich hindurchzuwinden.

Nun begannen die Engländer ein Kesseltreiben auf Dewet, bei dem sie jedoch den Kürzeren zogen. Während sie nach englischen Berichten nahezu jeden zweiten Tag eine Abteilung seiner Reiter abfingen und „vollständig besiegten“ und „versprengten“, verbrannte der kühne Burenführer vor ihren Augen bei Hooningspruit einen Eisenbahnzug und zerstörte die Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen zwischen Pretoria und Kroonstadt und zwischen Pretoria und Potchefstroom.

In London wurde man über diese fortwährend vergebliche Hetze, die die Taktik der englischen Generale gegenüber der Kampfesweise des einfachen Farmers in einem nicht gerade vorteilhaften Lichte erscheinen ließ, äußerst ungehalten. So schrieb ein hervorragendes Blatt: „Die Telegramme des Feldmarschalls Lord Roberts werden hier mit einer Spannung und einem Eifer erwartet, wie man seit Wochen kaum irgend welchen Berichten vom Kriegsschauplatz entgegengesehen hat. Bis jetzt fallen die sämtlichen Ehren dieser Hetze, selbst nach Ansicht vieler englischer Blätter, unbedingt dem Burengeneral zu, und die Bewunderung für seine außerordentliche taktische Gewandtheit geht so weit, daß die Daily News sich den sarkastischen Vorschlag leisten, man solle General Dewet, den die britischen Truppen ja doch nicht fangen oder unschädlich machen könnten, das ehrenvolle Angebot machen, eine Professur in Kriegswissen-

schaften und Taktik an der englischen Kriegsschule anzunehmen, um dadurch einem sehr fühlbaren Mangel in der Ausbildung britischer Offiziere abzuhelfen."

Ein Leser der „Westminster Gazette" klagte in einem „Eingesandt", daß er völlig mystifiziert worden sei. Er habe die britischen Angaben über Burenverluste sorgfältig notiert und finde nun, daß die Buren bis jetzt über 250000 Mann verloren hätten. Da die Buren jedoch nur auf 50000 Köpfe geschätzt wurden, sei er neugierig, woher die übrigen 200000 Toten und Verwundeten kamen und was das eigentlich für Leute seien, die jetzt noch der 225000 Mann starken englischen Armee solche Ungelegenheiten bereiteten?

Und der „Daily Telegraph" rief verzweifelt aus:

„Immer Dewet! Der Mond geht auf und die Leuchtsignale verkünden: »Nehmt Euch in Acht! Dewet ist im Walde und kommt nach Newcastle!« Die Sonne geht auf, und der Heliograph meldet: »Seid sehr vorsichtig, denn Dewet ist in Betlehem und mag versuchen, die zwei in Ladysmith zurückgelassenen Bataillone aufzuhalten.« Im Dämmerschein wird mit Flaggen das Signal gegeben: »Dewet ist mit sieben Kommandos über den Cundycleugh-Paß gezogen und rückt gegen General Dartnell nach Dundee vor.« Aber Rundle, Hunter und Methuen jagen ihn. Drei Monate lang hat er den ersteren in Schach gehalten, 30000 Mann warteten an der Grenze Natals auf ihn. Er ist auf Verbindungswegen »niedergefegt« und hält mit anscheinend 7000 Mann alles in Atem. Ein ganzes Bataillon Yeomanry, ein Regiment Miliz und warme Kleidung für das ganze Heer sind genommen worden. Die Ehren dieses Krieges liegen wirklich nicht einzig auf unserer Seite! Wer wird von Dewet singen? Vor ein oder zwei Tagen hörten wir, daß 800 Gefangene von ihm durch Olivers Hoek nach Ladysmith gesandt worden waren, ohne Offiziere und Gewehre, um über die von Spionkop, dem ewigen Zeugen des verzweifelten Ringens am Tugela, beherrschte Ebene zu wandern. Diese 800 Mann sind Dewet's Kriegstrophäen. Ehre dem Ehre

gebührt! Und das erste Mal, wo ein englischer Kavallerieführer unter den gleichen Verhältnissen, wie Dewet, 1000 Mann (die Hälfte davon Kavallerie) gefangen nimmt, die rückwärtigen Verbindungen stört und einige 8000 Mann an der Nase herumführt, werde ich von ihm in Ausdrücken der Anerkennung sprechen. Dewet hat, wie ich glaube, höchstens 7000 Mann bei sich. Mit diesen Leuten verteidigt er sich gegen die Armee bei den rückwärtigen Verbindungen im Oranje-Freistaat und gegen Rundle, Brabant, Methuen und Hunter, paralisiert das Heer in Natal bis Standerton und hat 80000 englische Soldaten sich gegenüber. Dennoch sind Dewets Leute nicht tapferer als die unseren; sie sind nicht organisiert, haben wahrscheinlich keinen Stab, und ich denke, daß die einzigen Transportmittel, die sie besitzen, unserer Armee abgenommen worden sind. Wie macht er das? Künftige Beflissene der Kriegskunst werden zu bedauern haben, daß die Buren keinen Jomini unter sich haben; denn die Operationen Dewet's und keines Anderen werden das Thema für jeden Kavallerie-Professor auf jeder Militärschule des Auslandes abgeben. Seine Methoden werden studiert, seine Praxis wird befolgt werden. Und wie es ihm auch jetzt, nachdem er fast umzingelt ist, ergehen wird, der Name Dewet wird der Nachwelt erhalten bleiben."

Dewet entkam wieder seinen Verfolgern, dagegen fiel Prinsloo mit tausend Mann in ihre Hände. Olivier war es geglückt, in den südwestlichen Freistaat durchzubrechen.

Am 22. Juli überschritt Dewet, während ihn seine Gegner bei Fouriesburg suchten, die Eisenbahn und erschien plötzlich bei Vredefort am Vaal.

Roberts gab auf diese überraschende Meldung hin seinen beabsichtigten Vormarsch längs der Delagoabahn auf und dirigierte nochmals alle verfügbaren Mannschaften unter Kitcheners persönlicher Leitung an den Vaal. Warum Dewet nicht den unbewachten Vaal überschritt, sondern sich vorläufig auf den Kopjen von Reitzburg und Vredefort verschanzte, ist unaufgeklärt. Vielleicht wollte er die Mehrzahl der englischen Truppen auf

sich ziehen, um den übrigen Burenführern leichteres Spiel zu verschaffen. Die Kavalleriebrigaden Broadwood und Littleton umspannten, als sie seine Spur wieder aufgefunden hatten, die Burenstellungen in einem weiten, von Osten nach Westen streichenden Bogen. Während Kitchener von Süden heranmarschierte, sollte Methuen gleichzeitig von Potchefstroom aus vorrücken und sich am Norduser des Vaal festsetzen. Kaum hatte aber Dewet den Abmarsch Kitcheners wahrgenommen, als er auch sofort — am 6. August — über Parys nach Lindequen abzog und am 9. August hier durch eine breite Drift (Furt) auf das nördliche Ufer des Vaal übersetzte. Als Kitchener vor Lindequen eintraf und nun endlich den aalglatten Dewet in den Händen zu haben meinte, sah er gerade noch dessen Nachtrab in der Ferne verschwinden. Methuen war eben zu spät gekommen.

Nur ein Kommando, das Dewet als linke Flankendeckung gegen Potchefstroom gesendet hatte, bestand hier am 7. und 8. August ein Gefecht mit der Vorhut Methuens, konnte sich jedoch am 9. August bereits wieder mit Dewet vereinigen. Letzterer eilte nun nach Welverdiend, wobei er einige Abteilungen der Brigade Smith-Dorrien über den Haufen rannte. Kitchener, Methuen, Smith-Dorrien und die Kavalleriebrigade Broadwood und Little auf den Fersen, erreichte am 13. August Dewet Ventersdorp, wo er zu einer kurzen Rast gezwungen war. Während der Nacht setzten sich die englischen Kavalleriebrigaden auf den umliegenden Höhen fest und trafen sofort alle Vorbereitungen, um einen Durchbruch Dewets zu vereiteln. Während der ganzen Nacht ertönte von dem Burenlager her das Knarren der Wagen und das Knallen der Peitschen, als aber der Morgen anbrach, da war der gewandte Gegner abermals entschlüpft. Nur eine gesprengte erbeutete englische Kanone, eine Anzahl abgetriebener Pferde sowie sechzig englische Gefangene hatte er zurückgelassen. Auch befanden sich auf dem Lagerplatze mehrere Wagen mit Maultierbespannung, mit denen einige verwundete und kranke Buren während der ganzen Nacht herumgefahren waren und einen Höllenlärm gemacht

hatten, um die guten Khaki von der Anwesenheit Dewets zu überzeugen.

Am 17. August kam letzterer mit seiner auf 600 Mann zusammengeschmolzenen Schar am Passe von Commando-Nek, in den Magaliesbergen zwischen Rensburg und Rustenburg, vorbei, wo Baden-Powell mit 4000 Mann stand. Um seine Schwäche zu verdecken und Baden-Powell von einer Verfolgung abzuhalten, sandte Dewet ihm einen Parlamentär mit der Aufforderung zur Übergabe. Zwar wurde dieses Ansinnen mit Entrüstung zurückgewiesen, aber Baden-Powell war doch so verblüfft, daß er sich in seiner Gebirgsfestung zur Verteidigung einrichtete, währenddessen der schlaue Gegner sich seinem Machtbereiche entzog.

Zwei Tage später erschien Dewet bei Hebron, einem acht Reitstunden von Pretoria entfernten Orte, und schlug hier, unbekümmert um die gefährliche Nachbarschaft, ein Lager auf; zwei Tage blieb er hier liegen.

Auf diese Nachricht hin wurde sofort in Pretoria die Brigade Clements alarmiert und zur Sicherung der Hauptstadt nach Norden vorgeschoben, während gleichzeitig die Brigaden Hamilton, Paget und Baden-Powell, der nun mit Dewet gerne abgerechnet hätte, von Norden, Osten und Westen herbeieilten, um den alten Gegner endlich zu fassen. Als aber die englischen Truppen bei Hebron zusammentrafen, war Dewet ihnen zwischen den Fingern entschlüpft.

Von Pienaarsriverstation aus sandte er den Präsidenten Steijn, der sich die ganze Zeit über bei ihm befunden hatte, über die Bothasberge nach Machadodorf, während er selbst sich in die Waterberge zurückzog, um seiner kleinen, aber kühnen Schar die nötige und wohlverdiente Erholung zu gönnen.

IX.

In und um Pretoria.

ir müssen nun den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, wo wir ihn im Kapitel VII fallen ließen, um die Thaten des kühnen Dewet im Zusammenhang zu schildern.

Infolge der hervorragenden Tüchtigkeit der technischen Truppen der Engländer war die zerstörte Bahnlinie bald betriebsfähig gemacht, und Roberts konnte bereits am 21. Mai längs der Bahn nach Norden vorrücken. Zwar versuchten wir unter General Botha mehrmals, uns ihm vorzulegen, doch war es uns infolge unserer kleinen Zahl nicht mehr möglich, seine Umgehungen zu verhindern, weshalb wir meistens unsere Stellungen ohne Schuß aufgeben mußten. Glücklicherweise holte Roberts dabei regelmäßig so weit aus, daß die Umgehungskolonnen stets zu spät erschienen und nicht einmal die Nachhut mehr festhalten konnten. Am 24. Mai war Botha hinter dem Vaal angelangt; an verschiedenen Stellen überschritten die Engländer, teilweise unter heftigen Kämpfen, den Fluß, und auch Roberts passierte ihn am 27. bei Vereeniging.

An diesem Tage proklamierte Roberts die Einverleibung des Freistaates unter dem Namen „Oranje-River-Kolonie“.

Am 29. Mai stand Roberts bereits im Süden von Johannesburg, während French im Westen der Stadt auf hartnäckigen Widerstand stieß, der erst nach dem Eingreifen der Brigade Hamilton gebrochen werden konnte.

Meine Abteilung war am 24. Mai in Vereeniging am Nordufer des Vaal angelangt. Hier hatte ich von dem Holländer Bertling, einem alten Kriegskameraden, der eben von Pretoria kam, erfahren, daß dort alles drunter und drüber gehe. Nach seiner Angabe hatten die Quittierten die Löhnungsfrage aufgerollt und verlangten von der Regierung Besoldung. Um ihrem Ansuchen den nötigen Nachdruck zu verleihen, suchten sie

möglichst viele Freiwillige nach Pretoria zu ziehen. Als deren eine ziemliche Menge beisammen war, veranstalteten sie einen Demonstrationsbummel zu Ohm Pauls Wohnhaus. Der Präsident gab die Zusicherung, daß in dieser Angelegenheit die Regierung das Möglichste thun werde.

Wir in der Front waren erbittert über diese Skandalscenen und über die Quittierten, die gerade im kritischesten Augenblicke der Regierung Schwierigkeiten machten und deren Zwangslage für sich auszunützen suchten.

Gleichzeitig teilte mir Bertling mit, daß sämtliches Gepäck der Freiwilligen, das in den Korridors des Regierungsgebäudes aufbewahrt wurde, geplündert worden sei und zwar angeblich von Kaffern, in Wahrheit aber von europäischem Gesindel. Da auch mein Koffer sich bei diesem Gepäck befand, so war ich von begreiflicher Sorge erfüllt. Ich beschloß daher zu retten, was noch zu retten war, und da momentan in der Front doch nichts mehr zu machen war, so erbat ich mir Urlaub und dampfte am 26. Mai mit dem Oberleutnant Meyer nach Pretoria. Diesmal stiegen wir in einer italienischen Schenke, die einem Triestiner gehörte, ab.

Stündlich trafen von allen Seiten Freiwillige, Drückeberger und „Quittierte“ ein; erstere wollten noch in der letzten Stunde ihre Angelegenheiten ordnen und ihr Gepäck in Sicherheit bringen, letztere sich bei guter Gelegenheit den Siegern ergeben.

Um den „Quittierten“ den Mund zu stopfen und damit der Lohnbewegung die Spitze abzubrechen, hatte die Regierung aus ihnen eine Spezialpolizei gebildet. Jeder Einzelne bekam 5 Schillinge für den Tag, war also augenblicklich versorgt, womit sich diese Schreier zufrieden gaben. Allerdings befanden sich bei dieser Truppe auch einige Rekonvaleszenten, denen natürlich nicht der leiseste Vorwurf gemacht werden kann.

Es war komisch zu sehen, wie gerade diejenigen, die noch vor kurzem sich als Eisenfresser gegeben, eine martialisch-theatralische Haltung zur Schau getragen und mit ihrer Tapferkeit renommiert hatten, nun in elegantem Sommeranzuge, Lackstiefletten und Handschuhen, den Girardihut auf dem Kopfe,

die Cigarette im Munde, in vornehm lässiger Haltung in den Gassen herumschlenderten, ihren friedfertigen Lebenswandel durch ein aufgeschlagenes Buch oder einige Bogen zusammengefaltetes Papier ostentativ zur Schau trugen und den schmierigen Kämpfern aus der Front gar ängstlich auswichen.

Im Regierungsgebäude fand ich zwar meinen Koffer noch; meine Sachen waren aber von oben bis unten durchwühlt, einstweilen bemerkte ich nur den Abgang eines Salonrockes, dafür aber fand ich eine Menge fremder Sachen, wie Schnellfieder, ein Paar Pantoffeln u. s. w. Die Diebe waren ihr Geschäft nämlich gründlich angegangen, hatten sämtliche Koffer einfach umgestürzt und sich aus dem Chaos die besten Sachen herausgesucht. Die Diener hatten dann mit dem Krimskrams die aufgesprengten Koffer wieder vollgestopft und zugeschnürt, wodurch natürlich eine ganze Menge von Gegenständen ihre Eigentümer wechselte.

Ich ließ nun den Koffer durch Kaffern zu dem Restaurateur des Deutschen Klubhauses, dem früheren Manager (Wirtschafter) des Transvaalhotels Hoppe, bringen, der sich in liebenswürdigster Weise zu dessen Übernahme bereit erklärt hatte.

Nun suchte ich alle Lazarete und Spitäler nach meinem Landsmanne Rumpf ab, endlich fand ich ihn in einem kleinen Boardinghouse. Er war auf sein Ansuchen soeben aus dem Spitale entlassen worden, wo er durch nahezu zwei Monate an Typhus darniedergelegen hatte. Auch hatte ihm das erste Glied des Daumens infolge einer Blutvergiftung abgenommen werden müssen. Obwohl er noch ziemlich entkräftet war und erst vor wenigen Monaten seinen Bruder auf dem Schlachtfelde verloren hatte, so wollte er dennoch wieder mit zur Front.

Da ich außer meinem eigenen noch zwei abgetriebene Pferde mitgebracht hatte, so gab ich ihm wie dem schneidigen Philologen Genzken je ein Tier, auch versorgte ich Rumpf mit einem Mausergewehre.

Für den 27. mittags war eine Versammlung aller anwesenden waffenfähigen Männer angesagt. Als ich zur festgesetzten Stunde auf dem Hauptplatze erschien, staunte ich über

die Menge derselben. Jeder war mit Gewehr und Patronengürtel erschienen. Weit über tausend waffenfähige Männer waren anwesend, gewiß nicht die besten des Volkes.

Vizepräsident Schalk Burger hielt von einem Wagen aus eine Ansprache an die Bürger, in der er sie zur Rückkehr in die Front aufforderte. Zum Schlusse sagte der „Fluchtgeneral“:

„Die Ausländer haben sofort die Waffen aufzunehmen. Wer dies nicht thut, muß gleich das Land verlassen!“

Diese Worte galten jedenfalls den Quittierten, aber auch wir Freiwilligen fühlten uns dadurch getroffen.

„Ja, die verd— Ausländer,“ sagte ein Bur in meiner Nähe, „die wollen nur essen und nicht fechten.“

„Wat praat U da, Mann? — Was sagt Ihr da, Mann?“ fuhr ich den Kerl an. „Warum geht Ihr nicht in die Front und fechtet für Euer Vaterland?“

„Ich bin ziek (siech — krank), schon seit acht Monaten.“

„So, also schon seit Anfang des Krieges!“

Der Kerl sah blühend aus.

Ein Feldkornett stieg sodann auf den Wagen und ersuchte alle diejenigen, die bereits morgen in die Front zu gehen beabsichtigten, auf den Gehsteig beim Regierungsgebäude zu treten. Ich war anfangs erfreut über die große Zahl der Kämpfer, die sich da in Reihen aufstellten. Als ich die Burschen aber näher musterte, entpuppten sie sich als lauter holländische Regierungsbeamte und Angestellte, also als Zwangsfreiwillige.

Im Transvaalhotel befand sich als Rechnungsbeamter ein engerer Landsmann, Franz Martschitsch aus Marburg in Steiermark. Er war nur wenige Wochen in der Front gewesen, da ihn das Fieber befallen hatte. Rumpf, ich und Martschitsch ließen uns noch am nämlichen Tage beim deutschen Photographen Steger photographieren. Noch ein Steirer, und zwar mein Landsmann Alois Ortner aus Stainz, ein schneidiger Kämpe, befand sich hier bei dem Korps des Oberst Lorentz, das eben in Bildung begriffen war. Gegenwärtig sitzt Ortner als Kriegsgefangener auf Ceylon. Am nächsten Tage wollten wir

uns Lorentz anschließen; zu unserer Bestürzung erfuhren wir, daß dieser infolge telegraphischer Weisung vor kaum zehn Minuten mit den ersten 38 Mann, die ihm in den Weg gekommen, nach Johannesburg abgedampft war.

Eine Stunde später standen der Mecklenburger Genzken, zwei neu aus Europa eingetroffene deutsche Freiwillige und ich abermals beim Photographen, um uns mit den Pferden abnehmen zu lassen.

Auf einmal erschien ein bewaffneter Mann, ein angeblicher Dr. K., und forderte zwei deutsche Maschinenarbeiter, die hier in einem Werk beschäftigt waren und uns zusahen, auf, ihm zu folgen, da er mit Bildung einer Polizeitruppe beschäftigt sei.

„Das kümmert uns wenig!" entgegneten jedoch die beiden.

„Sie da," rief nun Dr. K. den beiden Freiwilligen, die sich soeben mit uns hatten photographieren lassen, zu. „Arretieren Sie sofort diese beiden."

„Oho, nur nicht gar so schnell," legte nun ich mich dazwischen. „Mit welchem Rechte sprechen Sie denn hier?"

„Ich bin Stadtkommandant von Pretoria!"

„Was? Sie sind Stadtkommandant?" lachte ich. Der Mann war entweder verrückt oder ein Gauner. „Wem wollen Sie das weismachen?"

„Ich bin mit der Bildung einer Stadtpolizei beauftragt."

„Gut, dann holen Sie sich Ihre Wächter anderswo und lassen Sie uns in Ruhe."

Nun trat der Schwindler wutfunkelnden Blickes näher, legte die Hand an seinen Revolver und herrschte mich an:

„Sie haben sofort mit mir zu kommen!"

„Ja, wenn Ihr so sprecht, dann muß auch ich einen andern Ton anschlagen!" entgegnete ich und ließ den Karabiner von der Schulter gleiten.

„Wir gehen in die Front und haben keine Lust, hier die Nachtwächter zu spielen," sagte Genzken und bestieg sein Pferd.

Da der „Herr Stadtkommandant" nun einsah, daß er uns nicht einschüchtern konnte, so versuchte er's im Guten.

„Wir wollen die Standardbank bewachen," sagte er halblaut und mit eigentümlichem Augenzwinkern zu mir. „Es fällt dabei auch für uns etwas ab."

„Steckt den Profit nur selber ein!" Damit ritten wir fort.

Abends wurden auf dem Bahnhofe englische Kavalleriesäbel an die Freiwilligen verteilt. Ich glaube, in dieser Nacht hat kein Mensch in der Stadt ob des Säbelgerassels ein Auge geschlossen. Da unter den Freiwilligen, die noch weiter kämpfen wollten, aber keine Pferde hatten, die Losung ausgegeben war, alle Pferde, wo immer sie nur zu finden seien, sich anzueignen und sofort nachts noch in die Front zu reiten, so band ich meinen „Hansl" an die Schnalle meiner Zimmerthüre. Mein „Hansl" kam mir nun zwar nicht abhanden, aber ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, da durch die offene Thüre die Mosquitos in Schwärmen eindrangen und mich zur Verzweiflung brachten. Diesen Quälgeistern war die Geselligkeit geradezu ein Bedürfnis, denn selten traf man sie in geringerer Zahl als zu tausend Saugrüsseln an.

Am nächsten Morgen, den 29. Mai, fuhren Rumpf, Genzken und ich nach Bronkhorstspruit, der fünften Station ostwärts an der Delagoabahn, wo unter dem Holländer van der Loh ein Freikorps aus Deutschen und Holländern gebildet werden sollte. Wir waren glücklich, als wir die Stickluft von Pretoria hinter uns hatten und wieder in freiem Felde waren. Während fortwährend kampflustige Freiwillige hier eintrafen, ging's in Pretoria drunter und drüber.

Es wimmelte in der Stadt von Drückebergern, Quittierten und zweifelhaften Existenzen aller Art. Dazu verbreiteten viele holländische Gouvernementsbeamte die entmutigendsten Gerüchte und vermehrten die Verwirrung.

Mein Landsmann Rumpf schrieb später darüber nach Hause:

„Ich war im ganzen Kriege erst einmal mutlos, und das war nicht etwa in den für uns so unglücklichen Gefechten am Tugela, sondern in Pretoria selbst, als vom Feinde noch nichts

zu sehen war. Die Regierung war bereits samt Ohm Paul nach Machadodorf übersiedelt und hatte nur kleines Beamtenzeug, zum großen Teile aus Ausländern bestehend, zurückgelassen. Diese Leute waren erstens faul und zweitens kopflos und machten einen elenden Wirrwar. Man konnte keine Ausrüstung erhalten und wurde von einer Kanzlei zur anderen geschickt. Gemeine Redensarten über Staat und Volk waren überall das beinahe Selbstverständliche, und als ich noch zu allem Überflusse aus dem Munde eines Holländers, der eine höhere Staatsanstellung innehatte, die mutlosesten und entmutigendsten Äußerungen hörte und alles herum beutegierig und untreu sah, da war auch ich so weit, daß ich auf einen Augenblick an unserem endlichen Erfolge verzweifelte.

„Ich habe während meines Aufenthaltes in Pretoria Leute von sogenannter guter Abkunft zu Dutzenden kennen gelernt, aber nicht einen darunter von vollkommenem, rechtschaffenem Charakter. Drei-, viermaliges Ausfassen von Kleidern, Pferden u. dgl. gehörte zu den bekanntesten Mitteln, um sich für einige Tage wieder Bier und Whisky zu verschaffen. Spekulanten liefen schockweise herum, um die ergaunerten Güter den dunklen Ehrenmännern für Schleuderpreise abzujagen. Pferdediebstahl wurde schwunghaft betrieben und brachte viel Geld in die unrechten Taschen. Die Leute, die gekommen waren, um zu räubern, hatten damals Festtage und dürften ziemlich auf ihre Rechnung gekommen sein. Jetzt (nach der Einnahme von Pretoria) sind endlich strengere Gesetze in Kraft getreten, das Lumpengesindel hat sich überdies in Johannesburg, Pretoria und den Orten des Witwaterrandes zu Hunderten den Engländern ergeben und unsere Seite so, Gott sei Dank, rein gemacht. Nun kämpfen in unseren Reihen zum größten Teile nur mehr die Entschlossenen und Ehrlichen, die Feigen und die Beutemacher sind dem scheinbar siegreichen Engländer zugelaufen."

Und ich schrieb nach der Einnahme von Pretoria an das „Grazer Tagblatt":

„Die feigen Ausländer sind sämtlich in Johannesburg

und Pretoria geblieben, um sich auf gefahrlose Art den Engländern zu ergeben. Natürlich, als es den Buren gut ging, trieben sie sich hinter der Front herum, wo sie infolge des Mangels jeglicher Kontrole ein ewiges Picknick führten. Die Gleichgesinnten thaten sich zusammen, um sogenannte Ausreißer-kommandos zu bilden, die sich wochenlang hinter der Front gute Tage machten. Da die Buren sie von den tapferen Ausländern in der Front nicht zu unterscheiden wußten, so erhielten sie Wagen mit Ochsen und Maultieren, sowie Ausrüstung jeglicher Art im Werte von vielen tausend Gulden, die sie sofort wieder veräußerten. Spekulanten aus Johannesburg liefen in Scharen hinter der Front umher; unter dem Vorwande, auf den Kriegsschauplatz nach Mafeking zu gehen, schickten diese „Kommandos" Wagen, Maultiere und Pferde, sowie ganze Ladungen von Konserven und Eßvorräten nach Johannesburg, die von den Händlern wieder um schweres Geld an die Regierung verkauft wurden. Als die Buren auf diesen Schwindel kamen, wurden keine Ausländer-Kommandos mehr mit der Bahn nach Johannesburg befördert. Nun zogen diese Gaunerbanden mit Wagen dahin, bis endlich die Johannesburger Polizei einem solchen famosen Kommando Wagen, Pferde, Maultiere, Ochsen, Gewehre, kurz alles abnahm. Nun kam der Befehl, daß niemand hinter der Front Eßwaren erhalten solle." — —

Am 29. Mai verließ Präsident Krüger mit der Regierung Pretoria und begab sich nach Machadodorf. Hatten doch am gleichen Tag, wie schon bemerkt, die Engländer unter Lord Roberts bereits Johannesburg erreicht!

Am 31. Mai zog Roberts in diese Stadt ein, wobei ihm zahlreiche Lokomotiven und Eisenbahnwagen sowie ein ganzer Kohlenzug in die Hände fielen. Auch der größte Teil der Korps Lorentz und Runk wurde samt ihren Kommandanten gefangen.

Nun endlich waren die berühmten Goldminen von Johannesburg, der eigentliche Grund dieses Börsenkrieges, in englischen Besitz übergegangen.

In übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl hatten die Buren

sich nicht zur Zerstörung der Minen bewegen lassen. Auf jede unserer bezüglichen Fragen antworteten sie: „Die Minen sind Privatbesitz, für den wir bis jetzt noch verantwortlich sind. Sobald sie die Engländer in Besitz genommen haben, tragen diese die Verantwortung, und dann können wir sie zerstören."

Thatsächlich vernichteten sie später mehrere Minen.

Wir Deutschen konnten diese mattherzige Kriegführung nicht begreifen. Wäre es nach uns gegangen, so wären damals die gesamten Minen — unbekümmert um das Geschrei der Börsenwelt und ihres Anhanges — von Grund aus zerstört worden.

Wie besorgt die englischen Kapitalisten um die Minen waren, ist aus der Proklamation zu ersehen, die Lord Roberts auf höhere Weisung hin noch am Tage seines Einzuges in die Goldstadt verkündigen ließ. Sie lautet:

Proklamation
an die Einwohner der Süd-Afrikanischen Republik.

Da die Truppen J. M. der Königin den Boden der Südafrikanischen Republik betreten haben, und falsche und übelwollende Berichte über die Behandlung verbreitet worden sind, welche die Einwohner von den Truppen Ihrer Majestät zu erwarten haben, so bin ich Frederick Sleigh, Baron Roberts, von Kandahar und Waterford, als Oberstkommandierender der Truppen Ihrer Majestät in Südafrika, ermächtigt, Folgendes bekannt zu geben, was hiermit geschieht:

1. Unter den Bedingungen und Voraussetzungen gegenwärtiger Proklamation wird der nichtkämpfenden Bevölkerung Sicherheit und Befreiung von allen Belästigungen zugesichert.
2. Alle Bürger, die keinen hervorragenden Anteil an jener Politik genommen haben, welche zum Kriege mit Ihrer Majestät und der Südafrikanischen Republik führte, keine Kommandostellen bei den Truppen der Republik eingenommen haben, keine Gewaltthaten gegen britische Unterthanen angeordnet oder vollführt haben, auch keine Hand-

lungen, die gegen die Vorschriften zivilisierter Kriegsführung verstoßen, begangen haben und gewillt sind, sofort ihre Waffen niederzulegen und eidlich zu versichern, daß sie fernerhin am Kriege nicht mehr teilnehmen werden, werden Pässe erhalten, die ihnen ermöglichen, in ihre Heimat zurückzukehren, ohne Kriegsgefangene zu werden.

3. Es liegt in der Absicht der Regierung Ihrer Majestät, daß alles Privateigentum der Bürger der Südafrikanischen Republik respektiert werde, soweit dies mit den Kriegsoperationen vereinbar ist, vorausgesetzt, daß sich die Bürger ihrerseits der mutwilligen Zerstörung von Eigentum enthalten.
4. Wird jedoch Eigentum mutwillig vernichtet, so haben nicht nur der Thäter und alle direkt oder indirekt daran Beteiligten die strengsten Strafen an Leib und Eigentum zu gewärtigen, sondern es wird auch das Eigentum aller amtlichen und nichtamtlichen Personen, die diese Ausschreitungen gestattet oder nicht das Äußerste zu ihrer Verhinderung gethan haben, der Konfiskation oder Vernichtung anheimfallen.
5. Alle Personen werden daher in ihrem eigenen Interesse ermahnt, solcher mutwilligen Zerstörung vorzubeugen.

Gott erhalte die Königin!

Johannesburg, am 31. Mai 1900.

Roberts, Feld-Marschall,
Oberst-Kommandierender in Südafrika.

Wie es am 31. Mai in Pretoria zuging, darüber gibt Dr. Vallentin folgende Schilderung: „Aufregung und Wirrwarr entstand und der Pöbel, in Schrecken versetzt, fing an zu plündern. Haufen von zersprengten Kommandos, Buren und Fremde, namentlich Amerikaner, schlugen Thüren und Fenster der Läden ein und bemächtigten sich der vorhandenen Vorräte. Der große „gouvernments-store“, ein mächtiges Gebäude, in dem die Regierung Proviant, Lebensmittel und

sonstige Bedarfsartikel für den Fall einer längeren Belagerung aufbewahrte, wurde von der raubgierigen Menge erbrochen. Man schleppte die dort aufgespeicherten Sachen heraus; die Kisten und Kasten wurden zerschlagen und der Inhalt herausgerissen, oft rücksichtslos auf die Straße geschüttet; mit einem Worte: Stehlen und Rauben war im Gange. Leider, leider war an diesem Plünderungswerk die sog. Spezial-Polizei, die fast ausschließlich aus Holländern (soll wohl heißen „Quittierten" Der Verf.) — den Drückebergern — bestand, hervorragend beteiligt."

Da in Bonkhorstspruit wider Erwarten die Bildung des Korps, dem wir uns angeschlossen hatten, doch nur langsam vor sich ging, so beschlossen wir Deutsche, ungefähr zwanzig Mann, einen Versuch zu machen, zu der noch südlich von Pretoria stehenden Hauptarmee der Buren unter General Botha zu stoßen; uns schlossen sich mehrere Holländer an. Zum Kommandanten wählten wir einen Norddeutschen namens Haller, der angeblich irgendwo in Mittelamerika eine Revolution mitgemacht hatte. Zu dieser Zeit konnte nämlich jeder energische Mann, weß Standes immer er war, Kommandant werden, wenn er die damit verbundene Mühe nicht scheute; die meisten schreckten aber vor der letzteren zurück, so daß nicht immer gleich ein Kommandant zu haben war.

So ging es also noch ein letztesmal nach Pretoria zurück.

„Ja, wer noch vecht, dat zyn de Uitlanders, vooral de Duitsers!" sagten die Buren.

Am 3. Juni um 8 Uhr abends langten wir wieder in Pretoria an. Da der Zug über die Nacht stehen blieb, so mußten wir in den offenen Wagen schlafen. Ich ging rasch in die Stadt zum Transvaalhotel. Auf dem Wege dahin begegnete ich mehreren Artilleristen mit einer Kanone, die so geräuschlos das Geschütz durch die Stadt zum Bahnhofe brachten, daß ich fast achtlos an ihm vorbeigegangen wäre.

Da es bereits halb zehn Uhr abends war, so fand ich das Transvaalhotel gesperrt. Der Lohndiener, ein Wiener, kannte mich jedoch und ließ mich ein. Martschitsch lag in

tiefem Schlafe, und ich mußte ihn erst wachrütteln. Ich übergab ihm einige Briefe und meinen Säbel, mit dem ich nichts anzufangen wußte, mit der Bitte, die Sachen aufzubewahren. Das trauliche Zimmer erinnerte mich an so manche Genüsse, die ich freiwillig aufgegeben hatte, und ließ mich unwillkürlich einen Vergleich anstellen zwischen dem schneeweißen Linnen dieses Bettes und dem schmutzigen, harten Lager des Viehwagens, in dem ich die lange kalte Nacht verbringen sollte. Nur einen Augenblick dauerte diese Anwandlung von Schwäche, dann war sie überwunden. Mit herzlichen Worten schieden wir.

Von hier begab ich mich in das Café „Germania", unter dem man sich nicht etwa ein europäisches Kaffeehaus, sondern einen simplen Kaffeeschank vorzustellen hat, vergönnte mir eine Schale Thee und ein Butterbrot und nahm auch für Rumpf ein solches mit. Mit Mühe und Not fand ich in dem Gewirre von Waggons und Lokomotiven unseren Wagen auf.

Am nächsten Morgen rieten uns die Bahnbeamten, in Anbetracht der Nähe der Engländer lieber wieder nach Bronkhorstspruit zurückzufahren als hier zu bleiben oder gar weiter vorzugehen. Wir wiesen jedoch diese Zumutung nicht ohne Entrüstung zurück und wurden daher mit dem letzten Zuge, der von Pretoria nach Süden ging, bis zur nächsten Station, Irene, gebracht.

Während die Fußgänger Zelte aufschlugen, ritten wir übrigen weiter, um Pferde für die ersteren aufzutreiben. Hier begegnete ich dem Kommandanten Goldegg, einem Deutschtiroler, der mich warnte, den Patrouillenritt fortzusetzen, da das Gros des Burenheeres soeben den Rückzug nach Middelburg angetreten habe.

Gleichwohl ritten wir längs des Bahndammes in der Richtung nach Süden weiter. Schon nach den ersten zehn Minuten stöberten wir einen Khaki von der Pioniertruppe zwischen den Felsen auf. Der arme Teufel hatte sich verirrt und war nun halb erfroren und verhungert. Ich gab ihm ein Stück Biltong, das der verwöhnte Gentleman jedoch mit großem Abscheu ausspuckte, worauf wir ihn unseren Fußgängern zurücksandten.

Die nächste Station Olifantsfontein fanden wir völlig verlassen. Die Bahnwache war mit solcher Eile ausgerissen, daß sie nicht einmal Zeit gefunden hatte, das Wachzelt abzubrechen. Auch ein vergessener Waggon stand auf dem Geleise, in dem wir vier Henry-Martinigewehre vorfanden. Wir zerschlugen sie auf den Schienen und verbrannten das Zelt; auch den Waggon und das Stationsgebäude hätten wir niedergebrannt, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß durch den Brand die Engländer herbeigerufen würden. In der Nähe der nächsten Station Kaalfontein stießen wir zu unserem Glück auf eine friedlich grasende Pferde- und Maultierherde, aus der wir neun Gäule und einen Maulesel holten. Mit dieser ansehnlichen Beute traten wir den Heimweg an und trafen erst lange nach Sonnenuntergang in Irene ein.

Zu unserem Befremden war hier alles mäuschenstill. Endlich kamen einige unserer Leute, die sich zwischen den Gebüschen versteckt gehabt hatten, zum Vorschein. Sie teilten uns mit, daß kurz nach unserem Abreiten die Station von den Engländern unter Artilleriefeuer genommen worden sei. Während ein Teil der Fußgänger sofort nach Pretoria zurücklief, blieben die anderen in der Nähe. Die Engländer waren glücklicherweise bald nordwärts gezogen. Unsere Patrouille war, wie wir zu unserem Erstaunen jetzt merkten, durch eine Lücke der auf Pretoria vormarschierenden englischen Heeressäulen geritten. Wir befanden uns jetzt im Rücken der englischen Armee.

Nun war ich vormittags auf den tollen Einfall gekommen, ohne Rock und nur in Hemdärmeln auf Patrouille zu reiten. Jetzt suchte ich alles ab, konnte jedoch das Kleidungsstück, in dem auch meine Legitimationspapiere sich befanden, nirgends erblicken. Endlich fand ich die Dokumente auf der Schwelle des Stationsgebäudes, wohin sie irgend ein Fußgänger gelegt hatte, der wohl unsere ganze Patrouille bereits gefangen glaubte und meinen warmen Rock sich angeeignet hatte. Sie waren mit einem Steine sorgfältig beschwert. Glücklicherweise fand ich im Hause mehrere fadenscheinige Röckchen, die ich ungesäumt anzog.

Nachdem wir die Beutetiere verteilt und unsere Pferde gefüttert hatten, beschlossen Rumpf, Genzken und ich, nach Eerste Fabriken, einem Orte in der östlichen Umgebung von Pretoria, aufzubrechen, um Anschluß an General Botha zu suchen und zwar sofort, da in jedem Augenblicke englische Kavallerie hier zu erwarten war. Die anderen hatten überhaupt keine Lust mehr mitzuthun und wollten lieber hier bleiben, um sich den Gegnern zu ergeben. Rings um uns brannte, als wir den Rückmarsch antraten, das Land. Die riesigen Grasflächen standen in Flammen.

„Prachtvolle Bilder," schrieb Rumpf später seinem Vater, „boten sich unserem trunkenen Auge dar. Die rege Phantasie ließ uns brennende Städte, langgezogene, feuernde Schützenlinien, glühende Lavaströme, zuckende, feurige Riesenschlangen, die sich den Berg hinaufzogen oder den Thälern entlang führten, sehen und malte uns mit dem vom Winde gepeitschten, zerrissenen und durcheinander gewirbelten weißen und rotgoldenen Rauch die herrlichsten Bilder kämpfender Riesen und Ungetüme vor. Unsere Gewehre in steter Bereitschaft zogen wir immer ostwärts bis gegen 1 Uhr mitternachts, den Middelburger Weg entlang. Nach Untergang des Mondes erreichten wir eine Farm, an deren Drahtzaun wir unsere Gäule banden. Wir legten uns nach dem Absatteln daneben und froren fröhlich die ganze Nacht hindurch. In der Früh ist alles bereift und stehendes Wasser mit dünner Eisschicht bedeckt.

„Du kannst Dir denken, wie angenehm es sich da im Freien, mit nur ein paar Decken versehen, schläft. Noch vor Sonnenaufgang fand ich mich samt meinen zwei Kameraden plötzlich umstellt und angerufen. Glücklicherweise waren es Leute von unserem versprengten Korps, die sich's noch überlegt hatten mit St. Helena und vorgaben, wieder Anschluß zu suchen.

„Es wurde Kaffee gekocht und dann losgezogen, plötzlich aber die östliche Richtung verlassen und streng nach Norden gegangen. Obwohl mit dem Anreiten von Pretoria nicht einverstanden, schlossen wir uns doch den dorthin Reitenden an,

um dem Gerede zu entgehen. Ich war noch schwach und daher leicht ausgepumpt und hatte zudem noch einen sehr elenden Gaul. So ritten wir denn wieder eine von europäischen Offizieren angeführte Patrouille, wie sie dummer nicht geritten werden kann. Daß wir damals nicht elend abgeschossen oder gefangen wurden, ist auch ein Wunder.

„Wir ritten von der Farm ab durch reizendes Hügelland in streng nördlicher Richtung los und entdeckten bald an unserer rechten Seite einzelne Reiter, deren Gestalten sich gegen den glühenden und gleißenden Morgenhimmel einfach schwarz abhoben. Da sie von Pretoria ab auf uns zukamen, dachten wir natürlich, es seien Engländer und wollten darauf losreiten. Ich schlug und trat meinen Gaul, es war vergebens; Seiner galoppierte sofort gegen die vermeintlichen Feinde an und mit ihm noch ein paar Entschlossene. Die Mattherzigen blieben, ebenso wie ich mit meinem Jammergaul, hinten und wollten auskneifen. Daß ich sie gehörig zusammenschimpfte, war selbstverständlich. Ich stieg vom Gaul, suchte mir eine Gerte und, wieder im Sattel, striegelte ich den armen Grauen so lange, bis er sich zu einem sanften Trabe bewogen fühlte. In meiner Angst, man könnte mich möglicherweise für feig ansehen, zog ich eine am vorherigen Tage in Olifantsfontein erbeutete Mundharmonika aus der Tasche und spielte darauf los.

„Unterdessen hatte ich die Reiter als Buren erkannt und ließ daher meinen Gaul seinen traurigen Schritt, in den er wieder verfallen war, ruhig weiter gehen. Bei den Leuten angekommen, gab mir der Graue glänzende Genugthuung. Er legte sich, obwohl ich noch im Sattel war, einfach hin und schlief. Nun ging es zu Fuß los, und fast mußte der Reiter die Mähre tragen. Über Klippen, bergauf und bergab, durch ausgedehnte dürre Wiesen, über kleine Bäche oder denselben entlang führte der Weg bis in die Nähe von Pretoria. Da erfuhren wir an einem Kreuzwege von einem Kaffer, der uns aus seiner Hütte entgegengelaufen war, daß die Engländer bereits in Pretoria eingedrungen seien. Seiner, der Mecklenburger Genzken und ich

hatten aber keine Vorliebe für St. Helena gefaßt; wir trennten uns daher von den anderen, die es kaum erwarten konnten, von den Engländern eine Freikarte zu erhalten. Sie ritten geradewegs der Hauptstraße zu und werden ihr Ziel wohl erreicht haben.“ —

Gerade zu dieser Zeit, am 5. Juni, um 2½ Uhr nachmittags, fand der Einzug der englischen Truppen in Pretoria statt. Begrüßt wurden sie nur von den „Quittierten“ und denjenigen Buren, die alles verloren gaben und nun große Engländerfreundlichkeit zur Schau trugen. Gewiß, nicht alle, die hier zurückblieben, sind mit den „Quittierten“ auf eine Stufe zu stellen. Viele waren Rekonvaleszenten und konnten nicht mehr weitere Feldzugsstrapazen ertragen. Andere, die in ihren Hoffnungen auf Erlangung einträglicher Stellen sich getäuscht sahen, erwarteten nun unter der englischen Herrschaft besseren Verdienst. Wieder andere fühlten sich den Strapazen des bevorstehenden Winterfeldzuges nicht gewachsen oder scheuten den weiteren Kampf, der leicht in einen schonungslosen Vertilgungskrieg ausarten konnte.

Einige wenige Freiwillige aber, die von dem Einmarsche der Engländer noch nichts wußten und nach Pretoria flüchteten, fielen hier in englische Gefangenschaft; zu diesen gehörten die deutschen Freiwilligen Fähnrich Baron Karlsburg und der preußische Husarenunteroffizier Thomas Schneider, die durch hervorragende Tapferkeit sich stets ausgezeichnet hatten.

In Johannesburg mußte der schneidige Kommandant des früheren deutschen Korps in Colesberg, Gymnasialoberlehrer Franz Henkel, der im Spitale am Typhus darniederlag, zurückbleiben. Henkel, der gegenwärtig am Gymnasium in Jever in Ostfriesland wirkt, hat ein sehr interessant geschriebenes Buch „Aus dem Burenkriege. Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Mitkämpfers“ herausgegeben.

Der Bürgermeister Potgieter und der Oberrichter von Transvaal Gregorowski meldeten der englischen Vorhut die Übergabe der Stadt.

Lord Roberts stellte sich mit seinem Stabe, bei dem sich die fremden Militärattachés befanden, auf dem großen Platze vor dem Regierungsgebäude auf und nahm die Defilierung der Truppen ab, die zwei Stunden dauerte.

„Das Ganze glich einem Zirkus“, schreibt Dr. Vallentin, „um der Bevölkerung zu imponieren, um namentlich den Eingeborenen und den einfachen Buren eine Idee von der Größe und Macht Großbritanniens zu geben, zogen die „Sieger“ von der einen Seite hinein, auf der anderen hinaus und dann wieder umgekehrt. Ein militärisches Schauspiel war es keineswegs. Das waren keine Soldaten, keine Truppen nach unseren Begriffen. Das, was da unter der kläglich quiekenden englischen Musik auf dem Kirchplatz in Pretoria an Lord Roberts im „Parademarsch“ vorbei defilierte, glich einer verwahrlosten Horde, einer Bande von Räubern, die ihre Gewehre wie Kraut und Rüben auf den Schultern trugen. Der Anblick dieser abgerissenen, verhungerten und verlausten Truppe war zum Erbarmen. Nach einigen Stunden schon sah man englische Soldaten haufenweise von Haus zu Haus gehen, mit einem Sack auf dem Rücken, und um „etwas“ Brot betteln.“

Eine Abteilung Gardeinfanterie begab sich zu dem bekannten Wohnhause des Präsidenten, wo noch immer ein Doppelposten der Stadtpolizei sich befand. Die kommmandierenden Offiziere wurden von einem holländischen Pastor in Empfang genommen und der Gattin des Präsidenten vorgeführt. Die Offiziere teilten Frau Krüger in höflichster Weise mit, daß die Polizeiwache durch englische Soldaten abgelöst werde. Die Polizisten legten nun Gewehre und Patronengürtel auf dem Asphaltpflaster zwischen den beiden Marmorlöwen am Eingange nieder und entfernten sich. Das Haus wurde fortan durch englische Doppelposten bewacht.

Zum Verdrusse der Engländer hatten die Buren es vorgezogen, ihre Hauptstadt aufzugeben, statt sich in ihr einzuschließen zu lassen und dadurch dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Wie erwähnt, hatten wir keine Lust, den Engländern uns zu ergeben, und wir vermieden daher Pretoria, indem wir den Weg direkt nordöstlich in der Richtung auf die Delagoabahn einschlugen.

„Unterwegs verschiedene Farmen um Kost anlaufend und die Wiesen in Brand steckend,“ erzählt Rumpf weiter, „erreichten wir drei gegen Abend „Erste Fabriken“, die zweite Station von Pretoria ab nach der Delagoa-Bai zu. Dort gab es aber keinen längeren Aufenthalt, und wir mußten nach kurzer Rast wieder weiter trekken.

„Seiner und ich, den dritten (Genzken) hatten wir unterdessen im großen Wirbel verziehender Lager verloren, trotteten schön langsam mit unseren Gäulen den Bergen zu und machten es uns ziemlich spät abends, auf thalbeherrschender Höhe angelangt, bequem. Ein breiter schöner Baum bot den Pferden und uns Schutz gegen Reif und Wind und verbarg unser kleines Lager den Blicken der Vorbeiziehenden. Eng aneinander geschmiegt froren wir uns die Nacht hindurch unsere Glieder lahm, so daß wir den erwachenden Tag mit Freuden begrüßten und in der milden Sonne die steifen Gelenke mit Wonne pflegten. Bei Tageslicht sahen wir, daß sich unser Nachtlager in unmittelbarer Nähe einer herrlichen Farm befand, die durch mich sofort angerannt wurde. Kaffee und Zucker, der Preis meiner Mühen, wurden in trinkbaren Zustand gebracht, und nachdem wir noch ein wenig Erbswurstsuppe genossen hatten, wurde das Lager wieder zurecht gemacht. Erst bei Tage konnte man ruhig schlafen und die müden, ausgefrorenen Glieder wohlig in der warmen Sonne dehnen. Einzelne Buren, die schnell noch herumlaufende Pferde erbeutet, zogen als die letzten mit den Wagen des Roten Kreuzes an uns vorbei, so daß Seiner und ich von unserer Seite aus den Engländern am nächsten standen.

„Gleichmütig pflegten wir der Ruhe weiter, rasteten uns gehörig aus und hungerten ehrlich. Am späten Nachmittage fingen wir unsere Beester ein und zogen zu Fuß wieder von dannen, ein neues Kommando suchend. An den Farmen, die wir im

Vorüberziehen trafen, standen die Frauen mit ihren vielen Kindern, bekümmert nach den Engländern auslugend und sehr erfreut, statt dieser ein paar Duitsers zu sehen. Hinter vorzüglich zu verteidigenden Bergen (Paß von Pienaarspoort) gegen Abends angelangt, erreichten wir wieder die verschiedenen Burenkommandos, die uns abends vorher vorausgezogen waren. Mitten in einer feuchten Wiese in der Nähe einer klaren Quelle wurde halt gemacht, abgesattelt und Fleisch erbeten, das uns, am Spieße abgebraten, wieder zur vollen Leistungsfähigkeit brachte. Wir beschlossen infolgedessen, das helle Mondlicht zu benützen und weiter zu trekken. Zum zweitenmale gieng es auf unbekannten Wegen in die Nacht hinein. Die Gäule, durch die lange Schonung ziemlich erholt, gingen wacker los, und erst als es zum Reiten zu kalt wurde, stiegen wir wieder ab und markierten gewöhnliche Infanteristen.

„Wir zogen wie durch ein nachtschwarzes Meer, dessen sanfte Wogen erstarrt waren, in trostlosem Schweigen dahin, den Weg mit Mühe verfolgend. Es ging wieder Bronkhorstspruit zu, wir wußten aber nicht, ob es nicht doch schon von den Feinden besetzt war, und mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein, englische Vorposten oder Aufklärer anzutreffen. Der Mond nahm Abschied von uns, und obwohl nun der Weg noch schwerer zu erraten war denn vorher, konnten wir uns doch nicht entschließen, in der nassen oder bereiften, kalten Wiese Lager zu machen, und weiter ging es in der Dunkelheit. Es wurde 4 Uhr früh, ehe wir wieder ein Haus antrafen. Der Kopf summte uns bereits, die Wangen waren heiß, und Hunger machte sich mächtig fühlbar. Der kalte Flur unter dem Vordache der Farm diente uns zur Lagerstätte, auf der wir der Kälte wegen keinen erquickenden Schlaf finden konnten. In der Frühe wieder die gewöhnliche Kocherei, Pferde warten und Schlafen in der Sonne und endlicher Aufbruch nach Bronkhorstspruit, das, kaum eine Stunde entfernt, sich noch seiner Engländerreinheit erfreute."

Der in Bronkhorstspruit stationierte Feldkornett M. J. Hollebrands aus dem nahe gelegenen Elandsrivier stellte uns

sofort ein Fahrbillet nach Middelburg aus, wo gemäß Bothas Weisung sich alle versprengten Ausländer sammeln sollten. Botha, der seit Überschreiten des Vaal den Engländern keinen ernstlichen Widerstand mehr geleistet und sich bis Pienaarspoort, westlich von Bronkhorstspruit, zurückgezogen hatte, blieb bei ersterem Orte einstweilen stehen, um verschiedene abgekommene Abteilungen aufzunehmen. Das Stationsgebäude war von vielen Buren umlagert, die sich aus der Front gedrückt hatten und nun mit der Bahn weiter wollten. Botha hatte aber den Bahnbeamten die strengste Weisung erteilt, nur die Ausländer ostwärts zu befördern. Um Mitternacht des 8. Juni trafen wir in Middelburg ein, wo wir sofort unsere Pferde auswaggonierten und vor dem Wartesaal anbanden, während wir in letzterem uns zur Ruhe legten und auch bald einschliefen.

X.

Korps Goldegg.

Es war am 9. Juni frühmorgens, als wir uns von dem harten Lager erhoben. Auf dem Kommissariat, das sich in einem Waggon befand, war bereits ein reges Treiben zu bemerken. Hier erhielten wir ohne weiteres unsere Hüte mit Mais gefüllt. Während Rumpf die Pferde fütterte, suchte ich auszukundschaften, ob sich hier Freiwilligen-korps oder Burenkommandos befanden. Auf dem Bahnhofe wimmelte es zwar von Buren, doch schienen sie mir durch-gehends Drückeberger zu sein. Ihre guten Kleider zeigten keine Spuren von dem Feldleben, und die wohlgenährten Gesichter bildeten zu unseren eingefallenen Wangen einen scharfen Gegensatz.

Vor dem Bahnhofe befanden sich zwei kleine Zeltgruppen. Ich schritt nun auf eine zu. Auf dem halben Wege machte ich jedoch wieder kehrt, denn aus den Zelten drangen Flüche in eng-lischer Sprache, und an einem Kochfeuer kauerte der kleine katho-lische Priester, der das irische Korps stets zu begleiten pflegte.

Mit den biederen Irishmen wollten wir nichts zu thun haben.

Bei der anderen Zeltgruppe herrschte noch idyllische Ruhe. Kein Lebewesen ließ sich blicken.

Kochgeschirre, Riemen- und Sattelzeug lag in malerischer Unordnung herum. Hier waren entschieden Ausländer.

Melodisches Gurgeln, Murmeln und Schnarchen drang aus den Zelten; trotzdem die Sonne bereits aufgegangen war, lag noch alles in tiefstem Schlummer.

Dessenungeachtet trat ich an ein Zelt heran, um die stillen Träumer zu wecken. Da jeder vermeintliche Zuwachs überall hoch willkommen war, so war ich einer höflichen Antwort sicher; wenn nicht, so war mir das Sprichwort vom „groben Klotz" und „groben Keil" noch in lebhafter Erinnerung.

Ich trat also vor den Zelteingang, klopfte mit dem Kolben meines Karabiners auf einen Stein und rief:

„Hallo! Was für ein Kommando schläft hier?"

Sofort verstummte das melodische Gegrunze, dann wurde ein Ächzen, Stöhnen und Knacken hörbar, als ob jemand in schweren Krämpfen liege, und schließlich kam ein geisterhaft aussehendes Antlitz zum Vorschein, dessen Besitzer mich verwundert fragte:

„Was wolln's denn?"

„Was liegt hier für ein Kommando?"

Das „liegt" war ziemlich doppelsinnig.

„Baron Goldegg. Wollen Sie vielleicht zu uns kommen?"

„Nein! Danke sehr!"

Mit kurzem Gruße entfernte ich mich.

Rumpf und ich berieten uns nun. Goldegg hatte bei unserem Zusammentreffen in Irene einen guten Eindruck auf mich gemacht und stand auch in dem Rufe eines durchwegs ehrenhaften Charakters, was nicht von jedem Ausländerkommandanten gesagt werden konnte.

„Er war aber Offizier, und vielleicht hat er eine Auflage von Quittierten um sich!"

Dieses Bedenken überwog.

„Treten wir wieder in ein Burenkommando. Die Bauern behandeln jeden gut, der in ihren eigenen Reihen kämpft. Vielleicht finden wir die Krügersdorper."

Wir beschlossen, noch im Laufe des Vormittags mit der Bahn in der Richtung gegen Pretoria zurückzufahren und in die Front zu reiten. Vorerst aber suchten wir Holzspäne und Kuhmist und kochten Quäker Oats (Hafergrütze), den ich in einem Winkel (Kaufladen) für einige Schillinge erstanden hatte.

Plötzlich stand Kommandant Goldegg vor uns. Die Begrüßung war sehr herzlich. Bald hatten wir unsere gegenseitigen Erlebnisse seit dem Gefechte bei Irene erzählt.

„Ich wundere mich, daß Ihr den Engländern entronnen seid. Was macht Ihr aber jetzt?"

„Wir fahren noch vormittags in die Front zurück!"

„Macht den Unsinn nicht. Ihr seid zwei stramme Steirer, ich möchte Euch gerne in meinem Kommando sehen. Kommt zu mir, Ihr werdet es gut bei mir haben."

Die herzlichen Worte in unserer heimatlichen Mundart verfehlten ihre Wirkung nicht. Rumpf reichte ihm die Hand, und auch ich schlug ein.

„Sie werden mit uns zufrieden sein!"

„Dessen bin ich sicher", entgegnete Goldegg erfreut. „Aber nun kommt gleich mit!"

„Nur noch einige Augenblicke, bis das Koch fertig ist!" —

Bald darauf übersiedelten wir mit Sack und Pack zum Goldegg'schen Lager. Wir erhielten ein Zelt, das wir gleich aufschlugen. Milchkonserven, Reis, Zucker, Kaffee, Fleisch, Mehl u. s. w. stand uns zur Verfügung. Goldegg hatte uns für den heutigen Tag jeder Arbeit für das Kommando enthoben. Wir thaten den ganzen Tag nichts als Pferde füttern, kochen, essen und schlafen. Um die übrigen Leute des Kommandos kümmerten wir uns anfangs gar nicht. Paßten sie uns später nicht, so konnten wir jede Minute wieder das Kommando verlassen.

Nach den Strapazen der letzten drei Tage that uns die Ruhe wohl. Um uns herum herrschte ein reges Treiben. Das

Mit den biederen Irishmen wollten wir nichts zu thun haben.

Bei der anderen Zeltgruppe herrschte noch idyllische Ruhe. Kein Lebewesen ließ sich blicken.

Kochgeschirre, Riemen- und Sattelzeug lag in malerischer Unordnung herum. Hier waren entschieden Ausländer.

Melodisches Gurgeln, Murmeln und Schnarchen drang aus den Zelten; trotzdem die Sonne bereits aufgegangen war, lag noch alles in tiefstem Schlummer.

Dessenungeachtet trat ich an ein Zelt heran, um die stillen Träumer zu wecken. Da jeder vermeintliche Zuwachs überall hoch willkommen war, so war ich einer höflichen Antwort sicher; wenn nicht, so war mir das Sprichwort vom „groben Klotz" und „groben Keil" noch in lebhafter Erinnerung.

Ich trat also vor den Zelteingang, klopfte mit dem Kolben meines Karabiners auf einen Stein und rief:

„Hallo! Was für ein Kommando schläft hier?"

Sofort verstummte das melodische Gegrunze, dann wurde ein Ächzen, Stöhnen und Knacken hörbar, als ob jemand in schweren Krämpfen liege, und schließlich kam ein geisterhaft aussehendes Antlitz zum Vorschein, dessen Besitzer mich verwundert fragte:

„Was wolln's denn?"

„Was liegt hier für ein Kommando?"

Das „liegt" war ziemlich doppelsinnig.

„Baron Goldegg. Wollen Sie vielleicht zu uns kommen?"

„Nein! Danke sehr!"

Mit kurzem Gruße entfernte ich mich.

Rumpf und ich berieten uns nun. Goldegg hatte bei unserem Zusammentreffen in Irene einen guten Eindruck auf mich gemacht und stand auch in dem Rufe eines durchwegs ehrenhaften Charakters, was nicht von jedem Ausländerkommandanten gesagt werden konnte.

„Er war aber Offizier, und vielleicht hat er eine Auflage von Quittierten um sich!"

Dieses Bedenken überwog.

„Treten wir wieder in ein Burenkommando. Die Bauern behandeln jeden gut, der in ihren eigenen Reihen kämpft. Vielleicht finden wir die Krügersdorper."

Wir beschlossen, noch im Laufe des Vormittags mit der Bahn in der Richtung gegen Pretoria zurückzufahren und in die Front zu reiten. Vorerst aber suchten wir Holzspäne und Kuhmist und kochten Quäker Oats (Hafergrütze), den ich in einem Winkel (Kaufladen) für einige Schillinge erstanden hatte.

Plötzlich stand Kommandant Goldegg vor uns. Die Begrüßung war sehr herzlich. Bald hatten wir unsere gegenseitigen Erlebnisse seit dem Gefechte bei Irene erzählt.

„Ich wundere mich, daß Ihr den Engländern entronnen seid. Was macht Ihr aber jetzt?"

„Wir fahren noch vormittags in die Front zurück!"

„Macht den Unsinn nicht. Ihr seid zwei stramme Steirer, ich möchte Euch gerne in meinem Kommando sehen. Kommt zu mir, Ihr werdet es gut bei mir haben."

Die herzlichen Worte in unserer heimatlichen Mundart verfehlten ihre Wirkung nicht. Rumpf reichte ihm die Hand, und auch ich schlug ein.

„Sie werden mit uns zufrieden sein!"

„Dessen bin ich sicher", entgegnete Goldegg erfreut. „Aber nun kommt gleich mit!"

„Nur noch einige Augenblicke, bis das Koch fertig ist!" —

Bald darauf übersiedelten wir mit Sack und Pack zum Goldegg'schen Lager. Wir erhielten ein Zelt, das wir gleich aufschlugen. Milchkonserven, Reis, Zucker, Kaffee, Fleisch, Mehl u. s. w. stand uns zur Verfügung. Goldegg hatte uns für den heutigen Tag jeder Arbeit für das Kommando enthoben. Wir thaten den ganzen Tag nichts als Pferde füttern, kochen, essen und schlafen. Um die übrigen Leute des Kommandos kümmerten wir uns anfangs gar nicht. Paßten sie uns später nicht, so konnten wir jede Minute wieder das Kommando verlassen.

Nach den Strapazen der letzten drei Tage that uns die Ruhe wohl. Um uns herum herrschte ein reges Treiben. Das

Kommando hatte einige alte Wagen sowie schadhaftes Riemenzeug erhalten, woran nun herumrepariert wurde. Abends kamen neue Freiwillige.

Der Holländer Medenbach, der bereits am ersten Abend berauscht war, lief von Zelt zu Zelt und erzählte jedem, der es hören wollte, daß er die Feldzüge auf Lombok und Atschin in Holländisch-Ostindien mitgemacht habe und die Engländer noch mores lehren werde. Goldegg ernannte ihn zu seinem Adjutanten.

Noch spät abends trafen zwei Söhne des Staatssekretärs Reitz, der 22jährige Hjalmar und der 18jährige Nis, im Lager ein. Ihr Anschluß ist ein ehrendes Zeugnis für den Ruf unseres Kommandanten, wie überhaupt unseres Korps.

Hjalmar Reitz hatte in Amsterdam die Rechte studiert, während Nis kürzlich am Staatsgymnasium in Bloemfontein maturiert hatte. Beide schlossen sich Rumpf und mir bald in enger Freundschaft an.

Im Lager befand sich ferner der Maler Str., der ein Reisestipendium zwecks Studien in Italien erhalten hatte. Mit dem Reste desselben fuhr er nach Transvaal. Da er nicht als Freiwilliger kämpfen wollte und ihn deswegen kein Freiwilligenkorps oder Burenkommando aufnahm, er jedoch auch nicht das Geld zur Heimreise hatte, so sah er sich gezwungen, bei einer Ambulanz herum zu schmarotzen, bis Goldegg sich seiner erbarmte.

Da wir in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes lagerten, so begaben wir uns zu jedem Zuge, der von der Front eintraf. Nachts langten Baron X, wir wollen ihn Mühlheim nennen, und Leutnant von Loßberg aus der Front an.

Baron Mühlheim schloß sich sofort unserem Korps an, während Loßberg, der den Krieg satt hatte, weiter in die Delagoabai fuhr.

Auch ein Schwerverwundeter war angekommen. Er befand sich in einem Viehwagen auf einer Matratze, die von einer Farm in der Nähe des Gefechtsplatzes stammte. Auf Bitten des begleitenden Krankenwärters, eines akademisch gebildeten jungen *Buren*, hoben der Stationsvorstand, Loßberg, Mühlheim und

ich den Verwundeten aus dem Waggon und legten ihn samt der Matratze in der Stationskanzlei nieder. Er war ein junges bartloses Bürschchen, jedenfalls ein Holländer, mit einem Milchgesicht, um das ihn manche Stadtdame beneidet hätte. Er hatte einen Schuß durch die rechte Brust und Lunge. Still und regungslos, nur mit einer dünnen Decke umhüllt, lag er da, und bot in seiner Hilflosigkeit einen erbarmungswürdigen Anblick.

„Herrgott! Ist mir eine Kugel bestimmt, so möge sie mich gleich töten und nicht erst lange leiden lassen."

Es war das einzige Mal während dieses Feldzuges, daß ich derartige Gedanken hatte.

Am nächsten Tage schlossen sich uns acht Franzosen, darunter der frühere Artilleriekapitän Casali sowie mehrere Chevaliers und Abkömmlinge einstiger hoher Würdenträger Frankreichs an.

Mit den Chevaliers hatte Goldegg jedoch keinen guten Fang gemacht. Sie verlangten kraft ihrer aristokratischen Abstammung von uns in unverschämter Weise immer die besten Sachen, glaubten sich fortwährend benachteiligt und waren stets über uns entrüstet.

Der Staatsprokureur, der in Middelburg amtierte, hatte von der Regierung in Machadodorp den Befehl erhalten, den früheren Kommandanten des Heidelbergdorp-Kommandos, Weilbach, wegen Hochverrates zu verhaften. Weilbach sollte angeblich mit einer größeren Wagenkolonne auf dem „Trek" nach dem Buschfelde sich befinden und gegenwärtig in der Nähe von Middelburg lagern. Da die hiesige Polizeiabteilung nur aus zehn Mann bestand, so hatte Kommandant Goldegg von dem Friedensrichter den Befehl erhalten, mit seiner berittenen Mannschaft die Polizei zu verstärken; als Gegenleistung waren ihm alle brauchbaren Reitpferde und Zugtiere, die er benötige, zugesichert worden.

Frühmorgens — es war der 11. Juni — fanden wir uns vor der Staatsprokuratur ein und trommelten die Polizei aus dem Schlafe. Während die saumseligen Polizisten Toilette machten, guckte ich in den Arrest. Wen sah ich hier? Als

einzigen Insassen meinen alten Bekannten aus Colesberg, den — Kolonel Powell.

Es war dem ehrenwerten „Kolonel“ richtig gelungen, in Johannesburg aus entlassenen Minenarbeitern unter dem Titel „Internationales Korps“ eine regelrechte Räuberbande zu bilden, mit der er hinter der Front herumzog und einzelne Farmen, in denen sich nur wehrlose Frauen, Kinder und Greise befanden, ausraubte. In der Nähe von Middelburg ereilte ihn endlich das Geschick. Unter dem Vorwande, für ein in der Front befindliches Kommando zu „kommandieren“, das heißt zu requirieren, trieb er von einer Farm Hornvieh und einige hundert Schafe weg, um sie wie bereits öfters einem Händler zu veräußern, der sie dann wieder um schweres Geld der Regierung verkaufte. Eine Burenfrau warf sich jedoch aufs Pferd und verständigte die Polizei, die den Fra Diavolo denn auch noch erwischte.

Nun saß der edle Räuberhauptmann hinter Schloß und Riegel und sah seiner Verurteilung entgegen, die nur in langjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken von Barberton bestehen konnte. Als er vor den Untersuchungsrichter geführt wurde, nannte er sich stolz „Kolonel Powell“. Tagsüber befanden sich vor dem Arreste stets Zuhörer, die mit großem Vergnügen seinen schauerlichen Flüchen lauschten.

Endlich waren die Polizisten fertig, und wir ritten ab. Unsere Truppe bestand aus sechs Polizisten in Civil, durchgehends Holländer, und zehn Freiwilligen. Rumpf hatte im Lager bleiben müssen, da sein Gaul in den letzten Zügen lag.

Nachdem wir die Stadt hinter uns hatten, las uns der Führer der Polizeitruppe den Haftbefehl vor.

Weilbach war am 7. Dezember 1899, also vor sieben Monaten, mit seinem Kommando als Bedeckung des „Long Tom“, der damals auf dem Lombardskop vor Ladysmith stand, kommandiert gewesen. Während der Nachtwache des Feldkornetts Blumer erstiegen englische Freiwillige und Natalburen, begünstigt durch die Unaufmerksamkeit der Wachen, den Lombardskop und *beschädigten* den „Long Tom“ durch Dynamitpatronen so sehr,

daß er für die nächste Zeit unbrauchbar war und in die Geschützwerkstätten nach Pretoria zurückgebracht werden mußte. Wohl traf den Feldkornett in erster Linie die Schuld an diesem Unfalle, doch auch Weilbach war als Kommandant mit verantwortlich. Bei Brandfort, also vor zwei Monaten noch, hatte ich Weilbach als Kommandanten getroffen, und einige Wochen später war er von seinen eigenen Leuten abgesetzt worden. Warum er nun als Hochverräter verfolgt wurde, war aus den schweigsamen Polizisten nicht herauszubringen.

Nach einer Stunde erblickten wir auf einer Höhe das Lager Weilbachs. Es bestand aus sieben großen Trekwagen und vielen kleineren Fahrzeugen. Um die Wagen herum wimmelte es von Pferden, Hornvieh und Schafen. Bald waren wir auf der Höhe oben.

Stumm hielt unsere Schar mit schußbereiten Karabinern am Ziele.

Nun trat ein junger, bartloser Bur, der Sohn des alten Weilbach, der mit einem eleganten Überzieher bekleidet war, zwischen den Wagen hervor und fragte nach unserem Begehr.

„Wo ist Kommandant Weilbach?"

„Er soll (wird) gleich kommen. Er mustert gerade die Pferde."

Wir saßen ab und blieben neben den Pferden stehen. Unser eisiges Schweigen war dem jungen Weilbach peinlich; er fragte daher mit gezwungenem Lächeln:

„Wollt Ihr uns etwa in den Trunk (Arrest) bringen?"

„Es soll (wird) alles recht kommen!" erwiderte der Führer ausweichend.

Endlich erschien der alte Weilbach, eine Hünengestalt von noch ungebrochener Kraft, der Typus eines echten Buren.

Schweigend — er schien das Bevorstehende bereits zu ahnen — blieb er vor uns stehen.

Der Führer trat nun zu ihm und zog den Haftbefehl hervor. Hinter den Wagen kamen mehrere Buren zum Vorschein; wir öffneten die Sperrklappen unserer Karabiner.

„Im Namen van de Zuid-Afrikaansche Republik!“

Totenstille folgte diesen Worten.

„Ihr, Johannes Piet Weilbach, seid mit Befehl, gegeben von dem Staatsprokureur, wegen Hoogveraad arrestiert. Ihr und alle Menschen (Männer), Vrouwen und Kinderen, so bei Euch sind, sollt sofort nach Middelburg. Alles Brauchbare, an Vieh und anderem Gut, wird unnachsichtlich für den Staat gekonfescert.“

Der Mann war ein Bettler!

Einen Augenblick stand Weilbach regungslos da. Dann ging ein Zucken über seine wetterharten Züge, er holte tief Atem.

„Vierzig Jahre habe ich dem Lande gedient, treu, gegen Kaffer und Engelsmann, mein Haus ist vernielt (vernichtet), fast alles habe ich verloren, und nun sind ich, mein Weib, meine Kinderen ehrlos. So dankt die Republik!“

Er setzte sich auf einen Stuhl, den ihm ein Mädchen hinstellte, und sagte nach einer Weile:

„Ich bin ein Bürger, ich werde gehorsamen!“

Spät abends langten wir in Middelburg an. Viele Einwohner erwarteten uns an der Straße.

Am nächsten Morgen fingen wir alle brauchbaren konfiszierten Pferde. Während dieser Beschäftigung traf von der Regierung die telegraphische Weisung ein, sämtliches beschlagnahmte Gut der Familie Weilbach zurückzugeben.

Gegen diesen Regierungsbefehl protestirten wir nun energisch und mit vollem Rechte. Unter den Pferden Weilbachs befanden sich mindestens zwanzig für den Kriegsdienst brauchbare Tiere, die Weilbach in der Wildnis des Buschfeldes, wohin er hatte ziehen wollen, von gar keinem Nutzen sein konnten. Wir verlangten sie für unser Kommando; die Regierung, die ohnedies überall Pferde zu kaufen suchte, konnte sie ja bezahlen.

Thatsächlich langte bald darauf eine zweite Drahtung ein, durch die uns die brauchbaren Reitpferde zugesichert wurden.

Abends traf Müller, ein Freiwilliger unseres Korps, aus Machadodorp ein. Goldegg hatte ihn dahin gesandt, um die *Fußgänger* des früheren Haller'schen Korps zu ergattern. Sie

führten hier als ehrsame Brückenwächter bei vollen Fleischtöpfen ein freud- und leidloses Dasein.

Müller bot seine ganze Beredsamkeit auf. Wie ein alter Werbeoffizier machte er die glänzendsten Versprechungen: Pferde, Mauserkarabiner, Milch, Jam, Brot, Zucker und Kaffee, kurz alles, was das Herz eines Burenkämpfers erfreuen konnte, sollte es bei uns in Hülle und Fülle geben, wer fechten wollte, konnte täglich die tollsten Patrouillen reiten, wer den Kugeln lieber aus dem Wege ging, durfte sich bei unseren Wagen weit hinter der Front aufhalten.

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht,“ dachten aber die wackeren Freiheitskämpfer und blieben. Die paar Granaten von Irene waren ihnen noch in zu lebhafter Erinnerung.

Nur der neunzehnjährige Pharmazeut Knapp, der bei dem Sturm auf Mafeking einen Schuß durch die rechte Brust erhalten hatte, machte eine rühmliche Ausnahme und schloß sich uns an.

Goldegg suchte alle Freiwilligen aufzunehmen, die er traf, oft die fragwürdigsten Elemente, um ein möglichst starkes Korps zu bilden. Wir fragten ihn deshalb scherzweise:

„Sie sind jetzt wohl Lumpensammler geworden?“

Bald sollten wir an uns selbst eine Probe afrikanischer Justizpflege zu spüren bekommen.

Es war am Nachmittag des 13. Juni. Rumpf und ich schliefen in unserem Zelte, als plötzlich der frühere preußische Kavallerieunteroffizier Kocks mit den Worten hereinstürzte:

„Bitte kommen Sie heraus. Es wird einer arretiert!“

Flugs standen wir draußen. Ein sonderbarer Anblick bot sich uns. In einem eingefriedeten Raum, in unserer allernächsten Nähe, stand der Freiwillige Davison unseres Korps, ihm gegenüber ein Polizist, der ihm die Arretierung ankündigte. Um den Raum herum waren noch einige Polizisten, unter ihnen der mir von Weilbachs Verhaftung her bekannte Führer, sowie viele Buren.

„Ich gehe nicht mit, bevor unser Kommandant kommt!“ sagte Davison.

„Ihr müßt!“ rief der Polizist, faßte Davison am Rockkragen und suchte ihn fortzureißen.

Dagegen empörte sich mein militärisches Gefühl. Mit einem Satze sprang ich über die Einfriedung.

„Zurück! Ohne Zustimmung unseres Kommandanten wird hier keiner verhaftet!“

„Wollt Ihr auch arretiert sein?“ rief mir der Führer zu.

„Probiert's!“ Ich trat an ihn heran.

Er griff nach seinem Revolver.

„Laßt ruhig Euer Spielzeug drin. Wer einmal in der Front war, dem imponiert Ihr nicht damit!“

Nun warf sich der Oberpolizist in die Brust.

„Im Namen van de Zuid-Afrikaansche Republik“ —.

Ich lachte ihm in das Gesicht.

Inzwischen hatte der Unterpolizist mit Davison zu ringen begonnen. Während Rumpf den Oberpolizisten unter Aufsicht nahm, packte ich den anderen brutalen Kerl am Rockkragen. Der Polizist griff mit der Rechten nach dem Revolver, mit der Linken hielt er Davison fest. Sofort aber hatte ich seine Rechte mit eisernem Griffe umspannt, während ich ihm mit der Linken Rock- und Hemdkragen fest zuzog, daß er grün und blau wurde. Nun sprang ein riesiger Artillerist über die Einfriedung und riß den Polizisten, dem mittlerweile der Hut vom Kopfe gefallen war, von Davison zurück.

Er sowie mehrere Freiwillige und Buren redeten nun Davison zu, freiwillig mit dem Polizisten zu gehen. Nun erst erfuhr ich den Grund des Haftbefehles.

Davison hatte vor einigen Stunden die Wache bei unseren Pferden, die außerhalb des Ortes weideten. Plötzlich trieb ein Bur eine Pferdeherde über die Wiese, auf der die unsrigen zerstreut waren. Es war dies ein bekannter Kniff, um einzelne fremde Pferde in der eigenen Herde verschwinden zu lassen und so sich anzueignen. Gewöhnlich bemerkte man den Abgang erst nach einiger Zeit. Fand man dann den Lagerplatz des betreffenden Kommandos, so war das betreffende Pferd meist schon durch

Stutzen der Mähne und des Schwanzes sowie Färben und andere Kunststücke, auf die sich die Buren meisterhaft verstanden, unkenntlich gemacht worden.

Auch unser Bur wußte geschickt eines unserer Pferde unter seine Herde zu mogeln. Davison, der bereits vor Ausbruch des Krieges im Lande gelebt hatte, ließ sich aber nicht täuschen. Er rief den Buren an und schoß, da dieser schnell weiter ritt und nicht zu hören schien, seinen Revolver in die Luft ab. Zwischen den beiden war damals bereits eine Distanz von mehreren hundert Schritten, der Bur befand sich also schon längst außer Schußweite.

Davison trieb nun die Herde zusammen und sperrte sie wie immer in die erwähnte Einfriedung. Den Diebstahl wollte er dann dem Kommandanten melden. Er war gerade mit dem Schließen des Zaunes beschäftigt, als ihm die Verhaftung wegen Mordversuches auf den Hoofdkommissar von West-Griqualand angekündigt wurde. Der unverschämte Kerl war unserer Anzeige auf diese Weise zuvorgekommen.

Da auch die beiden Reitz Davison empfahlen, mit den Polizisten zu gehen, so willigte dieser ein. Rumpf und ich verlangten aber von den Polizisten die sofortige Vorführung vor den Friedensrichter und erklärten, früher nicht von Davisons Seite zu weichen; die Polizisten machten gute Miene zum bösen Spiele und versprachen, uns sofort vor den Friedensrichter zu führen.

Die Polizisten nahmen nun Davison in die Mitte, während Rumpf und ich rechts und links gingen, so daß wir die Polizisten mit Davison zwischen uns hatten. So bewegten wir uns alle fünf, in einer Linie, auf Middelburg zu.

Auf halbem Wege begegnete uns Goldegg, der sich sofort uns anschloß. Mittlerweile war es Nacht geworden. Die Kunde von dem Mordversuch und der schwierigen Verhaftung hatte sich bald in Middelburg verbreitet. Während wir vor dem Hause des Friedensrichters auf dessen Erscheinen warteten, erkundigten sich bei uns einige deutsche Einwohner nach dem

Vorgefallenen. Eine alte deutsche Frau sagte vor den Polizisten zu uns:

„Geben Sie in keinem Falle nach!“

Endlich erschien der Oberpolizist wieder.

„Der Friedensrichter ist nicht zu Hause. Der Mann muß also in den Trunk!“

Unsere derbe Antwort belehrte jedoch den kleinen Gernegroß, daß wir vor handgreiflichem Widerstande keineswegs zurückschreckten.

Der Oberpolizist sagte nun langsam und feierlich:

„Wir gehen zum Staatsprokureur van de Zuid-Afrikaansche Republik!“

Wenn er aber gedacht hatte, uns mit dem Staatsanwalte zu schrecken, so war der gute Mann auf dem Holzwege. Die feierlichen Worte verfehlten bei uns gottlosen Gesellen ihre Wirkung.

„All right!“ riefen wir fröhlich.

Vor einem kleinen Hause machten wir Halt. Der Oberpolizist ging hinein und erschien bald darauf mit einem ungefähr 35jährigen Holländer.

„Der Staatsprokureur!“

Bald war ihm der eigentliche Sachverhalt erzählt. Die ganze Angelegenheit war natürlich sonnenklar, doch durfte es der Staatsprokureur aus politischen Gründen mit dem Buren nicht verderben, andernfalls war auch mit uns rabiaten Burschen nicht gut Kirschen essen.

Nach kurzem Überlegen sagte er daher:

„Die Sache wird sich morgen entscheiden. Heute muß der Mann in den Trunk.“

„Oho! Das gibt es nicht.“

„Wer sagt das?“

„Wir!“

Nun mischte sich auch der Oberpolizist drein.

„Diese Kerls haben die Arretierung verhindern wollen.“

„Warum habt Ihr Euch widersetzt?“

„In Abwesenheit unseres Kommandanten lassen wir im Lager niemand verhaften.“

„Ich möchte doch sehen, wenn ich Polizist wäre, ob ich einen solchen Kerl nicht herausholen könnte.“

„Versucht's!“

Nun wurde der Staatsanwalt ärgerlich.

„Der Mann kommt in den Trunk. Und fügt Ihr andern Euch nicht, so lasse ich noch mehr Polizisten holen.“

„Gut! Wir sind fünfzig Gewehre. Gewalt gegen Gewalt!“

Auf den Ernstfall wollte es der Staatsanwalt doch nicht ankommen lassen. Er lenkte daher wieder ein.

„Morgen vormittags schon kommt die Sache vor das Gericht. Der Mann bleibt nur eine Nacht im Trunk.“

„Wir fahren aber bereits bei Tagesgrauen mit einem Extrazuge in die Front,“ sagte Kommandant Goldegg.

„Wenn dem so ist, so mögt Ihr den Mann mitnehmen — in Gottes Namen,“ setzte der Anwalt noch mit einem Seufzer hinzu.

Mit höflichem Gruße entfernten wir uns.

„Gute Nacht, Mynheer Staatsprokureur!“

„Gute Nacht!“ —

Anderen Tages wies der Kommandant auf unser Ersuchen einen Holländer, der gestern bei der Verhaftung sich auf die Seite der Polizisten gestellt hatte, wegen Unkameradschaftlichkeit aus dem Lager.

Während wir mit dem Verladen unserer Pferde und Wagen beschäftigt waren, fand vor dem Bahnhofe eine Menschenansammlung statt. Der Friedensrichter stand auf einem Wagen und sprach zu den zahlreichen um ihn versammelten Buren.

„Bürgers! Das Vaterland ist in großer Gefahr, Ihr wißt es alle. Unsere Bruders fechten in der Front gegen eine verschreckelige Übermacht. Greise und Kinder, sogar schwache Frauen haben die Waffen gegen den Engelsman ergriffen, um ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Und in dieser ernsten Zeit, in der um unser alles, um unser letztes Gut ge-

stritten wird, gibt es Männer, Hartloopers, Banghaarts, die aus der Front gelaufen sind, die andere für sich fechten lassen."

Beschämt blickt die Mehrzahl zu Boden.

„Da, guckt die Duitsers an. Das sind tapfere Kerls. Freiwillig fechten sie, und für wen? Für uns! Die Uitlanders fechten für das Land, und unsere eigenen Menschen, die Bürgers, verlassen die Front und sind Hartloopers. Muß man sich da nicht vor den Duitsers schämen? Das ist banje traurig für uns Afrikaaners!"

„Nicht Euch meine ich, Bürgers! Ihr seid aus der Front nach Middelburg gekommen, um Euch von der verschreckeligen Not der letzten Zeit zu erholen. Aber sollten heute Hartloopers aus der Front eintreffen, so sagt ihnen, die Regierung in Machadodorf habe Befehl gegeben, daß allen Kerls, die morgen noch in Middelburg sind, die Mauser und Pferde weggenommen werden. Morgen gibt das Kommissariat keine Lebensmittel mehr aus."

Bestürzung malt sich auf allen Gesichtern.

„Hier so ist General Blignaud" — ein 35jähriger Mann erhebt sich neben dem Friedensrichter. „Wer nicht allein und nicht zu seinem früheren Kommando in die Front will, der soll sich ihm anschließen. Der General geht morgen in die Front."

Das war eine böse Geschichte für die Drückeberger. Blignaud war in Natal mit seinem Kommando etwas scharf ins Zeug gegangen. Als in einem Gefechte zehn Buren fielen, liefen ihm die andern davon. Nun war er General ohne e i n e n Untergebenen. Er hielt eine Ansprache an die Drückeberger, in denen er ihnen klar zu legen suchte, daß sie doch nolens volens sich ihm anschließen müßten. Dann sprach noch einmal der Friedensrichter, worauf gar fromm und gottesfürchtig ein Psalm gesungen wurde. —

Wir aber saßen in den Waggons ohne Dach und Seitenwände, ließen fröhlich die Füße zu den Rädern herabbaumeln und fuhren wieder ins Feld, unter hellen Jauchzern, mit frischer Kampfeslust und stolzem Selbstbewußtsein.

XI.

In der neutralen Zone.

Am 15. Juni trafen wir in Balmoral ein. Es war der westlichste Punkt der Delagoabahn, den die Buren noch in Händen hatten. Auf den umliegenden Bergen befanden sich die Abteilungen Bothas in Stellung und erwarteten den Angriff der Engländer.

Wir hielten nun großen Kriegsrat, was wir beginnen sollten. Kommandant Goldegg schlug in anerkennenswerter Unternehmungslust vor, uns durch die englischen Linien zu schleichen und Dewet aufzusuchen. Als gründlicher Kenner des Freistaates und nahezu kampfältestes Mitglied des Korps erklärte ich diesen Plan für undurchführbar, da weder den Engländern noch auch den Buren der jeweilige Aufenthalt des flinken Dewet bekannt sei und wir nur planlos im Lande herumirren würden. Zudem sei für einen derartigen Gewaltritt unser Pferdematerial zu schlecht und müßten wir überdies auf unsere Wagen verzichten. Die Mehrzahl, darunter die Brüder Reitz und Rumpf, schloß sich mir an, zu unserem Glücke, sonst wären wir zweifellos den englischen Kavalleriebrigaden, die gerade jetzt auf der Suche nach Dewet waren, in die Arme gelaufen oder in dem ausgesogenen Lande elendiglich umgekommen.

Baron Goldegg meldete sich nun also bei General Botha, der ihm den Anschluß an ein beliebiges Kommando freistellte. Wir zogen daher zu den Krügersdorfern, die bei Colenso den Engländern zehn Kanonen abgenommen hatten und wegen ihrer Tapferkeit bei Freund und Feind in hoher Achtung standen. In den Reihen der Krügersdorfer war auch mein Landsmann Karl Rumpf gefallen.

Noch am Tage unseres Eintreffens in Balmoral nahmen wir die Korporalswahlen vor, sie wurden jedoch von unserem Kommandanten sehr beeinflußt. Da wir nicht gleich am ersten

Tage unserer Anwesenheit in der Front uns mit ihm in Widerspruch setzen wollten, so nahmen wir seine Kandidaten Baron Mühlheim und Gipshorn — nebenbei gesagt die einzigen „Quittierten" in unserem Korps — an. Unsere grundsätzliche Abneigung gegen „Quittierte" sollte schon in den nächsten Tagen glänzend gerechtfertigt werden und Goldegg mit seinen Schützlingen eine gründliche Enttäuschung erleben.

Das Korps bestand nun aus zwanzig Reichsdeutschen und drei Deutschösterreichern. Den Maler Str., der sich beharrlich sträubte, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, und unter unserem Schutze dank der Güte des Kommandanten ein Schmarotzerleben führte, rechne ich natürlich nirgends mit. Die zehn Franzosen, die sich uns angeschlossen hatten, betrachteten wir als außer dem Rahmen des Korps stehend.

Auf der Plattform einer Farm übernachteten wir. Ringsherum brannte das Land und bot in seiner buntfärbigen Beleuchtung einen zauberischen Anblick.

Die Herren „Chevaliers" fanden es angenehm, unter den Bäumen zu schlafen; ein Regenguß zwang sie jedoch bald, sich ebenfalls auf die gedeckte Plattform zu begeben. Hier lärmten sie zu unserem Mißvergnügen bis zum frühen Morgen — erst bei Tagesanbruch wurden sie stille. Kaum waren sie aber eingeschlafen, als wir sie durch die lustigsten steirischen Weisen aus dem Schlafe jodelten. Es bereitete uns großes Vergnügen, die mißvergnügten Gesichter der Reihe nach unter den Decken hervorlugen zu sehen.

Einige Stunden später ritten wir von der ersten Korporalschaft unter Mühlheim in das Flachland hinaus, um die Gegend vor unseren Stellungen aufzuklären. Nach der Weisung Goldeggs sollten wir um 4 Uhr nachmittags zurück sein.

Von diesem Tage (16. Juni) an waren wir für lange Zeit von der Kultur abgeschnitten.

Da die englischen Vorposten bereits in Bronkhorstspruit stehen sollten, das nur zwei Reitstunden entfernt war, so hieß es vorsichtig sein.

Das Gelände war für die Aufklärung sehr schwierig. Es bestand aus niedrigem Hügelland. Nahezu unmöglich war es, auf größere Entfernung hin Freund und Feind zu unterscheiden. Die Reiter waren zwar als solche zu erkennen, sonst aber erschienen sie bis auf zweihundert Yards als dunkle Gestalten, selbst bei dem hellsten Sonnenlichte. Erschienen einzelne Reiterabteilungen in der Nähe, so schickte man sich gegenseitig einen Reiter zu, die die gemachten Entdeckungen einander mitteilten und dann ihren Kameraden wieder nachsprengten.

Auf verschiedenen Farmen, die wir anritten, waren Buren zu Hause. Da diese den Engländern aber den Neutralitätseid leisten mußten und damit von unserer Sache abfielen, so hatte General Botha Befehl gegeben, alle Buren, die in der neutralen Zone, also zwischen unserer und der englischen Front, auf ihren Farmen betreten würden, als Hochverräter zu verhaften und dem nächsten Kommando einzuliefern.

Die Bewohner der Farmen waren daher uns gegenüber ziemlich kleinlaut und suchten uns durch Bewirtung mit Kaffee und Brot in versöhnlicher Stimmung zu erhalten.

„Mein Sohn ist schon seit zwei Monaten krank," sagte eine Frau entschuldigend. „Es fehlt ihm im Kopfe und im Arme. Ich kann ihn nicht in die Front lassen."

Alle stimmten darin überein, daß sie seit zwölf Tagen keine Burenkämpfer gesehen hatten und stündlich die Engländer erwarteten.

Kreuz und quer ritten wir herum und klärten nach verschiedenen Richtungen auf. So mancher Khakihelm entpuppte sich bei näherer Besichtigung als harmloser Termitenbau.

Um vier Uhr nachmittags befanden wir uns auf dem halben Wege nach Bronkhorstspruit. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, bis zu diesem Orte selbst vorzudringen. Unser Ehrgeiz ließ es nicht zu, daß wir ohne bestimmte Meldung zurückkehren sollten. Der Bayer Meinel, einer der schneidigsten Freiwilligen unseres Korps, sprengte mit der betreffenden Meldung nach Balmoral zurück.

Als der Abend hereinbrach, übernachteten wir in einem Schuppen der Vermaakfarm. Wir mußten ihn erst vom Kuhmist reinigen.

Da der Farmer, ein Holländer, angeblich seine Eßvorräte an vorübergehende Kommandos abgegeben hatte, erhielten wir gegen Ausstellung einer Bescheinigung, die bei Vorweisung vom Sekretär des Generals Botha eingelöst werden sollte, für zwölf Mann eine magere Gans. Wie viel da auf den Einzelnen kam, ist leicht auszurechnen. Zum Glück hatte ich einige Streifen Biltong bei mir, in die ich mich mit Rumpf und Hjalmar Reitz teilte. Zu allem Überfluß begann es nun in Strömen zu regnen, das Strohdach erwies sich als wenig wasserdicht, und so hockten wir denn beisammen, zusammengekauert, hungernd und frierend, und gedachten der heimatlichen Fleischtöpfe.

Um Mitternacht klärte es sich allmählich auf, doch fegte nun ein eisiger Wind über die Ebene und ließ uns nicht zu Schlafe kommen.

Einige bekamen durch zu innige Berührung mit dem faulenden Stroh mehrfüßige kleine Khaki, die weder hüpfen noch fliegen, sondern nur kriechen konnten.

Mit Tagesanbruch (17. Juni) ritten wir weiter nach Bronkhorstspruit, das wir unbesetzt fanden. Die wenigen Bewohner, die zurückgeblieben waren, nahezu durchwegs Ausländer, waren über unsere Ankunft sehr erfreut. Nach ihrer Angabe war vor drei Tagen eine englische Abteilung von fünfzig Reitern mit einem Wagen in dem Orte gewesen, hatte gegen gute Bezahlung zwanzig Säcke Zucker gekauft und war mit diesen eiligst wieder abgezogen. Die Einwohner teilten uns noch mit, daß bereits seit einigen Tagen auf der Erasmusfarm, die noch eine halbe Stunde entfernt sei, ein deutsches Korps sich einquartiert habe. Buren waren seit dem allgemeinen Rückzuge nicht mehr hier gewesen.

Wir waren stolz darauf, daß wir Deutschen immer und überall in der vordersten Linie waren!

Bevor wir weiter ritten, schickten wir abermals einen Meldereiter nach Balmoral.

Auf der Erasmusfarm, die von einem Bergrücken gleich einem Schlosse in die Ebene hinabschaute, trafen wir zwanzig Mann des deutschen Korps Meier. Das Korps war erst gestern von einem längeren Patrouillenritt zurückgekehrt. Es hatte die Gegend bis zur nächsten Station Elandsriver aufgeklärt und frei vom Feinde gefunden. Erst weiter gegen Pretoria zu, in der Nähe von Lademannsfarm, hatte es ein Scharmützel mit einer feindlichen Abteilung, die nach einem Verlust von zwei Toten die Flucht ergriff. Stolz zeigten sie mir die den Erschossenen abgenommene Beute. Einer bot mir eine englische Satteltasche um 2 Pfund = 48 Kronen an. Leider hatte ich aber das Geld nicht. Das Korps hatte sich auch an dem Gefechte bei Donkerhoek nächst Pretoria in hervorragender Weise beteiligt und bestand durchwegs aus schneidigen, prächtigen Leuten. Unter diesen befanden sich von Goeben sowie die Ärzte Dr. Schiele, ein Deutschrusse, und Dr. Leitz aus Stettin. Letzterer war aus der alldeutschen Ambulanz ausgetreten; er hatte, da ihm der Sanitätsdienst zu langweilig geworden war, das Gewehr ergriffen.

Waren wir nämlich in der Offensive, so fielen stets englische Verwundete in unsere Hände, und die Ambulanzen hatten vollauf zu thun. Nun waren wir aber bereits seit geraumer Zeit im Rückzuge, und unsere Verluste infolge unserer Taktik verschwindend klein, weshalb es bei den Ambulanzen sterbenslangweilig wurde.

Während dieses Korps die Bahnlinie und die Gegend nördlich derselben durchsucht hatte, war das Gelände südlich der Bahn von uns aufgeklärt worden.

Unsere beiderseitigen Meldungen ergänzten sich und gaben Botha ein klares Bild der gegenwärtigen Lage.

Abends zogen die Meyer'schen Leute wieder gegen Pretoria, nach Elandsriver, ab, um sich über die englischen Stellungen Klarheit zu verschaffen. Über unsere Ankunft waren sie sehr

erfreut, da wir eine Reserve für sie bildeten, auf die sie sich allenfalls zurückziehen konnten.

Wir blieben nämlich einstweilen als stehende Patrouille auf der Farm, um Bronkhorstspruit, das Thal und die Bahnlinie bis zum Eintreffen unseres etwa nachrückenden Korps oder einer Weisung unseres Kommandanten zu überwachen.

Die große Farm gehörte einem Bauern namens Erasmus, der seiner Engländerfreundlichkeit wegen berüchtigt und noch niemals in der Front gewesen war. Aus Furcht vor den zurückziehenden Buren hatte er seine Farm verlassen. In den Vorratshäusern befanden sich riesige Futtervorräte für Pferde und Maultiere und Geflügel und Schweine in großer Zahl, die der Bauer jedenfalls den Engländern in die Hände spielen wollte, denn sonst wäre ihm deren Wegschaffung leicht gewesen, zumal Botha das Futter gut bezahlte.

Die Meyer'schen Leute hatten sich in dem Wohnhause selbst einquartiert gehabt; wir ließen uns in den Vorratshäusern nieder und entwickelten sofort im Schweineschlachten, Gänseschießen und Entenrupfen eine große Fertigkeit. Bisher hatte ich mich von dieser Beschäftigung möglichst gedrückt, doch diesmal erhielt ich einen Sauschädel zum Putzen zugewiesen. Gar zaghaft betrachtete ich das borstige Schweinehaupt, schließlich griff ich aber herzhaft zu und begann meine schabende Thätigkeit.

Den ganzen 18. Juni wurde gekocht und gegessen. Auch ich kochte viel, allein wenig Rühmenswertes läßt sich meiner Kocherei nachsagen. Jede Korporalschaft kochte für sich. Bis auf Baron Mühlheim arbeiteten wir alle emsig an der Zubereitung der Göttermahlzeiten, deren wir jede Stunde eine zu uns nahmen. Da Mühlheim kein Arbeitsprotz war, so saß er als dirigierender Oberkoch an den großen Kesseln, rührte mit wichtiger Miene und einem Stück Holz in dem Brei herum und warf ab und zu eine handvoll Salz oder Zucker, was eben gerade da war, in die Sauce. Daß wir nicht immer von seiner Kochkunst entzückt waren, wird so mancher begreiflich finden.

Unsere Meldungen hatten Botha davon überzeugt, daß in den englischen Bewegungen auf dieser Seite von Pretoria ein Stillstand eingetreten war. Er sandte daher sofort zahlreiche Patrouillen aus, um die englischen Stellungen weiterhin zu erkunden.

Noch am Abend desselben Tages kehrte eine Burenpatrouille von vierzig Mann bei uns ein. Die Buren waren sehr erstaunt, uns hier zu finden, da sie sich als die vordersten wähnten. Als Besitzer der Farm bewirteten wir sie mit gekochten Kürbissen und Schweinefleisch und gaben ihnen aus unseren Vorratshäusern — die gesamten Gebäude waren unser unbestrittenes Eigentum — einige hundert Haferbündel für ihre Pferde. Auch zeigten wir ihnen den Viehhof, wo noch an zwanzig Schweine ein idyllisches Dasein führten. Um Mitternacht zogen die Buren nordwestwärts weiter. Wir vergruben uns zwischen die Haferbündel, mit denen das eine Wirtschaftsgebäude gefüllt war, und schliefen prächtig. Die Pferde hatten wir in den Wohnzimmern der Farm untergebracht.

Am nächsten Morgen fand ich mich beim Erwachen auf einigen Strohbündeln, die meisten meiner Kameraden waren bereits draußen auf den Klippen um die Kochfeuer herum, nur einige Schlaftrunkene wälzten sich noch auf dem Stroh. Durch die offene Thüre fiel heller Sonnenschein, während ein Pferd und ein Maulesel gar neugierig hereinguckten und sich einzuschleichen suchten, um unser Bettstroh aufzufressen. Bei gar zu großer Keckheit verjagte ich sie zwar mit dem Karabiner, mit großer Beharrlichkeit stellten sie sich jedoch immer wieder ein.

Ich selbst saß noch eingehüllt in meine Wolldecke — es war erst halb 8 Uhr morgens — Kopf und Ohren mit einem breiten Tuche, das uns die notwendige Nachtmütze ersetzte, eingebunden. Rechts neben mir stand eine Kopi (Heferl) mit schwarzem Kaffee, den mir Freund Rumpf frühmorgens gebracht hatte. Unsere Hilfeleistungen beruhten nämlich auf Gegenseitigkeit. Schlief der eine, so kochte der andere, kochte der erste, so

schlief der zweite. Wir sorgten in jeder Beziehung für einander und kamen so am besten aus. Ich rieb mir die Äuglein aus und griff dann sofort zum Bleistift, um noch bei guter Laune einige Zeilen nach Hause zu schicken. Ich begann ohne weiters mit dem Satze:

„Soeben stören mich zwei Schweine, die schnüffelnd und grunzend über unsere Liegestätten und Bettdecken laufen, in meinen Betrachtungen. Marrrsch! So jetzt habe ich vor den Biestern einige Zeit Ruhe."

Mit dem Briefschreiben hatte es eine eigene Bewandtnis. Jede freie Minute benützte man, um seinen müden Gliedern Ruhe zu gönnen. Die Leute in unserer Heimat erwarteten jedoch mit Spannung unsere Berichte und verschlangen sozusagen jedes Wort. Fühlten wir uns gerade schriftstellerisch veranlagt, was übrigens nicht allzu oft vorkam, so machten wir uns an die Arbeit. Meist wurde eine riesige Einleitung geschrieben; hatte man sich nun so hineingeritten, und sollte mit der eigentlichen Erzählung oder Schilderung begonnen werden, so hatte man gewöhnlich die Arbeitslust bereits verloren. Wir hatten uns dann müde geschrieben oder es ging uns der Faden aus. Der Brief mußte aber beendet werden, da keiner wußte, ob er des andern Tages noch am Leben war. Wir brachen deshalb meist mitten in dem Berichte mit einem kurzen Satze ab:

„Soeben ein Kanonenschuß!" — „Eine englische Patrouille in Sicht!" — „Gerade heißt es Auffatteln. Es geht ins Gefecht!"

Der Schluß war kriegerisch und maskierte unsere Schreibfaulheit. Gewöhnlich setzten wir noch tröstend hinzu:

„Nächstens mehr!"

Vormittags traf Kommandant Goldegg mit der zweiten Korporalschaft, der Capkarre und den Franzosen ein. Unsere beiden Wagen waren mitten auf dem Wege im Sande stecken geblieben und zwar infolge des elenden zusammengeflickten Riemenzeuges und der Unkenntnis unserer Leute in der Behandlung der Maultiere. Der erste Wagen befand sich unter

der Erasmusfarm, der zweite in Jackalsfontein. Unsere Suche nach Dewet hätte gar traurig ausgesehen.

Bis zur Ausbesserung unserer Wagen vergingen mehrere Tage, während deren wir auf der Farm weiterhin herrlich und in Freuden lebten.

Aus den Wohnzimmern schleppten wir prächtige rotsamtene Fauteuils ins Freie und genossen in aller Bequemlichkeit bei vollen Schüsseln die herrlichste Fernsicht. Mit Selbstgefühl sangen wir in harmonischem Chorus:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.“

Abends saßen wir um die lodernden Feuer herum und schwelgten in Sternenhimmel und Abendstimmung. Hatten wir davon genug und suchten unser Nachtlager in dem Schuppen auf, so war die Decke gewöhnlich von einem guten Kameraden bereits gestohlen. Weckte man nun den ersten besten, so wurde man derart grob angeschnauzt, daß man gerne das weitere Fragen bleiben ließ und sich auch ohne Decke in das Stroh eingrub. Bei Tagesanbruch lag sie dann gewöhnlich auf irgend einem Steine der Umgebung. War der gute Kamerad besonders keck, so breitete er sie morgens über den noch schlafenden Besitzer oder legte sie dicht neben ihn, schlug dann Lärm und schimpfte und tobte, daß der andere zu faul zum Suchen gewesen sei und ihn nachts unnötig geweckt habe. Wurde so ein Kerl doch einmal auf frischer That ertappt, so behauptete er steif und fest, die Decke in der Finsternis für seine eigene gehalten zu haben, und der glückliche Eigentümer mußte froh sein, überhaupt wieder in ihren Besitz zu kommen.

Das Deckenstehlen war übrigens noch ein Vergnügen unschuldiger Art, empfindlicher wurde man durch das „Abbiegen“ — technischer Ausdruck für das Aneignen fremder Sachen — von Riemenzeug u. s. w. betroffen. Kam mir etwas abhanden, so fragte ich als alter Praktikus nicht viel herum und hatte gewöhnlich auch bald das Fehlende ersetzt.

Da mit den Herren Chevaliers infolge ihres anmaßenden Benehmens nicht mehr auszukommen war, so ersuchte sie Kommandant Goldegg, nach Balmoral zurückzukehren, zu welchem Zwecke er ihnen für den nächsten Tag einen Wagen zur Verfügung stellte. Die hochadeligen Herren gingen jedoch nachts mit den ihnen anvertrauten Pferden des Kommandos durch. Fünf Franzosen, die bei uns zurückblieben, waren sehr anständige Leute.

Goldegg scheint ihnen nicht scharf genug auf den Leib gerückt zu sein, denn wir begegneten ihnen später mehrmals, ohne daß er die Pferde, die wir doch so notwendig gebraucht hätten, ihnen abverlangte.

Während Goldegg sich mit den Franzosen herumstritt und mit den Wagen beschäftigt war, schickte die erste Korporalschaft am 20. Juni eine Patrouille nach Elandsriver, um die dortige Gegend zu erkunden und allenfalls für das nachrückende Korps Quartier zu machen.

Die Patrouille bestand aus Baron Mühlheim, Rumpf, den Brüdern Reitz, dem Droguisten Watzke aus Norddeutschland, dem Polen Jorominsky aus Posen und mir. Außerdem gab uns Goldegg noch die von einem Paar Maultiere gezogene zweirädrige Capkarre mit, die der Norddeutsche Rellinghaus lenkte.

Rellinghaus war erst jüngst aus Europa gekommen und besaß einen in diesen mageren Zeiten seltenen Leibesumfang. Über den Zweck seines Herkommens sprach er sich ganz unverblümt aus:

„Nach dem Kriege wird es viele Witwen geben. Ich werde eine heiraten und bekomme als Zugabe eine Farm. Was geht mir dann ab?"

„Er hat ein ganz angenehmes Gesicht und auch die richtige Beleibtheit," meinte Hjalmar Reitz. „Ich glaube, er wird eine kriegen."

Rumpf und ich bildeten die rechte Flankendeckung — in dem gebirgigen Terrain eine schwierige Aufgabe. Wir stießen

wiederholt auf Probefurchen, die einzelne Farmer mit dem Pfluge gezogen hatten, um die Ergiebigkeit des Bodens zu prüfen.

Nach längerem Ritte tauchten rechts vor uns mehrere Reiter auf, die rasch auf uns zukamen, schließlich aber hielten und uns beobachteten. Vom hellen Horizont hoben sie sich dunkel ab, weshalb wir nicht zu unterscheiden vermochten, ob wir Engländer oder Buren vor uns hatten. Als Flankendeckung hielten wir uns verpflichtet, sie sofort anzusprengen. Waren die Reiter Engländer, so gab es eine kleine Knallerei, und waren ihrer mehr im Hinterhalte, so konnten wir uns auf unsere Pferde verlassen. Die englischen Kugeln, die meistens ihr Ziel verfehlten und nur ausnahmsweise trafen, machten uns keine Sorgen.

Schon nach den ersten hundert Schritten erkannten wir die Reiter als Buren, da sie sich nicht kampfbereit machten und die Karabiner auf den Schenkel stützten.

Sie musterten erstaunt unsere Karawane von vier Mann, die mit der Capkarre drüben auf der Straße still und friedlich ihres Weges zog. Man denke sich nur: Eine Nachrichtenpatrouille von sechs Mann, die den Gegner ausfindig machen soll und einen eigenen Proviantwagen mit sich führt. Höher kann die Bequemlichkeit und die Mißachtung des Gegners nicht gehen.

Mit freundlichen Zurufen begrüßten wir uns.

„Seid Ihr nicht bang vor den Engelschen?“ fragten sie uns verwundert.

„Wir sind Deutsche!“ war die ziemlich selbstbewußte Antwort.

Kopfschüttelnd betrachteten sie die Kavalkade drüben, die unbekümmert um die Nähe des Feindes vorwärts marschierte. Die Buren dachten sich gewiß wieder wie schon so oft:

„Tapfere Kerls, die Duitsers, aber dumm!“

Sie ersuchten uns noch, die Grasflächen nicht in Brand zu stecken, da in einigen Tagen Botha wieder vormarschieren werde. Mit kräftigem Händedruck schieden wir.

Nach weiterem Marsch sahen wir einen roh zugehauenen Steinblock, der säulenartig aus der Erde ragte. Da er mit fremdartigen Zeichen bedeckt war, hielten wir ihn für einen Kaffernfetisch.

Abends sahen wir in einer Niederung die Station Elandsriver, unser vorläufiges Ziel, vor uns.

Rings um sie herum blitzte und funkelte es, als ob tausende von Goldklumpen den Erdboden bedeckten. Bald entpuppten sie sich als leere Konservenbüchsen.

Wir ritten über ein früheres englisches Biwak. Selbst aus den Überresten war eine musterhafte Lagerordnung zu ersehen. Alles war wie abgezirkelt.

Bevor wir in den Bereich des eigentlichen Lagers kamen, passierten wir eine lange Linie von Pferdeleichen. Nach meiner Zählung waren es vierundzwanzig Kadaver, die in schnurgerader Linie und gleichen Abständen dalagen. Die abgehetzten Tiere waren sämtlich erschossen worden, da wir sonst diese Pferde eingefangen und wieder aufgefüttert hätten. um sie anfangs als Handpferde und allmählich wieder als Reittiere zu gebrauchen.

Nach den Pferdeleichen kamen die langen Linien der Kochfeuer. Sie waren an den Aschenhaufen kenntlich, die sich ebenfalls in regelmäßigen Abständen von einander befanden. Es schienen jedoch nur Konserven gekocht worden zu sein. Auf jedem Aschenhaufen waren durchschnittlich 40—50 Konservenbüchsen, die kondensierte Milch, gepreßtes Gemüse und Corned-Beef (Ochsenfleisch) enthalten hatten. Nur an wenigen Stellen lagen abgenagte Knochen umher. Vor den Aschenhaufen befanden sich in langer Reihe Haufen von aufgeschichtetem Brennholz.

Zelte schienen den vorhandenen Spuren nach nur wenige in Verwendung gewesen zu sein.

Mit Interesse besahen wir uns das Stationsgebäude; sämtliche Schränke und Schubladen in den Kanzleien standen offen und waren nach Wertsachen durchwühlt. Der Fußboden war mit Papieren und Gegenständen aller Art bedeckt. Unversehrt waren nur einige galvanische Batterien. In den offenen

Schubfächern befanden sich hunderte von Fahrkarten nach allen möglichen Orten der beiden Republiken. Ich steckte einige als Erinnerung zu mir.

Über den Rückzug der Engländer konnten wir nur Vermutungen anstellen. Erst später vernahmen wir, daß Dewet und die englischen Generale im Freistaat einander nachliefen und Delarey noch in nächster Nähe von Pretoria stand.

In Witfontein, einer nahegelegenen Häusergruppe, die aus drei Farmen und den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden bestand, fanden wir die eine Farm unbewohnt. Wir nahmen sie sofort in Beschlag.

In den übrigen Farmen waren nur Frauen und Kinder anwesend; sämtliche Männer, sogar zwölfjährige Knaben, befanden sich in der Front.

Wir behandelten daher die Frauen mit größter Hochachtung. Diese waren über unsere Ankunft sehr erfreut und erzählten uns, daß eines Abends — vor sechs Tagen — viele hundert Engländer erschienen seien. In einem Stalle befanden sich einige Kühe, die die Familien mit Milch versorgten. Die Kühe wurden weggetrieben und der Stall von den Söldnern eingerissen. Alle Eßwaren wurden weggeschleppt, auch Mehlsäcke. In einem Schuppen waren einige Fässer mit Butter. Die hungrigen Soldaten schöpften die Butter ohne weiters mit den Händen in ihre Mützen und warfen den Rest den Maultieren vor. Auch drangen sie in die Schlafzimmer ein und nahmen die Decken von den Betten. — Da die armen Frauen selbst nichts mehr hatten, so konnten wir nichts verlangen. Nach ihrer Aussage waren die englischen Vorposten nur mehr drei Reitstunden von hier entfernt, die nächste Station — Van der Merwe — sollte von ihnen bereits besetzt sein. Wir stellten daher die Nacht über einen Mann mit stündlicher Ablösung als Wachposten auf und ließen die Pferde gesattelt.

Der Droguist Watzke erfreute sich eines äußerst gesunden Schlafes und war aus diesem Grunde eine unzuverlässige Schildwache. Auch diesmal schlief er auf Posten ein, bis ihn die

aufgehende Sonne weckte. Da er aber mittlerweile seinen Orientierungssinn verschlafen hatte, so schaute er statt gegen Westen nach Osten und war sehr erstaunt, als er uns „vor der Front" erblickte.

Vormittags (21. Juni) traf die zweite Korporalschaft unter Gipshorn ein und bezog sofort das Wohnhaus, während wir der größeren Schlagfertigkeit wegen uns in einem großen Schuppen niedergelassen hatten. Unsere Eßvorräte waren bald aufgezehrt, weshalb wir öfters auf Requisitionen ausritten, wobei wir verschiedene Abenteuer erlebten. Einmal brachte ich eine Ziege heim, die ich aus Selbsterhaltungsgründen nur unserer Kochgesellschaft überlieferte. Rumpf fand zudem in einem Zimmer eine Tafel von gepreßtem Gemüse, die die Engländer jedenfalls weggeworfen hatten. Sie hielt uns einen Tag über Wasser.

Auf einer abgelegenen Farm fanden wir noch eine kleine Herde Rindvieh vor. Anfangs wollten wir gegen Bescheinigung zwei Kälber nehmen, ließen jedoch das eine der Frau, als sie uns weinend erzählte, daß die Engländer ihr vor einer Woche 75 Stück Hornvieh fortgetrieben hätten.

Mühlheim gab auf das Kalb aus seinem Mauserkarabiner neun Schüsse ab. Sämtliche Kugeln gingen durch den Kopf. Das Tier brüllte vor Schmerz, brach jedoch nicht zusammen. Wir schämten uns vor der Burenfrau und den herumstehenden Kaffern. Endlich tötete Walz das Tier durch einen Schuß ins Gehirn. Von den früheren neun Geschossen hatte keine das Gehirn berührt.

Als wir mit dem Kalb in unserer Behausung anlangten, wurden wir mit Jubel empfangen. Den ganzen Tag wurde wieder geschmort, gebraten und gegessen. Fleisch hatten wir nun in Überfluß, aber keine Pflanzennahrung. Um diese einigermaßen zu ersetzen, aßen wir gekochte Kürbisse. Als wir eine Handmühle entdeckten, kiefelten wir von den vorhandenen Maiskolben die Körner ab und wandelten letztere in Mehl um, worauf wir dieses in allen möglichen Formen als Brot, als Omelette (mit gesottenen Kürbisstücken gefüllt) und als Mais-

körnermehlschmarrn unserem Magen zuführten. Auch andere Leckerbissen — natürlich ohne Salz und Zucker — wurden zubereitet, mit deren näherer Beschreibung ich jedoch unsere heimatlichen Feinschmecker nicht unnötig entsetzen will.

In einem Kaffernkraal versuchte ich eine Kuh zu melken, deren Euter von Milch strotzte, doch vergebens. Gleich anfangs warf mich das ungeschickte Kalb um und dann schlug die ergrimmte Kuh dermaßen aus, daß ich nur mit Mühe ihren Schlägen entrinnen konnte. Nachdem dieser erste Melkversuch so kläglich gescheitert war, gelobte ich, das Melken ein für allemal bleiben zu lassen.

Auf unseren Requisitionsreisen ritten wir unter anderem die Farm Kaalfontein an. Wir hatten beinahe schon die Gebäude erreicht, als zehn Schritte vor uns hinter einigen Klippen sich drei Buren erhoben. Sie hatten uns für Engländer gehalten und uns bereits seit fünf Minuten aufs Korn genommen. Als sie unsere Verblüffung sahen, lachten sie. Auf der Farm wurden wir mit einem vorzüglichen Brei und getrockneten Persiken (kleine Feigenart) bewirtet.

Bald darauf wurde Rumpf für einige Zeit kampfunfähig gemacht und zwar dadurch, daß der dicke Rellinghaus mit seinem Pferde unerlaubt einen Spazierritt unternahm und es wund ritt. Den ganzen Tag über war nun Rumpf, der so unerwartet Fußgänger geworden war, mit der Kühlung des Satteldruckes beschäftigt.

Eines Tages ritten Mühlheim und Gipshorn mit dem Holländer Mollinger und Jorominsky auf eine weitgehende Patrouille aus. Abends kam letzterer allein zurück und teilte uns mit, daß die anderen in der Nähe der englischen Stellungen in Ladesmannsfarm untergebracht seien. Sie wünschten, daß möglichst viele von uns zu ihnen stoßen möchten, um irgend etwas unternehmen zu können. Ihrem Ersuchen suchten sie durch Sendung einiger Orangen, die in Ladesmannsfarm in Unmenge uns erwarten sollten, Nachdruck zu verleihen. Da wir zu unseren Korporalen aber kein Vertrauen hatten und es zudem in Strömen

regnete, so beschlossen wir im hohen Rate nahezu einstimmig, die Wünsche unserer Vorgesetzten unberücksichtigt zu lassen. Nur der Droguist Watzke, dessen Vater ein Jugendfreund Lademanns gewesen war, wollte der Einladung Folge leisten.

Da die Aufstellung eines einzelnen Wachpostens nutzlos war und wir für eine Postenkette zu schwach waren, so stellten wir bereits seit mehreren Tagen keine Nachtposten mehr auf.

Wir vertrauten auf unser gutes Glück und es ließ uns nicht im Stiche.

XII.

Auf einer deutschen Farm.

Ein prachtvoller Morgen war am 30. Juni angebrochen und lockte mich aus dem Wagenschuppen hinaus ins Freie.

Das Wetter hatte sich über Nacht gründlich geändert, weshalb ich zu dem Spazierritte nach Lademanns Farm geneigt geworden war. Ich schloß mich Watzke also an.

Nun stand ich, an mein gesatteltes Pferd gelehnt, vor dem Schuppen, während meine Kameraden drinnen noch schliefen, reckte die Glieder und sog mit Behagen die frische, reine Morgenluft ein. Die hohen Grashalme bogen sich unter den schweren Tropfen des Morgentaues, ringsum blitzte und flimmerte es wie von Millionen Diamanten. Links zogen sich grüne Hügel wellenförmig hin, rechts blaute die endlose Steppe.

Und so sprengten wir denn auf der breiten ausgefahrenen Straße in die morgenfrische afrikanische Landschaft hinaus. Den geladenen Karabiner hatten wir auf dem Rücken, da die englischen Vorposten angeblich noch zwei Reitstunden entfernt waren.

Die Farm mit ihren Baumgruppen und Äckern entschwand allmählich unseren Blicken, und hinein ging's in das weite, wellenförmige Land. Farmen waren nirgends mehr sichtbar.

Hie und da erblickte man in der Ferne dunkle Punkte — einzeln stehende Kaffernhütten. Manchmal kamen wir, den fast verwischten Spuren eines Steiges folgend, an verlassene, halb zerfallene Kafferndörfer. Sie standen in der Regel auf einer Terrainwelle und nahmen sich mit ihren spitzen Dächern und den Verbindungsmauern aus Lehm und Erde wie mittelalterliche Burgen mit Erkertürmen aus. Oft waren sie von tiefen, mit mannshohem Grase bedeckten Sümpfen umgeben, dann folgten in weiterem Umkreise die Äcker und Viehkraale. Meist bauen die Kaffern Mais an, aus dem sie ihr Brot bereiten.

Da wir gerade an einem bewohnten Kraal vorbeiritten, so fragten wir die herumliegenden Kaffern, ob sie uns gegen Tabak einen Becher voll Kaffernbier verabfolgen wollten.

Der Häuptling, hier Chef genannt, ließ uns durch einen Jungen in einer Kürbisschale Bier bringen. Das Bier, das aus Mais bereitet wird, hatte eine braune Farbe und schmeckte süßlich sauer wie ungegohrener Most.

Das Wort „Bier" hatte eine so anheimelnde Wirkung auf mich, daß ich mir eine zweite Schale voll geben ließ und sie in stiller Rührung auf das Wohl aller heimatlichen Zecher leerte. Der Häuptling sah mir mit breitem Grinsen zu, während aus verschiedenen Löchern und Lehmmauern die schwarzen Schönen guckten und ihr Vergnügen an meinem großen Durst hatten; denn auch die Kaffern kneipen tüchtig.

Allmählich begannen die Hügelzüge enger zusammen zu treten, wir waren an der Grenze des Berglandes von Pretoria angelangt. Nun hieß es vorsichtig sein, da wir bald auf feindliche Patrouillen stoßen konnten. Die Karabiner wurden vom Rücken genommen und die Sperrklappen geöffnet, so daß wir jeden Augenblick schußbereit waren. Anfangs wollten wir nach der Station Vandermerwe, die nur mehr eine halbe Stunde von uns entfernt war. Da jedoch einige frische Hufspuren, die jedenfalls von unseren vorausgegangenen Kameraden herrührten, auf einen Seitenweg führten, so bogen wir — zu unserem Glücke — auf diesen ein.

Auf der öden, abgelegenen Straße mochten wir ungefähr eine halbe Stunde dahingeritten sein, als zwei Farmen vor uns auftauchten. Von ihren Giebeldächern wehte die weiße Flagge. Vorsichtig umritten wir beide Häuser und sprengten sodann mit lautem Aufruf auf einen Strohhaufen zu, unter dem sich etwas zu bewegen schien. Auf wiederholten energischen Befehl hin kroch unter dem Stroh eine ältere augenkranke Bauernfrau hervor, die angstvoll und verstört zu uns aufblickte.

Während Watzke weiterritt und dann hinter einem Busch hielt, um nach allen Seiten Ausguck zu nehmen, sprang ich vom Pferde. Das Gras um die Häuser herum war niedergetreten und Haferstroh nach allen Richtungen hin verstreut. Mißtrauisch sah ich, den Karabiner in der Rechten, das Pferd mit der Linken nachziehend, in die Ställe und Wirtschaftsgebäude, die aber sämtlich leer waren. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß augenblicklich die Luft rein war, wünschte ich der Frau einen „Goden Mora“ und bot ihr die Hand.

Sie erkannte nun, daß ich ein Burenkämpfer war, und ergriff meine Hand, konnte jedoch anfangs vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Als sie sich allmählich beruhigt hatte, erzählte sie, daß vorgestern eine englische Patrouille beide Häuser durchsucht und schließlich den anwesenden alten Schulmeister als Gefangenen mitgenommen habe. Ihre Schwester, die sich der Wegführung ihres Gatten widersetzte, wurde von den Engländern aus dem Hause geschleift und mit Fäusten auf den Kopf geschlagen. Ein Soldat faßte ihr kleines Kind beim Halse und schleuderte es durch die Hausthüre auf die Wiese. Was die Engländer zu diesem rohen Vorgehen veranlaßt hatte, konnte ich aus der Frau nicht herausbringen. Wenigstens verstand ich sie nicht. Auch wußte sie nicht anzugeben, welcher Truppe die Engländer angehört hätten; angeblich sollten es ihrer vierzig bis fünfzig Mann gewesen sein.

Allmählich hatten sich die Thüren der beiden Häuser geöffnet, und nun kamen noch einige Frauen und Kinder zum Vorschein, die mich umstanden und alle zugleich auf mich einredeten.

„Wenn Hoofdkommandant Botha nicht bald kommt, so wissen wir nicht, was wir machen sollen. Wir armen Frauen sind ganz allein und schutzlos der Willkür der Engländer preisgegeben!“

Sie bestürmten mich mit Fragen, wo unser Hauptlager sei und ob die Unsrigen wieder vorrückten. Natürlich durfte ich den Frauen nichts verraten. Ich tröstete sie, so gut ich konnte.

Sie zeigten mir noch die angebliche Stellung der englischen Vorposten auf den beiden hohen Bergrücken, zwischen denen der Paß von Pienaarspoort, das östliche Eingangsthor in das Bergland von Pretoria, liegt. Mit eigentümlichen Gefühlen betrachtete ich das Hügelland, das Rumpf und ich unter solchen Schwierigkeiten vor kaum drei Wochen durchquert hatten. Ich hatte nicht gehofft, es so bald wieder zu sehen.

Lademanns Farm lag angeblich eine halbe Reitstunde vor dem einen Bergzuge. Es galt also, mit äußerster Vorsicht weiter zu reiten, da man uns von den Bergen aus jedenfalls beobachtete und uns entweder eine starke Patrouille auf den Hals schicken oder uns doch wenigstens einige Shrapnels auf den Pelz brennen konnte.

Nachdem ich den Frauen noch Mut zugesprochen hatte, entfernte ich mich mit dem landesüblichen

„Es wird alles recht kommen!“

Watzke hatte trotz des aufmerksamsten Spähens bisher nichts bemerkt.

In leichtem Trabe, den Karabiner quer vor uns über den Sattel gelegt, den Finger am Drücker, den Blick zu äußerster Schärfe anstrengend, sprengten wir weiter. Die Ebene begann in Hügelzüge und Terrainwellen mit teilweise schroffen Hängen überzugehen. Das Land bis an die Berge war von zahllosen Büschen bedeckt, die in regellosen Abständen von einander entfernt standen. Durch verwilderte Hohlwege und vereinzelte Gehölze mußten wir uns Bahn brechen. Für zwei vereinzelte Reiter in Feindesnähe ein äußerst gefährliches Gelände.

Plötzlich versperrte ein hoher Stacheldrahtzaun uns den Weg. Gottlob, wir waren an der Marke des urbar gemachten Landes angelangt.

Jeder Farmer hatte nämlich sein Besitztum mit Stacheldrahtzäunen abgegrenzt. Oft waren riesige Strecken Landes in dieser Weise eingezäunt. Für Roß und Reiter waren diese Zäune nachts sehr gefährlich, da man sie nicht bemerkte und stets in sie hineinrannte. In diesem Falle durfte man von Glück sagen, wenn beide mit einigen abgerissenen Hautfetzen und Fleischstücken davonkamen. Auf eiliger Flucht war so mancher Reiter genötigt, über einen zu spät erblickten Stacheldrahtzaun zu klettern und sein Pferd den Verfolgern zu überlassen. Die Freistaatregierung hatte uns früher mit kleinen Zangen zum Abzwicken des Drahtes ausgerüstet, doch hatten wir sie in diesem wechselnden Feldzuge fast sämtlich verloren und konnten sie nie mehr ergänzen.

Wir ritten also längs dieses Drahtes fort in der Hoffnung, bald an ein Eingangsthor zu gelangen. Die Hohlwege und Schluchten wurden immer seltener, einzelne Gruppen hoher Bäume tauchten vor uns auf, und plötzlich — wir befanden uns eben auf dem Kamm eines Hügelzuges — lag vor uns in einem Thalkessel die ersehnte Farm.

Umkränzt von mächtigen Bäumen, aus deren Grün sich die vielen Baulichkeiten in ihrem blendenden Weiß gar prächtig abhoben, bot sie einen malerischen Anblick. Das Herrenhaus — Wohnhaus — war von einem Zaun aus Aloen, deren jede über vier Meter hoch war, umgeben. Von seinem Giebel wehte eine mächtige schwarz-weiß-rote Flagge, den Engländern ein gebieterisches „noli me tangere“ zurufend. Rings um das Haus herum war ein prächtiger Blumengarten angelegt.

Eine Fülle von Duft und Farbenschimmer begegnete uns hier auf jedem Schritte. Unzählige Spielarten von holländischen Tulpen, Rosen und anderen Blumen, trotz ihrer Einfachheit entzückend, umsäumten das Haus in lieblichem Kranze. Es lag in dieser Bergwildnis wie ein stilles Heiligtum da.

Trotz des Winters und des Krieges herrschte in den Wirtschaftsgebäuden eine rege Thätigkeit. Die weißen Hemden der arbeitenden Kaffern schimmerten durch die Büsche; einige saßen um ein geräumiges Wasserbecken, das von einem plätschernden Wasserfall gespeist wurde, und fischten. Im Blumengarten standen einige Orangenbäume, deren Äste sich unter der schweren Last ihrer Früchte zur Erde bogen und uns verlockend entgegenlachten.

Jeder Schritt zeigte uns, welches Paradies durch Fleiß und Ausdauer in dieser Wildnis geschaffen werden kann.

Unter einer Baumgruppe bemerkten wir einige gesattelte Pferde; als wir auf sie zuhielten, erschienen an der Thüre des Gartens unsere beiden Korporale.

„Binden Sie die Pferde an den ersten Bäumen an. Auf keinen Fall absatteln!"

Nachdem wir dieser Aufforderung nachgekommen waren und uns zu den Korporalen begeben hatten, erzählten diese uns im Flüstertone, daß die Engländer in nächster Nähe seien und gestern abends sogar der Farm einen Besuch abgestattet hätten.

„Nach kurzem Aufenhalte sind sie aber wieder abgezogen, glücklicherweise ohne in die Stallungen zu blicken, wo unsere gesattelten Pferde standen."

Baron Mühlheim war über unsere Ankunft sehr erfreut. Unsere kleine Schar bestand nun aus sieben Köpfen, nämlich aus Mühlheim, Gelhorn und Mollinger, die seit gestern nachmittags hier weilten, ferner aus Bieganský und Pontinus, die heute am früheſten Morgen von Witfontein abgeritten waren, Watzke und mir. Mollinger stand oberhalb der Farm auf einem Hügel gegen Pienaarspoort zu auf Wache. Mit dieser kleinen Schar ließ sich schon etwas unternehmen; wenigstens brauchten wir nicht vor der nächsten besten englischen Patrouille auszukneifen. Allerdings hatte sich unsere Waffenbrüderschaft noch nicht vor dem Feinde bewährt, und ich hatte bereits wiederholt die Erfahrung gemacht, daß so mancher, den

man im Lager als tapferen Kämpfer schätzte, vor dem Feinde sich als eine Memme entpuppte.

Während wir noch sprachen, kam aus dem Herrenhause der Besitzer.

Lademann befand sich schon in vorgerückten Jahren, war aber trotz seines schneeweißen Haares von noch kräftigem Körperbau. Seine wetterharten Züge zeigten an, daß er so manchen harten Kampf bestanden hatte. Aber nicht spurlos waren die Entbehrungen und Strapazen der ersten Ansiedelungsjahre an ihm vorübergegangen. Der heimtückische Rheumatismus hatte ihn befallen und ihm im Laufe der Jahre so zugesetzt, daß der sonst kräftige Mann sich nur mit Hilfe eines Stockes fortbewegen konnte.

Er ging uns entgegen, lüftete sein Hauskäppchen und hieß uns mit einem kräftigen Händedruck herzlich willkommen.

Auch Frau Lademann kam aus dem Hause und bot uns ein freundliches Willkommen. In ihrer Einfachheit war sie so recht das Urbild einer ehrsamen deutschen Hausfrau. Die herzliche Aufnahme erfreute uns sehr.

Der freundlichen Einladung, in das Haus zu treten, leistete nur Watzke Folge, da ich bei allfälligem Zusammenstoße mit den Engländern, der jeden Augenblick stattfinden konnte, nicht in dem Hause wie in einer Mausefalle sitzen wollte.

Lademann ließ uns einen Wassereimer voll Orangen bringen, die mit großer Schnelligkeit in unsere Taschen wanderten. Dann führte unser freundlicher Wirt uns nach dem Stor (Kaufhaus), das sich zwischen dem Herrenhaus und den Wirtschaftsgebäuden befand. Sein Kaufladen war wegen der Güte und Billigkeit der Waren von allen Buren, auch der weiteren Umgebung, gesucht. Lademann schenkte uns einige starke Messer sowie mehrere Bleistifte, eine äußerst wertvolle Gabe in dieser Wildnis; auch ließ er uns noch Eier und kaltes Fleisch verabreichen.

Wie Lademann angab, befand sich vor uns das Australier-Freiwilligenkorps. Patrouillen desselben waren bereits mehrmals

mit Wägen auf der Farm gewesen und hatten Pferdefutter und Früchte zu hohem Preise und gegen Barzahlung gekauft. Die Australier waren gut bewaffnet und bekleidet und hatten vorzügliche Pferde.

Ein Offizier erzählte gestern Lademann, daß er in Australien eine Farm besitze. In das Freiwilligenkorps sei er getreten, da er nach Beendigung des Krieges vom englischen Gouvernement eine Burenfarm zu erhalten hoffe. Er schloß mit den Worten:

„Hätte ich geahnt, daß der Krieg so verdammt lange dauert, so wäre ich hübsch fein zuhause geblieben!“

Ich fragte Lademann, ob die wirtschaftlichen Verhältnisse in Transvaal für die Ansiedelung deutscher Landleute günstig seien.

„Als mittelloser Auswanderer kam ich hieher, und nun besitze ich Haus und Hof und bin sogar nach hiesigen Begriffen ein vermögender Mann. Seht diese unendliche Wildnis, fast durchwegs herrenloses Gebiet, das noch für tausende von fleißigen deutschen Bauern Raum hat. Dem Fleißigen winkt reicher Lohn, er muß es hier zu etwas bringen!“

„Haben Sie keine Sehnsucht, nach so langer Abwesenheit nach Deutschland zurückzukehren?“ fragte ich weiter.

Lademann schüttelte den Kopf.

„Gerne gedenke ich meiner Jugendzeit, gerne erinnere ich mich meiner deutschen Heimat. Doch dorthin zurückkehren mag ich nicht. An dreißig Jahre bin ich schon hier. Ich alter Mann könnte mich in die dortigen starren Formen, in das dortige Zwangssystem nicht mehr fügen. Hier bin ich ein freier Bauer, ein König auf meinem Hofe, durch keinerlei Vorurteile eingeschränkt, bin von dem Lärme der Welt unberührt und will auch hier meine Tage beschließen. Ich fühle mich in meinem Herzen als Deutschen, lasse mich durch die Zeitungen über alle Vorgänge in meinem Heimatlande genau unterrichten und werde mein Deutschtum stets jedermann gegenüber vertreten. Wer so lange in der Freiheit gelebt hat, gibt sie einiger Annehmlichkeiten halber, die er schon längst nicht mehr vermißt, nicht auf!“ –

Bald darauf sprengten wir durch die Einfriedung in das Land hinaus, dem Passe von Pienaarspoort zu.

Lademann stand am Zaune und musterte unsere Pferde. Seiner freundlichen Einladung gemäß sollten wir in längstens zwei Stunden zum Mittagessen zurück sein. Es kam aber anders!

XIII.

Zusammenstoß mit den Australiern.

„Kein Andrer setzt sich für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Der Holländer Mollinger, ein neunzehnjähriger Bursche, hatte anfangs, hinter einem Busch versteckt, scharfen Ausguck gehalten. Schließlich wurde es ihm jedoch auf seinem Posten zu langweilig, weshalb er sein Pferd bestieg und planlos im Kreise herumritt, ohne zu bedenken, daß er von der kaum drei Kilometer entfernten feindlichen Stellung gesehen werden mußte.

Er war kaum zehn Minuten so herumgebummelt, als auch schon drei Reiter in scharfem Galopp von Pienaarspoort her auf ihn zukamen. In der grellen Beleuchtung nahmen sie sich schwarz aus. Hätte der unerfahrene Mollinger die Kleidung der Ankömmlinge genauer gemustert, so hätte ihn sofort die Gleichartigkeit derselben stutzig gemacht. So aber ritt er ahnungslos den vermeintlichen Buren entgegen, um mit ihnen einen freundschaftlichen „Tratsch" abzuhalten.

Da auf einmal — er traut seinen Augen kaum — teilen sich die Reiter, und während der eine gradaus auf ihn zukommt, suchen ihn die anderen zu umreiten. Und nun nimmt der Erschreckte erst wahr, daß sämtliche von Kopf bis zu Fuß in Khaki gekleidet sind. Der junge Mollinger ist so bestürzt, daß er weder an Gegenwehr noch an Flucht denkt.

Schon ist der erste Engländer auf hundert Schritte heran.

„Hands up!“

Mollinger läßt sein Gewehr zu Boden fallen. Es überläuft ihn eisig kalt, und er zittert am ganzen Körper. Der Khaki pariert knapp vor ihm das Pferd und reißt ihm die Zügel aus der Hand. Als er in Mollingers kreideweißes Gesicht sieht, ruft er den beiden anderen in englischer Sprache zu:

„Schaut in der Umgebung nach, vielleicht halten sich noch andere hier verborgen. Den bringe ich allein zurück.“

Der Australier — dieses Korps stand am Passe von Pienaarspoort — springt nun ab, nimmt das Gewehr Mollingers an sich, sitzt wieder auf und jagt in Karriere mit dem Gefangenen, der willenlos alles mit sich machen läßt, zu der Straße von Pienaarspoort zurück. Die beiden anderen, denen es in der Nähe der Farm doch nicht recht geheuer ist, kommen im Galopp nach. Hinter einer niedrigen Terrainwelle an der Straße ist ein vierter Australier als Wachposten.

Nun wird Mollinger, der sich mittlerweile von seinem Schrecken einigermaßen erholt hat, einem Verhöre unterzogen. Da die Khaki ihm gegenüber infolge seines jämmerlichen Verhaltens keine sonderliche Achtung an den Tag legten, so suchte er sich durch die kühne Behauptung einiges Ansehen zu geben:

„Ich nahm im deutschen Korps eine hervorragende Stellung ein. Ich war Leutnant.“

„So jung und im deutschen Korps Leutnant?“ entgegnete der Australier ironisch. „Da müßt Ihr ein tüchtiger Mann sein.“

„Ich bin ein ausgezeichneter Schütze,“ sagte Mollinger, sich stolz in die Brust werfend.

„Warum habt Ihr dann nicht auf uns geschossen?“ fragten die Australier spöttisch.

Der Gefangene wurde nun von einem Manne zum Passe von Pienaarspoort gebracht, während die übrigen drei hinter der Terrainwelle sich wieder auf die Lauer legten. Nur kurze Zeit war vergangen, als auch schon der eine ausrief:

„Da drüben kommen sechs Reiter!“ —

Wir waren inzwischen aus der Niederung, in der die Farm sich befand, auf das Plateau emporgestiegen, das sich bis zum Passe von Pienaarspoort hinzog. Ich hatte Baron Mühlheim vorgeschlagen, daß wir uns einstweilen in einem Busch nächst der Farm verborgen halten und erst abends, wenn die Engländer auf Requisition ausgingen, an einer geeigneten Stelle in den Hinterhalt legen sollten. Mühlheim ging zwar auf meinen Vorschlag ein, wollte jedoch durchaus noch bei hellem Tage eine Patrouille reiten, obwohl wir hier in unmittelbarer Nähe der feindlichen Stellung absolut gesehen werden mußten und zum mindesten die Engländer unnötigerweise alarmierten und auf unsere Anwesenheit aufmerksam machten. Überdies konnte in diesem zerrissenen Terrain ein versteckter Schütze zehn Reiter vom Pferde schießen, ohne daß diese ihm etwas anhaben konnten. Damit man aber meine Einwendungen nicht etwa falsch auslegen möge, so schwieg ich schließlich.

Gleich anfangs erregte es unser Befremden, daß Mollinger nicht auf seinem Posten zu finden war. Wir ritten jeden Busch in der Umgebung ab, doch der Gesuchte war und blieb verschwunden.

„Einen solchen Leichtsinn, so ohne weiteres seinen Posten zu verlassen, hätte ich dem Mollinger nicht zugetraut," brummte Mühlheim ärgerlich.

„Vielleicht ist er abgefangen worden," warf ich ein.

„In solcher Nähe der Farm? Das ist ja ganz unmöglich," versetzte Mühlheim. „Er hätte zweifellos geschossen, zumal er uns in nächster Nähe wußte."

Vorsichtig ritten wir weiter. Die vielfach mit Büschen bedeckte und von Terrainwellen und Erdrissen durchzogene Hochfläche gestattete anfangs keinen freien Ausblick. Endlich wurde sie regelmäßiger, und nun übersahen wir das Plateau bis zum Passe hinüber. Plötzlich tauchten auf der Straße von Pienaarspoort — in einer Entfernung von zwei Kilometer — drei Reiter auf.

„Das sind Khaki!"

„Keine Rede!“ entgegnete Bieganský, ein Maschinenschlosser aus Rheine in Westfalen. „Als ich vor Mollinger auf Posten stand, habe ich sie auch gesehen. Es sind zweifellos Buren.“

Nun ritten wir in breiter Linie längs des zum Passe führenden Bergrückens weiter. In der Mitte befanden sich Mühlheim und Gipshorn, rechts und links von ihnen Watzke und Pontinus, die linke Flankendeckung bildete Bieganský, und am äußersten rechten Flügel, den Bergen am nächsten, ritt ich.

Eben sah ich bei einer Farm rechts von mir mehrere Gestalten. Als ich zwischen den Wirtschaftsgebäuden hindurch sprengte, erwischte ich gerade noch einen Kaffer, der hoch und teuer versicherte, daß er weit und breit keinen Engländer gesehen habe.

Inzwischen ritten die fünf weiter und trabten längs der Straße auf die bereits erwähnte Terrainwelle los.

Bieganský war schon beinahe an ihr vorbeigeritten, als plötzlich ein Khaki wie aus der Erde gewachsen rechts seitwärts, mit angelegtem Gewehre, dastand und ihm halblaut, um die anderen Deutschen nicht aufmerksam zu machen, zurief:

„Come on! Komm heran!“

Mit großer Geistesgegenwart erfaßte Bieganský die Lage.

„All right!“

Damit wandte er sein Pferd auf den Engländer zu. Aber gleich nach den ersten Schritten ließ er sich wie einen Mehlsack vom Pferde fallen und richtete nun seinerseits, hinter einem Felsblock geborgen, die Mündung auf den verblüfften Engländer mit dem Rufe:

„Hands up!“

Auch dieser warf sich hinter einen Stein, und nun schossen sich die beiden einige Kugeln zu. Aber Keiner durfte den Kopf emporheben und konnte von seinem Felsblocke wegkriechen, da er bei dieser kurzen Entfernung sofort von dem andern erschossen worden wäre.

Als der erste Schuß fiel, befanden sich die anderen Vier unmittelbar vor dem Erdhaufen. Sie sprangen sofort ab und warfen sich an seinem Fuße nieder.

Und nun das Drollige!

Die beiden bisher unbeteiligten Australier getrauten sich nicht, ihre Köpfe über den Kamm hinauszuheben und auf die Gegner hinabzuschießen, weshalb sie horizontal über den Kamm wegschossen, und diese wiederum schossen parallel mit dem Abhange zum Kamme hinauf und damit kerzengerade ins Blaue. Aber schon nach den ersten Schüssen warf sich Mühlheim auf das Pferd, seinem Beispiele folgten die Anderen, und nun jagten die biederen Kämpen auf der Straße davon, daß die Funken stoben. Ihren Kameraden Bieganski ließen sie im Stiche.

Eben war ich mit dem Kaffern fertig geworden, als drüben an der Straße Schüsse fielen. Flugs war ich zwischen den Gebäuden heraus und im Freien. Ich sah gerade noch, wie mehrere Reiter, jedenfalls meine Kameraden, auf der Straße nach Elandsriver davongaloppierten, jedoch bereits nach achthundert Schritten bei einer Farm hielten und sich hinter deren Mauern versteckten. Mich ärgerte ihre Rücksichtslosigkeit, eine Farm, von der die weiße Flagge wehte, anzureiten, da dadurch die Engländer zu ihrer Niederbrennung berechtigt waren. Nun sprengte ich querfeldein auf die Straße zu, um die anderen bald zu erreichen.

Plötzlich fielen an der Straße nahe bei Pienaarspoort abermals Schüsse, weshalb ich mein Pferd anhielt und scharf hinübersah, und nun erblickte ich bei der bewußten Terrainwelle ein Pferd, das ruhig nach Art unserer Pferde dastand. Es war zwar kein Mensch zu sehen, aber jedenfalls war dort geschossen worden.

„Es ist zweifellos, dort ist einer der Unsrigen,“ dachte ich mir und ritt nun auf die Terrainwelle los.

„Seiner! Seiner!“ riefen die Anderen warnend von der Farm herüber.

Eben war ich bei der Terrainwelle angelangt, als das Pferd einen Erdriß überspringen mußte. Ich bückte mich, und diese Bewegung rettete mir das Leben; denn im gleichen Augenblicke riß es mir den Kopf nach links, und ein Singen und Klingen erfüllte meine Ohren, daß ich im ersten Augenblicke vollständig taub war. Nun wußte ich, woran ich war: der Schütze lag keine fünf Meter von mir auf dem Kamme der Terrainwelle. Zu sehen aber war er nicht. Ich knallte sofort nach der Richtung hin, aus der der Schuß gekommen, gleichzeitig aber flammte es an einer anderen Stelle des Kammes zwischen den Steinen auf, und der Kopf wurde mir derart zur Seite gerissen, daß der Hut herabflog. Vor den Augen sah ich einen feurigen Kreis — ich mußte direkt in die Mündung geblickt haben — und der scharfe Pulvergeruch, der mir ins Gesicht gejagt worden war, benahm mir momentan die Besinnung. Auch war ich für einen Augenblick geblendet.

Nur mit Mühe zügelte ich mein Pferd, das mit mir durchzugehen drohte.

„Verd—!" dachte ich mir. „Jetzt kommst Du nicht mehr heraus!"

Ich repetierte und jagte eine Kugel zwischen die Steine, dann riß ich das Pferd herum und wollte ihm eben die Sporen einsetzen, um auf der Straße davonzujagen, als ich meinen Hut auf der Erde erblickte. Abspringen und ihn auf den Kopf drücken war eins; gleichzeitig ging wieder eine Kugel, diesmal aber hoch, über mir weg. Vorläufig war ich in Sicherheit, da jeder Khaki, der auf mich zielen wollte, seinen Kopf über den Kamm hätte heben müssen und ich darauf eben lauerte.

Plötzlich rollten einige Steine auf dem linken Ende der Terrainwelle herab, sofort legte ich das Gewehr an, ein Fuß und dann ein Körper wurde sichtbar, und eben wollte ich abdrücken, als ich noch im letzten Augenblicke Bieganský erkannte, der langsam und vorsichtig nach rückwärts kroch. Sobald er auf dieser Seite der Terrainwelle angekommen war, sprang er auf und schoß sein Gewehr auf den Kamm ab.

Bisher hatte sein Pferd regungslos dagestanden, jetzt aber war es durch den in seiner unmittelbaren Nähe abgegebenen Schuß unruhig geworden, nochmals schoß Bieganský, und nun wandte es sich halb.

„Schieß' nicht mehr, das Pferd läuft fort," rief ich ihm zu; doch er war durch die Zwangslage, in der er sich befunden hatte, zu erbittert, als daß er auf mich gehört hätte, und schoß abermals. Nun wandte sich das Pferd ganz und trabte auf der Straße zurück, den Anderen nach; diesen hatte es selbst hinter der Farm noch nicht sicher genug geschienen. Sie waren weiter retiriert und verschwanden eben hinter dem Horizont. Jeder dachte dabei zuerst an seine Rettung und dann erst, als er zehn Kilometer hinter sich hatte, an die verlassenen Kameraden. Wir beiden waren daher auf uns allein angewiesen. Das Pferd aufzuhalten war mir unmöglich, da ich den Kamm nicht aus den Augen lassen durfte und jeden Augenblick schußbereit sein mußte.

Unsere Lage hatte sich insoferne verschlimmert, als Bieganský jetzt Fußgänger geworden war. Ein Entschluß mußte rasch gefaßt werden, da jeden Augenblick eine Kavallerieabteilung von dem nahen Pienaarspoort her erscheinen konnte.

„Ich laufe in dem Schilfdickicht zur Farm zurück, Du reitest auf der Straße davon," rief Bieganský und rannte auf das Röhricht zu, das beiläufig hundert Schritte von hier entfernt war und bis zur Farm sich hinzog.

Glücklicher Weise verstanden die biederen Australier kein Deutsch und waren eben so wackere Haudegen wie unsere lieben Kameraden, denn keiner wagte auch nur den Kopf zu heben, sonst hätten sie mich alleine vor der Erdwelle bemerkt, und dann hätte es einen harten Strauß gegeben. So aber schossen sie horizontal über den Kamm in die weite Ferne hinaus und waren froh, daß man ihnen nichts zu Leide that. Dem Repetieren ihrer Gewehre nach, das deutlich zu vernehmen war, konnten höchstens drei oder vier Mann da oben liegen. Während Bieganský querfeldein lief und manchmal zurückschoß,

knallte auch ich von Zeit zu Zeit, damit die Khaki doch wußten, daß noch jemand da war. Kaum war aber Bieganski in dem mannshohen Schilfe verschwunden, als ich mich aufs Pferd warf, wobei mir sofort eine Kugel um den Kopf pfiff, daß mir für einen Moment Hören und Sehen verging. Wäre ich sicher gewesen, daß mein „Hansl" den anderen Pferden gefolgt wäre, so hätte ich ihn sofort allein laufen lassen, da ein Fußgänger den Gegnern kein solches Ziel bot wie ein Reiter und sich bedeutend leichter aus der Schlinge ziehen konnte.

„Einige Kugeln sind Dir sicher," dachte ich mir noch, dann jagte ich in Carriere davon.

Die ersten hundert Schritte ging es, denn die Khaki schienen verblüfft zu sein, dann aber sausten mir die Kugeln unheimlich nahe um die Ohren. Gottlob kam mir nun Bieganski zu Hilfe, der aus dem Röhricht ein regelrechtes Schnellfeuer auf den Erdhaufen eröffnete, daß dort die Steinsplitter herumflogen. Nachdem ich sechshundert Schritte hinter mir hatte und noch am Leben war, wurde ich übermütig, hielt mein Pferd mitten auf der Straße an und schoß mehrmals zurück. Nun eröffneten die Khaki ein ruhiges Scheibenschießen auf mich, schoßen jedoch erbärmlich schlecht, woran wohl auch die grellen Sonnenstrahlen und ihre schlechten Gewehre schuld sein mochten.

Eine Kugel streifte aber doch hart meinen linken Ellbogen; um einen Gedanken weiter rechts, so wäre der Arm zerschmettert und ich ein Krüppel gewesen, denn die Australier bedienten sich ausschließlich der Dumdumgeschosse. Ich spielte mit der Gefahr, ohne mir viel Gedanken dabei zu machen.

Schließlich zog ich es vor, weiter zu galoppieren, nur legte ich den Karabiner wagrecht über die Achsel und knallte manchmal zurück. Die Australier stellten ihre fruchtlose Schießerei endlich ein.

Auf der den Engländern abgewendeten Seite der Farm, an der ich nun vorbeisprengte, waren mehrere Frauen, Mädchen

und Kinder, die aus den Zimmern, in die bereits mehrmals Kugeln eingeschlagen hatten, sich hieher geflüchtet hatten. Sie waren sehr geängstigt und weinten und beteten.

„Transvaal boven al!“ rief ich ihnen im Vorbeireiten zu, den Karabiner schwenkend.

„De Duitsers! De Duitsers!“ schrieen sie nun durch einander.

Um das Haus nicht zu gefährden, ritt ich feldeinwärts und setzte mich, von den Australiern vielleicht tausend Schritte entfernt, mitten auf freiem Felde auf einen Felsblock, um Wiegansky zu erwarten. Der ließ mich nicht lange sitzen. Obwohl die Australier ihn in Ruhe ließen, so krachte er doch mehrmals aus dem Dickicht heraus. Schließlich kam er selbst aus dem Schilfrohre hervor, marschierte über die Straße und an der Farm vorbei, wo er den Frauen einen „Guten Morgen“ wünschte, und schritt auf mich zu. Im Angesichte der englischen Stellung und in Erinnerung der Gefahr, der wir soeben entronnen waren, schüttelten wir uns kräftig die Hände.

„Hast Du eine Kugel bekommen?“ war seine erste Frage.

„Nein, und Du?“

„Auch nicht. Die armseligen Kerls treffen ja nichts,“ lachte er.

Wir machten uns nun auf den Heimweg. Ich marschierte ebenfalls zu Fuß, das Pferd am Zügel führend.

„Wenn sie uns nur keine Patrouille auf den Hals schicken“, meinte nach einiger Zeit Wiegansky.

„Dann steigen wir beide auf mein Pferd und suchen das zerrissene Terrain dort links zu erreichen, wo sich nicht so leicht eine Reiterabteilnng hineinwagen wird.“

Wir bogen von der Straße ab und hielten auf dieses Gelände zu. Nach einstündiger Wanderung trafen wir, wohlversteckt zwischen großen Felsblöcken, unseren Führer Baron Mühlheim an.

„Gottlob, gottlob, daß Ihr da seid!“ begrüßte er uns, wie von großer Sorge befreit.

„Ach Kinder, was ich für einen Schrecken ausgestanden habe — um Euch natürlich," setzte er schnell hinzu, „ich kann es Euch gar nicht sagen."

Watzke und Pontinus erschienen bald darauf mit Bieganskys Pferd, das sie inzwischen eingefangen hatten, und auch Gipshorn war in der Nähe.

Mit Sonnenuntergang trafen wir wieder in Witfontein bei Elandsriver ein. Die Heldenthaten unserer Korporale riefen bei den Kameraden Entrüstung und auch Heiterkeit hervor.

„Wenn Dir etwas geschehen wäre," erklärten mir Rumpf und Hjalmar Reitz, „so hätten wir den Mühlheim erschlagen".

Am aufgebrachtesten war aber Walz, der Mollinger Pferd samt Sattel geliehen hatte, beides blieb nun mit ihm verschwunden.

Baron Mühlheim hatte diese belanglose Schießerei aber in solche Aufregung gebracht, daß er sofort mit allen Leuten aufbrach unter der Vorgabe, die Engländer seien im vollen Anmarsche auf Elandsriver. Als ich ihm meine Zweifel hierüber ausdrückte, entgegnete er kurz:

„Wer will, kann ja hier bleiben!"

Rumpf, Hjalmar Reitz und ich blieben.

Mühlheim fuhr und ritt nun mit seinen Leuten nach Bronkhorstspruit, wo er übernachten wollte. Als er jedoch oben bei der Erasmusfarm, unserem alten Stammquartier, einen rötlichen Schimmer sah, hielt er ihn für ein englisches Signal, weshalb er so schnell weiter flüchtete, daß einige Säcke mit Mehl verloren gingen und ein Reiter sogar seinen Hut einbüßte, ohne daß sich jemand mit Suchen aufgehalten hätte. Die ganze Nacht zog er rastlos weiter und erreichte bei Tagesanbruch Balmoral, wo unsere Hauptmacht unter Botha stand und er sich nun sicher fühlen konnte.

Das englische Signallicht, das Mühlheim solche Angst eingejagt hatte, war ein großes Kochfeuer gewesen, an dem Kommandant Goldegg und der Rest des Korps in aller Gemütlichkeit ihr Abendbrot kochten, ohne die mindeste Ahnung

davon zu haben, mit welchem Grauen sie beobachtet wurden und welche tolle Jagd da unten vorüberraste.

Als Rumpf, Reitz und ich am nächsten Vormittag auf der Erasmusfarm eintrafen und Goldegg nun die ganze Geschichte erfuhr, die noch durch mehrere Freiwillige, die vereinzelt ankamen, bestätigt wurde, enthob er die „Fluchtkorporale“ sofort ihrer Würde.

Wenn man aber glaubt, dieser Vorfall hätte uns lange Gesprächsstoff geboten, so täuscht man sich gründlich. Schon in den nächsten Tagen dachte kein Mensch mehr daran.

Im Frieden macht man sich ganz falsche Vorstellungen von den Gefühlen, die der Soldat im Kriege und namentlich im Feuergefecht hat. Geht zuhause Jemandem zufällig der Revolver los, so erzählt der zunächst Befindliche wochenlang seinen Bekannten und Verwandten von der Gefahr, in der er geschwebt. Im Anfange macht man allerdings den ersten Kugeln eine tiefe Verbeugung, sobald man aber selbst den ersten Schuß abgegeben, gibt es kein Bangen mehr, dann beherrscht den Kämpfer nur mehr die Rauflust.

Wir machten später selbst von den größten Gefahren nicht viel Aufhebens und hatten das Erlebte schon nach einigen Tagen nahezu vergessen.

Im vorliegenden Falle kann der Vorwurf der Feigheit nur die beiden Korporale treffen, da Watzke und Pontinus ihrer Jugend wegen sich von ihnen beeinflussen ließen. Letzterer beispielsweise war damals erst neunzehn Jahre alt.

Vieganský und ich begnügten uns mit der erwähnten Maßregelung der „Fluchtkorporale“ und ließen die Geschichte dann auf sich beruhen.

Die nämlichen Australier aber, mit denen wir zusammengestoßen waren, wurden nach ungefähr acht Tagen, als sie wieder als stehende Patrouille bei jener Terrainwelle sich befanden, von einer Patrouille von Burenkommandanten abgefaßt, worauf wir alle Einzelheiten über Mollingers Gefangennahme erfuhren.

XIV.

Längs der Delagoabahn.

Nach der Einnahme von Pretoria durch die Engländer hatte sich Botha nur bis Eerste Fabriken, der zweiten Station an der Delagoabahn, kaum 20 km von der Hauptstadt entfernt, zurückgezogen.

Roberts sah sich daher gezwungen, schon am 11. Juni die Buren anzugreifen, um sie aus so gefährlicher Nähe zu vertreiben. Wie gewöhnlich wollte er auch diesmal den Gegner durch Umgehungsbewegungen zur Aufgabe seiner starken Stellung bei Pienaarspoort zwingen. Die Buren hatten diesmal ihre Linie aber außergewöhnlich lang ausgedehnt und schlugen die Angriffe der Kavalleriedivision French auf ihrem rechten Flügel bei Franzpoort und diejenige der Kavalleriebrigade Broadwood bei Donkerhoek blutig ab. Bei letzterem Orte zeichnete sich das deutsche Korps Meier durch schneidige Vorstöße auf die feindliche Feuerlinie aus. Vergebens nahmen die Engländer am nächsten Tage den Kampf wieder auf; sie wurden auf der ganzen Linie zurückgeworfen. In der folgenden Nacht gaben die Buren infolge neuer Flankenbewegungen des Gegners, denen sie ihrer Minderzahl wegen nicht begegnen konnten, ihre Stellungen auf und zogen sich längs der Bahn 30 km — bis Balmoral — zurück. Roberts sandte ihnen bis Elandsriver die Kavalleriebrigade Broadwood nach, sah sich dann jedoch gezwungen, mehrere Brigaden aus der Front zu ziehen, um sie gegen Dewet und Olivier im Freistaate zu verwenden. Da er sich zu einem weiteren Vordringen zu schwach fühlte, so begnügte er sich mit der Besetzung der Höhen von Franzpoort, Pienaarspoort und Donkerhoek und ging nach Pretoria zurück.

Die Unthätigkeit der englischen Truppen forderte die Buren zu Offensivstößen heraus, die teilweise von Erfolg begleitet waren.

Am 6. Juli wurde bei Springs, östlich von Johannesburg, die Kavalleriebrigade Hamilton von Botha angefallen, wobei einige Feldwachen überrannt wurden.

Am 8. Juli wurde Baden-Powel, der nach der Aufhebung der Belagerung von Mafeking in Rustenburg Stellung genommen hatte, in letzterer Stadt von dem Kommandanten Lemmer eingeschlossen und zur Übergabe aufgefordert. Nur das unerwartete Eintreffen des Generals Carrington, der bereits vor mehreren Monaten in Beira gelandet und durch das unwegsame südliche Rhodesia mit zwei Bataillonen Imperial Yeomanry und tausend australischen Reitern heranmarschiert war, zwang die Buren zum Abzuge und rettete Baden-Powel vor einer Katastrophe.

Am 10. Juli sandte Lord Roberts 5 Kompagnien des Lincolnshireregimentes und 2 Schwadronen Scots-Greys mit 2 Geschützen in die Magaliesberge, um den wichtigen Paß von Nitralsnek zu besetzen. Sie wurden jedoch am Morgen des 11. Juli von General Delarey überfallen und nur zwanzig Mann entkamen.

Am gleichen Tage warf Botha das 7. Gardedragonerregiment, das bei Derdepoort, 8 km nordöstlich von Pretoria stand, mit großen Verlusten in die Stadt selbst zurück, mußte sich dann jedoch vor den angreifenden englischen Reserven zurückziehen. Nun griffen die Buren beinahe täglich den englischen Ring um Pretoria an.

Inzwischen hatten die Engländer wieder einmal Dewet „vernichtet", weshalb sie uns neue Kräfte auf den Hals hetzen und die Offensive abermals ergreifen konnten.

Am 19. Juli nahm Roberts den Vormarsch längs der Delagoabahn wieder auf, infolge eines sechzehnstündigen heftigen Regengusses verzögerten sich die Operationen aber derart, daß die Kavalleriedivision French erst am 29. Juli Middelburg besetzen konnte. Botha war so geschickt dem englischen Vorstoße ausgewichen, daß es nur zu einigen leichten Gefechten gekommen war, bei denen sich die Verluste ganz auf Seite der englischen Kavallerie befanden.

Botha zog sich nur bis Belfast zurück und setzte sich hier in dem wildzerrissenen südwestlichen Teile des Lydenburger Berglandes fest. Ihn da anzugreifen wagte Roberts vorläufig nicht, sondern wartete erst die Herankunft Bullers ab.

Das Krügersdorfkommando und damit auch unser Korps hatte sich an den meisten Gefechten östlich von Pretoria und Johannesburg beteiligt, wobei ich es mehrmals nur einem außerordentlich glücklichen Zufalle zu danken hatte, daß ich mit heiler Haut davonkam. Auf alle diese Einzelheiten einzugehen, ist mir hier natürlich nicht möglich.

Inzwischen wurde den „Hands up"-Männern in Pretoria das Leben so sauer als möglich gemacht. Da sich ihnen kein Verdienst bot und in der Stadt eine unglaubliche Teuerung herrschte, befanden sie sich bald in bitterster Not. Ein Teil ließ sich freiwillig nach Europa abschieben, während der andere noch zurückblieb. Einige griffen zu jedem sich bietenden Erwerbsmittel; so kaufte der frühere österreichische Oberleutnant M. Cigarettentabak und Papier und wußte durch Verkauf von gedrehten Cigaretten, an denen es gänzlich mangelte, im Wege des Hausierhandels ein nettes Sümmchen zusammen zu bringen. Nicht alle aber waren so findig und arbeitswillig.

Die Mehrzahl lungerte beschäftigungslos Tag aus Tag ein auf Straßen und Plätzen herum und bildete für die Polizei einen Gegenstand der steten Sorge. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß die Engländer eines Tages, nachdem ihnen Dewet einen Proviantzug nach dem andern abgefangen hatte, die ganze Sippschaft zusammenpackten und nach Europa spedierten.

Dr. Vallentin schreibt über diese Tage:

„Post- und Eisenbahnverkehr waren gehemmt; die Bureaus waren geschlossen. Zeitungen und öffentliche Blätter wurden verboten. Niemand durfte die Stadt verlassen und niemand durfte hineinkommen ohne besonderen Paß vom Gouverneur.

„Wir erfuhren nichts von dem, was draußen passierte.

„Bald wurden trotz der in der ersten Proklamation bekannt gegebenen Versicherung: ein jeder Bürger solle frei und unbehelligt bleiben, der die Waffen abgegeben habe, verschärfte Maßregeln ins Werk gesetzt.

„Niemand durfte von 7 Uhr abends bis 6 Uhr morgens auf der Straße sein; niemand durfte reiten oder fahren oder ein Bicycle benutzen; niemand durfte von einem Hause in ein anderes ziehen oder sonstwie Möbel transportieren, es sei denn, daß er vom Gouverneur einen besonderen Erlaubnisschein besitze.

„Wollte man dann so einen Schein sich erwerben, dann hieß es wieder: erst den Eid der Neutralität leisten.

„In dieser Art ging es weiter; es wurde eine Schraube angesetzt, die schier ohne Ende erschien.

„Zu alledem wurden die Lebensmittel bald recht knapp. Das, was da war, nahmen zunächst die verhungerten Soldaten. Infolge dessen stiegen die Preise erheblich. Zwar wurde von der britischen Militärbehörde eine Verordnung erlassen, welche die Preise festsetzte; doch war dies nur zum Schein und zum Nutzen der Briten selbst. Denn mit diesen niedrigen Preisen wurde das „vergütet", was die Truppen für ihren Bedarf „requirierten". Brot war bald nicht mehr zu haben. Ein Sack Mehl kostete 100—120 Mark; eine einzige Schachtel Streichhölzer wurde mit 50 Pfennigen bezahlt. Petroleum und Kerzen gab es gar nicht mehr. Die Preise für Fleisch stiegen in kürzester Zeit auf 2—3 Mark pro Pfund.

„Eine Woche ungefähr befanden sich die Engländer in Pretoria; da begannen sie auch schon mit Verhaftungen verdächtiger Personen. Das britische Spionagesystem funktionierte vorzüglich!"

Die Engländer begannen jedoch bald auch harmlose und bereits jahrelang ansässige Leute, meist Holländer und Deutsche, die hier Haus und Hof besaßen oder in angesehenen Stellungen sich befanden, als verdächtig auszuweisen, wobei sie sich die ärgsten Brutalitäten zu schulden kommen ließen.

Einem einzigen Freiwilligen, dem Oberleutnant der Tiroler Landesschützen, Robert Birnbacher, der in Johannesburg gefangen worden war, gelang es auf bisher unaufgeklärte Weise, trotz des englischen Kordons aus der Stadt zu entkommen und sich bis zu den Buren durchzuschlagen. Er befand sich im Mai 1901 bei einem Freiwilligen-Dynamitkorps unter General Delarey.

Die kältesten Tage des gefürchteten südafrikanischen Winters begannen nun.

Auf den Bergen und Hochebenen der Karroo hatte sich starker Schneefall eingestellt, und selbst im südlichen Transvaal, im Berglande von Pretoria und auf den Hochebenen von Belfast und Dalmanutha sank das Thermometer jede Nacht unter den Gefrierpunkt.

Tagsüber strahlte die Sonne mit tropischer Glut nieder, das Gras verdorrte oder wurde von dem nächtlichen Reif abgesengt, es regnete nur mehr selten, die meisten Bäche versiegten, die Ströme schrumpften zusammen und die Erde wurde rissig. Entlaubte Bäume und Büsche, öde, braungelbe, khakifarbene Strecken oder ungeheure schwarzgebrannte Flächen — das war das Gepräge der Landschaft.

Wie in meiner lieben Alpenheimat der Bauer im Sommer das Vieh auf die Almen treibt, trekt der südafrikanische Bauer, der Buer, Boer (sprich Bur), mit seinen Pferde- und Rinderherden im Winter in das warme, tropische Buschfeld im nordöstlichen Transvaal, dessen ewig grüne Weiden dem Vieh das erwünschte Futter bieten.

Kommt aber mit dem September das Frühjahr und mit ihm die Zeit der Wolkenbrüche, so verläßt der Bur das nunmehr fieberhauchende sumpfige Buschland, und zieht in sein altes Heim zurück, dessen bereits grünende Halden von Gras und Futter strotzen.

Im strengsten Winter war es also, als wir im Lydenburger Berglande bei Belfast und Dalmanutha uns festsetzten, um hier den Engländern in offener Feldschlacht entgegenzutreten

und um den Besitz der Delagoabahn zu ringen. Das Krügersdorfkommando und mit ihm unser Korps hatte in einer der Schluchten des nördlichen Plateaurandes von Dalmanutha sein Lager aufgeschlagen.

Jedes Kommando Bothas hatte Patrouillen gegen Middelburg hin auszusenden. Zwischen uns Deutschen und den Krügersdorfern war nun dahin ein Übereinkommen getroffen worden, daß die Krügersdorfer die Feldwachen für die Umgebung des Lagers stellten, während wir berittenen Deutschen den Aufklärungs- und Patrouillendienst übernahmen und uns dadurch einer gefährlichen, aber ehrenvollen Aufgabe unterzogen.

Wir waren daher fortwährend am Feinde, zumal nur wenige von unserem Korps leistungsfähige Pferde hatten.

Zur Übernahme dieses gefährlichen Dienstes bewogen uns Ehrgeiz, Abenteuerlust und die Langeweile des Lagerlebens in dieser Bergwildnis. Die Gebirgsgegend entzückte uns, namentlich uns Alpensöhne, wohl im ersten Augenblick, aber wenn man immer die nämlichen Berge und Misthaufen sieht, so verliert selbst die schönste Landschaft an Reiz. Dazu wurde das Lagerleben durch das „süße" Nichtsthun von Tag zu Tag ungemütlicher.

Infolge unserer durchschnittlich höheren Intelligenz und unseres schneidigen Draufgehens waren wir als Kundschafter besser zu verwenden als die Buren, denen wir bald ihre Kriegskunst abgelauscht hatten. Ihre anfängliche Überlegenheit schwand in dem Grade, als wir uns in die hiesigen Verhältnisse fanden und uns ihnen anpaßten. Zwar waren die Buren noch immer bessere Reiter als wir; aber in der Treffsicherheit im Schießen waren wir ihnen völlig ebenbürtig geworden.

Das Klima und die harten Strapazen des Feldzuges ertrugen wir ebenso wie die Buren. Bezeichnend ist die Thatsache, daß die Buren mehr unter dem Typhus litten, während wir mehr als diese das Fieber zu fürchten hatten.

Wir rackerten uns aber sehr ab, da wir immer in der vordersten Linie waren, stets dahin jagten, wo geknallt wurde,

und überall dabei sein wollten. Wir fürchteten eben einen baldigen Friedensschluß und wollten vor demselben so viel als möglich noch erleben. —

Es war am Abend des 3. August. Ich und Rumpf saßen eben an einem mächtigen Feuer und jodelten fröhliche steirische Weisen in das Thal hinaus, mit leiser Sehnsucht unserer wunderschönen Alpenheimat gedenkend.

Da klopfte mich Feldkornett Meier auf die Schulter.

„Wir reiten morgen eine Patrouille!"

„So? Wohin denn?" fragte ich neugierig.

„Gegen Middelburg zu. Kommen Sie mit!" lud mich Meier ein.

„Es kommt doch nichts dabei heraus, und ich will mein Pferd nicht nutzlos abrackern," meinte ich geringschätzig. Für gewöhnliche Patrouillenritte war ich eben nicht mehr zu haben.

„Wir wollen" — Meiers Stimme sank nun zu einem geheimnisvollen Flüstern herab — „durch die englischen Linien und ihre rückwärtigen Verbindungen mit Pretoria erforschen. In vierzehn Tagen sind wir zurück."

„Das ist allerdings interessant," sagte ich nachdenklich. „Einstweilen kann ich noch keine bestimmte Zusage machen, da ich ohne Erlaubnis meines Kommandanten Goldegg, der bereits seit mehreren Tagen abwesend ist, nichts unternehmen will."

Am nächsten Morgen war Goldegg noch nicht zurückgekehrt, weshalb ich kurz entschlossen meinen „Hansl" sattelte und mit Feldkornett Meier, Dr. Schiele und Dr. Leitz ausritt. Von den zurückbleibenden Kameraden schieden wir unter Hutschwenken und Heilrufen.

Nach einstündigem Ritte hatten wir die Hochebene von Belfast erstiegen. Unmittelbar vor dem Orte begegneten wir einem Jüngling fraglicher Nationalität, der vor sich auf dem Pferde einen großen Sack voll Fettkuchen hatte und uns solche zum Kaufe anbot. Wir bewunderten die Findigkeit des Industrieritters, der sogar hier noch auf Gelderwerb bedacht war.

In Belfast selbst war alles tot und ausgestorben, die Thore gesperrt und die Fensterläden geschlossen. Nur das Kaufhaus Heymann u. Duvoisin war offen. Wie bei Ladenmannsfarm so wehte auch hier auf dem Dache des Hauses eine schwarz-weiß-rote Flagge, jedermann verkündend, daß Haus und Insassen unter dem mächtigen Schutze des Deutschen Reiches standen. Heymann hatte noch überdies um seinen Hut ein schwarz-weiß-rotes Band geschlungen.

Es war seit jüngster Zeit den Patrouillen streng verboten, selbst in verlassenen Farmen ohne Bezahlung Gebrauchsgegenstände oder Naturalien zu nehmen, weshalb jede Patrouille von dem betreffenden General einen Geldbetrag behufs Verpflegung bekam.

Feldkornett Meier hatte nun von General Viljoen fünf Pfund (100 Mark) für unsere Verköstigung erhalten und kaufte demgemäß hier mehrere Büchsen Quäker Oats (Hafergrütze) sowie einige Kerzen und Hafer, während der Schweizer Duvoisin, der Gesellschafter Heymanns, uns einige alte Zeitungen und mehrere vorjährige Nummern des „Echo" überließ.

In einer verlassenen Schmiede quartierten wir uns dann ein und studierten abends beim Kerzenlicht die Zeitungen. Unsere Lage war nicht ungefährlich, da Belfast bereits in der neutralen Zone lag. Erst vor drei Tagen war ein englischer Offizier, der sich bis hieher gewagt hatte, in der Nähe der Schmiede gefangen worden. Die englische Vorpostenstellung war eben nur mehr zwei Reitstunden entfernt.

Ein prächtiger Sonntagmorgen weckte uns. Um ein möglichst anständiges Mahl bereiten zu können, gingen wir sogleich auf wüste Räubereien aus. In Anbetracht unserer eigenen Sündhaftigkeit beurteilten wir die alten Raubritter bedeutend milder und blickten zeitweise mit stiller Ehrfurcht zu ihnen auf.

Später erschien ein ehemaliger Johannesburger Polizist, der sich als Drückeberger hier herumtrieb, in unserer Behausung und machte uns Vorwürfe darüber, daß wir in diese Wohnung, die übrigens vollständig ausgeräumt war, eingedrungen seien.

Als aber Meier mit einer Whiskyflasche erschien, verstummte er sofort; er that mehrere tüchtige Züge, und gleich war seine Vaterlandsbegeisterung um hundert Prozent gestiegen. Meier ließ uns von einer Frau ein regelrechtes Mittagsmahl kochen, das uns die Kinder der Frau in die Schmiede brachten.

Mittags ritten wir weiter und zwar direkt nach Norden, um in einem Bogen von Norden her auf Wonderfontein zu aufzuklären. Auf dem Wege, der mitten durch das Moor von Langkloof führte, geriet ich in einen Sumpf und wäre bei einem Haar samt dem Pferde versunken. Die Sümpfe werden hier durch unterirdische Quellen gebildet, die auf weite Strecken hin das Erdreich durchsickern. Später kamen wir in eine prachtvolle Gebirgslandschaft, die uns entzückte.

Nachdem wir auf einer Farm um fünf Schilling Mais für die Pferde gekauft und den hübschen Burenmädchen stille Bewunderung entgegengebracht hatten, langten wir nach mehrstündigem Ritte in Rietfontein, einer kleinen Farm, an. In der zu dieser gehörigen Kaffernhütte erhielten wir gegen vier Schillinge zwei Hühner.

Die Kaffern erwiesen sich in diesen Tagen als treue Hüter der verlassenen Farmen.

Sobald ein Bur sich ein Stück Land von der Regierung kauft und sich dann irgendwo niederläßt, kommen die armen Eingeborenen zu ihm und bieten ihm ihre Dienste an. Der Bur sucht sich die ihm passenden Kaffern aus und weist ihnen auf seinem Boden ein Stückchen Land zu, wo nun die Schwarzen mit ihren Familien sich einfinden und ihre bienenkorbartigen Hütten erbauen. Wie bei uns der Knecht für den Bauer, so arbeitet dort der Kaffer für seinen Herrn gegen geringe Bezahlung, bearbeitet aber nebenher auch den ihm geschenkten Grund. Mit dem ersparten Lohn schafft er sich später ein Schaf, eine Kuh oder gar ein Pferd an und gelangt so allmählich zu einigem Wohlstand.

Über das weitere Verhältnis zwischen Bur und Kaffer schreibt Rompel treffend:

„Frau und Kinder des Kaffern helfen der Burin im Haushalt, und wenn die Kinder älter sind, arbeiten sie mit im Felde und müssen das Vieh versorgen helfen. Das Vieh der Kaffern darf auf den Weiden der Farm grasen, und die Herde muß schon ziemlich groß sein, wenn sich der Bur dazu entschließt, von seinem Volk „Miete“ dafür zu verlangen.

„Sobald der jüngste Sohn oder die jüngste Tochter des Buren laufen kann, bekommt er oder sie eine kleine Kaffernkrabbe zum Spielgefährten. Dieses Negerlein hängt bald mit ganzem Herzen an seinem „Kleinbaas“ (kleinen Herrn) oder seiner „Kleinbaasin“. „Vat“ (nimmt sich) der Sohn eine Frau und fängt eine eigene Farm an oder verheiratet sich die Tochter, dann geht der Leibkaffer mit und maßt sich in seiner neuen Umgebung sogleich eine Art Herrschaft über die Eingeborenen der Farm an. Fährt der „Baas“ aus, so ist der Leibkaffer angewiesen, ihn zu begleiten, und es ist stillschweigende Berechtigung, daß eins seiner Kinder dem Baas als Nachreiter folgt, wenn er auf Kommando (in den Krieg) zieht. Der Nachreiter führt die Reservepatronen mit sich und hat für die Pferde zu sorgen.

„Wird der Kaffer alt und kann nicht mehr arbeiten, dann wird ihn kein Bur seinem Schicksal überlassen, ruhig kann er bis zu seinem letzten Lebenstage auf der Farm verbleiben.“

Da die Farm, ein kleines Haus, verschlossen war, so sprengten wir die Thüre auf und durchsuchten sie. Wir vermochten zwar in den leeren Räumen kein Lebewesen zu erblicken. wohl aber fanden wir auf dem Herd noch glühende Kohlen vor, die unsern Argwohn erregten. Zudem waren die englischen Vorposten nach Aussage des Kaffern nur eine Stunde noch entfernt. Da wir aber die Nacht nicht frierend draußen auf den Klippen zubringen wollten, so verließen wir uns auf unser gutes Glück und machten es uns in den Zimmern bequem. Die Pferde trieben wir in einen Kraal und versorgten sie reichlich mit Hafer, der in großen Haufen um die Farm herum

aufgespeichert war. Nach dem Abendessen schlossen wir die Fensterläden und begannen nun die Zimmer, deren Einrichtung teilweise vorhanden war, zu mustern.

Sämtliche Wände waren mit Bildern der Königin Viktoria und des Prinzen von Wales geschmückt. Jedenfalls hoffte der Farmer, der sich unzweifelhaft auf Kommando befand, in dieser Weise sein Anwesen vor Zerstörung durch die Engländer zu schützen.

In einem Zimmer hing der übliche Stammbaum der Familie, ein Bild, das einen Baum aufwies, in dessen Krone sich der erste Besitzer der Farm und seine Frau eingeschrieben hatten, worauf stets der Reihe nach von oben längs des Stammes herunter die Namen der Söhne, auf die die Farm später übergegangen war, und diejenigen ihrer Frauen in eigener Unterschrift folgten.

In einem Kasten fanden sich viele Bücher und Briefe. Wir setzten uns nun im Fremdenzimmer um den Tisch, zündeten unsere Kerzen an und vertieften uns, die geladenen Karabiner zwischen den Knien, in die Bücher. Ich hatte mir die holländische Ausgabe von Grimms Märchen ausgewählt und begann die einzelnen Stücke zu übersetzen. Zu Hause hätte ich es mir nicht im Schlafe einfallen lassen, daß ich einst in der südafrikanischen Wildnis Rotkäppchen lesen werde. Erst nach Mitternacht streckten wir uns, in unsere Decken gehüllt, auf dem gedielten Boden aus und schliefen sogleich ein.

Am nächsten Morgen — es war der 6. August — wurden wir frühzeitig durch Ratten geweckt, die ober uns auf dem Dache allerlei Allotria trieben. Wir ignorierten diese Ruhestörer in vornehmster Weise und ließen uns nicht aus der Fassung bringen, bis es oben einen Krach gab und eine langgeschwänzte Ratte im schönsten Salto mortale in mein Gesicht purzelte, worüber ich gar gröblich zu schimpfen begann. Voll Rachegedanken fahndete ich nach dem Übelthäter und erwischte ihn auch endlich. Ohne Barmherzigkeit wurde das Ungetüm erschlagen.

Dann kochten und verzehrten wir unsere Hühner und ergaben uns dem süßen Nichtsthun. Erst mittags wollten wir die englische Stellung anreiten, da um diese Zeit die Khaki jedenfalls im Sicherungsdienst am lässigsten waren. Eben sattelten wir unsere Pferde auf, als acht Krügersdorfer mit einem Maultierwagen erschienen, um Hafer zu requirieren.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft bemerkte Dr. Schiele den Abgang seines Zaumes, der trotz eifrigsten Suchens nicht gefunden werden konnte. Wir verfertigten zwar sofort aus kurzen Riemen einen Notzaum, doch war es für Dr. Schiele nunmehr unmöglich, sich noch weiter an dem Patrouillenritt zu beteiligen. Wäre augenblicklich eine englische Abteilung erschienen, so hätte sich Dr. Schiele in einer mißlichen Lage befunden.

„Den Zaum hat absolut ein Krügersdorfer gestohlen!"

Wir machten nun einem Korporal der Krügersdorfer Mitteilung von dem Diebstahle, worauf sich der Langfinger doch bewogen fand, mit dem Zaume herauszurücken. Bezeichnender Weise war der Dieb ein junger Kerl, der sich im Lager durch eifriges Psalmensingen hervorthat. Der Diebstahl war umso niederträchtiger, als er unmittelbar vor der feindlichen Front stattgefunden hatte.

Von einer Anzeige beim Kommandanten sahen wir ab, da sie jedenfalls nicht viel genützt und nur böses Blut gemacht hätte.

Später kamen im scharfen Kanter drei Reiter an, die an ihren roten Hutfedern als Middelburger kenntlich waren. Unter ihnen befand sich auch der Herr des Hauses, ein junger Bauer. Da ihm von den Kaffern bereits berichtet worden war, daß wir Hühner und Mehl bezahlt hatten, grüßte er uns freundlich, sah aber doch im Hause nach, ob wir von seinen Sachen nichts hatten mitgehen lassen. Wir fanden dies ganz selbstverständlich und waren darüber nicht im mindesten ungehalten.

Nun ging der Farmer zu den Krügersdorfern, die unbeirrt mit seinem Hafer weiter wirtschafteten.

„Wie viel Bündel nehmt Ihr?"

„So viel als der Wagen faßt," entgegnete der Krügersdorfer Korporal.

„Ein Bündel kostet zwei Schilling," sagte der Farmer mit Nachdruck. Der Korporal nahm von diesen Worten jedoch keine Notiz und drehte ihm ohne weiters den Rücken.

Inzwischen waren die Krügersdorfer mit dem Aufladen fertig und fuhren unter lustigem „Oh" und „Ah" davon.

„Halt! halt! Werdet Ihr mir meinen Hafer bezahlen?"

„Das glaubt Ihr wohl selbst nicht," lachte der Korporal.

„So, Ihr nehmt mein Gut und wollt mir nichts dafür geben?" rief der Bauer empört.

„Seid froh, daß wir den Hafer geholt haben und nicht die Khaki."

„Bedanken hättet Ihr Euch aber doch können. Schämt Ihr Euch nicht vor den Duitsers?"

Aber die Krügersdorfer befanden sich bereits außer Hörweite. Dem Farmer war es mit der Forderung nicht ernst gewesen, er hatte nur seine Hausherrenrechte wahren wollen. Nun wandte er sich vergnügt lächelnd zu uns. Als er unseren Plan erfahren hatte, die Stärke der englischen Stellung bei Wonderfontein, einer Bahnstation westlich von Belfast, zu erkunden, erklärte er sich sofort bereit, uns bis an die feindlichen Vorposten heranzuführen, was uns natürlich sehr willkommen war.

Nach einer Stunde hatten wir das Plateau von Belfast erstiegen. Unser Führer zeigte uns eine Stelle der Hochebene, wo die nächste englische Schanze sich befinden sollte, und entfernte sich dann mit freundlichem Gruße.

Wir befanden uns auf einer Zunge dieser Hochebene, zwischen uns und der angeblichen englischen Schanze war ein breites, tiefes Thal. Ich sollte gradaus durch das Thal auf die Schanze vordringen und ein Stück des jenseitigen steilen Abhanges emporklimmen, wo ich Meier erwarten sollte, der eine größere Strecke des Thales absuchen und dann zu mir stoßen wollte. Dr. Schiele und Dr. Leitz blieben auf der Hochebene

und sollten in einem Bogen die Schanze umreiten. Jeder suchte sich seine Aufgabe aus; auch bei uns galt als Losung „Getrennt marschieren, vereint schlagen". Als Sammelstelle war unser gegenwärtiger Ausgangspunkt bestimmt.

Ich ging nun gleich los. In kurzer Zeit war ich im Thale unten angelangt. Durch das Thal zog sich ein tiefer Sumpf. Im Angesichte des jenseitigen Abhanges, hinter dessen zahllosen Felsblöcken hervor vielleicht bereits so mancher Gewehrlauf auf meine Brust gerichtet war, mußte ich erst einige Zeit nach einem Übergang suchen, unter solchen Verhältnissen gewiß keine angenehme Aufgabe. Endlich war der Morast passiert.

Bis zum Fuße des unheimlichen Abhanges erstreckte sich eine völlig ebene Fläche. Ich saß wieder auf und jagte im Galopp durch die Wiese. Nun mußte es sich entscheiden. Glücklich erreichte ich den jenseitigen Abhang und damit die ersten Felsblöcke, ohne daß ein Schuß auf mich gefallen wäre. Nun saß ich sofort ab und drang, das Pferd am Zügel nachziehend, in das Steingewirre ein. Ohne Pferd wäre mir das weite Patrouillieren eine Leichtigkeit gewesen, mit demselben war aber ein unbemerktes Anschleichen wohl nicht gut möglich. Indessen erreichte ich den vorgeschriebenen Platz auf dem Abhange, ohne daß mir ein Unfall zugestoßen wäre. Hier wartete ich auf Meier, der auch bald eintraf.

Bereits konnten wir die Station Wonderfontein, die sich auf einem Bergrücken befand, und das neben ihr liegende englische Lager sehen. Letzteres wies 10 Zeltreihen zu je 18 Zelten, also insgesamt 180 Zelte, auf und war daher für 1800 Mann bestimmt, da jedes Zelt 10 Mann faßte. Jedenfalls lag hier eine Kavalleriebrigade. Mit dieser Erkundung war unsere Aufgabe gelöst.

Meier wollte aber noch ein Übriges thun, nämlich die Lage der Schanze feststellen.

„Wir steigen von hier geradeaus zum Plateaurand empor und sind dann seitwärts von der Schanze. So können wir sie ungefährdet beobachten," sagte er.

Bald hatten wir den Rand erreicht. Da die Hochebene zu demselben aber sanft abfiel, mußten wir noch eine kleine Strecke weiter marschieren. In einigen Minuten sahen wir Telegraphenstangen und dann den Bahndamm, vor dem sich ein frisch aufgeworfener Erdhaufen befand. Einige Schritte noch und plötzlich stand, kaum achtzig Schritte ein Reiter vor mir, wie aus der Erde emporgeschossen.

„Feldkornett, ein Khaki!"

„I wo?" meinte Meier, der sich noch unter dem Rande auf dem Abhange befand. „Das ist einer unserer Doktoren, der mit einer gelben Bluse bekleidet ist."

Zwischen mir und dem Reiter war infolge der gleißenden Sonnenstrahlen, die von dem Felsboden zurückgeworfen wurden, eine solche Lichtflut, daß ich nicht hinübersehen konnte, ohne daß mich die Augen geschmerzt hätten. Dem Reiter mochte es wohl ebenso gehen, denn er hielt die Hand über die Augen. Ich sprang nun mit dem linken Fuß in den linken Steigbügel, stützte mich auf den Rücken des Pferdes und spähte hinüber. Und nun sah ich es deutlich, der Reiter war von Kopf bis zu Fuß in Khaki gekleidet. Im nächsten Augenblick war der Engländer verschwunden, jedenfalls im Bahngraben.

„Jetzt ist er weg!"

Inzwischen war der Feldkornett ebenfalls oben angelangt.

„Wo ist er hin?"

„Dort hinter den Haufen. Am Ende ist der Aufwurf die gesuchte Schanze!"

Ssst! kracht es von dem Erdwall her, und eine Kugel zischt zwischen uns durch.

„Herrgott! wir sind gerade vor der Schanze!"

Ssst! Ssst! Ssst! Ssst!

Eine ganze Lage von Kugeln saust, zischt, pfeift und schwirrt zwischen uns durch und über uns weg. Wir reißen die Pferde herum. Während aber Meier mit seinem Gaul bis zum Rande zurückläuft, sträubt sich mein Hansl aus übergroßer Nervosität, setzt die Vorderbeine fest in den Boden ein und

rührt sich nicht vom Flecke. Ich habe nun das zweifelhafte Vergnügen, eine Minute länger auf dem Plateau zu verweilen und vor der Schanze herum zu manövrieren. Nachdem ich dem störrigen Hans mit dem Kolben einen freundschaftlichen Rippenstoß gegeben, bin ich gezwungen, statt gradaus in einem Bogen mit ihm dem Rande zuzulaufen, den ich auch glücklich erreiche. Hier fühle ich mich augenblicklich sicher und wende mich nun zurück, um auch den Khaki eins auf den Pelz zu brennen.

Ich drücke ab, langsam geht der Schlagbolzen ab, das Gewehr versagt. Rasch repetiere ich, lege an und drücke ab, mit einem leisen metallenen Ton schnappt der Schlagbolzen ein, und abermals versagt der Karabiner.

Nun bin ich waffenlos.

Dreimal in diesem Feldzuge sind mir die Haare zu Berge gestiegen, am 24. Februar bei Colesberg, als der Luftdruck einer Granate mich vom Pferde warf, bei einer Lancersattaque im Freistaate — und jetzt.*)

„Nur schnell aufs Pferd und davon. Worauf warten Sie noch?“ rief Meier mir zu.

Wir trabten nun auf die Gefahr hin, uns den Hals zu brechen, den steilen Hang und das Gerölle hinab. In unglaublich kurzer Zeit langten wir unten beim Sumpfe an, wo wir erst einen Übergang suchen mußten. Wenn die Feldwache die achtzig Schritte bis zum Rande vorgelaufen wäre, wären wir so ziemlich verloren gewesen. Doch die guten Engländer waren jedenfalls von ihrem Mittagschläfchen aufgeschreckt worden und hatten sich von ihrer Überraschung noch nicht erholt.

Drüben bei Wonderfontein sahen wir viele Soldaten vor den Zelten stehen und zu uns herüberblicken. Sie waren

*) Wie sich später herausstellte, hatte mein Karabiner versagt, da ich den Verschluß mit englischem Gewehröl eingefettet und dieses sich in der Sonnenglut zersetzt hatte.

Zeugen des feigen Verhaltens der Feldwache; eine Belobung dürfte letztere kaum erhalten haben.

Am Sammelorte trafen wir bereits Dr. Leitz und Dr. Schiele an, die die Lage der Schanze infolge des heftigen Schießens ebenfalls festgestellt hatten. Unsere Aufgabe war gelöst.

In den nächsten Tagen holten wir aus einer Farm, die nur 1 km von dieser Schanze entfernt war, ebenfalls zur Mittagszeit eine Capkarre und nahmen von einem englischen Parlamentär einen Brief für Botha in Empfang, in dem diesem von Roberts eine hohe Summe für den Fall seiner Unterwerfung angeboten wurde. Botha ließ sofort den Brief durch die Kommandanten und Feldkornetts in allen Lagern veröffentlichen.

Bald darauf ritt ich nach Watervalonder zur Hauptpost um Briefe für unser Korps. Hier traf ich Dr. Delantshere von der belgischen Ambulanz, mit dem ich befreundet war. Ein Vierteljahr später wurde er in Ausübung seines Samariterdienstes durch eine englische Kugel bei Belfast getötet. Unter den zahllosen Briefen, die ich durchsuchen mußte, befand sich eine Ansichtskarte, die die besorgte Mutter meines Landsmannes Martschitsch ihm aus dem steirischen Wallfahrtsorte Mariazell geschickt hatte. Ich schrieb sofort einige Zeilen darauf und thatsächlich ist die Karte einen Monat später über Kapstadt nach Pretoria und in die Hände des Martschitsch gelangt.

Gleichzeitig wußte ich einen ganzen Sack mit illustrierten Zeitschriften aufzutreiben und wurde daher im Lager von meinen lesehungrigen Kameraden mit Jubel empfangen. Nun erst erfuhren wir Sicheres über die chinesischen Wirren und die Ermordung König Humberts.

Bei dem nächsten Postritte traf ich in Machadodorf Dr. Albrecht, einen deutsch-österreichischen Arzt und alten Bekannten, der hier mit seiner Ambulanz stand. Da er bereits seit geraumer Zeit hier lag und infolge des Mangels an größeren Gefechten sich in süßem Nichtsthun ergehen mußte,

so war er in den glücklichen Besitz eines ziemlichen Leibesumfanges gekommen. Er entsetzte sich über mein wüstes Aussehen; ich trug nämlich beinahe Locken und war mit einem schrecklichen Vollbart versehen. Mit dem freiwilligen deutsch-österreichischen Krankenpfleger Krombas, wie Dr. Albrecht von der „Ostdeutschen Rundschau" in Wien nach Südafrika gesendet und mir ein lieber Kamerad von Brandfort her, zog ich weiter. In Watervalboven wollten wir uns nach langer Zeit wieder einen Schluck frischen Bieres vergönnen und kehrten daher in einem Hotel ein.

„Was wünschen die Herren?" fragte der Kellner.

„Bier!" war die lakonische Antwort.

„Zwei Biere!" rief der Holländer zum Bar hinüber. Da fiel mir noch rechtzeitig ein, daß hier jedenfalls afrikanische Preise herrschten.

„Was kostet ein Glas?" fragte ich schnell.

„Drei Schilling (3 Kronen 60 Heller)!" entgegnete der Kellner leichthin. Unser Entsetzen läßt sich denken.

„Also nur ein Glas!"

„Jawohl, für jeden Herrn ein Glas!"

„Nein, für beide ein Glas!"

Ohne uns um die ironischen Blicke der anwesenden Gäste zu kümmern tranken wir in je zwei mathematisch genau bemessenen Zügen das Glas leer.

Gern hätten wir uns noch ein Glas (3/10 Liter) vergönnt — aber das liebe Geld. Schließlich siegte der göttliche Leichtsinn, wir bestellten doch noch ein zweites und unseren finanziellen Moralischen unterdrückten wir bald mit dem Bierliede:

Warum sollt im Leben
Ich nach Bier nicht streben?
Warum sollt ich denn nicht mal fröhlich sein?
Meines Lebens Kürze
Allerbeste Würze
Sind ja Gerstensäfte und der Wein."

Wohl hätten wir am Schlusse unseres Gelages gar gerne gesungen:

„Wer niemals einen Rausch gehabt
Der ist kein braver Mann,“

und uns zu den braven Männern gerechnet, aber unsere Finanzen zogen uns leider eine unübersteigliche Grenze.

XV.

Das Schicksal der Frauen und Kinder.

Der Bur besitzt wie alle Germanen einen ausgesprochenen Hang für das Familienleben, der noch durch die Einsamkeit der ihn umgebenden Wildnis genährt wird.

Während er tagsüber auf seinem flinken Pferde über die Felder sprengt, um die arbeitenden Kaffern und seine Viehherden zu überwachen, schaltet und waltet die Frau unumschränkt im Hause, und ihrem energischen Willen beugt sich selbst der Herr des Hauses in häuslichen Dingen und meist auch in anderen. Wie bei unsern Bauern hat auch hier die Frau bestimmenden Einfluß in der Familie, und der sonst so nackensteife und selbstbewußte Bur steht nahezu ausnahmslos unter dem Pantoffel.

Die früheren Kriege mit den Engländern und Kaffern waren meist von kurzer Dauer und daher für das Familienleben nicht von einschneidender Bedeutung. Zu Beginn dieses Krieges zogen die Buren wohlgemut ins Feld; als er aber monatelang währte und noch immer kein Ende abzusehen war, da empfanden sie die Trennung von ihrer Familie bitter. Viele sind wohl aus diesem Grunde Hartloopers geworden.

Die Buren bei den Belagerungsabteilungen um Kimberley, Mafeking und Ladysmith ließen nun ihre Frauen, oft mit der ganzen Familie, in den großen Trekwagen zu sich in die Front kommen, was natürlich die Schlagfertigkeit der Kom-

mandos gewaltig hemmte und keinen frischen Offensivgeist aufkommen ließ. Namentlich idyllisch sah es im Lager Cronjes vor Kimberley aus. Es glich einem Zigeunerlager im Großen. An achthundert Frauen der Freistaater befanden sich in demselben, meist mit der ganzen Familie. Kein frisches, fröhliches Kriegsleben herrschte hier, das Ganze glich einem weichlichen Picknick. Der Bauer fühlte sich wohl, er lag auf der faulen Haut, Proviant gab es kostenlos in Hülle und Fülle und in vorzüglicher Güte, er hatte noch nie ein so herrliches Leben geführt. Diese Bequemlichkeit der Freistaater wurde nebst der Dickköpfigkeit Cronjes das Verhängnis der Armee von Kimberley.

Die Generale gingen leider mit schlechtem Beispiele voran. Der Generalkommandant Joubert führte seine Frau mit sich herum und saß mit ihr an sonnigen Tagen vor seinem Zelte, friedlich Kartoffel schälend und süßen Kaffee kochend, und auch die Frau des „grimmigen“ Cronje begleitete ihren Gemahl auf Schritt und Tritt und war um das leibliche Wohl ihres Eheherrn gar sehr besorgt.

Einige Burenfrauen haben größere Berühmtheit als manche Generale erlangt.

Die Frauen haben aber auch einen bestimmenden Einfluß auf die Weiterführung des Krieges gehabt.

Am 3. Mai 1900, als der Feind bereits dem Vaal sich näherte, erschien in der „Volksstem“ zu Pretoria folgender Aufruf, den eine Transvaalerin an die Burenfrauen richtete:

„Frauen zu den Waffen!

Offener Brief an meine Schwestern in der Südafrikanischen Republik und im Oranje-Freistaat.

Pretoria, 30. April.

Meine Schwestern! — Bei Beginn des Krieges waren eine Menge Bürgerinnen von dem Verlangen erfüllt, selbst die Waffen zu ergreifen und mit den Bürgern auszuziehen und an ihrer Seite zu streiten gegen den Feind, aber sie

wurden von allen Seiten gezwungen, davon abzustehen. Der Krieg hat nun beinahe sieben Monate gedauert; tausende von Truppen wurden inzwischen aus England und seinen Kolonien gesandt, um unsere Männer, Väter und Brüder zu morden und von unserem Erbteil Besitz zu ergreifen und uns in die Sklaverei zu bringen.

Habt Ihr darüber nachgedacht, was aus uns und unseren Kindern werden soll, wenn der Feind all unsere Männer, Väter und Brüder gemordet hat?

Habt Ihr die Behandlung und die Greuelthaten, die in den Jahren 1880 und 1881 an uns stattgefunden haben, vergessen?

Denkt Ihr, daß der Feind damit zufrieden sein wird, wenn er uns in die Sklaverei gebracht hat?

Nein, viel Ärgeres steht noch zu erwarten; und ach, viele von uns werden dann ausrufen: Ihr Berge fallet auf uns, ihr Hügel bedeckt uns!

Unser Land, unsere Häuser sollen verwüstet und auch wir und unsere Töchter sollen entehrt werden.

Die Bürger, die noch in ihren Häusern sitzen, sind mitschuldig an dem Morde und der Verwüstung, und auch die Frau und Tochter, die ihren Mann oder Sohn oder Bruder nicht nach der Front jagt, um da mit seinen Brüdern zu streiten und an ihrer Seite zu stehen und seine Pflicht gegen seinen Gott und sein Land zu thun, die ist auch mitschuldig an dem Morde und der Verwüstung.

Meine Schwestern! Meine Worte sind scharf, aber überdenkt und überlegt sie selbst, und Ihr werdet erkennen, daß sie wahr sind. Kommt denn, meine Schwestern, lasset uns alle Männer, die noch einigermaßen streitbar sind, von uns wegsenden, um gegen den Feind zu streiten; ja laßt uns einen Schritt weitergehen und selbst die Waffen aufnehmen und in den Streit ziehen. Eine tapfere Frau ist mehr wert als hundert schwachherzige Männer. Laßt uns

die schwachherzigen Männer, die unter diesem und jenem Vorwande zu Hause bleiben, vertreiben.

Meine Schwestern! Laßt uns in allen Dörfern und Flecken Versammlungen anregen und beschließen, daß wir uns bewaffnen und in den Streit ziehen. Euer Land schwebt in großer Gefahr, und es ist auch unsere Pflicht, das Unsere beizutragen, um unsere Unabhängigkeit zu bewahren. Die Gefahr ist groß und wir können nicht länger zuschauen.

Schwestern! Erwacht und steht auf, und Gott wird uns segnen.

Eure Mitbürgerin

J. A. D."

Nachschrift. Die Schwestern, die nicht imstande sind, mit uns die Waffen aufzunehmen, können uns auf andere Weise helfen, ermutigen und mit Rat beistehen."

Wenn die Frauen eine solche Sprache führen, so ist es wohl einleuchtend, daß die Männer bis zur Besiegung des Feindes oder bis zum eigenen Untergange den Kampf fortsetzen.

Eine Frau, die Tochter des protestantischen Hauptpfarrers in Pretoria, eine Afrikanerin, die einen deutschen Beamten geheiratet hatte, sagte zu mir:

„Bevor mein Kind englisch wird, soll es besser tot sein. Ich ergreife dann die Waffe und trete an die Seite meines Mannes. Wir werden kämpfen, bis wir siegen oder untergehen."

Daß aber auch die Frauen und Töchter der deutschen Kolonisten in keiner Beziehung hinter ihren stammverwandten Schwestern zurückblieben, zeigt folgender Brief, den ein deutsches Mädchen an ihren als Fußgänger im Johannesburgdorp-Kommando befindlichen Bruder richtete.

Er sei im Wortlaut hier wiedergegeben.

„Botsabels, den 27. Mai 1900.

Lieber Hans!

Gestern erhielten wir Deinen Brief von Vereeniging; er hat uns sehr niedergedrückt, weil Du Dich so schnell mit Deinen

Kameraden hast zurückziehen müssen, nur weil ihr keine Pferde habt und Euch fürchtet gefangen genommen zu werden. Vater sagt, er wisse gar nicht, wie er diese Deine „Flucht" verwinden werde — mit großer Begeisterung zogst Du aus und sowie die die erste Schlacht in Aussicht steht, so fliehst Du wieder, es ist uns schrecklich; Du sollst lieber stehen und kämpfen, Dich lieber gefangen nehmen lassen, Vater sagt lieber fallen, als nochmals so fliehen — es ist ja eine furchtbare Schande. Weißt Du, was Du thun mußt, wenn es wieder heißt „voetgangers terug"*), dann rufe: „Ik blijf hier en vecht, mag daar nu komen wat will, laat de laffaards terug trekken en fluchten, wie blijf met mij?!"**) Wer weiß, ob nicht mancher Deinem Beispiel folgte und Ihr kämpft dann doch ehrlich und thut Euere Pflicht, trotz aller Widerwärtigkeiten und allem Entmutigenden. Was nützt große Begeisterung, wenn die That mit dem Wort nicht Hand in Hand geht, dann habt Ihr ja auch Löwenmäuler und Hasenherzen. Nein, nur nie wieder fliehen, ehe Du nur einen Schuß gethan hast; was anders ist es nach hartem Kampfe zurückgetrieben werden, aber so ohne einen Schuß! Es ist eine zu große Schande, Du mußt sie wieder gut machen, es ist uns zu schrecklich. Mache Dich zum Anführer der Fußtruppen und zeichnet Euch durch besonderen Mut und Tapferkeit aus, seid immer da, wo es was zu thun gibt — sei ein Mann und nie wieder ein laffaard. Rufe alle mutigen „voetgangers" auf und steht bis zuletzt. Der liebe Gott schenke Euch allen Seinen Geist, denn Sein Geist gibt Euch die Flucht nicht ein, das kommt vom Teufel, der freut sich Eurer Angst und Mutlosigkeit und Ihr macht ihm diese Freude! Zeige Du allen, daß der tapferste Soldat der Christ ist; leider sind ja die, die am frömmsten im Lager reden, hernach die größten laffaards —

*) sprich Futgangers terüg = Fußgänger zurück.

**) „Ich bleibe hier und fechte, mag da nun kommen was will, laßt die Laffen (= Feigen) zurückziehen und flüchten, wer bleibt mit mir?!"

Du sollst keinesfalls fromm reden, das ist auch nicht Deine Art, aber fromm, treu und tapfer handeln, dann werden auch Gottes Engel um Dich sein und Dich schützen, wir aber beten für Dich, daß Dich der liebe Gott noch gesund und wohl zurückgeben möchte — aber nur, nur nicht als laffaard. Mutterchen sagt: Gehe nun zurück und kämpfe, auch wenn Du kein Pferd hast — kämpfe lieber Bruder und stehe tapfer! — Vater ist nach Tsasasape, er ist zu erregt über Deinen Rückzug vor der Schlacht, er sagt, er könne heute nicht schreiben, er fürchtet, er könne zu scharf gegen Dich werden. Er, Mutterchen und Lieschen lassen Dich sehr herzlich grüßen. Sei mir nicht böse, daß ich so gradeans rede, wir haben Dich ja alle so sehr, sehr lieb und Dein Ehre ist auch unsere Ehre. Gott sei mit Dir.

Deine

Dich innigliebende Schwester

Anna."

Die vordere Seite des Briefumschlages zeigt die Aufschrift:

Velddienst.

Den Wel. Ed. Heer H. Trümpelmann

Johannesburg Commando

Commdt. de Beer. Veldcornet Mostert

Vereeniging Z. A. R.

In der oberen rechten Ecke befindet sich der Poststempel:

Middelburg, 28. Mei 00. Z. A. R.

Auf der Rückseite des Umschlages ist die Anschrift der Absenderin angeben:

Afz. A. Trümpelmann. Botsabels. Middelburg Z. A. R.

Die schlichte Sprache zeigt die Seelengröße, den Heldensinn des deutschen Mädchens, sowie die unerschütterliche Treue, die die deutschen Ansiedler den Buren bewahrten.

Der Brief beweist aber auch, daß sogar die ansäßigen deutschen Kolonisten trotz der siebenmonatlichen Dauer des Krieges noch immer keine Ahnung von unserer Kampfesart

hatten, die nur den Reitern den Kampf in der Front ermöglichte, während die Fußgänger infolge ihrer Schwerfälligkeit stets bei den Wagen bleiben mußten und selten in das Gefecht herangezogen werden konnten.

Der Brief gelangte nie in die Hände des Hans Trümpelmannn.

Als im September 1900 mein Kamerad Rumpf in Godvanrivierstation einen Postsack durchsuchte, nahm er auch mehrere Briefe, die an Leute des uns befreundeten Johannesburgdorp-Kommandos gerichtet waren, mit. Als Rumpf den Brief Trümpelmanns dem betreffenden Feldkornett übergeben wollte, erhielt er die Antwort:

„Der Mann ist durch einen Schuß gethan (tot)!"

Der Brief befindet sich jetzt in meinem Besitz.

Man kann sich wohl keine Vorstellung machen, was die schutzlosen Frauen und Mädchen unter der entarteten englischen Soldateska gelitten haben.

Ein Offizier des Australierkorps schrieb im Mai 1900 nach dem „Morning Herald" in Perth, Westaustralien, an seine Angehörigen:

„Ich kam auf meinem Ritt in ein kleines Dorf und gleich am ersten Hause in der kleinen Straße stand neben einem kleinen Haufen von Sachen, die gewöhnlich eine Heimstätte gemütlich und behaglich zu machen pflegen, eine schwarzgekleidete Frau mit einem jungen Mädchen, die beide thränenden Auges zusehen mußten, wie unsere Tommies, deren Taschen und Brotbeutel bereits zum Platzen mit Beute gefüllt waren, mit Lachen und rohen Scherzen hin- und herrannten und schließlich unter großem Hallo das Haus in Brand steckten. Die beiden Frauen entfernten sich nicht — denn, wie ich hörte, hatten sie auch nicht die geringste Vorstellung, wohin sich zu wenden, und auf welche Art ihre wenigen geretteten Habseligkeiten zu transportieren. Der Sergeant der Mordbrennertruppe meldete mir mit unverschämtem Lächeln, daß er »den Befehl habe, den ganzen Rummel niederzubrennen«.

„Am zweiten Hause stand eine ältere Dame mit drei jungen Mädchen, die auf den ersten Blick zeigten, daß sie einer gebildeten und wohlerzogenen Klasse angehörten. Ein Korporal tritt grußlos an sie heran und schnauzt: »Ihr habt zehn Minuten Zeit, um herauszutragen, was Ihr braucht, und dann wird die Bude angesteckt.«

„Ohne einen Aufschrei, einen Widerspruch oder einen Vorwurf gingen die Damen ins Haus und sammelten stillschweigend die wenigen Sachen, die sie fortnehmen konnten. Ich folgte ihnen, um behilflich zu sein und sie vor Roheiten zu schützen, und fand sie in einem großen, komfortablen Salon, der mit weichen Teppichen, geschnitzten Eichenmöbeln, Klavier, Musikständern mit guten Bildern und Stahlstichen, Bücherschränken, Glas, Silber, Blumen, weiblichen Handarbeiten &c. versehen und geschmückt war und in jeder Weise das Bild behaglichen, friedlichen Wohlstandes und des guten Geschmackes bot. Während die Damen ruhig und würdevoll, immer ohne ein Wort des Widerspruchs, dem grausamen Befehl, sich zu beeilen, nachkamen, sprangen unsere »Gentlemen in Khaki« wieder wie die Schnapphähne im Hause herum und schleppten als gute Beute hinaus, was ihnen gefiel. Ich hatte dabei nur den Gedanken, ob es denn wirklich durchs Kriegsrecht nötig gemacht wird, daß man sich als Engländer vor den Frauen seiner Feinde so unsäglich klein und — gemein vorkommen muß.

„Als ich dem einen jungen Mädchen behilflich sein wollte, eine kleine schwere Kiste hinauszutragen, sah sie mich so verwundert an, daß ich es auch ohne Worte verstand, wie sehr sie über diesen einfachen Höflichkeitsakt seitens eines Engländers geradezu erstaunt war.

„Dann brachen die Flammen aus den Fenstern und aus dem Dache hervor, und draußen standen die drei Töchter und suchten die zusammengebrochene Mutter mit leisen Worten und Liebkosungen zu trösten, während ihnen selbst die schweren Thränen die Wangen hinunterliefen.

„Die arme alte Dame mit ihren grauen Haaren und die

blonden jungen Mädchen mit den bleichen Gesichtern und den überströmenden Augen — ich kann's nicht vergessen, dieses Bild des Jammers, und werde protestieren, hier an Ort und Stelle oder später, mit dem Hinweis, daß wir australischen Männer nicht übers Meer gekommen sind, um solche Kriegführung zum höhern Ruhme des britischen Weltreiches mitzumachen. Wozu? Zu wessen Nutz und Frommen? Außerdem ist es nicht sehr pläsierlich, im Lager bei den englischen Kameraden als Burenfreund zu gelten.

„Mag das Mutterland seine schmutzige Wäsche allein auswaschen und verantworten."

Gar manche Frau verteidigte mit dem Karabiner ihr Heim, ihre Kinder, ihre Ehre gegen die britischen Söldner, bis sie sterbend an der Schwelle ihres Hauses zusammenbrach und noch brechenden Auges die Verzweiflung, den Jammer, die Schmach der Ihrigen sah.

Es war zu Ende Juli 1900, daß die Engländer alle Frauen und Kinder auswiesen und uns auf den Hals schickten, um uns bewegungsunfähig zu machen. Aber die Ausweisung der Frauen brachte bei den Buren das gerade Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervor.

Die Erzählung der scheußlichen Verbrechen, die die Engländer an den schutzlosen Frauen verübt, impfte den Buren einen wahnsinnigen Haß ein gegen alles, was englisch hieß.

So manche erschütternde Scene spielte sich ab: Der Gatte und Vater, der Bruder, der Bräutigam sah seine Frau und Tochter, die Schwester, die Braut wieder, aber entehrt, vergewaltigt, über die Folgen der Mißhandlung die Verzweiflung im Herzen.

Diese Frauen stachelten die Männer zur Fortsetzung des erbittertsten Rassenkampfes an.

Als einen Monat später, September 1900, mit der Einnahme von Barberton auch das dort befindliche Frauenlager den Engländern in die Hände fiel, ließ Lord Roberts längs

der Bahnlinie Pretoria—Kapstadt sogenannte Konzentrationslager anlegen. Die größten befinden sich in Johannesburg (Transvaal), Bloemfontein (Freistaat) und Norvalspont (Kapkolonie). Gleichzeitig drohte Roberts den Buren, bei Fortsetzung der Aufhebung von Proviantzügen die Tagesration der Insassen dieser Lager auf ein Minimum herabzusetzen.

Die Bitte um Überführung der Frauen auf neutrales Gebiet lehnte Roberts mit der Begründung ab, daß diese dann eine Gefahr für England bilden könnten. Um die Buren zur Niederlegung der Waffen zu zwingen, ließ nun der ritterliche Lord die hilflosen Frauen und Kinder an dem Nöthigsten Mangel leiden. Doch die Buren ließen sich nicht erweichen, sie blieben unerbittlich und führten trotz der verzweifelten Lage ihrer Familien den Kleinkrieg mit ungeschwächter Kraft fort.

Die Zustände in diesen Lagern erfahren durch die Statistik eine grelle Beleuchtung.

Ende Juli 1901 befanden sich in sämtlichen Konzentrationslagern von Transvaal 62479 Personen, nämlich 10 000 Männer, die sich freiwillig ergeben hatten, über 23 000 Frauen und über 28 000 Kinder im Alter von einem bis zwölf Jahren. Knaben über zwölf Jahren werden von den Engländern bereits als Männer gerechnet. Bis Ende Juli starben 1067 Personen, darunter 860 Kinder.

Im Juli 1901, also im Winter, nahm die Sterblichkeit in schreckenerregender Weise zu. In einem einzigen Lager starben in diesem Monate 196 Frauen und Kinder. Im Juni betrug die Sterblichkeit unter den Burenkindern 334,8 vom Tausend, in der ersten Hälfte des Juli stieg sie auf die fürchterliche Höhe von 393,6 vom Tausend. Im Lager zu Potchefstroom, in dem 3002 Kinder eingeschlossen waren, starben in der ersten Woche des Juli an den Masern 95 und in der zweiten Woche 105 Kinder beiderlei Geschlechtes. Sollte der Krieg noch ein Jahr währen und die Sterblichkeit im gleichen Maße fortschreiten, so werden die Buren noch vor dessen Beendigung ohne Nachkommen sein.

Treffend bemerkt Charles Dilke in seinen „Problems of Greater Britain“:

„Kein anderes Volk hat es so gut verstanden als wir, die unterjochten Völker zum Aussterben zu bringen.“

„Eine gewisse Frau Scot“, wurde in englischen Zeitungen berichtet, „kam mit sieben Kindern ins Lager. Als sie da war, erkrankte eines ihrer Kinder, ein Mädchen, und wurde ins Show Yard-Spital außerhalb des Lagers gebracht, man gestattete aber der Mutter nicht, mitzugehen. Als das Kind in den letzten Zügen lag, weigerte man sich, ihr einen „permit“ (Erlaubnisschein) ins Hospital zu geben und das Kind starb, ohne die Mutter gesehen zu haben. Später erkrankten zwei von ihren anderen Kindern, die auch ins Hospital gebracht wurden. Innerhalb zwei Monaten hat sie vier Kinder an Fieber verloren, die letzten Kinder hat sie besucht. Eine gewisse Frau Esterhuizen von Brandfort bat wiederholt, freigelassen zu werden und auf eigene Kosten im Dorfe Winburg bleiben zu dürfen; man verweigerte aber ihrer Bitte Folge zu leisten. Sie bekam das Fieber und starb, während ich mich im Lager befand. Der Kommissär von Winburg, Herr Cloete, scheint mir zu jung und unerfahren. Als Schwester Bakkes ihn bat, mehr Güter (Lebensmittel) ins Lager und Hospital zu schicken, sagte er, daß, wenn man so verführe, England bald seine Zahlungen einstellen könnte.

„Man drohte den Frauen, weniger Nahrungsmittel zu verabreichen, wenn sie sich nicht ruhig verhalten wollten. Es wurde ihnen nicht gestattet, Nahrung zu kaufen, obgleich einige von ihnen Geld hatten. Sie sollten sich begnügen mit der schlechten Nahrung, welche man ihnen verschaffte. Anfangs mußten die Frauen in in den Boden gegrabenen Gruben Brot backen. Später bekamen sie Öfen. Bisweilen, wenn es regnete, standen jene Gruben voll Wasser und dann mußten sie warten, bis es trocken war. Nach gewissen Stunden war es ihnen auch nicht gestattet, Licht in ihren Hütten zu brennen. Wenn ein Kind krank war, mußte man sich mit einem Zündhölzchen begnügen,

so daß die Schildwache es nicht sehen konnte. Die Kinder sehen aus wie alte Männer, die Gesichtchen sind so klein und zusammengeschrumpft, daß man nie meinen würde, daß sie so jung seien."

Aber trotz dieser entsetzlichen Qualen ist die glühende Freiheitsliebe der Burenfrauen noch nicht erstorben, trotz aller Mißhandlungen ist ihr Mut, ihre Nackensteife ungebrochen. Nach wie vor empfangen sie jene Männer, die freiwillig die Waffen niedergelegt haben und in die Lager gebracht werden, mit Hohn und Spott.

Ein englischer Offizier schreibt darüber:

„Die Burenlager machen uns große Schwierigkeiten. Sie sind die Quellen der Rebellion und aller Hindernisse. Die Frauen, und ganz besonders die Gattinnen der Burenoffiziere und -Kommandanten, hassen uns und unsere Art. Sie lachen uns aus und verhöhnen uns, weil wir sie ernähren und kleiden. Den Buren, die noch im Felde stehen, schreiben sie, daß dieselben den Kampf nur ruhig fortsetzen sollen, denn ihnen gehe es gut. „Alles soll noch recht werden," sei ihre immer wiederkehrende Redensart. Sie halten nicht endenwollende Gebetstunden ab, verbreiten Lügen über die Erfolge ihrer Männer auf dem Schlachtfeld und suchen, wie die Trojaner, den Mut ihrer schwächeren Schwestern zu heben. Sobald Neulinge in das Lager kommen, geht der Spektakel von neuem los. Sie verhöhnen dann die Männer, die sich mit den Umständen abgefunden haben und beginnen, gegen uns loyal zu werden. Es kann gar keinen Zweifel darüber geben, daß die Frauen, die sich in diesen Lagern befinden, zum größten Teile dafür verantwortlich sind, daß der Krieg noch immer nicht beendet ist. Sie sind vollkommen unversöhnlich und werden jedenfalls immer jeder Annäherung zwischen den beiden Nationen im Wege stehen. Ich sehe eine Menge von diesen Sachen mit eigenen Augen, denn wir haben hier über 2000 Flüchtlinge. Es ist sicher, daß dieselben fortwährend in Verbindung mit ihren Freunden auswärts stehen, und sobald wir irgendwo Pech haben,

so ist die Nachricht sofort im Lager herum, lange ehe wir auf militärischem Wege irgend eine Meldung davon haben."

Miß Hobhouse schildert in der „Daily News" die Art und Weise, in der die Engländer von Burenfrauen Geständnisse zu erpressen suchten:

„Der Lagerkommandant Major Guinneß verlangte z. B., daß Frau Badenhorst von Witkoppieshoeve im Bezirke Kroonstad ihm verraten sollte, wo auf dem Gehöfte ihres Mannes die Munition begraben sei. Sie versetzte, sie wüßte überhaupt nicht, daß Munition auf dem Hofe begraben sei. Es wurde deshalb auf vierundzwanzig Stunden Einzelhaft im Wartezelt gegen sie erkannt. Gegen Abend bat sie um ihre zwei jüngsten Kinder und Bettzeug. Weil das Zelt in Unordnung geraten war, mußte sie sich auf das Segeltuch legen, um dessen Wegwehen zu verhindern. Den folgenden Tag wurde sie aufs neue verhört, mit ebenso geringem Erfolg, worauf sie nochmals, aber jetzt sechsunddreißig Stunden eingesperrt wurde. Schließlich wurde sie nebst ihren Kindern fortgebracht, keiner weiß wohin.

„Frau Barend Pretorius von dem Rietspruitgehöft im Bezirk Kroonstad wurde ebenso in die Verbannung geführt, weil sie nicht angeben konnte, wo Munition vergraben sei.

„Als der Lagerkommandant von einer anderen Burenfrau verlangte, sie und andere sollten ihre Männer wissen lassen, daß sie erschossen werden würden, wenn die Buren nicht unterließen, die Eisenbahn zu zerstören, antwortete sie: Sie werde das gewiß nicht thun, denn die Eisenbahn sei von den Buren erbaut worden und diese hätten also vollkommen Recht, sie zu zerstören. Sie wurde in das Wartezelt eingesperrt, aber diese Strafe richtete bei ihr nicht viel aus. Als sie freigelassen wurde, sagte sie laut zu ihren Mitgefangenen: »Mit Liebe habe ich für unsere kämpfenden Männer und Brüder gelitten. Ich habe nichts gethan, wessen ich mich zu schämen brauchte. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Frauen und Kinder nicht behandeln, wie man uns behandelt. Ich würde mich schämen; ich rühme mich meiner Leiden.« Man fürchtete, daß ihre

Kühnheit das Lager anstecken möchte, deshalb wurde sie fortgeführt. Wohin? . . ."

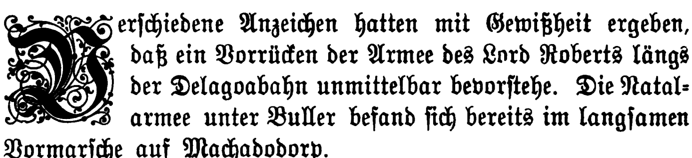
Bei diesen erhebenden Zügen echter Heldengröße inmitten des erschütternden Elendes muß man der Burenschriftstellerin Olive Schreiner beistimmen, die da schreibt:

„Man sagt mir, daß vielleicht alle waffenfähigen Männer getötet würden. Gut — aber die Frauen? Wenn nur 5000 Afrikanerinnen übrig bleiben, die Mutterfreuden entgegensehen, so werden sie eine Rasse groß ziehen, die der früheren nicht nachsteht. Wenn einstens die Enkel und Urenkel dieser Männer an den Grabhügeln ihrer Vorfahren vorbeikommen, werden sie sagen:

„Da ruhen unsere Väter, die den Heldentod starben in unserem großen Freiheitskrieg."

XVI.

Zur Schlacht von Dalmanutha.



Verschiedene Anzeichen hatten mit Gewißheit ergeben, daß ein Vorrücken der Armee des Lord Roberts längs der Delagoabahn unmittelbar bevorstehe. Die Natalarmee unter Buller befand sich bereits im langsamen Vormarsche auf Machadodorp.

Im Kriegsrate zu Machadodorp, der unter dem Vorsitze des Präsidenten Krüger stattfand, wurde endgültig beschlossen, um den Besitz der Delagoabahn, dieser Lebensader von Transvaal, auf das schärfste zu kämpfen und den Engländern zum letztenmal *in offener Feldschlacht* entgegenzutreten.

Wohl verfügte Botha nach Heranziehung der Burenabteilungen, die bisher Buller gegenüber gestanden waren, über rund 3000 Reiter, doch waren die beiden englischen Armeen, die gegen Machadodorp anrückten, ihm wohl um das zehnfache überlegen. Die Lage war daher sehr schwierig, und es zeugt von dem scharfen militärischen Blick Bothas, des einfachen



Kühnheit das Lager anstecken möchte, deshalb wurde sie fortgeführt. Wohin? . . .“

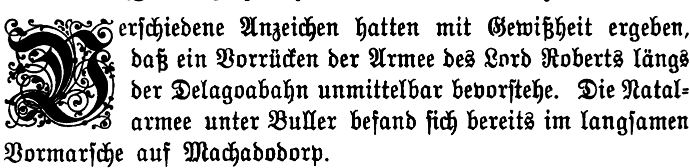
Bei diesen erhebenden Zügen echter Heldengröße inmitten des erschütternden Elendes muß man der Burenschriftstellerin Olive Schreiner beistimmen, die da schreibt:

„Man sagt mir, daß vielleicht alle waffenfähigen Männer getötet würden. Gut — aber die Frauen? Wenn nur 5000 Afrikanerinnen übrig bleiben, die Mutterfreuden entgegensehen, so werden sie eine Rasse groß ziehen, die der früheren nicht nachsteht. Wenn einstens die Enkel und Urenkel dieser Männer an den Grabhügeln ihrer Vorfahren vorbeikommen, werden sie sagen:

„Da ruhen unsere Väter, die den Heldentod starben in unserem großen Freiheitskrieg.“

XVI.

Zur Schlacht von Dalmanutha.



Verschiedene Anzeichen hatten mit Gewißheit ergeben, daß ein Vorrücken der Armee des Lord Roberts längs der Delagoabahn unmittelbar bevorstehe. Die Natalarmee unter Buller befand sich bereits im langsamen Vormarsche auf Machadodorp.

Im Kriegsrate zu Machadodorp, der unter dem Vorsitze des Präsidenten Krüger stattfand, wurde endgültig beschlossen, um den Besitz der Delagoabahn, dieser Lebensader von Transvaal, auf das schärfste zu kämpfen und den Engländern zum letztenmal *in offener Feldschlacht* entgegenzutreten.

Wohl verfügte Botha nach Heranziehung der Burenabteilungen, die bisher Buller gegenüber gestanden waren, über rund 3000 Reiter, doch waren die beiden englischen Armeen, die gegen Machadodorp anrückten, ihm wohl um das zehnfache überlegen. Die Lage war daher sehr schwierig, und es zeugt von dem scharfen militärischen Blick Bothas, des einfachen



Übersichtskarte zur Schlacht von DALMANUTHA (22.-27. Aug. 1900)

Letzter Schlachttag

Zu Seiner, Erinnerungen II.

Verlag v. C. H. Beck, München.

Landmannes, daß er unsere Stellungen vorzüglich wählte. Infolge der geschickten Ausnützung des Terrains vermochten wir trotz unserer numerischen Schwäche den Engländern nachdrücklichen Widerstand zu leisten.

Unsere Aufstellung bildete einen gegen Belfast offenen Bogen von vierzig Kilometer Ausdehnung, dessen Mittelpunkt die Farm Bergendal (Berg und Thal), zwischen Belfast und Dalmanutha an der Bahnlinie, war. Die beiden Flügel waren scherenartig gegen Westen vorgeschoben. Zwischen der Mitte und dem rechten Flügel, der sich bis Blakplaats nördlich von Belfast hinzog, war eine Lücke von drei Kilometer, während der linke Flügel sich erst in einer Distanz von zwei Kilometer anschloß und sich bis Noitgedacht südlich des Komatirivers ausdehnte.

Das Plateau von Belfast ist die höchste Hochebene Transvaals und fällt nach Osten terrassenförmig ab. Ihr gegenüber liegt die niedrigere Hochebene von Dalmanutha, die nach Süden zu steil abfällt und nach Westen allmählich sich senkt, während nach Norden sich von dem Plateau hohe und steile Ausläufer bis an den Elandsspruit erstrecken.

Das gebirgige Terrain war für die Verteidigung gegen Infanterie und Kavallerie sehr günstig, doch bot das baumlose und völlig kahle Gelände der zahlreichen englischen Artillerie ein ausgezeichnetes Schußfeld; zudem konnte letztere von dem hochgelegenen Plateau von Belfast aus unsere Stellungen auf dem rechten Flügel und in der Mitte einsehen und unter wirksames Feuer nehmen. Die gefährlichste Stelle war unsere linke Flanke, wo niedriges, einförmiges Hügelland sich befand. Um über die Bewegungen Bullers genau unterrichtet zu sein und eine Umgehung des linken Flügels zu vermeiden, waren stehende Patrouillen weit nach Süden vorgeschoben worden. Die Verwendung der Kavallerie mußte in diesem zerrissenen Gelände ziemlich beschränkt sein. Ein überraschendes Auftreten war unmöglich, und das Pferd hier nur Fortbewegungsmittel. Das wellige Terrain gestattete, bis in Gewehrschußdistanz vorzureiten und dann das Feuergefecht aufzunehmen.

Ein gefährlicher Punkt unserer Aufstellung war auch das westliche Plateau von Dalmanutha, das erkerförmig in die Ebene vorsprang und, weithin sichtbar, ein guter Zielpunkt war.

In einer wildzerrissenen, schluchtenreichen Gebirgsgegend hatte der rechte Flügel eine ausgezeichnete Stellung.

In der Front — in der Feuerlinie selbst — befanden sich auf Seite des Buren-Heeres:*)

1.	Lydenburg-Kommando .	200	Reiter	Rechter Flügel
2.	Pretoria-Polizei . . .	20	"	
3.	Pretoriadorp-Kommando .	200	"	
4.	Middelburg-Kommando .	200	"	
5.	Deutsches Korps Schultz .	80	"	
6.	Johannesburg-Kommando	200	"	
7.	Kapkolonisten	80	"	Mitte
8.	Krügersdorp-Kommando .	300	"	
9.	Deutsches Korps Goldegg	40	"	
10.	Johannesburger Polizei .	74	"	
11.	Johannesburger Polizei .	100	Fußgänger	Linker Flügel
12.	Internat. Korps Krieger .	80	"	
13.	Ermelo-Kommando . .	300	Reiter	
14.	Amerikanisch-Irisches Korps	40	"	
15.	Bocksburg-Kommando .	300	"	
16.	Heidelbergdorp-Kommando	300	"	
17.	Bethal-Kommando . . .	400	"	
18.	Deutsches Korps Kunze .	40	"	
19.	Karolina-Kommando . .	200	"	
20.	Deutsches Scouding-(Kundschafter-)Korps	20	"	
	Artillerie	60	"	
	rund	3300	Reiter.	

*) Auf unserer Kartenskizze zur Schlacht von Dalmanutha sind die Stellungen der Buren mit Ziffern, und zwar entsprechend denjenigen in der nachfolgenden Zusammenstellung, bezeichnet, die der Engländer mit kleinen lateinischen Buchstaben.

An Artillerie war vorhanden: 3 schwere Festungsgeschütze, sogenannte Long Toms (auf der Karte I), ferner 1 Kruppkanone, 1 Armstrongkanone, 1 Bergschleicher (kleine Gebirgskanone, den Engländern in Natal abgenommen), 1 Pompom (Bombenmaxim, den Engländern bei Colenso abgenommen), 1 Gewehrmaxim (Eigentum der Johannesburger Polizei, den Engländern bei Colesberg abgenommen). Verschiedene Handmaxim (kleine Gewehrschnellfeuergeschütze).

Bei Nelspruit hinter Machadodorp befanden sich über sechzig Geschütze, fast durchgehends den Engländern abgenommen, die aber wegen Munitionsmangels unverwendbar waren.

Major Wolmarans, ein Afrikaner, war Kommandant unserer kleinen Artillerie; ihm standen als Artillerieoffiziere zur Seite Grothaus und die Deutschen Freiherr von Dalwig und Kleinschmidt.

Als ein Krebsschaden erwies es sich, daß sämtliche Kommandos und Korps ihre Fußgänger, die ihrer Schwerfälligkeit wegen für jede Abteilung einen Ballast bildeten und sich daher nur bei den Wagen aufhalten konnten, in die Gefechtslinie zogen. Es zeigte sich wieder wie schon so oft in diesem Kriege, daß nicht die Zahl den Wert der Abteilung erhöht, und während die Kommandanten ihre Stellung durch die Fußgänger verstärkt zu haben meinten, hatten sie dieselbe geschwächt. Da die Fußgänger bei der jeweiligen Aufgabe oder Änderung einer Stellung infolge ihrer Schwerfälligkeit sich den Engländern nahezu preisgegeben sahen, so waren sie jeden Augenblick zur Flucht bereit und daher in der Front ein unzuverlässiges Element. In der That verließen bei dem englischen Angriff auf Bergendal am 27. August 1900 die Fußgänger des Johannesburger Polizeikorps und das Internationale Korps Krieger schon zu Beginn des Gefechtes ihre Stellungen, während in dem Krügersdorfkommando durch dessen flüchtende Fußgänger eine Panik entstand.

Der rechte Flügel zählte 900 Mann, während die weniger günstige Stellung am linken Flügel von 2300 Mann verteidigt wurde. In der isolierten Mitte standen 500 Mann. Reserven waren keine vorhanden.

Das italienische Korps unter Ricchiardi (auf der Karte II), das in einer Stärke von 50 Reitern weit hinter der Feuerlinie beim „Long Tom“ sich aufhielt und während unseres fünftägigen Kampfes die herrlichste Fernsicht genoß, kann nicht als Reserve betrachtet werden.

Bei den Wagen des Kommandos, die dicht hinter den Stellungen waren, befanden sich wohl noch streitbare Männer, auch trieben sich hinter der Front eine Menge Drückeberger herum, die natürlich hier als Kämpfer nicht in Betracht kommen. In der Feuerlinie selbst waren nur rund 3300 Mann, denen über 30 000 Engländer, also eine zehnfache Übermacht, gegenüber standen.

Das englische Heer bestand aus folgenden Truppenteilen:*)

	Mann	Batterien	
a) Kavalleriedivision French: 4 Regimenter à 500 Mann . . . . =	2000	2	
Infanteriedivision Pole-Carew:			
b) Brigade Stephenson, 2 Linienregimenter zu 2 Bat. à 8 Komp. . . =	3200	2	
c) Gardebrigade, 3 Regimenter zu 3 Bataillonen à 8 Komp. . . . . =	7200	3	Roberts
d) Schützenbrigade, 2 Regimenter zu 4 Bataillonen à 2 Komp. . . . =	6400	2	
e) Inniskillingregiment (Linienregiment), 2 Bataillone à 8 Komp. . . . =	1600	—	
f) Infanteriedivision Lyttleton, 4 Linienreg. zu 2 Bat. à 8 Komp. . =	6400	4	
g) Kavalleriedivision: Brig. Dundonald, Brig. Broklehurst je 2 Regim. à 500 Mann	2000	2	Buller
Kolonialtruppen, Artilleriemannschaft	2000		
	30800 M.,	15 Batterien mit 80 Geschützen.	

*) Vgl. die Fußnote auf Seite 196.

Im Falle eines Rückzuges sollte die Hauptmacht unter Botha sich nach Lydenburg wenden, Ben Viljoen mit dem Deutschen Korps Goldegg und Schultz, sowie dem Krügersdorp- und Johannesburgdorp-Kommando, denen sich die Kapkolonisten anzuschließen hatten, längs der Bahn zurückgehen.

„Von Kopje zu Kopje, Schritt für Schritt,“ lautete der Befehl.

Die Kämpfe dieser Tage gehören zu den erbittertsten des ganzen Krieges.

XVII.

Am Komati.

Langsam nähert sich die Sonne des 21. August dem Horizont und vergoldet die Wipfel der Baumgruppen, aus deren freundlichem Grün die weißen Mauern der Farm hervorleuchten. Noitgedacht, Niegedacht hat der Bauer, der als Nomade das Land durchzog und inmitten der Wildnis dieses Eden fand, sein Heim benannt.

Idyllische Ruhe herrscht ringsum. Von ferne erklingen die Rufe der Kaffern, die das Vieh heimtreiben, Tauben sitzen auf den Bäumen und lassen ihr trauliches Girren ertönen, während die Hunde unter wachsamem Bellen ihre Runde um das Haus machen. Kein fremdartiger Laut stört den Frieden der Landschaft. Doch halt!

Der Hufschlag nahender Pferde wird hörbar, und nach kurzer Zeit erscheinen auf dem schmalen Fußpfade, der zum Fluß hinabführt, fünf Reiter, die hinter einander rasch den Weg heraufkommen und bald vor der Thüre stehen, die den hohen Cactus- und Aloenzaun abschließt. Es sind Burenkämpfer und zwar Deutsche.

In der Farm hat man die Ankömmlinge bereits bemerkt. Eine alte würdige Bauernfrau erscheint und öffnet die Thüre.

„Guten Abend, Tante!“ grüßt der erste Reiter.

„Goden avend, mynheer!“

„Habt Ihr Khaki gesehen?“

„Khaki?“ Lebhafte Bestürzung malt sich in den Zügen der Frau. „Wie sollen Khaki hieher kommen? Der Engelsman ist doch fern.“

„Ihr irrt,“ versetzt der Deutsche. „General Buller ist vor wenigen Tagen mit seinen Menschen von Ermelo weggetrekt und kann jede Stunde hier eintreffen.“

„Allamachtig! Allmächtiger!“ ruft die Frau erschreckt. „Das ist ja unmogelik!“

Eben wollen die Reiter ihren Weg fortsetzen, da erscheint ein junges Mädchen und bringt auf einer Tasse mehrere Schalen mit dampfendem schwarzen Kaffee. Das frische rosige Gesichtchen guckt allerliebst unter der schneeweißen holländischen Haube hervor.

„Wollt Ihr nicht eine Kopi Koffij?“

„Sicherlich! — Guten Abend, Schwester!“

„Guten Abend, mein Herr!“ dankt sie jedem mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt.

Bald sind die Schalen geleert, und schon wenden die Reiter nach kurzem Danke ihre Pferde, da fragt der erste, sich nochmals umwendend, mit einem Anfluge von Mißtrauen:

„Ist das Euer Vieh, das dort die Kaffern in den Kraal sperren?“

„Ja, mein Herr!“

„Warum habt Ihr es nicht in das Buschfeld getrieben?“

„Das ist unmogelik!“ entgegnet die Frau. „Mein Mann ist am Modderriver mit Cronje gefangen worden und jetzt auf St. Helena, meinen einzigen Sohn haben die Engelschen am Tugela totgeschossen. Wir armen Frauen sind nun ganz allein, nur einige Kaffern helfen uns noch. Das ist banje traurig für uns.“

„Ja, das ist sehr traurig,“ sagt der Deutsche teilnehmend. „Aber al zal reg kom. — Alles wird recht kommen.“

Mit freundlichem Gruße sprengt er sodann den voraus-
gerittenen Gefährten nach.

Die Sonne hat inzwischen den Horizont erreicht. Finster
und drohend schauen die Ränder von Belfast in das Hügelland
herab, das sich bereits in Dunkel zu hüllen beginnt. Am
Komatirivier herrscht tiefe Ruhe, nur das Gurgeln und Murmeln
des Flusses, dessen klare Wasser in dem steinigen Bette dahin-
eilen, unterbricht die Stille. Lautlos, den Karabiner quer vor
sich auf dem Sattel, reiten die Deutschen längs des Ufers strom-
aufwärts. Nach einiger Zeit hält der Erste.

„Gott weiß, wo die Kerls sind. Bis hieher ist die Gegend
noch frei."

„Aber Buller ist doch im Anmarsche. Er kann nicht
mehr weit sein."

„Auf jeden Fall müssen wir eine positive Meldung
bringen," sagt der Erste. „Kraut, hält Ihr Pferd noch einige
Stunden das Herumklettern aus?"

„Es wird gehen, Kommandant!"

„Gut, dann dringen wir längs dieses Baches da vor uns
in die Berge ein."

Die Freiwilligen sitzen ab und ziehen, einer hinter dem
andern, das Pferd am Zügel nachführend, weiter. Der Weg
wird steiler, und der Bach stürzt in zahllosen Wasserfällen zum
Flusse hinab. Dichter treten die Berge zusammen und bilden
schließlich eine enge Schlucht, zu deren beiden Seiten sich mäch-
tige Sandsteinfelsen aufbauen. Rabenschwarze Finsternis gähnt
den Eindringenden entgegen. Vorsichtig tasten sich die Männer
weiter, jede Fußbreite Bodens muß untersucht werden. Manch-
mal schlägt ein Pferd mit dem Hufeisen klirrend auf oder ein
Stein kollert von oben herab, dann hält alles und lauscht. Doch
nichts regt sich, nur der Wildbach schäumt und tost.

Endlich ist die Höhe erreicht. Ein eisiger Ostwind em-
pfängt die Kundschafter. So viel der schwache Sternenschimmer
erkennen läßt, befinden sie sich auf einer Hochebene, die sie nun
nach allen Richtungen durchstreifen.

„Kommandant!“ flüstert ein Freiwilliger plötzlich. „Dort ist ein rotglühender Punkt.“

„Wo?“

„Dort links im Westen!“

„Richtig! Dort ist auch einer und da wieder und hier eine ganze Reihe.“

„Hurrah, wir haben sie!“

„Meinhart! Eilen Sie so schnell als möglich nach Noitgedacht zurück und dann zur Drift an der Machadodorfstraße weiter, wo das Karolinakommando steht,“ befiehlt der Kommandant. „Melden Sie dort, daß wir bereits Fühlung mit Buller gewonnen haben.“

Der Meldereiter geht ab.

„Viel Glück!“ ruft er den Zurückbleibenden noch zu.

„Wir dringen jetzt bis an den jenseitigen Rand vor, um einen Ausblick auf das Thal zu gewinnen. Stoßen wir unterwegs auf Engländer, so eilt jeder zur Schlucht zurück. Keiner hat sich um den andern zu kümmern. Wir müssen trachten, daß wenigstens Einer mit der Meldung durchkommt.“

Geräuschlos bewegen sich die Männer über das Plateau, und bald ist der Rand erreicht. Nun werden auch auf dem gegenüberliegenden Berge, kaum tausend Yards in der Luftlinie, Reihen von kleinen rotschimmernden Feuern sichtbar, die sich bis in das Thal hinabziehen. Ein verworrenes Summen dringt herüber.

„Seht Ihr die vielen Menschen, die sich um die Feuer bewegen?“

„Ja! Wie hoch schätzen Sie die Truppe, Kommandant?“

„Ein Regiment; jedenfalls berittene Infanterie; doch können auch dort auf den dunkeln Bergen Truppen lagern, die aus Mangel an Brennmaterial keine Feuer haben.“

Die Deutschen sitzen wieder auf, um schneller von der Stelle zu kommen. Längs des Randes reiten sie weiter und versuchen, auch noch einen Blick auf das Hügelland im Süden zu werfen. Nach einiger Zeit wird Hundegebell hörbar.

„Wir sind bei einer Farm.“

„Bindet die Kochgeschirre fester. Nichts darf klappern, keinen Laut!“

Mit angehaltenem Athem lauschen die Freiwilligen in die Nacht hinaus. Das Hundegebell verstummt, nun aber tauchen Lichter auf, die sich hin und her bewegen und dann wieder verschwinden. Noch eine Strecke dringen die kühnen Männer vor.

„Halt! Die Pferde spitzen die Ohren!“

„Dort bei dem Busch rührt sich etwas.“

„Aufgepaßt! Sie sind dicht vor uns.“

Die Späher sitzen ab, denn zu Pferde geht es jetzt nicht mehr. Zwei Freiwillige führen die Tiere zur Schlucht zurück. Zwar schlägt manchmal ein Huf klirrend auf, doch wird der verräterische Laut glücklicherweise durch das Pfeifen des Ostwindes übertönt, der orkanartig über die Hochfläche braust.

„Vorwärts, Reller,“ sagt der Kommandant zu seinem Gefährten. „Nun werden wir denen da etwas auf den Zahn fühlen.“

Geräuschlos schreiten die Deutschen weiter. Deutlich ist bereits das Anrufen der Posten zu vernehmen.

„Halt! who goes there?“

„Advance“ — das übrige wird von dem Sausen des Windes verschlungen.

Rasch dringen die Deutschen vor. Schon tauchen mehrere Baumgruppen aus dem Dunkel der Nacht auf, und auch die Umrisse eines Hauses treten hervor. Sie sind am Ziele. Angestrengt spähen sie auf das Land im Süden hinab. Nach einigen Minuten sagt der Kommandant:

„Durch den Feldstecher kann man auch hier Lagerfeuer bemerken. Es ist kein Zweifel, wir haben die ganze Kavalleriedivision Buller vor uns.“

Plötzlich beugt sich Reller lauschend vor.

„Ich höre etwas!“

Im selben Augenblick reißt ihn sein Gefährte nieder. Hinter einem Busch — kaum zwanzig Yards entfernt — wird

unterdrücktes Husten hörbar. Regungslos liegen die beiden einige Zeit da.

Jetzt knirscht der Sand unter Tritten. Mehrere Gestalten schreiten auf sie zu, und weißes Riemenzeug leuchtet durch die Finsternis.

„Halt!"

Da blitzt es nach einander aus dem Dunkel auf, ein Engländer bricht zusammen, und bevor dessen überraschte Gefährten zum Schusse kommen, sind die Deutschen in der Finsternis verschwunden.

* * *

Am Komatiriver, unweit von Noitgedacht, hatte am nächsten Morgen (22. August) das Karolinakommando Stellung genommen, um den Vortruppen Bullers, dessen Herannahen von der Patrouille des deutschen Scoudingkorps gemeldet worden war, den Weitermarsch zu erschweren. Das wellige Gelände war für die Burentaktik sehr geeignet, allerdings hatte der Fluß bis zu seinem Schnittpunkt mit der großen, von Machadodorp nach Carolina führenden Straße keine einzige für Pferde passierbare Drift.

Die Engländer ließen nicht lange auf sich warten. Bald erschien eine lange Linie von Reitern am Horizont, die jede Terrainfalte absuchte und langsam näher kam. Nachdem einige Schüsse aus der Burenstellung auf die Engländer gefallen waren, jagten sie eine Strecke zurück, worauf auf einem Hügel mehrere Geschütze auffuhren und das Feuer auf die Höhen bei Noitgedacht eröffneten, das den Buren aber wenig Schaden zufügte. Als aber in deren linker Flanke zahlreiche Reiterabteilungen auftauchten, absaßen und in Schwarmlinien anrückten, wurde zwar auch gegen diese neuen Gegner Stellung genommen; doch bald erreichte der Feind eine so große Feuerüberlegenheit, daß gegen ihn nicht mehr anzukämpfen war. Rasch wurde die Position verlassen und längs des Komati zurückgesprengt, während die Engländer noch immer gegen die verlassene Stellung avancierten.

In einem Bogen erreichte das Kommando die Straße, und zwar gerade in dem Augenblicke, als die Spitzen der zweiten Kavalleriebrigade, Dundonald, im Süden sichtbar wurden. Nach kurzem Ritte langten die Buren bei der Drift an. Nun kamen die Engländer in Massen angerückt.

Die Buren waren jedoch nicht gewillt, die wichtige Drift aufzugeben. Sie setzten sich halbkreisförmig auf den Höhen um sie herum fest und eröffneten auf die herankommenden Schwadronen ein Feuer, das deren Vorrücken einstweilen ein Ziel setzte. Die Engländer saßen hinter den nächsten Deckungen ab und begannen zahlreiche Schwarmlinien zu entwickeln, während die mittlerweile eingetroffene Brigadeartillerie die Drift und das vorliegende Gelände unter Feuer nahm.

Nach einiger Zeit wurde das Feuer der Buren schwächer und verstummte schließlich.

„Das Ganze vor!“ befehlen die englischen Signale.

Die Schützenlinie erhebt sich und marschiert im Schnellschritte vorwärts. Reserven setzt diesmal General Dundonald nicht ein, da er die Buren bereits jenseits des Komati wähnt.

„Das erste Regiment sitzt auf und beginnt die Verfolgung, sobald die Schützen die Stellung besetzt haben,“ befiehlt der General.

„Ob die Buren aber auch die Position verlassen haben?“ wagt der Adjutant zweifelnd einzuwenden.

„Unserem Hurreh halten die blady boggers nicht Stand, das sollten Sie doch schon wissen, Sir!“ sagt der General unwirsch. „Die Zeiten von Maggersfontein sind längst vorüber.“

Indessen sind die Schützen am Fuße der Kopjen angekommen, schon dringen sie die Abhänge aufwärts, da flammt es oben in langer Linie auf, ein mörderischer Kugelregen schlägt ihnen entgegen und wirft sie unter schweren Verlusten wieder hinab. In voller Auflösung fliehen die Erschreckten zurück.

Der General flucht und wettert, allein er vermag die Schlappe nicht mehr ungeschehen zu machen. Zwei Schwadronen sitzen ab und gehen in Schwarmlinie vor, um die Fliehenden

aufzunehmen. Das bereits vorgetrabte Regiment muß in Karriere hinter die schützende Deckung zurück.

Ein Schützenschwarm, der zu weit vorgedrungen ist und sich nun dem feindlichen Feuer schutzlos preisgegeben sieht, wirft in Todesängsten die Waffen weg, die einzelnen Leute stehen auf und strecken die Hände in die Höhe, worauf ein Feldkornett hinter einem Felsblock aufspringt und den Engländern winkt. Die wackeren Söldner laufen spornstreichs die Höhe hinan und werden sogleich von einigen kleinen, mit Vogelflinten bewaffneten Knaben in Empfang genommen, die die Gefangenen hinter einige schützende Felsblöcke geleiten und sie dann scharf im Auge behalten.

Der Führer dieses Schwarmes, ein Leutnant, ist inzwischen hinter einige Felsvorsprünge gekrochen, um sich hier bis zur Dunkelheit zu verbergen und dann zu flüchten. Das scharfe Auge des Feldkornett hat ihn aber bereits entdeckt; er kommt rasch auf den Liegenden zu. Dieser springt auf und wendet sich zur Flucht.

„Stopp, Sir! Stopp!“ ruft der Kornet. „Schont Euer Leben, Ihr entkommt doch nicht.“

Unschlüssig sieht der Leutnant, ein blutjunges bartloses Bürschchen, auf den riesigen Buren, der nur noch wenige Schritte entfernt ist, dann läßt er seinen Karabiner fallen.

„All right, Sir!“ sagt der Kornett freundlich, ergreift die Waffe und zerschlägt sie vor den Augen des Offiziers. „Kommt nun mit.“

Noch ein zweiter Offizier wird herübergeholt und gleich dem ersten zu den Söldnern gesteckt und von den Knaben bewacht.

„Goddam! Eine solche Behandlung muß man sich gefallen lassen,“ knirschte der eine.

„Wenn wir wenigstens ebenbürtige Truppen vor uns hätten,“ seufzt der andere. „Aber sehen Sie sich nur diese verwilderten Gestalten an. Alle ohne Rock und in Hemdärmeln! Mit solchem Pack müssen wir uns herumschlagen!“

Während dieser Herzensergüsse der gefangenen Offiziere begann es hinter den Kopjen wieder ungemütlich zu werden. General Broklehurst hatte seine gesamte Artillerie dem bedrängten Kollegen zu Hilfe geschickt. Obwohl nun auch diese Geschütze die feindliche Stellung mit einem Granathagel überschütteten, hatte der Geschoßregen doch keine Wirkung. Nur hunderte von Skorpionen wurden aus ihrem Winterschlafe aufgeschreckt und marschierten nun mürrisch und verdrossen im Lande herum.

Ein zweiter Vorstoß wurde ebenfalls blutig abgewiesen. General Dundonald überzeugte sich, daß ein Sturm auf die Stellung nur unter großen Verlusten durchgeführt werden konnte. Er zog daher die Truppen allmählich aus dem Feuergefechte und begnügte sich damit, den Buren von Zeit zu Zeit durch eine Granate seinen Unmut fühlen zu lassen.

Die Buren kochten indes seelenvergnügt ihren Kaffee und schickten, als das Granatfeuer nachließ, ihre Gefangenen nach rückwärts.

Zahlreiche Kavalleriepatrouillen sandte Dundonald aus, um eine passierbare Stelle des Flusses aufzufinden und hinter die feindliche Stellung zu gucken, aber jede kehrte ergebnislos zurück.

Ein Leutnant, der erst kürzlich aus London beim Regimente eingetroffen war und in jugendlichem Feuereifer und Thatendrang darnach glühte, sich auszuzeichnen, wollte um jeden Preis mit einer Meldung zurückkehren.

„Wir schwimmen durch den Fluß,“ sagte er kategorisch zu den vier Mann seiner Patrouille.

Diese sehen sich an und schweigen; nur der älteste Soldat, der den Feldzug bereits seit seinem Beginne mitmacht, sagt kopfschüttelnd: „Das ist unmöglich!“

„Was ist unmöglich?“ fährt der Leutnant auf. „Ich bin oftmals durch die Themse mit dem Pferde geschwommen und die ist ein anderes Wasser.“

„Es ist aber unmöglich!“ versetzt der Soldat hartnäckig.

„Einem englischen Soldaten hat nichts unmöglich zu sein!“ ruft der Offizier empört.

„Im Flusse sind Krokodile, von denen möchte ich nicht gefressen werden,“ entgegnet der Söldner. „Warum sollen wir unnötig unser Leben preisgeben?“

„Und für fünf Schillinge!“ setzt ein jüngerer Soldat halblaut hinzu.

Wütend greift der Offizier nach dem Revolver, doch er besinnt sich noch rechtzeitig und zieht die Hand zurück. Es ist vom Regimentskommandanten der strengste Befehl ausgegeben, die Mannschaft gut zu behandeln und Bestrafungen nach Möglichkeit zu vermeiden, da die vertragsmäßige Dienstzeit eines Teiles derselben in einigen Wochen abläuft und man diese Soldaten gerne zum Weiterdienen veranlassen möchte.

„Denn wer weiß,“ sagte der Oberst wiederholt, „was uns das Ministerium für Jammergestalten schickt, und wo sollen wir in diesen kritischen Zeiten Ersatz hernehmen?“

„Verdammte Memmen!“ knirscht wütend der Leutnant. „Ich durchschwimme allein den Fluß. Ihr erwartet hier meine Rückkehr.“

„All right!“

Der Offizier reitet an den Rand des Ufers und sucht sein Pferd zum Sprunge zu bewegen, doch das Tier widerstrebt und schnaubt ängstlich. Da reißt es der Leutnant herum und reitet feldeinwärts. In Karriere kommt er dann angejagt, haut im entscheidenden Augenblicke dem Tiere die Sporen in die Weichen, daß das Blut wegspritzt. Hoch auf bäumt sich das Pferd und setzt in mächtigem Sprunge in die Fluten. Vergebens sucht aber der kühne Reiter das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Das Pferd wird von der reißenden Strömung fortgetragen und vermag sich kaum über Wasser zu erhalten. Um es zu erleichtern, gleitet der Reiter aus dem Sattel und schwimmt, an der Mähne sich festhaltend, neben dem Pferde. Da geraten beide in einen Strudel. Das Pferd wird an das felsige Ufer geschleudert, wo es, halb im Wasser, mit zerschmetterten Gliedern liegen bleibt.

Der Offizier wird im Kreise herumgewirbelt; obwohl daheim in so manchem Wettschwimmen Sieger, gelingt es ihm hier doch nicht, sich zu retten. Seine Arme ermatten, die Kleidung zieht ihn hinunter, und gurgelnd schließt sich das tückische Wasser über ihm. —

Stille wird es allmählich am Komatiriver, und die einfallende Dämmerung macht rasch der Nacht Platz. Der Himmel beginnt sich von den zahllosen Feuern der englischen Truppen zu röten, an der Drift aber und längs des Flusses stehen die Posten der Buren und Burenkämpfer und halten scharfe Wacht.

XVIII.

Das Mißgeschick des Liverpool-Regimentes.

Der 23. August ist angebrochen.

Langsam steigt die Sonne am östlichen Horizont empor und sendet ihre wärmenden Strahlen über das Land. In den Burenstellungen bei Geluckfarm und Welgevonden sowie am Leuwkloof herrscht bereits reges Leben. Einige Wagen, die während der Nacht Proviant gebracht haben, fahren schleunigst gegen Dalmanutha zurück, um noch vor Beginn des Gefechtes aus dem Feuerbereiche zu sein.

Ein Teil der Leute sitzt am kleinen Feuer und kocht Kaffee, während andere Wasser holen oder Kuhmist und anderes Brennmaterial suchen, Knaben fangen die herumlaufenden Pferde ein, satteln sie und stellen sie dann in langen Linien hinter den Deckungen auf.

„Niels, hier habt Ihr eine Kopi Koffij!“

Der Angeredete, ein breitschultriger Bur, nimmt hastig den Becher und schlürft in langen Zügen den duftenden schwarzen Trank hinab.

„Der Koffij ist lecker,“ sagt er dann, den Mund mit dem Rockärmel abwischend.

„Heute werden uns die Engelschen fassen,“ meint der andere, ein alter Mann mit schneeweißen Haaren.

„Sicherlich,“ entgegnet Niels. „Es wird nicht lange währen, sind sie hier.“

„Vielleicht bin ich heute abends tot,“ sagt der Alte schwermütig. „Was wird aber dann aus meiner Frau und den armen verwaisten Kindern meines totgeschossenen Sohnes?“

„Gott sorgt für sie,“ erklärt Niels zuversichtlich. „Er verläßt uns arme Afrikaners nicht.“

„Ihr habt Recht. Gott wird uns helfen!“

Unweit von den beiden stellen sich die übrigen Buren im Kreise zusammen und beten in einem Bußpsalm, dessen Vollgesang in diesen Einöden mächtig und wundersam das Herz des Zuhörers ergreift, zu dem Herrn der Welten, daß er ihnen seinen Beistand schenken möge in ihrem Verzweiflungskampfe um die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Volkes und Landes.

Auf den Felsen nächst Gelukfarm ist eine Gruppe deutscher Burenkämpfer, Freiwillige des Korps Kunze. Einige halten wachsamen Ausguck nach dem Feinde, andere reinigen den Verschluß ihres Karabiners, die meisten aber sind zusammen getreten und stimmen das alte Reiterlied an:

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!“

Die schwermütigen Klänge des deutschen Volksliedes hören sich ebenfalls wie ein Gebet an, und wie sie in den klaren Morgen hinausdringen, lauschen andächtig die Buren dem Gesange.

„Sind moi (gute) Kerls, die Duitsers!“ nickt ein alter Bur befriedigt. „Sie fingen auch Psalmen so wie wir.“

Die Deutschen sind mittlerweile verstummt; sie können sich dem Ernste des Liedes nicht entziehen und stehen fürs erste

schweigend da. Bald aber gewinnen Jugendlust und Jugendtrotz die Oberhand, und keck schallt es in die Luft hinaus:

„Guckt der Tod uns in das Glas,
Ist die Neige noch nicht aus,
Schlagen wir ihn auf die Nas'
Und marschier'n zum Thor hinaus!"

Heitere und übermütige Weisen folgen dem Landsknechtliede. Mißbilligend schüttelt der alte Bur das Haupt.

„Sind auch nichts besser als die andern," sagt er enttäuscht. „Uitlander (Ausländer) bleibt Uitlander!"

Ein schriller Pfiff ertönt — jeder weiß, was er zu bedeuten hat. Schon krachen in der Ebene draußen die ersten Schüsse. Die Meldereiter sind auf die Vorhut des Feindes gestoßen und ziehen sich nun, von Patrouillen heftig verfolgt, zurück. Bald wimmelt die Ebene von den Schwadronen der Kavalleriedivision French, doch an die Burenstellungen wagen sie sich noch nicht heran.

Der unternehmende French ist jedoch keineswegs gesonnen, sich mit einer bloßen Rekognoszierung zu begnügen.

„Die Batterie der ersten Brigade nimmt die Kopjen bei Gelukfarm unter Feuer. Zwei Schwadronen kanadischer Reiter umgehen die Stellungen des Gegners und fassen ihn von Norden!"

Fort sprengen die Ordonnanzen, und bald sitzt die erste Granate in den Hügeln drüben. Jetzt donnert es auch am Blesbokspruit, wo die zweite Brigade angreift.

„Die Höhen bei Frischgewaagt sind frei," meldet ein Offizier. „Der Feind hat sich auf den Leuwkloof zurückgezogen."

„Nicht nachdrängen, sondern das Feuer einstellen und weitere Weisungen abwarten," befiehlt der General. „Der Feind darf nicht zu früh verjagt werden."

Während am Blesbokspruit allmählich das Feuer verstummt, fährt die Batterie der ersten Brigade eifrig in der Beschießung der feindlichen Stellung fort. Gleich die ersten Granaten haben einigen verschlafenen Heuschrecken das Lebenslicht ausgeblasen.

Ein verirrtes Geschoß schlägt durch das Dach der Gelukfarm, eine Minute später dringt Qualm und Rauch aus der Öffnung, Funken sprühen empor, und plötzlich schlagen die hellen Flammen aus dem Dache. Das wütende Element ergreift das ganze Gebäude, und in unglaublich kurzer Zeit stürzt der Dachstuhl und ein Teil der Mauer krachend ein.

Ratlos und händeringend stehen die Frauen und Kinder vor dem funkensprühenden Gluthaufen. Nichts als das nackte Leben haben sie gerettet, in wenigen Augenblicken sind sie heimatlos geworden.

Ungeduldig erwartet French unterdessen die Wirkung der Flankenbewegung der kanadischen Kavallerie.

Mit verhängten Zügeln jagt ein Offizier heran.

„Die Batterie hat sich verschossen!“

„Goddam!“ flucht French.

Noch immer ist von den Kanadiern nichts zu hören. Endlich kracht es im Norden. Nun dirigiert der General die zweite Brigade auf die Höhen bei Frischgewaagt.

In Schwarmlinien und in Kolonnen dringt die Brigade vor und droht durch ihre Massenentfaltung das Heidelberg-Kommando auf dem Leuwkloof zu überflügeln. Nun jagen Heidelberger Meldereiter zurück um Unterstützung. Nach kurzer Zeit kommt in rasendem Galopp das Bethalkommando an. In Terrainsenkungen springen die Reiter von den dampfenden Pferden, überlassen diese den Knaben und besetzen die Terrainwellen zwischen dem Leuwkloof und dem Komatirivier. Sie sind rechtzeitig eingetroffen. Das verdoppelte Feuer zwingt die feindlichen Kolonnen zum Rückzug.

Nun schickt French ein Regiment der bedrängten Brigade zu Hilfe. Da erscheint auf schäumendem Pferde ein Kanadier. Er meldet, daß die Umgehung undurchführbar gewesen, da mehrere Burenabteilungen vom Plateau von Belfast aus den Schwadronen in den Rücken gefallen seien.

„Verluste?“

„Mehrere Züge sind abgängig, doch lassen sich die Verluste noch nicht feststellen.“

French muß weichen. Knirschend gibt er den Befehl zum Rückzug.

Da erscheinen auf der Straße von Karolina die Spitzen der Infanterie-Division Lyttleton, allerdings zu spät. Nach einer Stunde ist das Liverpoolregiment in der Stellung der ersten Kavallerie-Brigade, die sich nun zurückzieht. Die Kompagnien g und h werden vorgeschickt, um zwei Schwadronen, die in Schützenschwärmen in einer Mulde vor den Stellungen bei Gelukfarm liegen, abzulösen.

Der führende Stabsoffizier verfehlt aber den Weg und marschiert an der bezeichneten Mulde vorüber, ohne daß die Kavalleristen die Abteilungen sehen.

Die Buren sind natürlich nicht wenig erstaunt, als sie die beiden Kompagnien friedlich in Doppelreihen auf sich zukommen sehen. Rasch werden die Pferde weiter zurückgeführt, damit die Engländer nicht durch zufälliges Wiehern auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht werden.

Stumpfsinnig und nahezu unfähig, sich noch länger auf den Beinen zu erhalten, schleppen sich die Khaki weiter. Seit mehreren Tagen währen bereits die Gewaltmärsche über die trostlose Steinwüste, und während dieser Zeit haben sie an allem Mangel gelitten und nur von steinhartem Zwieback und widerlichem Corned-Beef gelebt. Apathisch, mit übergelegtem Gewehre, ohne auch nur den Blick vom Boden zu erheben, schleichen sie über das holperige Feld. Auch die Offiziere, die durch Seuchen ihre Pferde verloren haben, gehen einzeln und mißmutig neben den Abteilungen einher.

Regungslos liegen inzwischen die Buren hinter den Felsblöcken.

„Jetzt kommen sie!“

Die Spannung erreicht den höchsten Grad. Der Sand knirscht unter den Tritten vieler Menschen, man hört einzelne

keuchen. Nun springt der Burenkommandant empor und ruft mit dröhnender Stimme:

„Transvaal boven al!“

Ein Schnellfeuer, von vorne, von rechts und links, schlägt in die Abteilungen, das sofort jeden Widerstand unmöglich macht, und nun stürzen wie eine Wetterwolke Buren und Deutsche auf die Truppen ein. Hier faßt ein Bur sein Gewehr an der Mündung und läßt es wie eine Streitaxt auf die Köpfe der Gelben niederschmettern, dort packt ein Deutscher einen Söldner am Kragen und wirft ihn den herbeieilenden Kameraden zu. Im ersten Augenblicke ist das Gefecht entschieden. Den armen Khaki vergeht das Hören und Sehen. Wer nicht bereits am Boden liegt, reißt aus, was er nur laufen kann.

Doch flugs sind die Buren hinter den Unglücksvögeln her, und keiner entkommt. Die Soldaten sind so erschöpft, daß sie nicht laufen können. Sie trotten nur mehr. Aber während andere englische Abteilungen in solcher verzweifelten Lage sofort die Waffen strecken, wollen sich diese Soldaten nicht ergeben.

Ein Unteroffizier, nach dem ein Bur bereits die Hand ausstreckt, wendet sich plötzlich und drückt auf seinen Verfolger den Revolver ab. Der Schuß geht fehl, dafür erhält der Engländer eine Ohrfeige, daß er über und über purzelt.

„Hands up!“ ruft ein Bur einem besonders flinken Soldaten zu. Dieser läuft aber weiter. Nun hält der Bur im Laufe inne, der Karabiner fliegt an die Schulter, ein Schuß — und mit zerschmettertem Schädel stürzt der Engländer zusammen.

Zwei Deutsche setzen dem Hornisten nach. Dieser läuft an dem eben Getöteten vorbei.

„Hands up!“

Unbeirrt durch das Schicksal seines Kameraden rennt der Hornist weiter.

„Ja hört der Kerl denn nicht?“ ruft der eine Deutsche keuchend. „Hands up!“

Der Flüchtige hält aber in seinem Laufe nicht inne. Wütend reißt der Deutsche den Karabiner empor, doch sein Gefährte drückt die Waffe nieder.

„Laß den armen Teufel laufen, er entkommt uns doch nicht.“

Einige Minuten geht die Jagd noch weiter, dann bricht der Gehetzte erschöpft zusammen. Erst nach längerer Zeit kommt er wieder zu Atem, worauf ihm die Deutschen ihre Feldflaschen mit stärkendem Kaffee reichen. Erstaunt blickt der Engländer zu seinen Verfolgern auf.

„Laßt mich noch einen Brief schreiben,“ bittet er in englischer Sprache.

„Was? Hier einen Brief schreiben? Ihr seid wohl nicht bei Sinnen!“

„Laßt mich einen Brief nach Hause schreiben, bevor Ihr mich tötet.“

„Einen wehrlosen Gefangenen töten, was fällt Euch ein?“ rufen die Deutschen empört. „Ihr haltet uns wohl für bestialische Kaffern?“

„Aber Ihr erschießt doch Eure Gefangenen, seitdem Roberts alle Buren und Knaben nach Ceylon bringen läßt,“ wendet der Engländer zweifelnd ein.

„Wer hat Euch das gesagt?“

„Unsere Offiziere!“

„Da muß es mit der englischen Armee wohl schlecht bestellt sein, wenn die Offiziere durch solche Mittel ihre Soldaten zur Tapferkeit zwingen wollen.“

Glücklich erhebt sich nun der Hornist und läßt sich von den Deutschen wegführen.

Während dieses Vorganges spielt sich unweit davon eine blutigere Szene ab.

Ein Kapitän sucht einige der Fliehenden aufzuhalten und stellt sich den Verfolgern entgegen.

„Old England for ever!“

Ein Schuß durch die Brust wirft ihn nieder, worauf die

wenigen Soldaten, die er zum Stehen gebracht hat, auseinander stieben. Wütend ballt der Kapitän die Faust gegen die Ausreißer, dann greift er nach seinem Revolver, der ihm beim Sturze entfallen ist. Er will diese Schmach nicht überleben. Doch er fühlt seine Kräfte schwinden, und eine wohlthätige Ohnmacht umfängt ihn. Zwei Buren heben den Schwerverwundeten empor und tragen ihn sorgsam wie ein Kind in die Stellung zurück, wo er bald von dem herbeigeholten Ambulanzwagen übernommen wird.

Die Ausreißer sind nur bis zu einer Gruppe größerer Felsblöcke gelaufen, wo sie sich niederwerfen.

„Hands up!“ ruft ihnen ein Bur von weitem zu.

Nun kommen hinter einem Felsblock zwei Hände zum Vorschein, während hinter einem anderen ein Tropenhelm emporgestreckt wird.

„All right! Ich habe Euch schon gesehen. Steht nur auf!“

Aber nur der eine getraut sich zu erheben, während der andere noch krampfhaft den Helm in die Höhe hält. Nun greift der Bur hinter den Felsblock und zieht lachend den wackeren Khaki beim Schopfe hervor. Damit ist der letzte Mann der beiden Kompagnien gefangen, kein einziger ist entkommen.

Über achtzig Tote und Verwundete liegen in und vor den Burenstellungen — neue Opfer der mangelhaften militärischen Ausbildung des englischen Offizierkorps. —

Erst nach sechs Tagen traf in London folgende Meldung ein, die mit kindlicher Naivität die Niederlage zu beschönigen suchte:

„Das Mißgeschick von zwei Kompagnien des Regiments Liverpool am 23. August bei Geluksfarm ist direkt als Folge taktischer Fehler eingetreten. Die Kompagnien wurden gegen Abend zur Unterstützung der außenstehenden Kavallerie abgesendet, aber zu weit vordisponiert. Über einen Bergkamm marschierend, entschwanden sie den Blicken des übrigen Regiments. Die Buren umschwärmten die andere Seite des Kammes, und die Liverpooler fanden sich plötzlich vom Feinde bei 40 Meter Schußweite umzingelt. Die Falle sehend, in die er ge-

gangen, ordnete der befehligende Offizier sofort den Rückzug an; aber es war bereits zu spät; der Feind eröffnete ein heftiges Front- und Flankenfeuer, welchem viele Mannschaften zum Opfer fielen. Etwa 30 wurden vom Hauptkorps abgeschnitten. Nachdem 10 getötet und 45 verwundet waren, ging die Munition zur Neige, worauf die übrigen sich ergaben."

Jeder englische Soldat trägt 200 Patronen Kriegstaschenmunition bei sich. Wie viel die armen Liverpooler wohl noch Patronen hatten, als „die Munition zur Neige ging" und sie sich daher ergeben mußten?

Bekanntlich gerieten die 1300 Mann der Kolonne Carleton am 30. Oktober 1899 bei Ladysmith in Gefangenschaft, weil ihnen ebenfalls „die Munition zur Neige ging".

XIX.

Auf Vorposten bei Dalmanutha.

Während sich diese Kämpfe am Komati abspielten, vollendete Roberts die Konzentrierung seiner Truppen bei Wonderfontein, westlich von Belfast.

Nachdem ihm French die Herstellung der Verbindung mit Buller gemeldet hatte, trat Roberts am Nachmittag des 24. August den Vormarsch an. Unheildrohend schoben sich die endlosen Kolonnen gegen Belfast heran. Schon tauchten die glänzenden Wellblechdächer des Ortes auf, da erhielt die vorausttrabende Husarenschwadron aus nächster Nähe ein mörderisches Front- und Flankenfeuer, das die Hälfte der Reiter sofort aus dem Sattel warf. Der Rest jagte in den Schutzbereich der Infanterie zurück.

Nun ging ein Bataillon des ersten Schützenregimentes im Laufschritt vor. Bald hatte es die Unglücksstelle erreicht.

„Fix bajonetts!"

Ein Klingen und Klirren, und die Bajonette sind gepflanzt.

Hell funkeln sie in der Sonne und jeder denkt sich:
„Wie werden wir die bösen Buren spießen!“

Die Offiziere heben die Säbel und rufen: „God save the Queen!“

Mit einem donnernden Hurreh! stürmen die wackeren Khaki die umliegenden Terrainwellen hinan, jetzt sind sie oben — da sehen sie die letzten Buren hinter den Häusern von Belfast verschwinden.

Eine Stunde später übergab der Schweizer Duvoisin dem Führer der Division, General Pole Carew, die Schlüssel der verlassenen Häuser des Ortes.

Finster schaute der General auf die himmelhohen Berge im Norden und Osten, die ihm noch eine harte Nuß zu knacken geben sollten.

Bereits am frühen Morgen des 25. August meldeten zahlreiche Kavalleriepatrouillen, daß der Feind die nordöstliche Ecke der Hochebene von Belfast in einem Halbkreise umgebe und sich in unmittelbarer Nähe des Ortes befinde.

Pole Carew ließ nun zwei Kompagnien des zweiten Garderegimentes nach Norden vorrücken. Sie erhielten jedoch schon in der Nähe des Denkmals heftiges Feuer und vermochten nicht einmal den Plateaurand zu gewinnen. Erst als das ganze Regiment vorgeführt wurde, zogen sich die Buren zurück.

Der General begnügte sich, eine unterhalb des Plateaurandes gelegene unbewohnte Farm in Brand zu schießen, und beschloß mit diesem Ergebnis den Tag.

Abends herrschte in Belfast reges Leben.

Der Kommandierende Feldmarschall Lord Roberts langte mit Extrazug — die Buren hatten die Bahnlinie nur wenig beschädigt — aus Wonderfontein an und nahm im Hotel Heymann & Duvoisin Quartier. Bald darauf traf auch Buller ein.

Es war das erstemal, daß sich die beiden ersten Generale Englands begegneten.

Im Speisezimmer des Hotels berieten sie mit Kitchener, Pole-Carew und Lyttleton die nächsten Operationen. Eine Un-

zahl von Adjutanten harrte vor dem Gebäude und trug die Befehle den entferntesten Abteilungen zu. In den Gassen standen lange Reihen von Gewehrpyramiden, hinter denen die erschöpften Soldaten lagen. Zur Ruhe sollten sie nicht kommen, denn die ganze Nacht hindurch trafen Truppen, Batterien und Fuhrwerke aller Art ein, während die verlassenen Häuser in Lazarette umgewandelt wurden.

Mitternacht war bereits lange vorüber, als eine endlose Reiterkolonne durch die Straßen von Belfast nach Norden zog. Es war die Kavalleriebrigade French, die Roberts aus der Linie genommen hatte, um sie auf dem linken Flügel zu verwenden. —

Stiller, dafür aber nicht minder kriegerisch, ging es im Zentrum der Burenstellung zu.

Mitte August wurde dem Johannesburger Polizeikorps Bergendal und dem Krügersdorpkommando der nordwestliche Teil der Hochebene von Dalmanutha zur Verteidigung zugewiesen.

Kommandant Kemp ließ nun, um allen gerecht zu werden, die drei Wijks (Unterabteilungen) seines Kommandos um ihre Stellungen losen, während er unserem Kommandanten Goldegg die gefährlichste Stelle unmittelbar am Bahndamme mit den Worten übergab:

„Diese Stellung ist die gefährlichste. Ich bitte die Deutschen, sie zu besetzen!“

Wir waren stolz auf diese Ehre und dieses Vertrauen.

Die Hochebene von Dalmanutha verläuft nach Norden in eine Reihe von zungenförmigen Vorsprüngen, zwischen denen tiefe Schluchten liegen. Kemp nahm seine Stellung nun nicht auf dem Plateau der nordwestlichen Zunge, sondern an deren östlichem Abhange, der zugleich die linke Seitenwand einer Schlucht bildete. Eine europäische Truppe hätte sich jedenfalls nicht in ein solches Loch gelegt, das von der Umgebung beherrscht und eingesehen werden konnte und vor allem einen schlechten Ausschuß hatte. Man konnte nämlich vom Rande

der Schlucht nicht bis zum gegenüberliegenden Plateaurand sehen, da ungefähr 400 Schritte vor der Stellung eine niedrige Terrainwelle die Erdzunge von Nord nach Süd durchzog.

Bei der Wahl seiner Stellung konnte Kemp nicht von militärischen Gesichtspunkten ausgehen, sondern mußte in erster Linie auf die persönliche Sicherheit seiner Leute bedacht sein. Fiel eine größere Zahl derselben, so lief ihm wahrscheinlich das ganze Kommando schon in der ersten Minute davon und auseinander. Die niedrige Terrainwelle auf der Hochfläche hätte den Leuten als eine unzureichende Deckung geschienen. Der Bur legt sich eben am liebsten hinter Felsblöcke, wo er sich vor den Artilleriegeschossen sicher wähnt, und solche gab es am Rande der Schlucht in jeder Größe. Zudem geht der Bur nie in Stellung, wenn er seinen Rückzug nicht gesichert weiß. Von der Terrainwelle aus hätten die Buren nun eine vierhundert Schritt lange, vollkommen ebene und dem feindlichen Feuer preisgegebene Fläche durchlaufen müssen, während sie durch die Schlucht sich bald dem Feuerbereiche entziehen konnten.

Baron Goldegg konnte von militärischen Gesichtspunkten ausgehen, da er sich auf seine Leute in jeder Beziehung verlassen konnte.

Die erwähnte Schlucht endet ungefähr 200 Schritte vom Geleise; bis zur Bahnstrecke zieht sich eine Mulde hin, die bei einem Wächterhäuschen endet, das sich genau in der Verlängerung der Krügersdorferstellung befand. Diese Mulde war uns als Stellung zugewiesen.

„Das ist keine Stellung für uns," erklärte jedoch Baron Goldegg entschieden. „Von diesem Loche aus haben wir keinen Ausschuß. Wir werden das linke Ende der Terrainwelle vor uns besetzen."

„Wie Ihr beliebt," entgegnete Kommandant Kemp.

Unsere neue Stellung bot einen vorzüglichen Ausschuß und beherrschte den Plateaurand rechts vom Geleise und auch einen Teil des linksseitigen Randes. —

Am Nachmittag des 23. August — es war ein Donnerstag — saßen Knapp und ich im Lager beim Schachspiel und schoben auf der buntfärbigen Büffelhaut die Patronenfiguren hin und her. Auf einmal wurde es bei den Krügersdorfern lebendig. Kommandant Goldegg kam eilig auf uns zu.

„Was Neues?“

„Die Khaki rücken in riesigen Kolonnen vor!“

„Hurrah! Auffatteln! Nun geht's los!“

Jeder war glücklich, endlich von der Unthätigkeit erlöst zu sein. Mit ernster Entschlossenheit ritten wir ab.

Es sollte aber heute noch nicht zum Kampfe kommen. Wir stiegen nur bis zum Plateau hinauf und ritten bis zum jenseitigen Rand, von wo wir auf das Hügelland hinabschauten. Auch eine Abteilung der Johannesburger Polizei befand sich hier, die ebenfalls nach Süden hinabspähte, wo ein Gefecht im Gange sein sollte. Thatsächlich fand zu dieser Zeit die Vernichtung der beiden Kompagnien des Liverpoolregimentes statt. Da aber der Lärm des Kampfes nicht bis zu uns drang und die Landschaft um uns still und tot blieb, ritten wir bald wieder in das Lager.

Am nächsten Tage, den 24., aber wurde es Ernst, es ging nun wirklich in die Stellung. Noch ein Blick auf das Lager, in dem wir so lange geweilt, dann ritten wir fort.

Freudiger Stolz erfüllte unsere Brust, an der bevorstehenden Entscheidungsschlacht teilnehmen zu können.

Jeder suchte sich in der Stellung einen Fleck aus, den er vorläufig durch Steinhaufen, allerdings eine zweischneidige Deckung, zu schützen suchte.

Am linken Flügel war Kanonendonner hörbar, und auch rechts wurde manchmal geschossen. Bei uns in der Mitte blieb noch alles ruhig.

Nachmittags sandte Kommandant Goldegg Freiherrn von Wrangel und Brix mit der Capkarre nach Machadodorf, um Werkzeuge behufs Aufwerfens eines Schützengrabens zu holen.

Unsere Pferde und Wagen wurden in der dritten Schlucht hinter der Stellung — eine gute Stunde zu Fuß — untergebracht.

Das ganze Korps lag die Nacht zum 25. über in der Stellung. Keiner schloß ein Auge, da unsere fadenscheinigen Decken gegen die durchdringende Kälte keinen Schutz boten und wir jämmerlich froren.

Bei Anbruch des 25. August donnerte eine Kruppkanone, die über Nacht bei der Farm Bergendal aufgestellt worden war, den Engländern einen Morgengruß zu. Später stiegen von den Höhen von Belfast Truppenabteilungen herab und kamen auf uns zu, wandten sich dann aber nach links. Kanonendonner wurde wieder rechts und links hörbar.

Auf dem Höhenrand von Belfast — gerade uns gegenüber — fuhren die Engländer im Laufe des Vormittags eine Batterie auf, die die Bahnlinie bis Dalmanutha hin bestrich. Besonders wir Deutschen mußten auf unserem vorgeschobenen Posten vorsichtig sein, da wir bei der geringsten Unvorsichtigkeit mit Shrapnels bedacht wurden. Auf allen Vieren krochen wir daher zwischen den Felsblöcken herum, was bei der Hitze keine Annehmlichkeit war. Besonders mitgenommen wurde eine Baumreihe bei Bergendal, wo die Engländer unser Geschütz vermuteten. Sie konnten es aber nicht ausfindig machen. Die Lydditgranaten krepierten zwar mitten zwischen den Bäumen, die Kanone stand aber seitwärts zwischen den Felsen wohlversteckt.

Gegen Abend besichtigten der französische und holländische Militärattachés unsere Stellung. Beide waren der Ansicht, daß die Engländer hier an der Bahnlinie den Durchbruch versuchen würden. Wir bewirteten die Herren mit Kaffee und Reis, wovon sie je einen halben Theelöffel voll zu sich nahmen.

Bei Sonnenuntergang fuhren Brix und Freiherr von Wrangel, die sich auf der Rückkehr von Machadodorf befanden und von der Beschießung der Bahnlinie noch nichts wußten, ahnungslos mit der Capkarre auf das Plateau herauf. Kaum hatten sie aber die schützende Schlucht verlassen, als auch schon

eine Granate dicht vor ihnen krepierte. Die Maultiere herumreißen und in der Schlucht verschwinden war eins. Erst nach Sonnenuntergang konnten sie ihre Fahrt fortsetzen. Sie brachten Picken und Schaufeln und einen Sack voll Neuigkeiten: Präsident Steijn sei von Pienaarsriverstation nördlich von Pretoria in Machadodorp eingetroffen und Dewet und Delarey stünden bei Bronkhorstspruit im Rücken der Engländer. Das waren erfreuliche Nachrichten; jedenfalls stands um uns nicht besonders schlimm.

Die Posten wurden nun bis an den Plateaurand vorgeschoben; an der Befestigung der Stellung wurde mit fieberhafter Thätigkeit gearbeitet. Es wurde gehämmert wie in einem Bergwerke.

Von dem Auswerfen eines Schützengrabens mußte der Felsen wegen Abstand genommen werden. Jeder grub für sich ein Loch, so tief und weit, als ihm gut dünkte und er es vermochte — in dem steinigen Boden eine äußerst beschwerliche Arbeit.

In den ersten Monaten unseres Kriegslebens hatten wir wegen Unkenntnis südafrikanischer Verhältnisse unseren Willen dem der Buren untergeordnet, nun aber hatten wir genügende Erfahrung im Kriegshandwerk gesammelt, um selbständig zu handeln. Im Gegensatze zu den Krügersdorfern, die sich hinter Felsblöcken verschanzten, beseitigten wir nach Möglichkeit die Felsstücke von der Terrainwelle, um durch ihr blendendes Weiß der feindlichen Artillerie kein Ziel zu bieten und Verwundungen durch Steinsplitter bei Einschlagen von Granaten zu vermeiden. In dieser Nacht blieb nur der dritte Teil der Freiwilligen in der Stellung liegen; die übrigen dienstfreien Leute schliefen im Bahnwächterhäuschen.

Unser erster Doppelposten stand in gerader Linie vierhundert Schritte vor der Stellung in freiem Felde, der zweite befand sich am Bahndamme, in jedem Graben beiderseits des Geleises hockte je ein Mann. Von den Wachen am linksseitigen Bahndamme in einer Entfernung von zweihundert Schritten

nach vorne und feldeinwärts war der dritte Doppelposten. Für die Posten galt zweistündige Ablösung.

Um Mitternacht bezog ich mit dem Schweizer Sechehaye den dritten Doppelposten jenseits des Geleises.

Rabenschwarze Finsternis herrschte um uns herum. Da das Gras der ganzen Hochebene abgebrannt war und eine Gestalt sich erst in der unmittelbarsten Nähe von der schwarzen Grundfläche abhob, setzten wir uns auf die eiskalte Erde nieder. Auch so vermochten wir nicht weiter als fünfzig Schritte zu sehen, auf dieser kurzen Strecke entging uns aber nichts. Selbst ein kriechender Mensch konnte nun bemerkt werden und mußte sich auf diese Entfernung von dem Horizont, der um eine Schattierung heller war als die Erde, abheben. Zudem wußten wir, daß man auf einem abgebrannten Felde früher über einen sitzenden oder liegenden Menschen fällt, als man ihn sieht. Die weißen Halstücher versteckten wir sorgfältig unter dem aufgestülpten Rockkragen, da alles Weiße, auch der kleinste Papierstreifen, weithin leuchtete.

Die Karabiner auf den Knien, die Finger am Drücker, starrten wir in die Dunkelheit hinein, daß uns die Augen brannten, doch nichts regte sich. Nur das Surren und Zischen des Telegraphendrahtes am Bahndamme unterbrach zeitweise die erdrückende Stille.

Oft knurrte der Magen so laut, daß man es meilenweit hören konnte; wir suchten ihn dann mit der Linken zusammenzupressen. Es half aber nichts; im Gegenteil, das Hungergefühl wurde immer stärker.

Manchmal fielen dem einen oder anderen die Augen zu, dann gab ihm der Wachende ein freundschaftlichen Puff:

„Paß auf, schlaf nicht, sonst haben wir ein Bajonett im Leibe!“

Nach langer Zeit tauchten hinter uns mehrere Gestalten am Horizont auf. Sofort lagen wir auf dem Bauche, die Gewehre im Anschlag. Ruhig lasse ich sie bis auf zwanzig Schritte herankommen, dann rufe ich:

„Halt! Wer da!"

„Lydenburg!" tönt es zurück. Es ist die Ablösung.

„Passiert!"

Gleichzeitig drücke ich aber meinen Gefährten, der aufspringen will, nieder. Die Beiden gehen nun so nahe an uns vorbei, daß der eine mich sogar mit dem Fuße streift.

„Halloh! Wo steckt Ihr denn eigentlich?" rufen sie unmutig.

Nun erst tauchten wir in ihrem Rücken auf. Nachdem wir unsere gegenseitigen Wahrnehmungen ausgetauscht hatten, bezogen die Neuen die Wache, während wir an dem zweiten Doppelposten vorbei nach den Verschanzungen huschten, um, eingehüllt in unsere dünnen Decken, in unseren Erdlöchern Schutz vor dem erstarrenden Sandsturme zu suchen. Auf dem Wege begegnete uns Kommandant Goldegg, der für einen Fieberkranken die Wache übernahm. Nach einer Stunde wurden wir von dem nächsten Drittel in der Besetzung der Stellung abgelöst, worauf wir uns ins Häuschen begaben. Nun erst konnten wir unsere müden Glieder ausstrecken und uns einigermaßen erwärmen.

Doch ans Schlafen war auch hier nicht zu denken. Da kommt ein Mann eines Doppelpostens, schimpft und räsonniert, stolpert über die Daliegenden und ruft, da kein Licht angezündet werden darf, die Namen der Ablösung auf. Während der eine unter Ächzen und Stöhnen sich erhebt und womöglich einige Gewehre umwirft, läßt sich der andere zehnmal nennen, bevor er sich aus seiner warmen Umhüllung herausschält. Mancher meldet sich gar nicht. Einer nach dem andern wird jetzt der Reihe nach wachgerüttelt, was natürlich ohne Schimpfen und Schelten nicht geschehen kann. So geht es die ganze Nacht fort, bis der anbrechende Tag dem Wachdienste ein Ende macht. Nun erst kehrt Frieden und Ruhe im Häuschen ein.

XX.

Ein Sonntag in der Schlachtlinie.

m Morgen des 26. August gab es wohl einige Kanonenschüsse hüben und drüben, eine Granate schlug zwischen uns und den Polizisten ein, sonst blieb aber alles ruhig.

Es war Sonntag. Feierliche Stille umgab uns, und die sonnenbeschienene Berglandschaft erinnerte uns an die ferne, liebe Alpenheimat. Die einen wuschen an der benachbarten Quelle die staubgeschwärzten Gesichter, die andern reinigten die Kleider oder saßen im Bahngraben neben dem Wächterhäuschen oder unter dessen Veranda, einige zerrissene Zeitungsblätter in der Hand — überall Feiertagsstimmung. Auch einige Briefe wurden geschrieben, vielleicht das letzte Lebenszeichen, das man den Lieben zuhause schicken konnte.

Mittags erschien unser Kommissar Indra mit einem Maultiere, das mit Röcken und Hosen bepackt war, die unter der Mannschaft im Bahnwärterhäuschen verteilt wurden. Da die Batterie vorne gerade jetzt uns mehr Aufmerksamkeit schenkte, lag wieder ein Drittel in der Stellung. Die auf uns entfallenden Kleidungsstücke wurden uns in die Verschanzung nachgeschickt. Wir setzten uns nun in unsere Löcher und kleideten uns um, während die Granaten über unsere Köpfe sausten.

Später, als wieder alles still geworden war und sich rund herum nichts regte, gönnten wir uns ein Mittagsschläfchen.

Bald aber wurden wir aus unserer behaglichen Ruhe aufgestört. Auf den Höhen von Belfast begann es nämlich wieder lebendig zu werden. Gewaltige Kolonnen bewegten sich an dem Bahngeleise thalabwärts, bogen aber schließlich nach links ab. Der Long Tom hinter uns warf einige gut gezielte Granaten in die Abteilungen. Allmählich entschwanden sie unseren Blicken. Wir machten uns nun wieder an die Ver-

besserung der Stellung, da vielleicht auf uns ein Angriff geplant war.

Um drei Uhr wurde auf unserem linken Flügel Geschützfeuer hörbar, das erst nach einer Stunde nachließ. Allem Anscheine nach hatten dort die Engländer einen Angriff versucht.

Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, als plötzlich links und rechts eine Kanonade begann, die von Minute zu Minute an Lebhaftigkeit zunahm. Einen Teil des Kampfplatzes auf unserem rechten Flügel konnten wir beobachten. Das Einschlagen der Granaten und Krepieren der Shrapnels war deutlich sichtbar und verursachte ein Echo, das die Berge und Schluchten hundertfach zurückwarfen. Mit Genugthuung bemerkten wir, daß unsere wenigen Kanonen standhielten und wacker mit eingriffen. Namentlich der Long Tom auf dem hohen Zuckerbuschkopf sprach manch gewichtiges Wort mit.

Bereits war die Sonne hinter den Höhen von Belfast hinabgetaucht, und die Dämmerung hatte vollständiger Dunkelheit Platz gemacht, aber noch immer währte das Geschützfeuer. Aus ihren schweren Lyddithaubitzen gaben die Engländer Batteriesalven ab, daß die Berge dröhnten. Ließ das Getöse manchmal nach, so wurde das Knattern des Gewehrfeuers hörbar.

Da, mit einem Schlage, verstummen die Geschütze, einen Augenblick lautlose Stille — dann rasendes Schnellfeuer der Mausergewehre.

Der Sturm beginnt.

Regungslos stehen wir da, den Karabiner krampfhaft umfaßt, und horchen mit angehaltenem Atem in die Finsternis hinaus. Ich bin nie ein Frömmler gewesen, aber diesmal betete ich:

„Herrgott, hilf den Unsrigen!"

Jeder Nerv ist zum Zerspringen gespannt. Fünf Minuten währt das Feuer, dann verstummt es. Ist der Sturm abgeschlagen oder sind die Stellungen genommen? Keiner weiß es.

Da blitzt es weit vorne beim Denkmal auf, das Sausen des Geschosses ist deutlich hörbar, auf einem Berge rechts schießt eine mächtige Flammensäule empor und ein gewaltiger Krach erschüttert die Luft. Sämtliche Geschütze greifen wieder ein, und alle Geschosse krepieren wieder an der nämlichen Stelle. Da Geschütz und Zielpunkt unverrückt sind, ist der Feind zurückgeworfen.

Gott sei Dank! Alles atmet auf.

Die englische Artillerie sucht nun den Rückzug zu decken. Eine Batteriesalve folgt der andern, ganze Lagen von Granaten und Shrapnels jagen sie in die Berge hinein, Glutstrahlen sprühen zum dunkeln Himmel empor, und eigenartige Sternschnuppen surren, zischen und brummen durch die Luft.

Auf dem linken Flügel ist noch Geschützfeuer hörbar, das aber bereits nachläßt und schließlich ganz erstirbt; auch rechts beginnen sich die aufgeregten Khaki zu beruhigen. Nur noch hie und da ein Schuß, dann tritt überall Ruhe ein. In unsere Siegesfreude mischt sich das Mitleid um die armen Verwundeten, von denen die meisten bei dieser Finsternis nicht aufzufinden sind und die nun in der langen kalten Nacht hilflos zu Grunde gehen müssen.

Links und rechts rötet sich der Himmel von den vielen Grasbränden, die durch die krepierenden Geschosse entfacht wurden. So manchen Verwundeten dürfte noch ein gräßlicher Tod ereilen.

Noch stehen wir in unseren Verschanzungen, da stimmen die Krügersdorfer hinter uns einen Dankpsalm an, der von ergreifender Wirkung ist und bis zu den englischen Stellungen dringt. Was sich die Söldner dabei wohl denken mögen?

Auch wir Deutsche treten angesichts des Schlachtfeldes und der feindlichen Linien zusammen, und in begeisterten Klängen schallt unser Trutzgesang über die Hochebene hin:

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!“ — —

Der rechte Burenflügel war in der Flanke durch den Sumpf von Langkloof gedeckt und seine Stellung infolge des gebirgigen Terrains eine ausgezeichnete. In Anbetracht des nahen dominierenden Höhenrandes von Belfast war die kurze Linie stark besetzt worden. Mit natürlichem Scharfsinn hatten die Buren die besten Deckungen sich ausgewählt, und sie hatten daher, als am Nachmittage das feindliche Geschützfeuer begann, nur geringe Verluste zu erleiden, zumal infolge des rauchschwachen Pulvers der historische weiße Pulverdampf fehlte und die englische Artillerie die gegnerischen Stellungen nur vermuten konnte.

Ein besseres Ziel boten den Burengeschützen die Kolonnen der englischen Gardebrigade, die um vier Uhr von der Hochebene von Belfast herabstieg und sich gegen Tweefontein hin entwickelte. Granate um Granate warf der Long Tom vom Suikerboschkop aus in die Massen, und bald lagen ganze Gruppen von zerfetzten Menschen um die schwarz gebrannten Aufschlagstellen.

Inzwischen begannen englische Züge ganz ungeniert in der Station Belfast aus- und einzufahren. Bald aber fand das gemütliche Treiben auf dem Bahnhofe ein Ende mit Schrecken. Auf einmal wurde in der Luft ein mächtiges Sausen hörbar und mit fürchterlichem Krach warf eine Granate zwei Waggon eines einfahrenden Zuges aus dem Geleise. Wieder blitzte es auf dem Suikerboschkop auf, und eine neue Granate verbreitete Schrecken und Zerstörung. Nun sah man auf dem Berge den Heliographen gegen Dalmanutha hin spielen, und jetzt sprach auch der Long Tom auf dem hohen Elandskop ein Wort mit. Auch von dort sausten die Eisenkolosse heran, und nun dampften die Züge im Gänsemarsch mit möglichster Geschwindigkeit ab. Zwar bewarfen jetzt die englischen Haubitzen, die am Plateaurand aufgefahren waren, den Suikerboschkop mit Granaten, doch ließ sich Major Wolmarans, der Kommandant des Long Tom, dadurch nicht einschüchtern.

Die Berge warfen bereits lange Schatten, als die ersten englischen Schützenschwärme in der Niederung auftauchten. Die

Da blitzt es weit vorne beim Denkmal auf, das Sausen des Geschosses ist deutlich hörbar, auf einem Berge rechts schießt eine mächtige Flammensäule empor und ein gewaltiger Krach erschüttert die Luft. Sämtliche Geschütze greifen wieder ein, und alle Geschosse krepieren wieder an der nämlichen Stelle. Da Geschütz und Zielpunkt unverrückt sind, ist der Feind zurückgeworfen.

Gott sei Dank! Alles atmet auf.

Die englische Artillerie sucht nun den Rückzug zu decken. Eine Batteriesalve folgt der andern, ganze Lagen von Granaten und Shrapnels jagen sie in die Berge hinein, Glutstrahlen sprühen zum dunkeln Himmel empor, und eigenartige Sternschnuppen surren, zischen und brummen durch die Luft.

Auf dem linken Flügel ist noch Geschützfeuer hörbar, das aber bereits nachläßt und schließlich ganz erstirbt; auch rechts beginnen sich die aufgeregten Khaki zu beruhigen. Nur noch hie und da ein Schuß, dann tritt überall Ruhe ein. In unsere Siegesfreude mischt sich das Mitleid um die armen Verwundeten, von denen die meisten bei dieser Finsternis nicht aufzufinden sind und die nun in der langen kalten Nacht hilflos zu Grunde gehen müssen.

Links und rechts rötet sich der Himmel von den vielen Grasbränden, die durch die krepierenden Geschosse entfacht wurden. So manchen Verwundeten dürfte noch ein gräßlicher Tod ereilen.

Noch stehen wir in unseren Verschanzungen, da stimmen die Krügersdorfer hinter uns einen Dankpsalm an, der von ergreifender Wirkung ist und bis zu den englischen Stellungen dringt. Was sich die Söldner dabei wohl denken mögen?

Auch wir Deutsche treten angesichts des Schlachtfeldes und der feindlichen Linien zusammen, und in begeisterten Klängen schallt unser Trutzgesang über die Hochebene hin:

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!“ — —

Der rechte Burenflügel war in der Flanke durch den Sumpf von Langkloof gedeckt und seine Stellung infolge des gebirgigen Terrains eine ausgezeichnete. In Anbetracht des nahen dominierenden Höhenrandes von Belfast war die kurze Linie stark besetzt worden. Mit natürlichem Scharfsinn hatten die Buren die besten Deckungen sich ausgewählt, und sie hatten daher, als am Nachmittage das feindliche Geschützfeuer begann, nur geringe Verluste zu erleiden, zumal infolge des rauchschwachen Pulvers der historische weiße Pulverdampf fehlte und die englische Artillerie die gegnerischen Stellungen nur vermuten konnte.

Ein besseres Ziel boten den Burengeschützen die Kolonnen der englischen Gardebrigade, die um vier Uhr von der Hochebene von Belfast herabstieg und sich gegen Tweefontein hin entwickelte. Granate um Granate warf der Long Tom vom Suikerboschkop aus in die Massen, und bald lagen ganze Gruppen von zerfetzten Menschen um die schwarz gebrannten Aufschlagstellen.

Inzwischen begannen englische Züge ganz ungeniert in der Station Belfast aus- und einzufahren. Bald aber fand das gemütliche Treiben auf dem Bahnhofe ein Ende mit Schrecken. Auf einmal wurde in der Luft ein mächtiges Sausen hörbar und mit fürchterlichem Krach warf eine Granate zwei Waggon eines einfahrenden Zuges aus dem Geleise. Wieder blitzte es auf dem Suikerboschkop auf, und eine neue Granate verbreitete Schrecken und Zerstörung. Nun sah man auf dem Berge den Heliographen gegen Dalmanutha hin spielen, und jetzt sprach auch der Long Tom auf dem hohen Elandskop ein Wort mit. Auch von dort sausten die Eisenkolosse heran, und nun dampften die Züge im Gänsemarsch mit möglichster Geschwindigkeit ab. Zwar bewarfen jetzt die englischen Haubitzen, die am Plateaurand aufgefahren waren, den Suikerboschkop mit Granaten, doch ließ sich Major Wolmarans, der Kommandant des Long Tom, dadurch nicht einschüchtern.

Die Berge warfen bereits lange Schatten, als die ersten englischen Schützenschwärme in der Niederung auftauchten. Die

Buren säumten nun nicht länger und eröffneten das Feuer auf den Feind. Zweitausend Yards hatten die Engländer auf freiem Felde zurückzulegen.

Während der eine Schwarm vorläuft, gibt der andere Salve auf Salve ab, springt dann ebenfalls auf, läuft ein Stück vorwärts, um sich an geeigneter Stelle niederzuwerfen und das alte Spiel wieder zu beginnen. Je näher die Garden dem Feinde kommen, desto verderblicher wirkt dessen Feuer, denn langsam, bedächtig, aber sicher schießt der Bur. Er läßt die Salve über sich hinwegzischen oder unschuldig an die Steine prasseln, hebt dann sofort den Kopf, zielt, drückt ab, und wie die nächste Salve über ihn weggeht, liegt er bereits hinter den schützenden Felsen. Zum Glücke für ihn behalten die Engländer das unschädliche Salvenfeuer bis in die nächsten Distanzen bei.

Reihenweise stürzen die Angreifenden, von den Kugeln der unsichtbaren Schützen getroffen, und mehrmals bleibt die ganze Linie liegen, unfähig weiter vorzubringen. Dann kommen neue Reihen vor, die die Feuerlinie verdichten und vorreißen.

Bereits hat sich die erste Linie bis auf zweihundert Yards genähert. Noch eine Artilleriesalve, daß die Erde zittert, droben in den Burenstellungen fliegen Staub und Sand meterhoch empor, dann schweigen die Geschütze, aber auch das feindliche Gewehrfeuer verstummt.

„Gewiß laufen die blady boggers jetzt fort und wir kriegen sie wieder nicht!" sagt ein junger Offizier zähneknirschend.

Zwei Linien treffen nach einander ein. Nun erhebt sich die Kolonne und stürmt — drei Glieder tief — unter weithin schallenden Hurrehrufen die Höhen hinan. Doch diesmal sind die Buren nicht gewichen. Mit einem fürchterlichen Feuer empfangen sie die Stürmenden. Im Augenblicke stockt der Anlauf.

„Advance! Advance!"

Vergebens, hinunter müssen sie. Das Feuer verdoppelt sich, ein Offizier nach dem andern fällt, da wenden sich die Soldaten, stürzen Hals über Kopf die Hänge hinunter und *bringen* die nachrückenden Reservekolonnen in Unordnung. Einen

Augenblick staut sich hier die Masse, auf die von den Burenstellungen ein mörderischer Geschoßregen niederprasselt. In wenigen Minuten erleiden die Truppen enorme Verluste. Eine Batterie, die der Sturmkolonne auf dem Fuße gefolgt ist, um die Buren aus nächster Nähe zu beschießen, verliert sämtliche Zugtiere und wird durch Infanteristen aus dem Feuer gebracht.

Nur die hereinbrechende Nacht bewahrt die Garde vor einer vernichtenden Niederlage.

Mehrere Soldaten werden in das Moor von Langkloof versprengt. Während sie aus dem Sumpf sich herauszuarbeiten suchen, werden nahezu alle von den sicheren Burenkugeln niedergestreckt. So mancher Leichtverwundete, der gerettet hätte werden können, erliegt, völlig durchnäßt, der eisigen Kälte der Nacht. So mancher Getroffene fühlt sich hilflos in den grundlosen Moorboden einsinken, bis ihn, bei vollem Bewußtsein und oft nach stundenlanger Todesangst, ein grausiges Geschick ereilt.

Die Nacht macht auch dem wahnsinnigen englischen Geschützfeuer endlich ein Ende. Oben in den Stellungen erheben sich jetzt aufatmend und leuchtenden Auges Buren und Deutsche.

Eine neue Gefahr aber droht ihnen.

Während des Angriffes der Gardebrigade umging die Kavalleriedivision French den Sumpf von Langkloof und erreichte nach einigen Stunden bei Blakplaats die Straße nach Lydenburg. Die Nacht setzte auch hier dem weiteren Vordringen ein Ziel. In größter Stille lagerten die Truppen in den Schluchten, auch durfte nicht abgekocht werden, um nicht durch den Schein der Feuer dem Feinde die Umgehungsbewegung zu verraten. Beim Morgengrauen wollte man die Buren in Flanke und Rücken fassen. Doch die Farmer von Blakplaats und Aventuur hatten scharfen Auslug gehalten, und dem thatendurstigen French sollte abermals ein Schnippchen geschlagen werden.

In den Burenstellungen bei Tweefontein herrscht tiefe Stille. In langen Reihen liegen die müden Kämpfer da und suchen sich durch wohlthätigen Schlaf für den kommenden Tag

zu stärken. Mit Ausnahme der wachsamen Posten schläft alles. Da treffen die Boten von Aventuur ein:

„Die Engelschen stehen auf der Lydenburger Straße, nahe bei Aventuur!"

Lautlos wie Gespenster eilen Kommandanten und Meldereiter von Gruppe zu Gruppe, rütteln die Schläfer wach, ziehen die Wachposten ein, und in aller Stille, ohne Pfiff und Kommandowort, verlassen die Buren die so rühmlich verteidigten Positionen, um weiter rückwärts eine zweite, ausgedehntere Verteidigungsstellung einzunehmen und auch dem neuen Feinde die Stirne zu bieten. —

Nicht minder heiß wie auf dem rechten Flügel war es auf dem linken hergegangen.

Bereits vormittags konnten die Verteidiger des Leuwkloof wahrnehmen, daß der größte Teil der Division Lyttleton sich am nördlichen Ufer des Blesbokspruit bei Frischgewaagt sammelte. Da aber nicht allein die Buren, sondern auch die Engländer viel auf Sonntagsruhe hielten, so erwartete man auf dem Leuwkloof den Angriff erst für den nächsten Tag. Nur Freiherr von Dalwig war wachsam und knallte mit seiner Kruppkanone auf einige vorwitzige Patrouillen, die ihre Rekognoszierungen gar zu weit ausdehnten.

Alfred Freiherr von Dalwig entstammte einer uralten, weitverzweigten ostschlesischen Adelsfamilie und war ein Vetter des Kanonenkönigs Krupp, eigentlich seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Königsmark.

Als 17jähriger Student nahm er am deutsch-französischen Kriege teil und erwarb sich auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Lothringens das Eiserne Kreuz und das Offizierspatent. Da er kein nennenswertes Vermögen besaß, trat er später als Premierleutnant aus dem aktiven Dienst und widmete sich mit größtem Eifer kommerziellen Studien, wobei er doch auch allen Fortschritten der militärischen Wissenschaften mit ungeteiltem Interesse folgte. Durch eine Reihe von Jahren war er Vertreter Krupps auf dem Wiener Platze, begab sich aber schließ-

lich nach Transvaal. Bei Ausbruch des Krieges erhielt Dalwig eine Kruppkanone zugewiesen, mit der er sich bei der Belagerung von Mafeking auszeichnete.

Nachmittags wurden die Buren aus ihrem beschaulichen Stilleben unangenehm aufgeschreckt. In langen Abteilungen stiegen ein Linieninfanterieregiment und ein Regiment der Schützenbrigade von dem Plateau von Belfast in das Hügelland herab, blieben aber einstweilen vor den Stellungen bei Gelukfarm, mit der Front nach Osten und Süden, stehen.

Während hier vorläufig alles ruhig blieb, eröffnete plötzlich die gesamte Divisionsartillerie auf den Leuwkloof ein konzentrisches Artilleriefeuer und überschüttete den Berg mit einem fürchterlichen Granathagel. In wenigen Augenblicken stand der dortige Kaffernkraal lichterloh in Flammen. Bald mischte sich in das Brummen und Krachen der Geschütze das Knattern des Kleingewehrfeuers. Um vier Uhr standen hier 4 Batterien mit 26 Kanonen in Thätigkeit, die ihre Stimmen zu einem Höllenkonzert vereinigten.

Gegen ein solches Massenfeuer vermochte Dalwig mit seiner Kanone nicht aufzukommen. Er führte daher das Geschütz in die eigentliche Verteidigungsstellung an der Straße von Machadodorp zurück, wobei zwei Maultiere der Bespannung durch eine Granate getötet wurden.

Auch die Infanterie-Kommandos der Buren räumten nun den Berg und ritten langsam zu den Höhen an der Straße zurück. Englische Kavallerie- und Infanterieabteilungen bedrohen die Zurückgehenden. Das sieht Freiherr von Dalwig. Mitten auf freiem Felde protzt er ab.

„Auf die vorderste Kavallerieabteilung! 1500 Yards!“

Die Granate saust aus dem Rohr und schlägt in die Schwadron ein, und ein Knäuel von zerschmetterten Menschen und Pferden wälzt sich auf dem Boden. Der Anlauf ist gehemmt.

„Dort auf die Infanterie. Granate!“

Da saust es in der Luft daher, dicht neben dem Geschütze wühlt sich der Eisenball in den Boden ein, ein Krach, Sand, Steine, Sprengstücke schwirren in der Luft — ein Artillerist bricht mit aufgerissener Brust zusammen. Sofort springt Dalwig vom Pferde und richtet an Stelle des Getöteten die Kanone. Doch wieder blitzt es am Leuwkloof auf.

„Achtung! Ein Shrapnel!"

Hundert Schritte zu früh explodiert das Geschoß, dicht vor dem Geschütze schlägt die Ladung ein, ohne jemand zu verletzen. Die Hülse fliegt aber weiter, streicht knapp über die Kanone hin und zerschmettert Dalwigs linken Arm, während gleichzeitig ein Granatsplitter ihn am Kopfe verwundet. Bewußtlos stürzt der schneidige Führer nieder. Deutsche Freiwillige nehmen den Armen aufs Pferd und bringen ihn in Sicherheit, während die übrige deutsche Bedienungsmannschaft im heftigsten Feuer aufprotzt und bis zur nächsten Deckung zurückgeht, von wo sie wieder Granate um Granate in die vorgehenden feindlichen Kolonnen schickt. Auch der Long Tom III wirft unter der Leitung des deutschen Artillerieoffiziers Kleinschmidt seine Eisenkolosse in die feindlichen Geschützstellungen und richtet dort Verheerungen an.

Nun kamen wieder die englischen Schützenlinien heran. In geschlossenen Massen folgten die Kompagnien und Bataillone. Durch die Luft aber pfiffen die Mauserkugeln, und die Granaten des Long Tom und der Kruppkanone fegten ganze Gassen durch die Kolonnen.

Wie am Tugela so hatte auch hier Buller mit seiner Taktik der Frontalangriffe kein Glück.

Der mit anerkennenswerter Tapferkeit unternommene Anlauf scheiterte abermals an dem Repetiergewehr.

Nach Sonnenuntergang räumte auch das Burenkommando bei Gelukfarm seine Stellungen, die durch die Wegnahme des Leuwkloof unhaltbar geworden waren, und zog sich auf die zweite Verteidigungslinie südlich von Dalmanutha zurück. —

Am nächsten Tage trafen in London, wo man mit äußerster Spannung diese Kämpfe verfolgte, nur sehr wenige und äußerst unklare Meldungen ein.

Das Reuterbureau, das ohne Nachrichten vom Kriegsschauplatze war, den Lesern aber doch etwas bieten mußte, schrieb mit lakonischer Kürze: „Die Schlacht um Belfast und Dalmanutha dauert fort.“

Daily Mail: „Die Buren machten am Sonntag den Truppen Bullers jeden Zoll Bodens streitig, und als die Dunkelheit dem Kampfe ein Ende machte, hielten die Buren noch den Kamm von Bergendal besetzt. Sie hatten sechs Kanonen in Stellung, ihr Feuer war aber“ — hier wollte das Blatt jedenfalls seinen Lesern eine Freude bereiten — „unwirksam.“

„Seit fünf Tagen wird in der Umgebung von Machadodorp gekämpft. Während der Angriffe der Truppen Bullers auf die Burenstellungen erlitten die Buren starke Verluste. Ihr Befehlshaber von Dalwig, angeblich ein Vetter Krupps, wurde tötlich verwundet.“

Daily Expreß: „Die Buren verteidigten überaus hartnäckig die Höhen im Osten und Norden der Stadt (Belfast): Nach einem heftigen Granatfeuer rückten die Gardebrigaden vor, stießen aber auf entschiedenen Widerstand. Die berittene Infanterie versuchte die rechte Flanke der Buren zu umgehen, aber der Kampf entwickelte sich so spät, daß die Dunkelheit dem Ringen ein Ende machte. Die Buren behaupteten ihre Stellung. Es dürften zwei weitere Divisionen nötig sein, um ihren Widerstand zu brechen.“

Und das k. k. Korrespondenzbureau in Wien setzte seinen Schriftleitungen folgende, in mystisches Dunkel gehüllte Drahtung vor: „Nach einer Depesche des „Standard“ aus Belfast hält der Feind noch immer den Höhenzug der südlichen(?) Bahnlinie besetzt. Er ist aber von den Felsen(?) vertrieben, von denen aus er gestern sein Gewehrfeuer unterhielt(?). In der Schlucht(?) liegt noch immer ein kleiner Trupp Buren(!). Zwei schwere

Geschütze beschießen die Stellung der Engländer und zwingen sie, ihren Train zurückzuziehen."

Lord Roberts selbst endlich sandte eine Meldung, aus der kein Mensch klug werden konnte:

„Bullers Truppen lagern dort, wo sie sich bei Einbruch der Dunkelheit befanden."

XXI.

Der Sturm auf Bergendal. (27. August.)

Oben beim Bahnwächtershäuschen ging es am Abend des 26. August hoch her. Zur Feier des Tages wurden zwei Wassereimer voll Kaffee gekocht, auch gab es gezuckerten Reis und kondensierte Milch.

„Morgen geht es bei uns los," hieß es allgemein.

„Sollen nur kommen, wir werden sie schon verklopfen."

„Haben die Burschen vier Tage hindurch Hiebe gekriegt, setzt es auch noch am fünften welche für sie ab."

Polizisten und Krügersdorfer kamen auf einen Schluck Kaffee zu uns, alles war in fröhlichster Stimmung und überall herrschte die größte Zuversicht.

Nachdem wir uns mit dem Wenigen für die bevorstehende lange Nacht gestärkt hatten, eilten wir wieder in die Stellung hinaus, die wir nun nach Möglichkeit zu verstärken suchten. Ich schleppte eine Menge Stacheldraht vom Häuschen in die Verschanzung, um ihn vor derselben, wie ich es bereits bei Colesberg und am Modderriver gesehen, kreuzweis über die Erde zu spannen. Da mir das nötige Werkzeug fehlte, wollte ich bis zum Morgen warten. Ich kam aber nicht mehr dazu. Wieder wurde nach Kräften gescharrt, gehämmert und gegraben. Da ein nächtlicher Angriff nicht ausgeschlossen war, wurden die Gräben beiderseits des Bahndammes auf eine bedeutende Strecke hinaus abpatrouilliert, auch wurden die Posten stündlich abgelöst.

Ich kam mit Leutnant Simon auf Wache und zwar diesmal rechts vom Bahndamme. Rechts und links brannte das Land und färbte den dunklen Himmel unheimlich rot. Auch bei Belfast und rückwärts bei Dalmanutha waren große Brände. Bei der englischen Stellung wurde kein Laut hörbar. Nur von der Station Belfast drang zuweilen das Pusten und Zischen der Lokomotiven, das Rasseln und Rollen der Züge herab; sie brachten die Geschosse, die uns für morgen zugedacht waren.

Da ich unter den aufgestellten Posten der einzige war, der eine richtig gehende Uhr besaß, begab ich mich noch vor Ablauf der Stunde in das Häuschen, wo ich unter großen Schwierigkeiten die Ablösung zusammensuchte. Bis aber die verschlafenen Gesellen ihre sieben Sachen beisammen hatten und sich in Gang setzten, konnte ich nicht warten, da ich meinen Kameraden nicht zu lange auf seinem gefährlichen Posten allein lassen durfte. Wir harrten nun längere Zeit der Ablösung. Diese kam jedoch nicht, weshalb ich mich wieder auf den Weg nach dem Häuschen machte. Aber bereits nach wenigen Schritten hieß es:

„Halt! Wer da?“

Es war die ersehnte Ablösung. Die Leute hatten in ihrer Schlaftrunkenheit um vierzig Schritte zu wenig gezählt und sich in aller Gemütsruhe knapp hinter uns als zweiter Doppelposten aufgestellt.

Ich wollte nun wie gewöhnlich längs des Geleises zurück, auf den Vorschlag Simons aber, der einen besseren Weg zu gehen wünschte, wandten wir uns feldeinwärts. Binnen wenigen Minuten jedoch hatten wir in der pechschwarzen Nacht die Orientierung verloren. Erst nach einstündigem Umherirren hörten wir wieder das Zischen des Telegraphendrahtes und langten bei der Bahnlinie an. Von unserer beschämenden „Verirrung“ hat bis heute noch kein Mensch etwas erfahren.

Nicht allein wir verirrten uns, auch zahlreiche englische Patrouillen marschierten in der Finsternis direkt in unsere Vorpostenstellungen und wurden gefangen. Bei Tweefontein standen

sich beispielsweise die gegenseitigen Vorposten auf Büchsenschußweite gegenüber. Der Kommandant einer englischen Feldwache, ein Leutnant, sandte seinen Diener nach rückwärts um Decken. Als der Diener zurückkehrte, schritt er dicht an der Feldwache und an den Posten vorbei, ohne daß er sie bemerkte oder diese ihn wahrnahmen, und spazierte gradaus in die Stellung des Middelburgkommandos, wo man sich der mitgebrachten Decken warm annahm.

Es war ein Uhr morgens, als wir in der Verschanzung ankamen. Ein eisiger Wind pfiff über die Hochfläche und ging durch Mark und Bein. Sämtliche Leute hatten über Nacht in der Stellung zu bleiben, nur diejenigen, die sich krank gemeldet hatten, durften in dem Häuschen schlafen.

Da die durchdringende Kälte das Schlafen unmöglich machte, arbeitete ich an meinem Erdloche. War ich ermüdet, so setzte ich mich hinein und wartete, bis mich die Kälte wieder hinaustrieb. So ging es fort bis Tagesanbruch.

Endlich stieg die erlösende Sonne über den Horizont und sandte ihre wärmenden Strahlen über die Landschaft hin. Der Erdboden war mit einer weißen Kruste überzogen, aber auch wir hatten an Haar, Bart und Augenbrauen den eisigen Mehlthau hängen.

Bald protzte vor uns die Batterie ab, die nachts stets der lieben Sicherheit wegen nach Belfast zurückfuhr, weshalb Vorsicht geboten war. Die meisten suchten nun den versäumten Schlaf nachzuholen. Ich wollte mich aber von innen heraus erwärmen, weshalb ich in das Haus zurückeilte und bald mit einem großen Eimer voll schwarzem Kaffee, den unsere Köche mittlerweile gebraut hatten, zur Stellung zurückkehrte. Gleich waren die säumigen Schläfer munter.

Wir waren gerade im besten Trinken, als vor uns auf dem Plateaurande Feldkornett Meier und Dr. Schiele in Begleitung von zwei Khaki auftauchten. Letztere waren ohne Mäntel und entwaffnet.

„Habt Ihr nicht eine Schale Kaffee für diese Kerls?“ rief

uns Feldkornett Meier schon von weitem zu. Gleich füllte ich mein englisches Kochgeschirr — ein Andenken an das Wiltshire-regiment bei Rensburg.

Etwas zaghaft überschritten die Engländer unsere Linie, indem sie salutierten.

„Goden morning, Sir!“ grüßten sie mich, als ich ihnen den Kaffee bot.

„Very cold!“ sagte dann der eine gleichsam entschuldigend. „Notting compers, notting overcoat.“ — „Sehr kalt! Keine Decken, keine Mäntel!“

Es war beiden anzusehen, daß sie sich ob ihrer leichten Gefangennahme schämten.

Dr. Schiele und Meier hatten die beiden in einer Bodensenkung neben dem Bahndamme überrascht. Auf den ersten Schuß hin warf der Eine — obwohl die Distanz fast vierhundert Schritte betrug — sein Gewehr weg und schwenkte den Tropenhelm, und der Andere folgte sofort diesem Beispiele. Sie gehörten dem Walesshireregiment an, von dem einige Abteilungen den gestrigen Sturm auf unseren rechten Flügel mitgemacht hatten. Bei dem eiligen Rückzuge waren die beiden versprengt worden, hatten sich verirrt und gelangten auf dem nächtlichen Marsche bis an die Bahnlinie, wo sie mehrere Stunden in einem Sumpfe zubrachten, um nicht in der Finsternis in unsere Linien zu rennen. Sie waren sehr erstaunt über die gastliche Aufnahme, die sie bei uns fanden.

Verstohlen ließen sie ihre Blicke über unsere Verschanzungen gleiten; diese waren auch sehenswert. Jeder hatte sein Erdloch mit Decken und leeren Säcken ausgefüttert und es sich darin so behaglich als möglich gemacht. Manche lugten noch schlaftrunken und blinzelnd aus ihrem Neste, das die Sonne bereits durchwärmt hatte, während die anderen um den Eimer voll dampfenden Kaffee sich drängten. Es war ein köstliches Bild.

Allmählich tauten die halb Erfrorenen auf. Sie erzählten, daß ihre Sturmkolonnen gestern große Verluste erlitten hätten; ganze Regimenter seien durch das Schnellfeuer der

Mauser auseinandergesprengt worden. Für heute sei der Hauptsturm auf das Centrum geplant. Wir gaben natürlich auf die Worte der Gefangenen nicht viel. Hierauf wurden die Khaki noch unseren Leuten im Hause vorgeführt, die sie mit Reis, Fleisch, Suppe und anderen Herrlichkeiten bewirteten. Die Gastfreundlichkeit des „German Corps“ schien den biederen Engländern unfaßbar. Schließlich wurden sie durch die Schlucht der Krügersdorfer, die den Fang als ein günstiges Omen für den weiteren Verlauf des Tages betrachteten und ihrer Freude über denselben durch fröhlichen Zuruf Ausdruck gaben, hinuntergeführt und dann unserem zweiten Kommissar Wilmer übergeben, worauf sie sogleich dem Maler Str. als Modell sitzen mußten. Die armen Khaki kamen aus ihrer Verblüffung gar nicht heraus.

Inzwischen begannen wieder große Truppenkolonnen von den Höhen herabzuziehen, um schließlich in den Schluchten links zu verschwinden.

Ich lag gerade in meinem Loche und spähte nach Belfast hinüber, als Kommandant Goldegg mich auf die Schulter klopfte.

„Wollen Sie zur Besichtigung der Stellung der Polizisten mit mir kommen?“

„Sehr gern!“

Im Bahngraben schlichen wir bis zum Wächterhäuschen zurück, wo eben unsere Köche mit der Zubereitung des Mittagmahles beschäftigt waren, überschritten dann das Geleise und begaben uns über die ganz flache Ebene bis zur Stellung der Polizisten.

Die Position dieses Korps lag in der Verlängerung der Krügersdorferschlucht und war ungefähr zweihundert Schritte vom Bahngeleise, also auch von unserem Wächterhäuschen, entfernt. Sie bestand aus einer Felspartie, die sich ganz isoliert am Plateaurande ungefähr drei Meter über die Hochebene erhob. Sie hatte eine Länge von fünfzig Meter bei einer beiläufigen Breite von zehn Meter, sprang, weit nach Süden, Osten und Westen sichtbar, bastionartig auf dem Südwestabhange

des Plateaus vor und sah gleich einer Festung auf die Schluchten und das Gelände hinab.

Es war mir unbegreiflich, daß die kriegserfahrenen Polizisten, die gefürchtetste Burentruppe, sich in einer Stellung festsetzten, die der gegnerischen Artillerie ein so lockendes und ausgezeichnetes Ziel bot. Wir Deutsche hätten uns in einer Entfernung von mindestens vierhundert Schritten von diesem gefährlichen Punkt hingelegt, um bei einer allfälligen Beschießung desselben auch Verluste durch Fehlschüsse zu vermeiden. Der Abhang erstreckte sich weit in das Land hinaus und verlief schließlich in einer welligen Fläche, deren Niederungen nach Angabe der Polizisten von einem tiefen Sumpfe ausgefüllt waren.

Das niedrige Hügelland im Süden, das wir nahezu wie aus der Vogelperspektive einsehen konnten, wimmelte von Engländern. Es sah aus, als ob ein riesiger Ameisenhaufen aus seiner Ruhe aufgestört worden wäre. Zahlreiche schwarze Linien bewegten sich auf den Höhen nördlich von Gelukfarm nach Osten. Dichte Kolonnen folgten ihnen.

Auf den Abhängen der nächsten Hügel unter uns fuhr Artillerie auf freiem Felde auf und protzte ab. Die Entfernung betrug in der Luftlinie kaum zweitausend Meter, so daß bereits mit bloßem Auge die einzelnen Kanonen und Pferde unterschieden werden konnten; mit dem Feldstecher waren in jeder Schlucht feindliche Abteilungen zu bemerken. Auch auf dem Höhenrand von Belfast waren Truppen aufgestellt, die einstweilen noch bewegungslos in das Hügelland hinabschauten.

„Donnerwetter, das ist ja eine ganze Division, die sie uns da auf den Hals hetzen!"

„Die Walesshire haben doch recht gehabt, heute wird der Hauptangriff unternommen!"

Über den Angriffspunkt ließen die staffelförmig über einander und um unser Centrum aufgefahrenen Batterien keinen Zweifel zu. Der Angriff galt uns. Gegen eine solche Massenentfaltung der Artillerie vermochten unsere wenigen Geschütze

natürlich nicht aufzukommen, wir waren daher auf uns allein angewiesen. Wir verließen uns aber auf unsere Mauser und waren guten Mutes.

Die unverwüstlichen Polizisten schleppten unter fröhlichen Zurufen und Scherzen von allen Seiten Felsblöcke herbei, um ihre Stellungen zu verstärken. Ein vorzüglicher Geist herrschte in dieser Truppe. Am linken südlichsten Ende der Felspartie war eine Maximkanone aufgestellt, die von dem deutschen Polizeileutnant Pollmann bei der Erstürmung des Kerumskop (12. Februar 1900) genommen worden war und nun unter der Leitung des holländischen Artillerieleutnants von Lier stand.

Letzterer sowie der Kommandant des Korps, Osthuiz — der frühere Kommandant Vandamme war im Freistaate gefallen — bewillkommten uns in herzlicher Weise und führten uns dann in der Stellung herum.

Eben kam eine feindliche Reiterabteilung den Abhang herauf, blieb aber in ziemlicher Entfernung stehen und beobachtete die Stellung. Die Engländer wollten vor dem Angriff sich nochmals überzeugen, daß wir noch den Rand besetzt hielten, um nicht wie so oft schon verlassene Steinhaufen stundenlang zu beschießen. Osthuiz schoß auf sie, es war der erste Gewehrschuß auf der ganzen Linie.

Nachdem wir noch das Maxim eingehend besichtigt hatten, wollten wir bereits den Rückzug antreten, als Kommandant Osthuiz dem Baron Goldegg gar geheimnisvoll winkte. Beide gingen nach der hinteren Seite der Felspartie, wo die gesattelten Pferde des Korps standen. Zu der anscheinend wichtigen Beratung wurden auch van Lier und ich beigezogen. Als wir bei der Gruppe anlangten, zog Osthuiz eine dickbauchige Whiskyflasche aus seiner Satteltasche und bot sie uns an. Der feurige Trank flößte mir neue Lebensgeister ein. Mit herzlichem Händedruck schieden wir von einander, wußten wir doch, daß wir in Not und Tod uns auf einander verlassen konnten und unserer Waffenbrüderschaft heute neuerdings eine blutige Probe harrte.

„Auf Wiedersehen!“

„Al zal reg kom!“

Wir begaben uns nochmals auf die Position. Die englischen Linien waren bereits bedenklich näher gerückt, und noch immer wurden neue Geschütze abgeprotzt. Mit 74 Polizisten und 40 Deutschen war die gefährdete Ecke besetzt, und die Engländer schienen eine Hölle gegen uns loslassen zu wollen. Noch schauten wir auf das schwarze Gewimmel vor uns nieder, als plötzlich die ersten Kugeln über unsere Köpfe sausten.

Ssst! Ssst! Ssst!

Immer mehr kamen geflogen; es wurde ernst. Meine Uhr zeigte halb elf.

„Nun zu den Unsrigen! Es ist höchste Zeit!“

Schnell machten wir uns auf den Rückweg, wobei wir nahe an der bereits erwähnten Baumreihe vorbeikamen. Da zischten nach einander von Belfast zwei Granaten daher; eine krepierte unter den Bäumen knapp neben uns, die zweite schlug in einen kleinen Teich bei der Farm und warf eine mächtige Wasser- und Schmutzsäule empor.

Im Bahnhäuschen trafen wir ein Rudel Italiener an, die bei dem Krügersdorpkommando eingeteilt waren und hier Brennholz holen wollten. Wir hatten aber bereits Thüren und Fensterstöcke sowie den größten Teil des Fußbodens verheizt. Während wir noch mit den Italienern sprachen, wurde draußen ein mächtiges Sausen vernehmbar sowie ein Krach, der die Fenster erzittern machte.

Ein Shrapnel war dicht am Hause krepiert; bald darauf kam ein zweites und drittes. Nun gab es in dem Zimmer ein großes Gedränge. Goldegg und ich wurden von den wackeren Italienern, die alle gleichzeitig durch die Thür hinaus wollten, förmlich an die Wand gepreßt. Unsere Köche Müller und Stinsdra kochten in dem Zimmer ruhig weiter. Beim Hinausgehen empfahl ich den beiden möglichste Eile, denn „kriegen wir den Fraß nicht bald, so kriegen wir ihn überhaupt nicht mehr.“

Wir eilten nun in die Stellung, während hinter uns am Häuschen Shrapnel auf Shrapnel platzte.

„Was gibt's neues?" wurden wir von allen Seiten gefragt.

„Heute geht's uns an den Kragen. In zwei Stunden werden sie stürmen!"

„Na also, endlich kommen wir daran!"

In Erwartung der kommenden Dinge setzte ich mich in mein Loch und putzte nochmals den Verschluß meines Karabiners. Vor mich legte ich vierzig Patronen hin, in beiden Gürteln hatte ich noch 120, also für ein lebhaftes Feuergefecht genügend. Bis auf zweitausend Schritte vor uns wußten wir alle Zwischendistanzen, da die Telegraphenstangen — die in einem Abstande von 83 Schritten von einander aufgestellt waren — vorzügliche Distanzmesser für uns abgaben.

Allmählich griffen immer mehr Batterien ein und auch das schwere Geschütz wurde hörbar. Die meisten Geschosse galten einstweilen den Polizisten. Einige Batterien warfen ihre Granaten noch über die Stellung der Polizisten hinaus, um etwaige Verstärkungen abzuschrecken. Zwischen uns und dem Häuschen gingen jetzt in der Minute mindestens zwanzig Granaten nieder. Um halb elf Uhr waren die ersten Schüsse gefallen, und nun, um elf Uhr, wurden bereits Batteriesalven abgegeben.

Die Erde zitterte unter dem Dröhnen der Kanonen, und die Luft wurde durch das Krachen der Geschosse erschüttert.

Die Batterie vor uns stieg mittlerweile vom Plateau von Belfast eine Staffel herab und stellte sich auf dem nächsten Bergrücken, also uns beträchtlich näher, auf, von wo sie auf uns Deutsche ein lebhaftes Shrapnelfeuer eröffnete. Man durfte nicht die Nasenspitze aus den Löchern stecken. Mehrere Shrapnels gingen über uns weg in das Wächterhäuschen, worauf einige Pferde, darunter diejenigen des Dr. Leitz und Dr. Schiele, die dort angebunden gewesen waren, sich losrissen und wegliefen. Einige Buren rannten ihnen mit großem Geschrei nach, was uns viel Spaß machte. Gleichzeitig trafen in dem Häuschen zwei Polizisten ein, die durch Granatsplitter verwundet worden waren.

Unsere Köche waren nahe der Vollendung ihrer Meisterwerke, als auf einmal ein Shrapnel zum Fenster herein und durch die Thür wieder hinaussauste. Der Luftdruck riß beiden die Hüte von den Köpfen. Die Erschreckten hatten gerade noch Zeit, in den Hausflur zu eilen, als es hinter ihnen im großen Suppentopf einen unerhörten Krach gab; Reis, Fleisch, Suppen- und Kaffeetöpfe wirbelten im Zimmer herum, Suppe und Kaffee hatten sich in Dampf und Qualm aufgelöst. Das Haus erzitterte in seinen Grundfesten, Krach folgte auf Krach, die Mauern bekamen Risse und Sprünge und die Zimmerdecken begannen einzustürzen. Die erschreckten Köche hockten inzwischen auf dem Anstandsorte, fatalistisch ihr Schicksal erwartend. Zum Hause hinaus konnte keiner, da die Hausthüre durch einstürzendes Mauerwerk verschüttet war, und durch die Fenster kamen Shrapnels geflogen. In dieses Asyl rettete sich noch unser Kommissar Indra und der drollige Texasjak. Allmählich begann aber auch der bisher bombensichere Anstandsort, an dessen Wände ebenfalls Shrapnelbüchsen prallten, derartige Sprünge aufzuweisen, daß er jeden Augenblick einstürzen konnte.

Während einer zufälligen Pause ruft nun Oberkoch Müller:

„Auf Kinder, jetzt ist's höchste Zeit!" und springt Hals über Kopf zum Fenster hinaus, ihm folgen unmittelbar Indra und Texasjak. Eben setzt auch Stinsdra zum Sprunge an, da saust ein neues Shrapnel heran. Vor Schreck bereits halb tot purzelt er kopfüber zum Fenster hinaus, über ihn weg summt das Shrapnel, im Zimmer rumort es wieder schrecklich herum, doch Stinsdra erhebt sich unversehrt, und nun gibt's ein Wettlaufen nach der schützenden Krügersdorferstellung, daß es eine Lust ist. Die explodierenden Shrapnels geben den Fersen die nötige Schwungkraft. Uns bereitete das Abenteuer unserer Köche ungemeines Vergnügen; wir hatten sie anfangs bereits für tot gehalten.

„Halloh! Ein Reiter vor uns!"

Wie aus der Erde gewachsen steht ein Khaki am Plateaurand, vierhundert Schritte vor uns. Unbeweglich hält er auf seinem Pferde und mustert die Stellung der Polizisten und die Krügersdorferschlucht. Uns vorne auf dem freien Felde scheint er gar nicht zu bemerken.

„Laßt ihn näher kommen. Der gehört uns!“

Da krachen links von den Polizisten einige Schüsse herüber. Nun pariert der Engländer das Pferd und schaut ruhig den Kugeln entgegen.

„Schießt ihn herab! Näher kommt er jetzt doch nicht mehr!“

Nach der Reihe zischen die Kugeln aus dem Laufe, doch der Engländer rührt sich nicht. Auch ich lege an, ziele bedächtig und drücke ab; auf diese Entfernung hatte ich so manchen Bläßbock und Pavian geschossen. Auch Rumpf und andere gute Schützen zielten vorsichtig. Nun wandte der Engländer langsam das Pferd und ritt im Schritte den Plateaurand hinab. Dreißig Kugeln hatten ihn nicht aus dem Sattel zu heben vermocht. Möglich war es allerdings, daß ihn einige getroffen hatten, aber keine tötlich, die senkrecht stehende Sonne hatte ein genaues Zielen eben unmöglich gemacht. Jedenfalls hatte der Engländer Schneidigkeit gezeigt.

Inzwischen hatten die Polizisten einen harten Stand. Ein prächtiges Schauspiel bot sich von ihrer Stellung aus den Blicken. Dichte Ballen weißen Pulverdampfes da unten auf den Hügeln zeigten die Stellungen der feindlichen Batterien an, auf allen Punkten gingen die Engländer vor, und ein Hagel von Geschossen überflutete den Höhenrand. Gleich die ersten Granaten hatten zwei Mann getötet.

Am Fuße des Höhenrandes hat sich ein Bataillon des ersten Schützenregimentes eingenistet; es schickt dichte Schwärme vor, die langsam auf dem sanft ansteigenden Abhang vordringen. Aber die Polizisten hat das Artilleriefeuer keineswegs mürbe gemacht, prasselnd schlagen ihre Kugeln in die Plänklerketten und setzen deren Vordringen bald ein Ziel. Eine neue Linie

verdichtet die Kette, eine zweite, dritte, vierte schiebt sich ein, und dennoch geht der Angriff nicht vorwärts, denn der Abhang bietet den Polizisten ein vorzügliches Schußfeld, das die Engländer unter rasantem Feuer zurücklegen müssen.

Ein halbes Bataillon verstärkt die Schützen, nun erhebt sich die ganze Linie zu raschem Anlauf. Da schweigen einen Augenblick die Batterien, und mit angehaltenem Atem liegen die Polizisten da.

Tak, tak, tak, tak! Gewehrfeuer tönt von der anderen Seite des Bahndammes herüber und zeigt den wackeren Verteidigern an, daß auch die Deutschen drüben sich ihrer Haut wehren.

„Moi Kerls, die verlassen uns nicht!"

Langsam dringt die feindliche Linie vor, aber ein mörderischer Kugelregen schlägt ihr entgegen und auch das Maxim läßt seine Geschosse hinunter zischen. Viele bleiben liegen und vergessen das Aufstehen. Der Angriff kommt abermals zum Stehen.

Die Offiziere ermuntern die Leute und suchen sie vorwärts zu treiben. Trotzdem sie keine Säbel, sondern wie die Mannschaft Karabiner tragen, sind sie kenntlich und zwar an ihren lebhaften Gebärden. Es fruchtet aber nichts, denn die meisten Soldaten werfen sich nieder. Einige Offiziere suchen die Mutlosen durch ihr Beispiel anzufeuern, sie laufen vor und schießen stehend. Umsonst, sie opfern sich vergebens, der Vormarsch stockt. Ein Offizier springt aneifernd in der Feuerlinie auf, aber wenige Sekunden später stürzt er entseelt nieder.

Oben auf dem Höhenrande von Belfast hält inmitten einer glänzenden Gruppe von Offizieren Roberts mit seinem Stabe. Seinem wachsamen Auge ist das Mißgeschick des Schützenbataillons nicht entgangen. Durch den Heliographen beordert er die gesamte Artillerie der Division Lyttleton in die Gefechtsfront und dirigiert das zweite Schützenregiment längs der Bahnlinie vor, um die Polizisten auch in der rechten Flanke zu fassen.

Hier aber lagen wir.

Wir waren inzwischen auch nicht auf Rosen gebettet gewesen, denn das konzentrische Artilleriefeuer erstreckte sich seit der Abweisung des ersten Angriffes und dem Eingreifen neuer Batterien auch auf unsere Stellung. Bisher war der Geschoßregen unmittelbar hinter uns eingefallen, nun aber fiel es den guten Engländern ein, auch die Fläche rechts vom Geleise abzusuchen, und bald ging um uns herum ein Schauer von Geschossen nieder.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, stundenlang und wehrlos als Zielscheibe herhalten zu müssen, und durch nichts kann eine Truppe ihren Wert besser beweisen, als wenn sie stundenlang in solchem Feuer aushält. Und wir hielten aus. So manchem hat wohl das Herz rascher geklopft, aber keiner ging zurück.

Die Geschosse von sieben Feldbatterien und einer Haubitzenbatterie (Lydditgranaten) flogen vier Stunden hindurch auf einer Fläche von einem halben Quadratkilometer zusammen, um 114 Mann zu vernichten. Es ist dies sehr bezeichnend für die englische Kriegführung und für die Minderwertigkeit der englischen Infanterie. Ein deutsches Jägerbataillon, allerdings eine zehnfache Übermacht, hätte ohne Artillerieunterstützung uns sicher binnen einer Stunde verjagt. Eine solche Beschießung in offener Feldschlacht dürfte sich in einem europäischen Kriege kaum wiederholen, da selbst die schwächste Armee mehr Artillerie ins Gefecht wird einschieben und den feindlichen Batterien entgegenstellen können, als es bei uns der Fall war.

Stunde um Stunde verrann in der furchtbarsten geistigen und körperlichen Anspannung; aber der Mensch kann viel aushalten.

Aus Nordwest pfiff ein schneidender Wind und führte Unmengen von Sand und Staub mit sich. Wer konnte, drehte dieser Weltgegend den Rücken. Wir mußten aber dahin spähen, denn dort stand der Feind.

Anfangs ging es ziemlich lebhaft in unserer Stellung zu

und mancher Witz wurde auf Kosten der Engländer gemacht, als aber immer mehr der Riesenbälle daher brummten, wurde es allmählich stiller. Sogar unsere nie versagenden Spaßmacher, der Hamburger Reich und der kleine Württemberger Schweickhardt, verstummten.

Mitten unter dem Krachen und Brüllen ließ Goldegg nach rechts und links durch Selbstnennung abzählen. Die Abzählung ergab, daß nebst dem Kommandanten genau vierzig Mann in der Stellung waren. Später gab Goldegg hartes Brot herum, die wenigsten hatten aber Lust, jetzt, wo sie den Tod so nahe gerückt sahen, für ihren Magen zu sorgen.

„Achtung! was ist da vorne?"

Sechs Khaki erschienen am Plateaurand, sechshundert Schritte vor unserer Stellung, warfen sich aber sofort nieder.

„Nun geht's los!"

Da sie uns aber vorderhand nicht belästigten, ließen auch wir sie in Ruhe. Wir hätten die Burschen wohl gern verjagt, doch wäre dann unsere Stellung der feindlichen Artillerie, die einstweilen mit ihren Granaten auf der Hochebene nach uns suchte, verraten gewesen.

Bumm! donnerte es weit hinter uns, und am Elandskop bei Dalmanutha stieg eine weiße Rauchwolke auf.

„Hurra! Unser Long Tom!"

Ordentlich leicht wurde es uns, daß wir doch nicht so ganz verlassen waren und nun auch die Khaki eins abbekamen. Mit mächtigem Gebrumm flog die Granate einige hundert Meter über uns weg. Wo sie aber einschlug, war nicht wahrzunehmen.

„Da hat sich wieder eine in die Berge verirrt!" meinte Franz Blessing enttäuscht.

Die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Gleich blitzte es mehrmals bei Belfast auf und einige Lyddítgranaten verstopften dem guten Long Tom den großsprecherischen Mund.

Nun fuhr auf der nächsten Höhe vor uns, kaum zweitausend Schritte weit, eine Batterie auf und begann gemütlich

abzuprotzen. Jedenfalls rechnete sie uns schon zu den Toten. Zum Glück gestattete die augenblickliche Windstille ein genaues Zielen.

„Schnellfeuer!"

Einige Schüsse sitzen, und mit einem Gefühl befriedigter Rache sehen wir die heillose Verwirrung in der Batterie. Trotzdem wir wider alle europäischen Militärbegriffe mit Normalauffsatzstellung geschossen — ich beispielsweise habe während des ganzen Feldzuges nie den Auffsatz umstellt und halte diesen sowie das Salvenfeuer für unsinnig — schlug nahezu die Hälfte unserer Kugeln in die Batterie ein.

Pompompom! kracht es auf dem Berge rechts von uns, und drei Granaten schmettern in die Batterie. Unsere Freude über das Eingreifen des Bombenmaxims, von dessen Existenz wir gar keine Ahnung gehabt hatten, war groß. Den Artilleristen da vorne schien es schlecht zu gehen, denn eine Schwadron (kanadische Kavallerie) sprengte herbei, saß hinter der nächsten Deckung ab und zog, allerdings unter starken Verlusten, die Geschütze in eine Terrainsenkung. Hätten wir über eine Kanone verfügt, so wäre die Batterie wohl verloren gewesen.

„Feuer einstellen!"

Nun erscheinen auf den Höhen vor uns mehrere Schwarmlinien, denen in Doppelreihen lange Kolonnen folgen. Es sind die Bataillone des zweiten Schützenregimentes, die Roberts längs der Bahnlinie vordirigiert hat. Aber schon meldet sich wieder rechts das wackere Pompom der Kolonisten und wirft sechs Granaten in die Truppenmassen, daß sie sofort hinter den nächsten Terrainwellen verschwinden.

„Nur nit z'frech werd'n, Bürscherln!" ruft Rumpf vergnügt.

Hätten wir statt des Long Toms zwei Pompoms besessen, so wäre uns damit weit mehr gedient gewesen. Zwar schoß er noch sechsmal, doch hatten wir davon keinen unmittelbaren Nutzen, da seine Geschosse irgendwo bei Belfast einschlugen.

Die Khaki hatten nun zu ihrem Schaden erfahren, daß wir trotz der stundenlangen Beschießung noch immer am Leben waren. Sie verdoppelten zwar ihr Feuer, doch suchten die

meisten Geschosse uns zwischen unserer Stellung und dem Häus-
chen, da von uns auf der Ebene auch nicht eine Nasenspitze
sichtbar war. Hätten wir die Mulde beim Häuschen besetzt ge-
halten, so wären von uns nicht viele mehr am Leben gewesen,
da das Häuschen einen vorzüglichen Zielpunkt bot. Immer
rasender wurde das Getöse, immer fürchterlicher der Geschoß-
regen, der um uns herum niederging. Von West, Süd und
Südost kamen die Eisenkolosse angesaust, jedes Geschoß, das nur
einen halben Meter über die Stellung der Johannesburger
wegging, suchte uns heim, und sausend kreuzten sich die Granaten
über uns. Dazu begann uns auch noch eine Haubitze vom
Denkmal bei Belfast aus mit Lyddit zu bewerfen. Mit fürchter-
lichem Schlage fielen diese Bomben ein, eine zerriß den Bahn-
damm und wirbelte die schweren Eisenschienen im Bogen durch
die Luft. Es war ein fürchterliches Konzert.

Obwohl wir noch keinen Engländer sahen, zischten bereits
Gewehrkugeln um unsere Köpfe. Jedenfalls hatten sie auf uns
von den Höhen aus ein Weitfeuer eröffnet. Ein Sprengstück
einer Granate schlug eine Handbreite vor mir in die Erde und
warf mir eine solche Masse Sand und Staub in das linke
Auge, daß es sofort aufschwoll. Hätte ich die Steine vor mir
nicht so sorgfältig entfernt, so hätte das aufprallende Eisenstück
mir jedenfalls den Kopf weggerissen.

In einer Minute zählten wir sechzehn Granaten, die vor,
neben und unmittelbar hinter uns einschlugen. Jeden Augen-
blick war die tödtliche Granate zu erwarten, keiner wußte, ob er
in der nächsten Minute noch leben werde.

Mehrmals sahen wir schwarze Punkte in der Luft. Es
waren Granaten der vor uns befindlichen Batterie von Belfast,
die vom Rohre aus in die Höhe stiegen, um sich dann zu senken
und auf uns herabzukommen, wobei sie mehrere Sekunden lang
in der Luft still zu stehen schienen. Während diese Batterie
uns Granaten zusandte, bedachte eine andere näher stehende uns
mit Shrapnels und zwar so, daß nach den Granaten sofort die
Shrapnels über uns explodierten.

„Die ganzen Deutschen sind tot. Es ist unmöglich, daß noch ein Mensch lebt!“ sagten die Krügersdorfer hinter uns. Unsere Stellung sowie die Fläche von derselben bis zum Wächterhäuschen, auf der sämtliche über die Polizisten und uns weggehenden Geschosse krepierten, war von einer einzigen weißgrünen Rauchwolke bedeckt, in der es unaufhörlich aufblitzte. Von uns war natürlich nicht das mindeste zu sehen.

„Es bereitete uns eine Erleichterung,“ erzählte später Indra, der sich bei den Krügersdorfern befand, „wenn manchmal durch das Getöse das Knattern der Mauser hörbar wurde. Wir wußten dann, daß wenigstens noch einige lebten.“

Das Feuer, das wir keiner Steigerung mehr für fähig hielten, verdoppelte sich nun. Lange konnte es nicht so fortgehen, es war nicht mehr auszuhalten. Jeder dachte sich:

„Ob's nun dich bald trifft?“

„Wenn die Kerls nicht bald kommen, so gehen wir vor. Kaput sind wir so wie so!“

„Natürlich, jetzt kann uns alles gleich sein!“

Sie kamen aber. Am Plateaurand, halb links vor uns, jenseits des Geleises, erschien eine lange Linie von Gestalten, die sich dunkel vom Horizont abhoben. Ganz langsam und im Schritt drangen sie vor, ohne einen Späher oder eine Patrouille vorzuschicken. Sie wollten bis an die Grenze der vom Feuer bestrichenen Fläche vordringen, um nach dessen Einstellen die Polizisten zu umfassen. Uns, die wir bereits innerhalb dieser Grenze waren, merkten sie nicht. Näher durften wir sie nicht kommen lassen.

„Schnellfeuer halb links!“

Hei! Wie das die Linie entlang knatterte, unsere ganze Wut legten wir da hinein; noch nie hatte ich meinen Karabiner mit solcher Lust auf die Khaki abgedrückt. Fehlschüsse waren bei dieser kurzen Entfernung nicht gut möglich.

Die überraschten Engländer halten einen Augenblick inne, einer nach dem andern stürzt, der führende Kapitän (nach einem falschen offiziellen Berichte sollte es sogar Lord Roberts selbst

gewesen sein) wird durch einen Kopfschuß getötet. Um den gefallenen Offizier bildet sich sofort eine Gruppe, in die wir schonungslos hineinknallen. Zwei Mann tragen die Leiche nach rückwärts. Die übrigen sind unschlüssig, ziehen sich aber dann an den Rand des Plateaus zurück, wo sie sich niederwerfen. Neue Schützenschwärme kommen an, und nun entspinnt sich ein lebhaftes Feuergefecht.

Sfst! Es reißt mir den Kopf nach links.

„Verd—! Die ist knapp vorbei!"

Ein Centimeter weiter rechts, und ich wäre nicht mehr aufgestanden.

Schließlich stellten wir das Feuer ein, da sich uns kein Ziel mehr bot. Nun sammelte sich vor uns unter dem Rande jedenfalls die Sturmkolonne. Einstweilen vermochte sie noch nicht hervorzubrechen, da sie sonst in ihr eigenes Artilleriefeuer geraten wäre, aber jeden Augenblick konnte das Feuer eingestellt werden. Mit kaum zu bändigender Rauflust erwarteten wir den Bajonettangriff. Da auf einmal zischten auch von rückwärts uns Kugeln um die Köpfe.

„Was ist das! Ist der Feind schon hinter uns?" —

Die Stellung der Polizisten war infolge des Eingreifens neuer Geschütze nach dem abgeschlagenen Sturm bereits als verloren zu betrachten.

Fünfzig Kanonen spien Tod und Verderben auf die kleine Schar. Ein unaufhörlicher Granathagel saust auf sie nieder, schwirrend krepieren die Shrapnels in der Luft und krachend schlagen die Granaten ein. Kein einziger Schuß ist mehr zu unterscheiden, ununterbrochen donnert es, und das Knattern der Gewehrsalven wird von dem Rollen des Geschützfeuers übertönt.

Kommandant Osthuiz gibt kniend Schuß auf Schuß auf die vorrückenden Engländer ab, bis ein Granatsplitter vorbeisurrt und ihm die Brust aufreißt. Van Lier handhabt, unbeirrt um den Granathagel, mit unerschütterlicher Ruhe sein Maxim. Da schmettert eine Granate den Felsblock, auf dem es steht, den Abhang hinab und zertrümmert das Geschütz,

während im selben Augenblick eine Gewehrkugel van Liers Brust durchschlägt. Er fühlt wohl den Stich und kennt dessen Bedeutung, ergreift trotzdem aber kaltblütig sein Gewehr und schießt nun mit diesem weiter. Immer mehr reißt der Tod in den Reihen der heldenmütigen Verteidiger ein; aber ein Weichen gibt es nicht. Wer aufsteht oder auch nur nach rückwärts kriecht, ist dem Tode verfallen.

Ein riesiger Afrikaner, dessen rechter Fuß von zwei Shrapnelkugeln durchbohrt ist, hinkt, auf sein Gewehr gestützt, aus der Schlachtlinie.

„Bleib da, Jung, sonst bist du tot!"

„Lieber tot als den Engelschen in die Hände fallen!"

Kaum zwanzig Schritte macht er, da zerschmettert ein Steinsplitter seine linke Hüfte, und einige Minuten später zerreißt eine Granate den Todeswunden.

Endlich haben sich die Engländer bis auf zweihundert Schritte der Stellung genähert. Nun erhebt sich die Linie — ein ganzes Bataillon — und kommt, das Gewehr über die Schulter gelegt, im Schnellschritte heran.

Schuß auf Schuß gibt Pollmann auf die Nahenden ab, und jeder fordert ein Opfer. Sein heißes Gewehr wird unbrauchbar, da der Verschluß stecken bleibt. Pollmann greift das Gewehr eines Gefallenen auf und feuert weiter. Ein Maximgeschoß zischt daher, durchschlägt seine beiden Schläfen, prallt an einen Felsen und zerschmettert als Geller das Rückgrat des Nachbars. Doch der rührt sich schon längst nicht mehr und auch Pollmann stürzt entseelt nieder.

Hundert Schritte sind sie nur mehr entfernt.

„Fix bajonetts!"

„God save the Queen! Hurrä!"

Mit gefälltem Bajonett dringen die Engländer heran. Einige Polizisten weichen nicht, und es entspinnt sich ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann, wobei natürlich die tapferen Verteidiger den Kürzeren ziehen und von der Übermacht erdrückt werden. Neunzehn Schwerverwundete fallen

dem Feinde in die Hände, zwanzig Leichen liegen in der verwüsteten Stellung.

Die Artillerie feuert mit unverminderter Heftigkeit fort, nur hat sie die Zielfläche um hundert Meter vom Rande weg gerückt und beschießt nun den Bahndamm. Durch einen wahren Feuerregen laufen die noch lebenden 35 Polizisten über das Geleise. Van Lier erhält dabei ein Maximgeschoß in den Oberschenkel des rechten Beins und eine Shrapnelkugel in die Wade des anderen Fußes. Trotzdem entkommt er.

Nachdem die letzten Polizisten den Bahndamm passiert hatten, waren wir allein auf dem Plateau. Jetzt kämpften wir nur mehr für unsere Ehre. Das Artilleriefeuer dauerte mit ungeschwächter Heftigkeit fort, denn die Engländer wußten uns noch auf der Hochebene.

Da zerriß ein Windstoß für einen Augenblick die dichte, über dem Kampfplatze lagernde Rauchwolke, und nun wurden weit rückwärts am Bahndamm Truppen sichtbar, die soeben das Geleise überschritten. Es waren die ersten Schützenschwärme des Inniskillingregimentes, das in die von den Fußgängern des Polizeikorps ohne einen Schuß verlassene Stellung eingedrungen war und sich nun beim Knie der Bahnstrecke auf der Hochebene festsetzte, um deren noch immer besetzten nordwestlichen Teil unter Weitfeuer zu nehmen und in die nördlichen Schluchten hinabzusteigen. Die Rauchwolke verhüllte zwar nach einigen Sekunden wieder alles, diese hatten aber genügt, um uns unsere gefährliche Lage erkennen zu lassen.

„Dalmanutha ist genommen. Nun sind wir abgeschnitten!"

„Noch nicht, aber höchste Eile thut not!"

„Wir müssen die Stellung halten, sonst geht alles in Trümmer!"

„Unsinn! Die Artillerie hat uns im Stich gelassen, und während wir uns hier verbluten, bringen sich die andern hinten in Sicherheit. Unsere Vernichtung vermehrt doch nur den Ruhm der Engländer!"

Ein Pfiff des Kommandanten.

„Schnellfeuer, gradaus und halblinks auf die Schützenkette!"

Unser Einzelfeuer knattert die Linie entlang und sendet die Todesboten hinüber zum Rand, daß das feindliche Gewehrfeuer ganz verstummt.

„Feuer einstellen! Zur Krügersdorfer Stellung zurück!"

Schnell schiebe ich noch eine Patrone in den Lauf, dann springe ich auf. Wie wir gelaufen sind? Sprünge von 2—3 m, gefallen, wieder emporgerafft, Atem geholt und auf den Gegner zurückgefeuert, es ging ums Leben. Die Batterien vor uns hatten auf unser Aufspringen gewartet, und sofort erschien ein feuriger Kranz von platzenden Shrapnels über unserer Stellung. Was es heißt, unter Artillerie- und Infanteriefeuer eine ebene Fläche von vierhundert Schritten zu durchlaufen, kann nur der sich vorstellen, der schon ähnliches mitgemacht hat.

In die Krügersdorferschlucht war inzwischen eine Lyddit-granate eingefallen und hatte zwei Mann getötet und fünf schwer verwundet. Es bedurfte der ganzen Energie des Kommandanten Kemp, um die Krügersdorfer in der Stellung beisammen zu halten. Namentlich die zahlreichen Fußgänger wollten gleich anfangs fort. Als nun die Nachricht von der Erstürmung von Bergendal sich unter ihnen verbreitete und zum Überflusse noch wir dahergerannt kamen, gab es keinen Halt mehr.

„Ons retirir! — Wir retirieren!"

Unter diesen Rufen stürzen sie Hals über Kopf die Schlucht hinunter, vergeblich wirft sich Kommandant Kemp mit dem Revolver den Flüchtenden entgegen. Der Strom ist nicht mehr aufzuhalten.

„Steht, sonst schieße ich Euch tot!" ruft Kemp einem der Ausreißer zu und setzt ihm den Revolver auf die Brust.

„Schießt mich tot, Kommandant," sagt der Bur gleichmütig. „Die Anderen retirieren doch."

Dr. van der Merwe, der mit seinem Ambulanzwagen am Fuße der Schlucht steht, ruft einigen eben angekommenen verwundeten Polizisten zu:

„Wartet noch einen Augenblick, Ihr werdet nicht gleich sterben!“

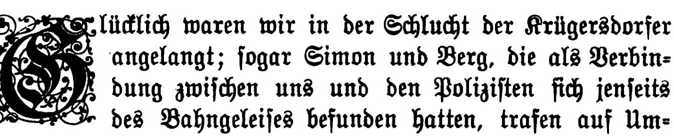
Dann wirft er sich auf sein Pferd, sprengt mitten unter die Fliehenden und haut mit seiner schweren Nilpferdpeitsche schonungslos unter sie.

„Zurück in die Front! Banghaarts, Hartloopers!“

Doch alles blieb vergebens. Bergendal war genommen und damit auch die Schlacht verloren.

XXII.

Auf dem Rückzug.



Glücklich waren wir in der Schlucht der Krügersdorfer angelangt; sogar Simon und Berg, die als Verbindung zwischen uns und den Polizisten sich jenseits des Bahngeleises befunden hatten, trafen auf Umwegen bei uns ein. Nur dem Umstande, daß wir nicht von der Stellung aus senkrecht zurückgelaufen waren, sondern zuerst rechtsum gemacht hatten und dann erst in einem Bogen auf die Krügersdorfer zugeeilt waren, hatten wir es zu danken, daß wir ungerupft davonkamen.

Hinter uns verstummte allmählich das Feuer, einige Kugeln wurden uns zwar noch nachgesandt, aber sie zischten himmelhoch über uns weg. Das Artilleriefeuer ließ ebenfalls nach und wurde schließlich, da kein Feind mehr auf der Hochebene sich befand, gänzlich eingestellt. Nun hatten wir Zeit, Atem zu holen und uns in der neuen Stellung umzusehen.

In der Schlucht waren noch dreißig Krügersdorfer unter dem Feldkornett Glaser, und über uns zwischen den Felsen des rückwärtigen Hanges hatte sich soeben Kommandant Kemp mit zwanzig Mann eingenistet, alle anderen aber waren ausgerissen. Auf der Erde und hinter den Felsblöcken verstreut lagen Gewehre, Decken, Patronenverschläge und Kochgeschirre.

Die Mehrzahl der Krügersdorfer war durch das fürchterliche Getöse, das die Kanonade verursacht hatte, derart eingeschüchtert worden, daß eben der kleinste Anlaß genügt hatte, sie sofort zur sinnlosesten Flucht zu veranlassen. Und dieselben Leute hatten den Engländern am Tugela zehn Kanonen abgenommen, stürmten vier Monate später mit ausgezeichneter Tapferkeit die englische Stellung bei Noitgedacht und beteiligten sich später unter Kommandant Kemp und General Delarey in hervorragender Weise an dem Kleinkriege.

Um in einem solchen Artilleriefeuer auszuharren, dazu gehört eben eine eiserne Disziplin oder entschlossene Todesverachtung.

Kaum dem Tode entronnen war ich schon wieder auf mein leibliches Wohl bedacht. Ich begann gleich die Kaffeekannen der Reihe nach zu untersuchen und fand auch wirklich in einer warmes, mit Sud vermischtes Wasser, mit dem ich meine ausgetrocknete Kehle befeuchtete. Unsere Gesichter waren durch Rauch und Staub gänzlich unkenntlich. Kaum waren wir zu Atem gekommen, als auch wieder der alte Humor, der uns selbst in den schlechtesten Lagen nicht verließ, sich breit zu machen begann.

„Sag mal, Ernst,“ fragte Otto Blesing, der hier die Feuertaufe empfangen hatte, seinen Vetter. „Darf ich nun heimschreiben, daß ich im Gefechte gewesen?“

Lange aber hatten wir nicht Zeit zu rasten, denn es gab Arbeit in Hülle und Fülle.

Ein junger akademisch gebildeter Krügersdorfer kam auf unsern Kommandanten zu und sagte erbittert:

„Kommandant, unsere Menschen sind weggelaufen. Als Ihr beliebt, wollt Ihr mit Euren Kerls mir helfen die Patronen wegtragen?“

Goldegg, Pache, Meinel, Jansen und ich — die anderen waren bereits zu den Pferden geeilt — begaben uns mit dem Krügersdorfer in den oberen Teil der Schlucht, der völlig verlassen war. Hier standen zehn Patronenverschläge mit 20000 Mauserpatronen aufgeschichtet. Jeder von uns nahm eine der

schweren Kisten auf die Schulter und schleppte sie bis in die untere Schlucht hinab. Da aber kein Bur mir zu Hilfe kam, blieb mir nichts übrig, als den Verschlag wegzuwerfen, und auch meinen Kameraden ging es so. Zu unserem Bedauern hatten wir zu wenig Feuerungsmaterial, sonst hätten wir die Patronen in die Luft gepufft.

Pache ging, umbekümmert um die daherzischenden Kugeln, in das zerschossene Bahnwächterhäuschen, um seine dort zurückgelassene Decke zu holen und kam auch unversehrt wieder zu uns zurück. Wir übrigen machten uns an das Zerschlagen der weggeworfenen Gewehre, vielleicht fünfzig an der Zahl, wobei uns die anwesenden Buren halfen. Ich schnürte sodann drei prächtige Decken zu einem Bündel zusammen, das ich mir über den Rücken hing. Die Decken besitze ich noch heute.

Inzwischen begannen die Engländer die linke Seite des Bahndammes zu besetzen, und überall blitzte und funkelte es von Bajonetten. Weit hinter uns auf dem Plateau wurde Gewehrfeuer hörbar, und auch von dem rechts von uns befindlichen Berge aus eröffneten die Kapkolonisten und hinter uns Kommandant Kemps Leute das Feuer auf den Damm. Wir schickten aufs Geradewohl einige Kugeln zum Wächterhäuschen hinauf und verließen dann als die letzten die Stellung. Es war aber auch die höchste Zeit.

Den ganzen Weg bis zur Farm, wo unsere Pferde sich befanden, mußten wir unter feindlichem Feuer zurücklegen, denn die Engländer sandten uns vom Bahndamme aus durch die Schluchten Salve um Salve herab. Endlich trafen wir in der dritten Schlucht ein. Zwei tote Ochsen, die mit aufgerissenen Leibern in einer großen Blutlache lagen, zeigten uns, daß es selbst hier in der tiefen Schlucht ungemütlich geworden war; eine Granate, die über unsere Stellung weggegangen, hatte die Tiere mitten im Gespann eines abfahrenden Krügersdorferwagens niedergeschmettert. Jetzt war es natürlich hier noch weniger geheuer als früher. Da die englische Artillerie von den Schluchten am Nordabhange des Plateaus keine Ahnung hatte, so

explodierten ihre Shrapnels 2—300 m über uns und nahmen sich von der Tiefe wie riesige Raketen und Meteore aus.

Rumpf erwartete mich mit meinem gesattelten Pferde. Nachdem ich aufgesessen war, reichte mir der Holländer Stinsdra einige Lebensmittel auf das Pferd. Im gleichen Augenblick schwirrte etwas an meinen Augen vorbei und zwischen den ausgebreiteten Händen, mit denen ich eben einen Sack auf das Pferd nehmen wollte, durch.

„Haben Sie die Shrapnelkugel wahrgenommen?“ fragte mich Rautenberg.

Richtig! Unmittelbar am linken Fuße Stinsdras hatte sie eingeschlagen, die feine Staubwolke verzog sich eben.

„Aber laßt sie schießen! Wir haben heute schon mehr gehört.“

Im Schritte ritten wir dann aus der Schlucht und begaben uns auf die Machadodorfstraße, um uns den zurückgehenden Buren anzuschließen.

Auf dem Plateau oben begann der Kampf aufs neue. Das Bethalkommando, das Botha aus dem linken Flügel gezogen hatte, stellte sich am Nordrande der Hochebene dem Inniskillingregimente entgegen und verwehrte demselben das Nachdringen in die Schluchten. Erst die sinkende Sonne machte hier dem blutigen Ringen ein Ende. Aber selbst nach Einbruch der Dunkelheit war der Widerstand noch ungebrochen. Mannschaften des deutschen Korps Schultz hatten sich bei dem Kaffernkraal auf der nördlichsten Plateauzunge festgesetzt und wiesen die vorgehenden Schützenkompagnien so blutig zurück, daß sie von weiteren Angriffen absahen. Damit war der Kampf auf der ganzen Linie beendigt.

Um halb 3 Uhr war die Position des Korps Goldegg, die letzte Stellung auf der Hochebene, genommen worden, nach Sonnenuntergang, um 5 Uhr, war der Kampf zu Ende.

Botha hatte sich über den endlichen Ausgang der Schlacht in Anbetracht der erdrückenden feindlichen Übermacht keinem Zweifel hingegeben und für den Rückzug seine klaren Weisungen

erteilt. Der äußerste linke Flügel sollte sich auf Waterval-boven, der nächsten Bahnstation hinter Machadodorf, zurückziehen, sämtlichen übrigen Kommandos und Korps war Helvetia, nördlich von Machadodorf, als Rückzugspunkt angegeben.

Die Sonne begann sich bereits mit jenem Dunstkreis zu umhüllen, der ihr in den Wintermonaten vor dem Untergange eigen ist, als Rumpf und ich auf der Straße nach Machadodorf anlangten. Mehrere hundert Buren von den verschiedensten Kommandos ritten einzeln, paarweise oder in Gruppen vor und hinter uns; auch einige Fußgänger, die ihre Pferde verloren hatten, waren zu bemerken, die Sorge vor der Gefangennahme trieb sie zu tüchtigem Ausholen an. Unter letzteren sahen wir unseren Kameraden Werbe.

„Wo ist denn Dein Pferd?"

„Denkt Euch die Niedertracht! Der Maler Str., der bei unserm Korps nur geduldet wird, hat es sich, während wir droben fochten, angeeignet und ist mit ihm fortgeritten, obwohl er mit unserem Proviantwagen hätte abfahren können. Wenn die Engländer uns nachsetzen, dann bin ich verloren."

Werbe hatte am Sandriver im Freistaat Schüsse durch beide Füße erhalten, die seither etwas geschwächt waren.

An einem Bache trafen wir den einen unserer Wagen an. Er war in einer Drift stecken geblieben. Unsere sämtlichen Fußgänger bemühten sich, die Tiere durch Geschrei und Peitschenhiebe zu verdoppelter Kraftanstrengung zu bewegen, und auch ich packte den nächsten Muli beim Schopfe und schrie ihn gottsjämmerlich an. Vergebens, der Wagen kreischte und knarrte, bewegte sich aber nicht um Haaresbreite.

In diesem Augenblicke ritt der Hauptgeneral Louis Botha durch die Drift. Er wollte zur Stellung des Bethalkommandos, von wo noch lebhaftes Gewehrfeuer hörbar war. Trotz des verlorenen Tages hatte er seine imponierende Haltung bewahrt und auch in seinen Zügen war keine Spur von Niedergeschlagenheit zu bemerken. Obwohl ihn das Gefecht auf der Hochebene ganz in Anspruch nahm, hatte er doch auch unser kleines Mißgeschick bemerkt.

„Klimm ab, Jung,“ sagte er zu mir, „und faß an.“

Dabei wies er auf die Räder, die tief im Wasser standen. Bisher hatten wir uns der Kälte wegen gescheut, in das Wasser zu gehen, nun aber faßen wir hurtig ab, und in einigen Augenblicken war der Wagen wieder in Gang.

Der General war inzwischen weiter geritten.

Unweit der Drift fanden wir einen toten Zugochsen des Krügersdorferwagens, der in der Schlucht durch die erwähnte Lydditgranate ebenfalls verwundet worden und hier seinen Verletzungen erlegen war. Da wir möglicherweise in der nächsten Zeit scharfe Ritte vor uns hatten und nicht sobald zu Proviant kamen, so schnitten wir dem Tiere ohne weiteres ein mächtiges Stück Fleisch aus dem Rücken.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Wie immer bei einem Rückzuge brannte auch jetzt das ganze Land um uns und gewährte ein wundervolles farbenreiches Bild. Ich hatte aber keinen Sinn dafür, denn mein linkes Auge, das seit jenem Granatschuß bei Dalmanutha von dem hineingeschleuderten Staube nicht ganz hatte gereinigt werden können, bereitete mir heftige Schmerzen; schließlich ergriffen diese die ganze linke Gesichtshälfte und wurden so arg, daß ich stöhnte und mich kaum auf dem Pferde erhalten konnte.

Endlich erreichten wir die Farm De Kroon westlich von Machadodorf, wo ein Teil der Krügersdorfer Zelte aufgeschlagen hatte, und hier befand sich glücklicherweise auch die Ambulanz des Dr. van der Merwe. In dem Wohnhause war ein kleines Lazaret errichtet worden. Am Eingange befanden sich einige Krügersdorfer, die mich mit freundlichem Gruße empfingen, mein blaugeändertes und verschwollenes Auge eingehend besichtigten und mir zu helfen suchten. Die Frau des Hauses ließ mir von ihren Kindern eine Schale Milch reichen und sagte mitleidig:

„Armer Duitser!“

Wenn das Auge herausgeschossen gewesen wäre, hätte die Teilnahme nicht größer sein können.

Leise überschritt ich die Schwelle des ersten Zimmers. Bei dem matten Scheine einer kleinen Lampe bemerkte ich auf dem Boden eine Reihe blutiger Körper — Opfer des Tages. Die armen Verwundeten hatten während des Transportes auf den federlosen Burenwagen entsetzliche Qualen ausgestanden. Einem jungen Krügersdorfer war das linke Bein vom Knie abwärts durch einen Granatsplitter zerschmettert worden; seit zwei Stunden lag er bereits in tiefer Ohnmacht. Heute Nacht noch sollte ihm das Glied abgenommen werden. Dem nächsten war eine Shrapnelkugel durch die Kniekehle des linken Fußes gegangen und hatte die Bänder und Sehnen zerrissen, wodurch das Bein gelähmt war. Der Bedauernswerte wußte, daß er zeitlebens ein Krüppel bleiben werde; bleich, doch gefaßt und gottergeben lag er da. Er hatte sich bereits in sein Schicksal gefunden. Wäre mir ähnliches passiert, hätte ich mich sofort erschossen, denn als Krüppel heimzukehren hatte ich keine Lust. Bei aller Begeisterung für die Buren und Burenkämpfer hätte ein solch armer Kerl doch nur in den ersten Wochen Unterstützung gefunden, später wäre man seiner gewiß überdrüssig geworden und gar oft hätte er die bittere Bemerkung zu hören bekommen:

„Warum ist er hingegangen!“

Zum mindesten hätte ein solcher Invalide stets das bittere Gefühl gehabt, von der Gnade seiner Mitmenschen abhängig zu sein. Der freundliche Leser wird mir gewiß recht geben.

Der junge Arzt, dem ein Gehilfe assistierte, arbeitete schnell und sicher. Nach kurzer Untersuchung zog er einige winzige Sandkörner aus dem Auge.

„Die Entzündung wird bald vorübergehen,“ sagte er. „Trotzdem seien Sie aber vorsichtig und machen Sie kühlende Umschläge, denn bei den hiesigen Verhältnissen kann die geringste Unvorsichtigkeit Ihnen das Auge kosten.“

Im Hausflur fand ich einen leeren Kaffeesack, von dem ich ein Stück abriß und nun Umschläge machte. Dann begab ich mich zu Rumpf und Stinsdra, die in einem Schuppen ihre

Werkstätte aufgeschlagen hatten und mit Kochen beschäftigt waren. Diesen Abend sprachen wir nicht gar viel miteinander. Die gewaltigen Eindrücke des Tages hatten uns schweigsam gemacht.

„Pom — pom — pompompom!“

Sofort springe ich auf, greife nach dem Karabiner und rufe, da Rumpf und Stinsdra mich erstaunt anschauen:

„Ein Maxim! Hört Ihr denn nicht?“

„Du wirst Dich wohl getäuscht haben,“ sagt Rumpf, nachdem er eine Weile in die Nacht hinausgelauscht hat. „Wie könnte jetzt ein Maxim arbeiten, das ist ganz unmöglich!“

Etwas beruhigt setze ich mich nieder und schlürfe eben meinen Kaffee hinab, da ruft auf einmal Rumpf aus:

„Jetzt habe ich es auch gehört!“

Nun hatten aber ich und Stinsdra trotz großer Aufmerksamkeit nichts vernommen.

„Die Schießerei von Dalmanutha liegt uns noch in den Ohren!“

Und so war es auch. Je ruhiger es im Krügersdorferlager und im benachbarten Hause wurde, desto mehr knallte, zischte und summte es in unseren Ohren, wodurch wir uns aber nicht mehr beirren ließen.

Der Grasbrand warf über die riesige Fläche bis zu unseren Füßen einen weißen Schimmer, der alles wie mit Schnee bedeckt erscheinen ließ und die reizendste Winterlandschaft um uns her zauberte. Bei diesem Anblick gedachte ich meiner lieben Alpenheimat und freute mich des neugeschenkten Lebens. — —

Lord Roberts konnte mit dem Erfolge des heutigen Tages nur teilweise zufrieden sein. Er hatte gehofft, bereits mittags im Besitze des ganzen Plateaus zu sein und mit Unterstützung der Kavalleriedivision French, die sofort nach der Erstürmung von Dalmanutha das Burenkommando auf den Zwartkoppies werfen und längs des Elandsspruit sich aufstellen sollte, den rechten feindlichen Flügel abzuschneiden und zur Kapitulation

zu zwingen. Gleichzeitig wollte er in raschem Vorstoße Machadodorf erreichen und die Buren des linken Flügels dadurch von Lydenburg abdrängen. Da dieser Plan nur gelingen konnte, wenn Dalmanutha möglichst rasch genommen wurde, so ließ Buller, der die Operationen unter der Aufsicht des Feldmarschalls Lord Roberts leitete, auf den nordwestlichen Teil der Hochebene ein konzentrisches Feuer aus fünfzig Geschützen eröffnen. Die außerordentliche Tapferkeit des Johannesburger Polizeikorps und die Zähigkeit, mit der das Korps Goldegg in seiner Stellung aushielt, ermöglichten die Besetzung von Bergendal jedoch nicht um 12 Uhr mittags, sondern erst um halb 3 Uhr nachmittags, wodurch zweiundeinhalb kostbare Stunden verloren gegangen waren. Während der einen Stunde bis zum Einfalle der Dämmerung gelang es nun weder dem Inniskillingregiment noch der Schützenbrigade, den Nordrand des Plateaus zu gewinnen und den Zuckerbuschkopf bis zum Elandsspruit hin zu umfassen, weshalb auch das Eingreifen der Kavalleriebrigade French, die allein die Burenkommandos des rechten Flügels nicht zurückzuhalten vermocht hätte, unterblieb. Es gelang auch nicht ein Burenkommando abzufassen, und dem Kleinkrieg war nun Thür und Thor geöffnet. Den Engländern bot sich später nie mehr die Gelegenheit zu einem so entscheidenden Schlage.

„Daily Mail“ meldete:

„Bullers Division errang am 27. d. einen Erfolg und verdrängte den Feind nach einem der **hartnäckigsten Kämpfe dieses Krieges** aus der Stellung von Bergendal. Die Buren behaupteten sich trotz starker Verluste durch einen **fürchterlichen Granatenhagel** der englischen Batterien.“

Weiters wurde der „Daily Mail“ gedrahtet:

„Der Sturmangriff fand unter den Augen des Lord Roberts statt. Ein heftiges Gewehr- und Granatenfeuer wurde auf die Höhe gerichtet, die zuweilen ganz von dem Rauch der Lydditgeschosse umhüllt war. Nach dreistündiger Kanonade schritten die Schützenbrigade und das Regiment Inniskilling zum Bajonettangriff, der auch gelang.“

Die Meldungen des Lord Roberts zeichnen sich wie immer durch große Unklarheit aus:

„Unsere Bewegungen vollziehen sich notwendigerweise wegen der großen Ausdehnung der Gefechtslinie langsam, doch heute machten wir befriedigende Fortschritte. Ich verließ Buller bei Bergendal und hoffe, daß unsere Verluste nicht über 50 oder 60 Mann betragen. Es fielen sehr viele Buren. Einige, die auf einem felsigen Hügel sich befanden, wurden durch Lydditgeschosse getötet. Eine Mitrailleuse wurde erbeutet (soll wohl heißen „die Trümmer einer dem Worcesterregimente bei Colesberg abgenommenen Maximkanone wurden gefunden"). Es war eine schöne Leistung (des Verteidigers). General Buller führte seine Truppen sehr geschickt. (?) Das Zusammenwirken unseres Artillerie- und Infanteriefeuers war äußerst wirkungsvoll. — General Baden-Powel meldet, daß er von Warmbad gegen Norden vorgestoßen sei und Nilstrom, ohne Widerstand zu finden, besetzt habe. Da es für jetzt nicht wünschenswert (!) war, nordwärts weiter vorzurücken, kehrten seine Truppen nach Pretoria zurück (um im Falle des Mißlingens der Operationen gegen Botha die Armee des Lord Roberts zu verstärken!)."

Am nächsten Tage schickte Roberts bereits einen ausführlicheren Bericht:

„Buller berichtet mir über die gestrigen Operationen und die Wegnahme von Bergendal und sagt, die Kopjes wurden nach heftiger Beschießung durch den tapferen (?) Angriff zweier Infanterie-Bataillone genommen. Der Ort (er besteht aus einem Bauernhaus nebst dazugehörigem Schweinestall) ist natürlich befestigt, von einem 1500 Yards (ganz unrichtig) breiten flachen Felde umgeben, auf welchem sich keine Deckung darbietet. Der Ort (wie großartig, man denkt dabei an 50—60 Häuser) wurde in heftigem Ansturme genommen, der Feind ließ 20 Tote zurück, 19 Mann wurden gefangen. Durch die Erstürmung dieser Kopjes wurde es uns möglich, die ganze Höhe zu besetzen, von welcher sich der Feind zurückzog. Auf unserer Seite fielen 1 Hauptmann und 13 Mann; 7 Offiziere und 57 Mann

wurden verwundet. Der Gesamtverlust dürfte allerdings noch größer sein (um einige hundert Mann!), ist aber noch unbekannt."

Meinen lieben Kriegskameraden zur Erinnerung will ich hier den Stand unseres Korps (am letzten Schlachttage von Dalmanutha) veröffentlichen.

Kommandant des Korps:

Anton Ritter von und zu **Goldegg** und Lindenburg, am 31. Mai 1865 auf Schloß Prakenstein bei Bozen geboren, am 18. August 1885 als Leutnant ausgemustert und dem Ulanenregiment Nr. 12 zugeteilt, am 1. Mai 1889 als Oberleutnant zum 9. Husarenregiment transferiert, im Herbste 1894 aus der Armee getreten, um sich der Bewirtschaftung des väterlichen Gutes Spaueregg in Patschins bei Meran, Südtirol, zu widmen. Im April 1900 von der Transvaalregierung als Kommandant beeidigt, beteiligte er sich an den Rückzugsgefechten in Natal, unternahm Streifzüge in das Westgriqualand und zeichnete sich bei den Kämpfen an der Delagoabahn und namentlich in der Schlacht von Dalmanutha durch hervorragende Tapferkeit und Kaltblütigkeit aus. Am 22. September 1900 geriet er in portugiesische Kriegsgefangenschaft und kehrte im Dezember des gleichen Jahres in seine Heimat zurück.

Freiwillige:

Georg von Berg, Sattler, geb. 1875 in Dettingen, Württemberg, bereits sechs Jahre vor Beginn des Krieges in Transvaal, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und ist gegenwärtig in Dar es Salaam, Deutschostafrika, in seinem Berufe thätig.

Ernst Blesing, Kaufmann, geb. 1872 in Berlin, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und befindet sich im Kriegsgefangenenlager bei Laurenzo Marquez, da er noch nicht nach Deutschland zurückkehren wollte.

Otto Blesing, Bäcker, geb. 1871 in Berlin, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er sich aus den gleichen Gründen wie sein Vetter Ernst noch befindet.

Lucian Brix, Beamter, geb. 1875 im Elsaß, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Niels Foester, Seemann, geb. 1876 in Dänemark, hatte sich bereits mehrere Jahre in Texas und Südbrasilien aufgehalten, wo er sich das klimatische Wechselfieber holte, an dem er auf dem Kriegsschauplatze fortwährend litt. Er machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er aus den gleichen Gründen wie Ernst und Otto Blesing noch weilt.

Georg Göller, Schuhmacher, geb. 1869 in Ingelfingen, Württemberg, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er sich aus den bereits bekannten Gründen noch befindet.

Hans von Hessert, Miner, geb. 1877 in Darmstadt, weilte bereits 2 Jahre vor Beginn des Krieges in Johannesburg, beteiligte sich an den Kämpfen längs der Delagoabahn, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und kehrte inzwischen nach Deutschland zurück.

Ludwig Jansen, Techniker aus Holland, geb. 1875 in Parndorf, Ungarn, machte die Rückzugsgefechte in Natal und später im Oranje-Freistaat, ferner die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und ist gegenwärtig Beamter in Dar es Salaam, Deutschostafrika.

Rudolf Indra, Schiffsmaschinist, geb. 1875 in Brünn, machte die Rückzugsgefechte in Natal mit, wo er durch einen Granatsplitter an den Füßen verwundet wurde, beteiligte sich an den Kämpfen längs der Delagoabahn, geriet am 22. Sep-

tember 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November 1900 in Triest.

Paul von Joromins ky, Jäger, geb. 1877 in Jogd, Posen, war während der Gefechte an der Delagoabahn bei dem Korps und geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er bisher verblieb.

Richard Knapp, Pharmazeut, geb. 1880 in Dürre Au, Württemberg, erhielt bei dem Sturm auf Mafeking einen Schuß durch die rechte Brustseite, wurde mit dem Kommandanten Eloff und den übrigen Deutschen und Franzosen in der eroberten Kaffernstadt eingeschlossen und gefangen, jedoch nebst mehreren anderen Verwundeten einer Burenambulanz übergeben. Nach Heilung seiner Wunde, die drei Wochen beanspruchte, machte er die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er noch weilt.

Wilhelm Kocks, Landmann, geb. 1870 in Mühlheim a. d. Ruhr, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September in portugiesische Kriegsgefangenschaft, landete am 2. November in Triest und befindet sich gegenwärtig als Brauer in New-York.

Karl Köhler, Bäcker, geb. 1866 in Lissa, Posen, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er noch weilt.

Karl Malmasson, Miner, geb. 1870 in Weidesheim bei Saargemünd, Lothringen, weilte bereits seit 5 Jahren in Johannesburg, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und kehrte alsdann nach Deutschland zurück.

Wilhelm Mayer, Bediensteter der Delagoabahngesellschaft, geb. 1884 in Passau, Bayern, der jüngste Deutsche Freiwillige auf dem Kriegsschauplatze, hielt sich vor Ausbruch des Krieges bereits zwei Jahre in Transvaal auf, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er noch weilt.

Wilhelm Meinel, Landmann, geb. 1865 in Hof, Bayern, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, in denen er sich wiederholt auszeichnete. Am 22. September 1900 geriet er in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Georg Müller, Kaufmann, geb. 1865 in Dillingen, Bayern, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Alexis de Pache, Dragonerleutnant, auf ein Jahr beurlaubt, geb. 1875 in Morges, Schweiz, zeichnete sich in den Kämpfen am Tugela, im nördlichen Freistaat und an der Delagoabahn durch besondere Tapferkeit aus, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und machte dann von Laurenzo Marquez aus eine Vergnügungsreise nach Australien.

Max Pontinus, Kellner, geb. 1880 in Mülsen-St. Niklas bei Zwickau, Sachsen, machte die Rückzugsgefechte im Freistaat mit, wobei er am Sandriver einen Kopfschuß erhielt, beteiligte sich später an den Kämpfen längs der Delagoabahn, landete am 2. November 1900 in Triest, wurde als Rekrut dem Infanterieregiment „Prinz Georg“ Nr. 106 zugeteilt, mußte aber infolge der Kopfwunde, die wieder zu eitern begann und eine Operation erforderte, als waffenunfähig entlassen werden.

August Rabec, Beamter, geb. 1878 in Paris, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und kehrte noch im gleichen Monate nach Frankreich zurück.

Wilhelm Rautenberg, Kaufmann, geb. 1875 in Hamburg, war vor Ausbruch des Krieges mehrere Jahre in Sansibar, machte die Kämpfe am Tugela, im nördlichen Freistaat und an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Hermann Reich, Bautechniker, geb. 1871 in Dresden, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, mußte infolge heftigen Wechselfiebers in Elandsriver das Korps verlassen und mehrere Wochen im Lazaret zu Watervalboven verbringen, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Friedrich Röder, Miner, geb. 1862 in Darmstadt, wegen seines langjährigen Aufenthaltes in Texas der „Texasjak" genannt, war vor Ausbruch des Krieges bereits zwei Jahre in Johannesburg, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er auch verblieb.

Franz Rumpf, Techniker, geb. 1872 in Voitsberg, Steiermark, machte die Kämpfe am Tugela mit, wobei am 22. Februar 1900 bei Pieters an seiner Seite sein 22jähriger Bruder fiel. Bei den Rückzugsgefechten in Natal verlor er infolge Blutvergiftung das erste Glied des rechten Daumens und erkrankte am Typhus. Später nahm er an den Kämpfen längs der Delagoabahn teil, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, landete am 2. November in Triest und befindet sich gegenwärtig in Susquehanna, Nordamerika.

Karl Schönecker, Landmann, geb. 1875 in Huttenheim, Baden, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, mußte wegen eines Hautausschlages, den er sich durch Blutvergiftung zugezogen, längere Zeit im Hospital verbringen, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er auch verblieb.

Karl Schweickhardt, Bauzeichner, geb. 1878 in Pforzheim, Baden, hielt sich vor Ausbruch des Krieges mehrere Jahre in England und ein Jahr in Kapstadt auf, machte die Rückzugsgefechte in Natal und die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, landete am 2. November in Triest und hat sich gegenwärtig bei Otjikondo in Deutschsüdwestafrika als Farmer niedergelassen.

Jules Sechehaye, Techniker, geb. 1877 in der Schweiz, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Franko Seiner, Journalist, geb. 1874 in Feldbach, Steiermark, machte die Kämpfe um Colesberg in der nördlichen Kapkolonie mit, erlitt am 24. Februar bei Plewmansfarm durch den Luftdruck einer vorbeisausenden Granate eine Gehirnerschütterung, beteiligte sich an den Rückzugsgefechten am Modderriver und im nördlichen Freistaate sowie an den Kämpfen längs der Delagoabahn, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Hatje Stienstra, Lehrer, geb. 1881 in Groningen, Holland, machte die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er verblieb.

M. Georges Vigies, Jurist, geb. 1875 in Clermont, Frankreich, machte die Kämpfe längs der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Karl Otto de Vries, Beamter der Delagoabahn, geb. 1877 in Leuwarden, Holland, machte die Kämpfe längs der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Karl Walz, Bäcker, geb. 1875 in Lomersheim, Württemberg, machte die Gefechte an der Delagoabahn mit, geriet am 22. September 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er bis jetzt verblieb.

Karl Werbe, Kaufmann, geb. 1872 in New-York, machte die Rückzugsgefechte im nördlichen Freistaate mit, wobei er am Sandriver Schüsse durch den rechten und linken Fuß erhielt. Dann nahm er an den Kämpfen längs der Delagoabahn teil und geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft, in der er bis jetzt verblieb.

Karl Wilmer, Ingenieur, geb. 1875 zu Batavia auf Java, machte die Rückzugsgefechte in Natal, ferner die Kämpfe an der Delagoabahn mit, geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November 1900 in Triest.

Ernst Freiherr von Wrangel, früherer preußischer Offizier, geb. 1862 in Königsberg, Ostpreußen, machte die Rückzugsgefechte im nördlichen Freistaate mit, wobei er am Sandriver durch eine Shrapnelkugel im Oberarm verwundet wurde. Dann beteiligte er sich an den Kämpfen längs der Delagoabahn, geriet Anfang Oktober 1900 in portugiesische Kriegsgefangenschaft und wandte sich von Laurenzo Marquez aus nach Nordamerika.

Dem Korps angeschlossen waren fünf Magyaren und zwar:

Felix Baron Luzsensky, früherer Husarenoffizier, geb. 1855 in Budapest, machte als Kadettoffiziersstellvertreter den Feldzug 1878 in Bosnien mit, trat, nachdem er Frau und Kinder durch den Tod verloren hatte, aus der Armee, nahm an den Kämpfen am Tugela, im nördlichen Freistaat und längs der Delagoabahn teil und legte in denselben eine bewunderns-werte Todesverachtung an den Tag. Am 22. September 1900 geriet er in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November in Triest.

Tibor Pechy von Pechyfalva, früherer Husarenoffizier, geb. 1868, ein Neffe Papst Leo XIII., vom 18. August 1889 bis 16. Februar 1896 Leutnant und Oberleutnant im Husaren-regiment Nr. 12, vor Ausbruch des Krieges 4 Jahre in Johannis-burg als Minenbeamter, machte die Kämpfe um Colesberg in der nördlichen Kapkolonie, ferner den Rückzug unter Olivier längs des Caledonriver, die Gefechte im nördlichen Freistaat und an der Delagoabahn mit, geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November 1900 in Triest.

Paul Fleischer, früherer Kadettoffiziersstellvertreter im 18. Honvedinfanterie-Regiment, geb. 1875 in Nemeth Szent-Miklos, machte die Kämpfe im nördlichen Freistaat und an der Delagoabahn mit, geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft,

landete am 2. November 1900 in Triest und ist gegenwärtig Beamter in Dar es Salaam, Deutschostafrika.

Geza Gößing, früherer Offizier, geb. 1871 in Stuhlweißenburg, Leutnant im 48. Infanterie-Regiment, machte die Kämpfe im nördlichen Freistaat und an der Delagoabahn mit, geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November 1900 in Triest.

Wilhelm Simon, früherer Offizier, geb. 1875 in Budapest, Leutnant im 86. Infanterie-Regiment, machte die Rückzugsgefechte in Natal und im südwestlichen Transvaal mit, wo er bei Helpmakaar durch den Luftdruck einer Granate mehrfache Verletzungen erlitt. Er nahm auch an den Gefechten längs der Delagoabahn teil, geriet in portugiesische Kriegsgefangenschaft und landete am 2. November 1900 in Triest.

Außer diesen hatten sich uns bei Dalmanutha für die Dauer der Schlacht angeschlossen:

Meier, Landmann aus Norddeutschland, ein ungefähr vierzigjähriger Mann, beeidigter Feldkornett, war bereits mehrere Jahre in Südbrasilien ansäßig gewesen, hatte nach der Einnahme von Pretoria ein kleines, aber auserlesenes Korps gebildet, mit dem er in hervorragender Weise an den Kämpfen längs der Delagoabahn teilnahm. Bei Dalmanutha war diese Schar auf 4 Mann zusammengeschrumpft, stieg jedoch im Lager zu Godvanrivier auf 14 Freiwillige. Meier schloß sich dem Ausländerkorps unter Ricchiardi nicht an, sondern blieb beim Krügersdorferkommando, wodurch er der Umklammerung bei Komatipoort entging. Er dürfte sich mit den Krügersdorfern gegenwärtig im westlichen Transvaal befinden.

Dr. Wolfgang Schiele, Arzt aus Riga, nahm als Kämpfer an den größten Schlachten in Natal und an allen Kämpfen des Meier'schen Korps teil, bei denen er sich durch große Kaltblütigkeit auszeichnete, trennte sich bei Godvanrivier von dem Korps, da er von schwerer Dysenterie befallen worden war, und fuhr nach Laurenzo Marquez. Am 2. November 1900 landete er in Triest.

Dr. Leitz, Arzt, geboren 1875 in Stettin, trat aus der alldeutschen Ambulanz, um das Gewehr zu ergreifen, beteiligte sich in hervorragender Weise an den Kämpfen des Meier'schen Korps und befindet sich noch bei demselben in Transvaal.

Adam, ein Landmann aus Norddeutschland, machte ebenfalls alle Kämpfe des Meier'schen Korps mit und befindet sich mit diesem noch in Transvaal.

Das eigentliche Goldegg'sche Korps bestand bei Dalmanutha aus 36 Freiwilligen, von denen der jüngste 16 Jahre und die beiden ältesten 38 Jahre zählten. Im Alter von 16—20 Jahren standen 4, von 20—25 Jahren 13, von 25—30 Jahren ebenfalls 13, von 30—35 Jahren 4 und von 38 Jahren 2 Freiwillige. Der Nationalität nach waren 29 Deutsche und zwar aus Württemberg 4, Bayern 3, Brandenburg 2, Sachsen 2, Baden 2, Hessen 2, Posen 2, Steiermark 2, Tirol 1, Hamburg 1, Westphalen 1, Ostpreußen 1, Elsaß 1, Lothringen 1, Mähren 1, Schweiz 1, Nordamerika 1, Java 1. Ferner waren 3 Holländer, 3 Franzosen und 1 Däne im Korps.

Folgende Stände waren vertreten: Techniker 6, Beamte 5, Bauern 3, Offiziere 3, Bäcker 3, Kaufleute 3, Miner (Goldgräber) 3, Lehrer 1, Journalist 1, Pharmazeut 1, Student 1, Schuhmacher 1, Sattler 1, Jäger 1, Seemann 1, Kellner 1.

Von den 36 Freiwilligen kehrten 19 nach Europa zurück, 13 zogen die milde portugiesische Kriegsgefangenschaft einer Rückkehr in die unleidlichen persönlichen Verhältnisse der Heimat vor und blieben in Laurenzo Marquez; 2 wandten sich nach Deutschostafrika, 1 nach Nordamerika und 1 nach Australien. 17 Freiwillige, also nahezu die Hälfte des Korps, verzichteten auf eine Rückkehr in die Heimat. Aber auch von den 19 Zurückgekehrten gingen in kurzer Zeit 2 nach Nordamerika, 1 nach Deutschsüdwestafrika, sodaß die überwiegende Mehrzahl des Korps aus Europamüden bestand.

Unter den 36 Freiwilligen waren sechs verwundet worden, 2 hatten an Fieber, 2 an Blutvergiftung und 1 an Typhus im Lazaret gelegen, also waren nur etwas über zwei Drittel

mit heiler Haut aus dem Feldzuge davongekommen, und auch von diesen dürften viele den Keim zu Siechtum und Rheumatismus, sowie anderen Krankheiten davongetragen haben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Längst schon war die Sonne aufgegangen, als wir erwachten und uns die Augen ausrieben. Um uns herum war es unheimlich stille geworden, die Krügersdorfer hatten bereits in den ersten Stunden nach Mitternacht ihr Lager abgebrochen und waren fort gezogen, weit und breit ließ sich kein Mensch mehr sehen und nur dann und wann zeigte eine Staubwolke auf den Feldern an, daß ein verspäteter Reiter den Lydenburger Bergen zujagte. Nun war es auch für uns höchste Zeit.

„Verd—! Wir haben zu lange geschlafen!"

„Jetzt nur schnell die Pferde gesattelt!"

Während Stienstra sofort den unvermeidlichen Kaffee kochte, machten wir die Pferde reisefertig. Da ertönte auf der benachbarten Straße das Knarren eines Wagens, und als wir erstaunt nach demselben ausschauten, erblickten wir unsern Ochsenwagen, der in aller Gemächlichkeit auf der Straße daherrutschte und in jeder Viertelstunde 1—2 m zurücklegte. Und wie die Küchlein um die Henne, so waren unsere Fußgänger um den nährenden Wagen geschart.

„Goden mora! Goden mora!" begrüßten wir sie unter lebhafter Heiterkeit. „Seid Ihr auch schon auf?"

„Wir wollten Euch gerade wecken!"

„Da seid Ihr doch um einige Minuten zu spät aufgestanden."

Knacks, knacks drehten sich die Räder wieder einmal um ihre Achse.

„Beeilt Euch doch nicht so sehr, sonst kommen Euch die Engländer ja nicht nach."

Der Wagen war bereits verschwunden, als wir unsere Pferde aus dem Schuppen holten. Soeben sprengte ein Bur vorbei.

„Vinnig (schnell) Duitsers! Die Engelschen kommen!"

Flugs saßen wir auf den Pferden und waren davon.

Auf der Lydenburgerstraße trafen wir noch zahlreiche Burenkommandos des linken wie des rechten Flügels an, die munter nordwärts zogen. Im Elandsspruit tränkten wir unsere Pferde. Je weiter wir nach Norden kamen, desto malerischer wurde die Gegend. Namentlich ein Kafferndorf links von der Straße erregte unsere Bewunderung. An nahezu unzugänglicher Stelle lag es wie eine mittelalterliche Burg auf den Bergen. An sämtlichen Wegen, die zu dem Dorfe führten, befanden sich Wächterhütten. Bald hatten die Engländer hinter uns Machadodorf besetzt, und eine Lyddithaubitze sowie ein kleineres Geschütz begannen nun die ganze Gegend, in der sie die Straße vermuteten, mit Granaten und Shrapnels zu bestreichen, und auch aus dem Hügelland links wurde bereits Gewehrfeuer hörbar, woraus wir auf das Vordringen der Kavalleriedivision French schlossen.

Die Hochebene von Helvetia, die bedeutend höher als diejenige von Belfast und Dalmanutha liegt, fällt sehr steil nach Süden ab. Trotzdem windet sich die Lydenburgerstraße nur in wenigen Serpentinen zu ihr empor, weshalb natürlich die Steigung der Straße eine ganz enorme ist. Als wir am Fuße des Höhenrandes anlangten, platzten bereits oben mit peinlicher Genauigkeit die englischen Shrapnels. Auf dem Wege trafen wir den Long Tom von Dalmanutha an. Er hatte eben Rast gemacht, um seine zwanzig Ochsen ausschnaufen zu lassen. In seiner Nähe hielt die sogenannte Geschützbedeckung, das italienische Korps, Mann und Roß so sauber und proper, als ob sie eben zur Parade ausgerückt seien. Gegen uns schmutzige Grasteufel nahmen sie sich gar stattlich aus. Als wir oben anlangten, kamen wir unter das englische Geschützfeuer. Die Shrapnels krepierten zwar senkrecht über uns, jedoch in einer Höhe von nahezu zwanzig Meter, so daß die Ladungen ganz unschädlich auf uns herab fielen. Trotzdem war dieser Spaziergang etwas ungemütlich, denn wenn es den Engländern einfiel, die Shrapnels um zehn Meter niedriger krepieren zu lassen oder mit Granaten

die Straße zu bewerfen, so wäre diese sofort unpassierbar gewesen und wir hätten dann unter den größten Schwierigkeiten die senkrechten Wände mit unseren Pferden erklettern müssen. Doch überwog glücklicherweise bei den englischen Offizieren die Schablone den Hausverstand. Gegen allfällige Infanterieangriffe waren drei kleine Geschütze auf dem Rande aufgestellt.

Bei Helvetia, einer großen Farm, war ein Straßenknotenpunkt, die eine Straße führte nach Norden, nach Lydenburg, die östliche nach Watervalonder. Beide Straßen wurden von den zurückgehenden Buren benützt. Obwohl wir gerne nach Lydenburg weitergezogen wären, schwenkten wir doch nach Osten ab, als ein Krügersdorferwagen diese Richtung einschlug. So zogen wir stundenlang weiter. In der Nacht erst trafen wir einen Wagen unseres Kommandos an, auf dem die uns zugeteilten Magyaren Heimatsrecht erwirkt hatten. Zwanzig Freiwillige unseres Korps hatten sich hier wieder zusammengefunden.

Da das Gerücht sich verbreitet hatte, Baron Goldegg sei in Machadodorf gefangen genommen worden, so traten zwei Magyaren als Kandidaten für die Kommandantenwürde auf und bewarben sich um unsere Gunst; der eine tischte Ochsenbraten auf und erzählte Geschichten, der andere kochte Milliepap (Mehlbrei) und streute Salz darauf.

In so wundervoller Lage wie in dieser Nacht hatten wir noch nie kampiert. Kaum achtzig Schritte von dem Wagen fiel das Plateau mehrere hundert Meter senkrecht in ein Thal hinab, aus dem die elektrischen Glühlichter von Watervalonder heraufblinzelten. Rechts von uns stürzte ein mächtiger Waterval schäumend in die Tiefe, eine laue Luft umfing uns; hier machte sich bereits das ozeanisch-tropische Klima fühlbar. Rund um uns herum waren Büsche und Bäume. Am Rande des Abgrundes, wo der Gießbach hinuntertoste, legte ich mich in das weiche Gras und hing meinen Träumereien nach. Wie in einer Märchenwelt kam ich mir vor; ich wähnte mich auf dem Semmering in meiner steirischen Heimat. Trotz des Ab-

grundes ließen wir die Pferde frei herumlaufen, da wir ihrer Klugheit vertrauten, und es stürzte auch keines ab.

Am nächsten Morgen stiegen wir in das Thal hinunter, wo sich zahlreiche Buren herumtrieben. Auf dem Bahnhofe befand sich der französische Militärattaché Captain de Mange, der sofort auf mich zukam und sich äußerst lobend über das Verhalten unseres Korps bei Dalmanutha aussprach. Gleichzeitig ersuchte er mich, ihm möglichst genau die Gliederung der englischen Sturmkolonnen und deren Sturmanlauf zu schildern. Als ich ihm über das Eingreifen des Pompoms der Kapkolonisten berichtete, meinte er zustimmend:

„Ich halte das Bombenmaxim für die Kanone der Zukunft.“

Während wir noch sprachen, kam der Artillerie-Leutnant des Johannesburger Polizeikorps van Lier auf uns zu. Sein Körper war dreimal durchschossen, doch waren die Schußkanäle infolge der Stahlmäntel so glatt, daß sich die Wunden bald wieder geschlossen hatten und bereits in Heilung begriffen waren. Erst als wir uns an Ort und Stelle durch den Augenschein von der nahezu wunderbar schnellen Heilung überzeugten, glaubten wir seinen Angaben. Der Verwundete war im Besitz seiner vollen Körperkräfte, mußte jedoch für einige Zeit das Reiten unterlassen.

Auch Hjalmar Reitz, den ältesten Sohn des Staatssekretärs, traf ich hier. Er war in einem der letzten Gefechte durch einen Streifschuß an der Stirne verletzt worden. Die beiden Brüder Reitz waren nicht lange in unserem Korps gewesen. Gleich anfangs hatten sie sich enge an Rumpf und mich angeschlossen. Den ersten Mißton in unsere Kameradschaft brachten sie selbst. Die beiden Brüder waren nämlich in jeder Beziehung grundverschieden.

Der 22jährige Hjalmar Reitz war sozialdemokratisch angehaucht und fühlte sich auf dem Kriegsschauplatze nicht allzu wohl. Er konnte es nicht begreifen, daß es Leute geben solle, die ohne zwingenden Grund bei gänzlicher Hintansetzung ihrer

eigenen Interessen, Leben, Gesundheit und Zeit, sich für eine fremde Sache in die Schanze schlugen. Ganz unfaßbar war ihm aber unsere Kampfesfreudigkeit und Rauflust, sowie unser stürmisches Draufgehen im Gefechte.

Theunis oder Nis Reitz, erst 18 Jahre alt, war das gerade Gegenteil seines Bruders. Schneidig und kampflustig, dabei von glühendem Nationalbewußtsein erfüllt, wußte er sich selbst in unseren Reihen zur Geltung zu bringen.

Es war Anfang Juli. Das Korps hatte bei der Farm Jakalsfontein ein Lager aufgeschlagen, und Rumpf und ich machten in unserem Zelte eben ein Mittagschläfchen. In der Nähe unseres Zeltes stand Hjalmar Reitz im Gespräche mit der holländischen Farmersfrau. Kaum hatte sich diese entfernt, als Nis auf seinen Bruder zutrat und ihn anfuhr:

„Warum sprecht Ihr holländisch und nicht unsere Taal?"

Die Burentaal (Sprache) ist ein Dialekt der holländischen Sprache.

„Bin ich Euch etwa Verantwortung schuldig?" entgegnete Hjalmar scharf.

„In unserem Lande habt Ihr unsere Sprache zu sprechen!"

„Ik zal U verslaan!" — „Ich werde Euch verschlagen!" sagte Hjalmar ruhig, nahm den Klemmer von der Nase, steckte ihn vorsorglich ein und streifte sich die Hemdärmel auf.

„Ist gut. Kommt heran!"

Nis erwartete schon seinen Gegner, und ein erbittertes Boxen und Ringen begann nun.

Jetzt hielten wir es an der Zeit, als Friedensstifter aufzutreten. Wir hatten aber kein leichtes Amt, denn die feindlichen Brüder hatten sich geradezu in einander verbissen. Während Rumpf sich des Hjalmar annahm, umfaßte ich Nis. Da er aber mit Händen und Füßen um sich schlug und sich immer wieder auf seinen Bruder stürzen wollte, so mußte ich ihn gewaltsam emporheben und vom Kampfplatze wegtragen. Er weinte vor Zorn, sattelte sein Reitpferd und bepackte sein Handpferd.

„Nis, bleibt da!“ sagte Hjalmar.

„Schämen müßt Ihr Euch, daß Ihr vor den Uitlanders Euren Bruder angefallen habt, und schämen muß ich mich, einen solchen Menschen meinen Bruder zu nennen,“ erwiderte Nis erbittert. Ich steckte ihm Kaffee und Salz, sowie einige Fettkuchen in die Tasche, dann ritt er fort. Wir sahen ihn mit großem Bedauern scheiden. Oft trafen wir uns auf Patrouillengängen wieder und die Freude darüber war auf beiden Seiten stets aufrichtig und herzlich.

Einige Wochen später verloren wir auch Hjalmar Reitz. Das Krügersdorfkommando und unser Korps lagerten beim Knollwinkel südwestlich von Bronkhorstspruit, als es zwischen dem Feldkornett Meier und mehreren Buren zu einem Streite kam, in dessen Verlaufe Meier sowie der Schweizer Kintzle seines Korps zu Boden geworfen und mißhandelt wurden; letzterer erhielt eine bedeutende Verletzung am Kopfe. Da das Meier'sche Korps eine Stunde weit von hier lag, so warfen Goldegg und ich uns zwischen die Streitenden, ebenso Kommandant Kemp und Feldkornett Glaser. Abends zog das Meier'sche Korps zu uns. Wir brachen sofort jeden Verkehr mit den Krügersdorfern ab und verlangten die Bestrafung der Schuldigen. Am nächsten Tage sandten uns zwar die Krügersdorfer statt des täglichen halben Ochsen als Sühne einen ganzen, wir bestanden aber auf der Genugthuung. Als sämtliche Kommandos dieser Linie alarmiert wurden, rückten wir nicht aus und blieben im Lager, obwohl uns die Krügersdorfer zuriefen:

„Bürgers, müßt nicht zurückbleiben!“

Die Bestrafung der Schuldigen erfolgte zwar nicht und man speiste unsern Kommandanten mit einigen freundlichen Redensarten ab, da aber die Mehrzahl der Krügersdorfer den Vorfall aufrichtig bedauerte, so lag für uns kein Grund vor, die Unversöhnlichen zu spielen.

Hjalmar Reitz war durch diesen Konflikt zwischen uns und seinen Landsleuten auf eine schiefe Ebene geraten und benützte diesen Anlaß, um aus der Mitte der Draufgänger,

unter denen er sich nie besonders wohl gefühlt hatte, zu scheiden. —

Doch nun wieder zurück zu unserem Rückzug. Rumpf, Stienstra und ich trennten uns von den übrigen, da wir uns nicht unter das Kommando der Magyaren stellen wollten, und zogen auf eigene Faust weiter.

An der Straße hinter dem Orte, da, wo absolut keine Gefahr war, hatte Ricchiardi recht theatralisch einen Doppelposten, einen Mann zu Pferd und einen zu Fuß, aufgestellt, jedenfalls um die Unentbehrlichkeit und rastlose Thätigkeit des italienischen Korps aller Welt zu demonstrieren.

Der weitere Marsch in dem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale des Elandsriver war sehr abwechslungsreich. Es war eine prächtige Reise, bezaubernd durch die Großartigkeit der Gebirgsgegend, die neuartige subtropische Vegetation und die feuchtgeschwängerte warme Luft. Teils zu Fuß, teils zu Pferd, trunkenen Auges für das herrliche Landschaftsbild, zogen wir dahin. So erreichten wir gegen Abend die Station Noitgedacht, wo ein großes Gefangenenlager war. Die Gefangenen wohnten teils in Zelten, teils in Baracken. Der Platz, auf dem sich das Lager befand, war von einem dreifachen hohen Stacheldrahtzaun umgeben, längs dessen sich elektrische Glühlampen befanden. Auch war es zu jeder Stunde von hundert Posten umstellt. Im Mannschaftslager waren 2200 Engländer, während in der besonders abgegrenzten Offiziersbaracke sich über 200 Offiziere befanden. Eine englische Ambulanz, die von den Buren abgefangen worden war, hatte hier ein Lazaret aufgestellt.

Die Gefangenen standen dicht gedrängt an dem Zaune und betrachteten das Schauspiel, das wir ihnen boten. In langem Zuge gleich einer Karawane bewegten sich auf der Straße hochgepackte Burenwagen, auf denen Frauen und Kinder saßen, Reiter, Proviantwägen und Fußgänger, alles bunt durcheinander, dahin. In einem leeren Magazine, dessen Thür wir ohne weiteres aufsprengten, übernachteten wir.

Am nächsten Morgen, den 30. August, befand sich beim Gefangenenlager alles in lebhafter Bewegung. Die Engländer verließen das Lager und ordneten sich unter Aufsicht ihrer Unteroffiziere vor demselben in langen Reihen. Sie sollten heute freigelassen werden. Ich traf gerade zu rechter Zeit dort ein.

In der Mitte der Engländer stand in ziemlich theatralischer Haltung Ricchiardi und ließ sich von den einzelnen Soldaten die Geschichte ihrer Gefangennahme erzählen. Ein Soldat schenkte unserem Kameraden Pache einen kleinen reizenden Hund, den er seiner gelbbraunen Farbe wegen sogleich „Khaki" taufte. Ich trat zu Kapitän de Mange, der gleichfalls anwesend war, und sagte:

„Ein interessantes Bild, nicht wahr?"

„Interessant sicher", erwiderte der Attaché, „aber schade, schade!"

Nun ritt General Viljoen unter die Soldaten, die sich sofort um ihn scharten, und richtete an sie in englischer Sprache folgende Worte:

„Im Namen van de Zuid-Afrikaansche Republik und im Auftrage des Hauptgenerals Botha teile ich Ihnen mit, daß Sie frei sind und sofort nach Watervalboven abziehen können. Ich hoffe, daß Sie nicht mehr gegen die Republik kämpfen werden, und wünsche Ihnen zu ferneren Waffenthaten auf anderen Kriegsschauplätzen den besten Erfolg. God by!"

Die Gefangenen antworteten mit Hurrärufen, und nun bewegte sich der endlose Zug gleich einem gelben Strom an uns vorüber. Nur an der Spitze herrschte einigermaßen Ordnung, da die Khaki hier in rangierten Abteilungen unter Führung von Unteroffizieren daher kamen. Die Gleichgiltigkeit des Söldners prägte sich auf den vielen hunderten von Gesichtern aus. Sang- und klanglos, von dem Gewicht ihres Gepäckes und der Wolldecken fast zu Boden gedrückt, zogen sie fort. Auch unsere Walesshires von Dalmanutha sahen wir hier wieder, sie kamen gleich auf uns zu und boten uns die Hand. Als die letzte Schar vorüber war, wandten wir unsere Pferde. Nun kam

auch Baron Goldegg in Begleitung des Barons Luszensky daher; wir empfingen sie mit begreiflicher Freude, da das Korps nun doch beisammen blieb. Goldegg hatte wieder einmal auf eigene Faust herumgeschossen.

Am nächsten Tage vereinigten wir uns mit dem Krügersdorferkommando und schlugen in der Nähe von Godvanrivierstation auf einem hohen Bergzuge unser Lager auf. Hier traf Goldegg mit dem Kapitän de Mange und dem amerikanischen Militärattaché Kapitän Reichmann zusammen, beide drückten dem Kommandanten ihre Befriedigung über das Verhalten des Korps aus.

„Herr Kommandant, ich gratuliere. Ihre Leute haben sich wunderbar gehalten,“ sagte de Mange. „Wir hatten das Korps bereits verloren gegeben, als es aus der Rauchwolke auftauchte, die über Bergendal lag. Wir wollten unseren Augen nicht trauen.“

Und Kapitän Reichmann bemerkte: „Ich habe bereits zwei Feldzüge mitgemacht, aber eine solche Beschießung noch nicht erlebt. Ihre Leute haben sich ausgezeichnet geschlagen!“

Wir waren nicht wenig stolz über diese Anerkennung; unseren Witzbolden aber bot sie reichhaltigen Stoff.

„Ohm Paul ist seit Dalmanutha so begeistert für die Deutschen, daß er ihnen in jeder Beziehung gleichen will,“ erzählte Ernst Blesing.

„Und denkt Euch nur, er hat sogar seine Pfeife weggegeben und raucht jetzt nur mehr Cigarren,“ behauptete Reich.

„Er spukt auch nicht mehr im Zimmer herum und will sich den Bart rasiren lassen,“ fügte der kleine Schweikhardt noch hinzu.

Während der vierzehn Tage, die wir hier lagen, durchstreiften Rumpf und ich die Gegend nach allen Richtungen. Auf den hohen Bergen fanden wir prachtvolle Versteinerungen von Bäumen, Blättern und Insekten, auch suchten wir das Gestein nach Edelmetallen ab. In der Nähe unseres Lagers waren die Trümmer einer großen Kaffernstadt. In Nelspruit war in-

zwischen ein Deutscher namens Held, der widerrechtlich das rote Kreuz getragen und sich verschiedene Unzukömmlichkeiten hatte zu schulden kommen lassen, vom Friedensrichter verurteilt worden, bei unserem Korps zehn Tage hindurch Handlangerdienste zu verrichten.

Die Buren haben leider keine Volkslieder. Während unserer Anwesenheit auf den Bergen bei Godvanrivier suchte nun ein Prediger mit Unterstützung seiner Violine den Krügersdorfern ein holländisches Lied einzudrillen, ungefähr nach der Weise „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus". Die Krügersdorfer sangen das Lied nun Tag und Nacht und brachten uns dadurch zur hellen Verzweiflung.

Über die chinesischen Wirren erfuhren wir erst hier Genaueres. Wir hofften, daß nun bedeutende englische Truppenmassen vom südafrikanischen Kriegsschauplatze abberufen würden, täuschten uns jedoch gründlich.

Eines Tages erschien Präsident Steijn in Begleitung des Generals Viljoen in unserem Lager und feuerte in flammenden Worten die Buren zu dem äußersten Widerstande, zum Kampfe auf Tod und Leben, an. Er schloß mit den Worten:

„Die Holländer haben achtzig lange Jahre um ihre Freiheit gerungen und ihre Selbständigkeit erkämpft. Auch wir können jahrelang weiter fechten, und hat der Engelsmann die ganze Republik in Besitz genommen, so kann er uns doch nicht in die Zoutpansberge folgen, dort sind wir sicher. Und von dort werden wir immer wieder hervorbrechen, bis der Engelsmann müde und auch das ganze britische Südafrika frei ist. Unser ist das Land und unser wird es auch immer bleiben. Und das Eine kann ich Euch versichern und dafür werde ich persönlich sorgen, daß jeder von Euch zum Schlusse — eine hübsche Frau bekommt."

Im ersten Augenblicke waren wir über diesen unerwarteten Schluß verblüfft, dann aber machte sich unsere Heiterkeit ungehindert Luft. Die Krügersdorfer umdrängten jubelnd den beliebten Präsidenten und ließen ihn, trotzdem er bald weiter

ziehen und ein anderes Kommando aufsuchen wollte, den ganzen Tag nicht fort. Die düstere Stimmung, die früher unter den Buren geherrscht, hatte der kluge Steijn durch seinen Schlußsatz mit einem Schlage gebannt.

Die nächsten Tage brachten uns eine Überraschung. Die Regierung hatte ein neues Kriegsgesetz herausgegeben, demzufolge jeder Bur und Burenkämpfer eine tägliche Teuerungszulage von 5 Schilling (6 Kronen) bekommen sollte. Ein Korporal oder Feldkornett erhielt 7½ Schilling, ein Kommandant 10 Schilling, ein General 15 Schilling und der Kommandant-General (Botha) 1 Pfund. Alle zwei Monate sollte diese Unterstützung zur Hälfte ausgezahlt werden, die andere Hälfte sollte nach Beendigung des Krieges zur Auszahlung gelangen. Wer sich ohne Erlaubnis von seinem Kommando entfernte, ging seiner Forderung verlustig. Begründet wurde diese Maßregel damit, daß die meisten Kämpfer durch die ungeheure Teuerung mittellos seien. Thatsächlich hatte ich bereits seit geraumer Zeit keinen Knopf in der Tasche, trotzdem konnte ich mich aber nicht entschließen weiterzukämpfen, da wir nun keine Freiwillige mehr waren, sondern bereits bezahlt wurden. Man mag darüber hin und her streiten: Sold bleibt Sold. Rumpf war ebenfalls der gleichen Meinung, und so übergaben wir unsere Pferde dem Kommandanten Goldegg und ließen uns von ihm unsere Kriegsdienstzeit bescheinigen, um uns dann in die Delagoabai zu begeben. Als aber am 11. September das Korps sich gefechtsbereit machte, da erfaßte mich die alte Kampflust, ich ließ mir meinen „Hansl“ zurückgeben und zog vergnügt mit den anderen wieder gegen den Feind.

Übrigens war es noch ein anderer Punkt des neuen Gesetzes, der allgemeine Aufregung hervorgerufen hatte. Es sollten künftig nur mehr Kommandos geduldet werden, die aus mindestens 300 Mann bestanden; eine Feldkornettschaft hatte 100 Mann zu zählen. Damit sollten die vielen kleinen Buren- nnd Ausländerkommandos zum Anschlusse an größere Abteilungen gezwungen werden, was natürlich die Kriegführung viel einheitlicher ge-

staltete und erleichterte. Auch konnte sich die Regierung mit Recht nicht dazu verstehen, jeden Führer einer kleinen, oft nur zehn Mann zählenden Abteilung mit monatlich 15 Pfund = 300 Mark zu besolden und ihm wie einem Kommandanten von 300 und 400 Mann im Kriegsrate Sitz und Stimme einzuräumen. Ferner wurde die Wahl der Kommandanten abgeschafft und dem Kommandantgeneral das Ernennungsrecht eingeräumt.

Trotzdem Baron Goldegg den Kommandanten Kemp ersuchte, dem Korps die Stellung einer Kornettschaft einzuräumen, ging dieser darauf nicht ein, und zu einem Korporal wollte sich Goldegg nicht herabdrücken lassen. Auch das italienische und das deutsche Korps Schultz waren in der gleichen Lage. Es wurde nun dahin eine Einigung getroffen, daß die drei Korps sich zu einem selbständigen Ausländerverbande unter Führung des Kommandanten des italienischen Korps, des Kapitäns Ricchiardi, vereinigen sollten. Im Verbande blieb jedes Korps selbständig. Da weder der frühere Husarenoffizier Baron Goldegg sich unter den Schreinermeister Schultz, der sich bereits oftmals durch schneidige und umsichtige Führung seines Korps ausgezeichnet hatte, noch dieser sich unter Goldegg stellen wollte, so mußte notgedrungen Ricchiardi über beiden stehen, was bald dem gesamten Verbande zum Unheile gereichen sollte. Wir Freiwilligen versprachen uns aber vorderhand von diesem Verbande kühne Unternehmungen und schwelgten bereits in erbeuteten Pferden und eroberten Kanonen.

Am 11. September um 2 Uhr morgens wurde das Lager abgebrochen, die Krügersdorfer und mit ihnen die Deutschen des Feldkornetts Meyer zogen nach Nordosten ab, während unser Korps die Bergstraße besetzte und sich dann mit dem italienischen Korps und dem deutschen Korps Schultz vereinigte. Der Marsch führte uns den ganzen Tag hindurch über hohe Berge, abends blieben wir in Kaapsche Hoop, wo zahlreiche Claims und einige Goldminen in dem hochgelegenen Orte sich befanden. Diese Gebirgsgegend führte wegen ihres wilden Charakters den Namen Devils Kantoor (Teufelskanzlei).

Unser Korps lagerte an einem Gartenzaun, das Korps Schultz war im Schulhause einquartiert und die Italiener hatten es sich im Friedhofe bequem gemacht. Als ich spät abends letztere aufsuchte und dabei über einige Leichensteine stolperte, sagte ein Italiener zu mir, indem er auf die Gräber zeigte:

„Keinen Spektakel machen, sonst kommen sie heraus!"

Während die Italiener sich hier ihren Gesängen hingaben, trieben die Deutschen von Schultz im Schulhause allerlei Kurzweil. Je zwei und zwei saßen in den Schulbänken, einer stand auf dem Katheder, dirigierte den Chorus mit einem großen Stocke und trug Klapphornverse vor. Mit großer Beharrlichkeit ertönte stets der Kehrreim wieder:

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen,
Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust."

Die Italiener und Schultze'schen Leute stellten die Feldwachen, wir gaben die Dorfwache. Um Mitternacht kam ich auf Posten. Der Vollmond stand hoch am Himmel und übergoß die Berge mit seinem silbernen Lichte. Ich genoß in vollen Zügen die Reize der herrlichen Vollmondnacht und bedauerte es, daß meine Wachtzeit so rasch um war.

Um 2 Uhr morgens wurden wir durch einen Höllenlärm geweckt — die Italiener läuteten auf dem Friedhofe zum Frühstück. Bei Tagesgrauen rückten das italienische und Schultze'sche Korps ab, denen sich auch unsere Kameraden mit schwächlichen oder kranken Pferden anschlossen, während wir, eine auserlesene Schar, bis um 12 Uhr mittags die Teufelskanzlei gegen die nachrückenden Engländer halten und den Rückzug decken sollten. Da die Khaki um 12 Uhr aber noch nicht erschienen waren, so warteten wir weitere zwei Stunden. Wohl wurde links von uns im Thale des Elandsspruit und rechts am North Kaap-River Kanonendonner hörbar, doch bei uns blieb alles ruhig. Während es um uns herum donnerte und krachte, spielten Kommandant Goldegg und Leutnant Pache mit der jungen Frau und kleinen Tochter des Friedensrichters Lawn-Tennis.

Um 2 Uhr klingelte der Telegraph in der Kanzlei des Friedensrichters.

„General Viljoen fragt: Sind alle unsere Menschen weg?"

„Die Afrikaaners alle, aber die Duitsers van Goldegg sind noch da."

„Die unvorsichtigen Kerls müssen schnell fort, der Engelsman ist nahe bei."

Eine Viertelstunde später lief der Befehl ein:

„Sofort den Telegraphen zerstören."

Wir wollten aber absolut mit den Engländern zusammentreffen und blieben deshalb noch zwei Stunden. Als sie auch dann nicht kamen, mußten wir uns doch zum Abzuge entschließen. Einen Mann des Korps Schultz, der durch einen Sturz vom Pferde sich den rechten Arm gebrochen hatte und den das Wundfieber schüttelte, nahmen wir mit und brachten ihn, obzwar unter den größten Schwierigkeiten, glücklich durch.

Als wir am Ostrande der Teufelskanzlei angelangt waren, bot sich uns ein Schauspiel von erhabener Schönheit, wie es sich großartiger selbst die kühnste Phantasie nicht vorstellen kann. Tief unten lag ausgedehntes Hügelland, das in weitem Kreise von mächtigen Bergzügen umsäumt wurde, Bergspitze reihte sich an Bergspitze und Kuppe an Kuppe bis in die blaue Ferne. Die Landschaft hatte einen wesentlich veränderten Charakter. In den tief eingeschnittenen Thälern befanden sich lachende üppige Fluren, freundliche Farmen lugten aus prächtigen Blumengärten hervor und schmucke Mädchen guckten uns nach. Obschon wir uns auf dem Rückzug befanden und selbstverständlich nicht sehr vergnügt waren, konnten wir vereinzelte Jauchzer nicht unterdrücken, als wir zu Thale stiegen. So schön war die Natur.

Durch das lange Verharren in der Teufelskanzlei waren wir übrigens in eine recht gefährliche Lage gekommen, da mittlerweile die Engländer alle umliegenden Thäler besetzt hatten. Unter Führung des Friedensrichters kletterten wir mit den Pferden auf halsbrecherischen Gebirgspfaden herum und suchten

Unser Korps lagerte an einem Gartenzaun, das Korps Schultz war im Schulhause einquartiert und die Italiener hatten es sich im Friedhofe bequem gemacht. Als ich spät abends letztere aufsuchte und dabei über einige Leichensteine stolperte, sagte ein Italiener zu mir, indem er auf die Gräber zeigte:

„Keinen Spektakel machen, sonst kommen sie heraus!"

Während die Italiener sich hier ihren Gesängen hingaben, trieben die Deutschen von Schultz im Schulhause allerlei Kurzweil. Je zwei und zwei saßen in den Schulbänken, einer stand auf dem Katheder, dirigierte den Chorus mit einem großen Stocke und trug Klapphornverse vor. Mit großer Beharrlichkeit ertönte stets der Kehrreim wieder:

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen,
Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust."

Die Italiener und Schultze'schen Leute stellten die Feldwachen, wir gaben die Dorfwache. Um Mitternacht kam ich auf Posten. Der Vollmond stand hoch am Himmel und übergoß die Berge mit seinem silbernen Lichte. Ich genoß in vollen Zügen die Reize der herrlichen Vollmondnacht und bedauerte es, daß meine Wachtzeit so rasch um war.

Um 2 Uhr morgens wurden wir durch einen Höllenlärm geweckt — die Italiener läuteten auf dem Friedhofe zum Frühstück. Bei Tagesgrauen rückten das italienische und Schultze'sche Korps ab, denen sich auch unsere Kameraden mit schwächlichen oder kranken Pferden anschlossen, während wir, eine auserlesene Schar, bis um 12 Uhr mittags die Teufelskanzlei gegen die nachrückenden Engländer halten und den Rückzug decken sollten. Da die Khaki um 12 Uhr aber noch nicht erschienen waren, so warteten wir weitere zwei Stunden. Wohl wurde links von uns im Thale des Elandsspruit und rechts am North Kaap-River Kanonendonner hörbar, doch bei uns blieb alles ruhig. Während es um uns herum donnerte und krachte, spielten Kommandant Goldegg und Leutnant Pache mit der jungen Frau und kleinen Tochter des Friedensrichters Lawn-Tennis.

Um 2 Uhr klingelte der Telegraph in der Kanzlei des Friedensrichters.

„General Viljoen fragt: Sind alle unsere Menschen weg?“

„Die Afrikaaners alle, aber die Duitsers van Goldegg sind noch da.“

„Die unvorsichtigen Kerls müssen schnell fort, der Engelsman ist nahe bei.“

Eine Viertelstunde später lief der Befehl ein:

„Sofort den Telegraphen zerstören.“

Wir wollten aber absolut mit den Engländern zusammentreffen und blieben deshalb noch zwei Stunden. Als sie auch dann nicht kamen, mußten wir uns doch zum Abzuge entschließen. Einen Mann des Korps Schultz, der durch einen Sturz vom Pferde sich den rechten Arm gebrochen hatte und den das Wundfieber schüttelte, nahmen wir mit und brachten ihn, obzwar unter den größten Schwierigkeiten, glücklich durch.

Als wir am Ostrande der Teufelskanzlei angelangt waren, bot sich uns ein Schauspiel von erhabener Schönheit, wie es sich großartiger selbst die kühnste Phantasie nicht vorstellen kann. Tief unten lag ausgedehntes Hügelland, das in weitem Kreise von mächtigen Bergzügen umsäumt wurde, Bergspitze reihte sich an Bergspitze und Kuppe an Kuppe bis in die blaue Ferne. Die Landschaft hatte einen wesentlich veränderten Charakter. In den tief eingeschnittenen Thälern befanden sich lachende üppige Fluren, freundliche Farmen lugten aus prächtigen Blumengärten hervor und schmucke Mädchen guckten uns nach. Obschon wir uns auf dem Rückzug befanden und selbstverständlich nicht sehr vergnügt waren, konnten wir vereinzelte Jauchzer nicht unterdrücken, als wir zu Thale stiegen. So schön war die Natur.

Durch das lange Verharren in der Teufelskanzlei waren wir übrigens in eine recht gefährliche Lage gekommen, da mittlerweile die Engländer alle umliegenden Thäler besetzt hatten. Unter Führung des Friedensrichters kletterten wir mit den Pferden auf halsbrecherischen Gebirgspfaden herum und suchten

uns der englischen Umklammerung zu entziehen. Zwar wurde unser Marsch durch den kranken Mann vom Schultze'schen Korps sehr verlangsamt, doch trafen wir spät nachts bei der Hermansburg, einer Burenfarm südwestlich von der Station Nelspruit, ein. Am nächsten Morgen wurden wir durch Hahnengeschrei geweckt, worauf wir hurtig weiterzogen.

Die Landschaft war auch heute wieder entzückend schön. Ringsum ausgedehnte Kaffeeplantagen, untermischt mit Bananen, Ananas- und Reisanlagen, später in unregelmäßigen Abständen Baum an Baum, wir meinten in einem ungeheuren Obstgarten unserer deutschen Heimat zu sein. Der Nelspruit zog gurgelnd und murmelnd dahin, schäumend bäumten sich die Wellen an vorgelagerten Felsmassen auf, um dann beruhigt und silberglänzend weiter zu eilen. An einem Bache trafen wir unseren Maultierwagen an, der sich verirrt hatte und nun im steinigen Flußbette stecken geblieben war. Zwei Stunden später ritten wir in Nelspruit ein, das wir glücklicherweise noch frei vom Feinde fanden. Neben der Bahnstrecke lagen die Überreste vieler verbrannter Protzkästen und gesprengter Laffeten von Schnellfeuerkanonen; wie wir von einigen deutschen Bahnbeamten erfuhren, waren tagsvorher die Warenhäuser der Eisenbahngesellschaft von den Buren geplündert worden.

Auf dem Bahnhofe waren das italienische Korps und die Schultze'schen Leute eben mit Einwaggonieren beschäftigt. Man hatte uns bereits verloren gegeben, weshalb wir mit lautem Halloh empfangen wurden. Nach einer Stunde fuhren wir mit der Bahn nach Osten ab. An allen Stationen warteten Burenkommandos auf ihre Weiterbeförderung. Alle diese großartigen Engpässe längs des Krokodilriver, alle diese prachtvollen Felspartien waren mir bereits seit der ersten Fahrt im Jänner bekannt. In Krokodilpoortstation lagerte links von der Bahn das Krügersdorpkommando, zu unserem Befremden fuhr der Zug aber weiter, erst spät in der Nacht machte er in Hektorspruit Halt. Viele Buren lagen zu beiden Seiten der Bahn. Ich waggonierte meinen „Hansl" aus und schlug unter einem Busche mein Nacht-

lager auf. Bald aber wurde ich durch einen fürchterlichen Krach geweckt; ein Zug aus Barberton war mit Eilzugsgeschwindigkeit in einen auf dem Hauptgeleise stehenden Kommandozug hineingefahren, wobei 15 Waggons zertrümmert, mehrere Buren und Kaffern schwer verwundet und viele Maultiere getötet wurden. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß unter der Lokomotive ein alter Bur sich befinde, so arbeiteten wir angestrengt mehrere Stunden an deren Hebung, die uns aber infolge ihres Gewichtes von 46 Tonnen vorläufig nicht gelang.

Vor unserer Ankunft war General Botha mit vielleicht 2000 Buren nach Norden abgezogen, worüber wir bestürzt waren, da wir nun einem anderen General uns unterstellen mußten. Kommandant Schultz war noch rechtzeitig hier eingetroffen, um mit den bestberittenen Freiwilligen seines Korps Botha nachzueilen.

Einige Tage später erschien General Viljoen mit dem Vizepräsidenten Schalk Burgher in Hektorspruit. Sämtliche hier befindlichen Buren, ungefähr 1200, versammelten sich nun, um einen General zu wählen. Viljoen machte einen gewissen Coetze namhaft.

„Was ist das für ein Mensch?“ fragte ein Mißtrauischer. „Wir haben noch nie etwas von ihm gehört.“

Nun gab Viljoen, der frühere Journalist, den ganzen Stammbaum des Kandidaten, der es sich inzwischen unter einem Busche bequem gemacht hatte, bekannt. Noch aber war man nicht allerseits beruhigt. Als auch der unbeliebte Schalk Burgher sich für den Genannten einsetzte, da schien dessen Wahl mehr als zweifelhaft zu sein, denn die Empfehlung des „Fluchtgenerals“ konnte dem Kandidaten kaum zum Vorteile gereichen.

Schließlich erhob sich ein jüngerer Bur und fragte:

„Ist der Mann auch so ein tapferer Kerl wie der General Schalk Burgher?“

Stürmische Heiterkeit. Schalk Burgher machte zum bösen Spiele gute Miene und lachte mit. Viljoen schilderte nun die Eigenschaften des Kandidaten in glänzendstem Lichte, worauf die Buren den Vorgeschlagenen endlich wählten.

Am nächsten Tage fuhr Ricchiardi, der sich mit Schalk Burgher in Geldangelegenheiten nicht hatte verständigen können, mit seinem ganzen Korps in die Delagoabai ab. Bald darauf erfuhren wir, daß die Engländer in einem großen Bogen uns umsäumten und wir bereits von Norden, Westen und Süden abgeschnitten seien, nur Reiter mit vorzüglichen Pferden könnten noch in Eilmärschen entkommen. Das verdankten wir der Langsamkeit des Generals Coetze, andererseits dem Kapitän Ricchiardi, der uns unnötigerweise so weit nach Osten hatte bringen lassen. Daß Botha sich in dieser Weise unser hätte entledigen wollen, ist gänzlich hinfällig, da wir schon von Dalmanutha aus nach Lydenburg hätten abschwenken können und wir niemals auf portugiesisches Gebiet gedrängt worden wären, wenn Ricchiardi uns nicht so nahe an die Grenze dirigiert hätte. Da zudem Baron Goldegg noch in Nelspruit weilte und deshalb das Korps außer Rand und Band zu gehen drohte, so wollten Rumpf und ich nun sofort in die Delagoabai fahren, um vor dem allgemeinen Übertritt uns auf portugiesisches Gebiet zu begeben und so vielleicht einen Teil unserer Ausrüstung als Erinnerungsgegenstände zu retten. Durch ein Mißverständnis wurde ersterer aber von mir getrennt, so daß nur ich nach Komatipoort kam. Hier traf ich Bieganskh wieder, der von Dalmanutha nach Barberton geritten war, da die Regierung dort in den Goldminen dringend gelernte Schlosser nötig hatte. Mit ihm verbrachte ich einige Stunden, die der Erinnerung geweiht waren. Nachdem ich sowie J. und der Maler Str., die ebenfalls in die Delagoabai sich begeben wollten, als Burenkämpfer unentgeltlich Fahrkarten 1. Klasse bis Laurenzo Marquez erhalten hatten, schieden wir von unseren Freunden.

Im Februar hatte ich den Oranje, im Mai den Vaal überschritten, nun passierte ich den Komati und damit auch die Grenze von Transvaal, das mir zur zweiten Heimat geworden war.

XXIII.

In portugiesischer Kriegsgefangenschaft.

Auf portugiesischem Gebiet! — Pustend führte mich der Zug längs des Krokodilriver fort, und jede Umdrehung der Räder, die mich weiter von Transvaal entfernte, schnitt mir in das Herz. Nach kurzer Zeit wurde eine Kaserne sichtbar, deren Fenster mit Soldaten in weißen Tropenanzügen dicht besetzt waren. Dann kam ein Wachhaus, von dessen Veranda ebenfalls viele Soldaten auf uns herabsahen. Einige gefielen sich in kindischen Witzen, indem sie gegen uns die Bewegung des Zielens machten, die Mehrzahl aber verhielt sich ruhig, mehrere grüßten uns sogar durch Salutieren.

Einige Minuten später rollte der Zug in den Bahnhof der Grenzstation Ressano Garcia ein, auf deren Perron Offiziere und Beamte zu unserem Empfange bereit standen. Bahnbedienstete rissen die Schuber der Trollys auf, und nun mußten wir aussteigen, vor den Wagen stehen bleiben und jeder sein Gepäck neben sich hinlegen. Außer uns waren noch zwanzig Buren, mehrere mit ihren Familien, angekommen. Unter meinem Gepäck befand sich mein Karabiner, dem ich den Verschluß, den Riemen und die Zubringerplatte entnommen hatte. Ich trug die Stücke auf der Brust unter dem Hemde. Da ein Durchschwindeln nicht möglich war, so legte ich den Karabiner keck auf meine Decken. Die Offiziere betrachteten ihn mit Interesse, sagten aber nichts, dagegen wurde ich von einer Seite beanstandet, von der ich es am wenigsten erwartet hatte.

Ein Beamter der Transvaalregierung, ein unendlich langer Holländer, untersuchte unser Gepäck und rief beim Anblick meines Karabiners entrüstet:

„Das ist Gouvernementsgut, das nicht passieren darf!"

„Sie sehen doch, daß die wichtigsten Bestandteile fehlen und das Ding kein Karabiner mehr ist," wandte ich ein.

Der Holländer würdigte mich aber keiner Antwort, sondern bemerkte in englischer Sprache zu den Offizieren:

„Ich ersuche, den Karabiner zu konfiszieren, denn wenn man den einen so durchgehen läßt, werden noch hunderte ihre Gewehre in dieser Weise fortschaffen wollen, und das ist eine Schädigung des Staates!"

Im nämlichen Augenblick schlug ein Bahnbeamter eine Decke von dem Gepäck des Malers Str. zurück, und nun wurde ein Martiny-Henry-Gewehr sichtbar, auch kollerten dreißig Patronen auf die Steinfließen.

„Nun also!" wandte sich der Holländer triumphierend an die Portugiesen. „Wollen Sie vielleicht auch dieses Gewehr, das nicht einmal zerlegt ist, passieren lassen? Ich protestiere entschieden dagegen!"

Jetzt erst ergriff ein Oberleutnant das Martiny-Henry Gewehr und nahm, allerdings mit dem Ausdrucke des Bedauerns, auch meinen Karabiner an sich. Wie es mir dabei zu Mute war, kann sich wohl jeder vorstellen. Als die Offiziere bemerkten, daß ich auf dem Schafte alle Scharmützel und Treffen, die ich mitgemacht, eingraviert hatte, reichte mir der Oberleutnant Papier und Bleistift mit den Worten:

„Nomen! Reclamatio Consulat!"

Ich schrieb meinen Namen auf das Papier, dankte und grüßte höflich, die Offiziere salutierten freundlich, worauf wir umstiegen und nach Laurenzo Marquez abdampften.

Mein ganzer Zorn richtete sich nun gegen den Maler Str., der in Transvaal jede Waffe wie die Pest gemieden und nun durch das Gewehr, mit dem er in Europa wohl als Burenkämpfer hatte renommieren wollen, mir die Mitnahme meines Karabiners unmöglich gemacht hatte. Leider waren wir aber infolge unseres großen Gepäckes und der geringen Geldmittel vorläufig auf einander angewiesen.

Einige Stunden später, es war bereits Nacht, bekamen wir das Meer zu Gesicht und fuhren in Laurenzo Marquez ein. Auf dem Bahnhofe war eine große Menge neugieriger Portu-

giesen und englischer Kaufleute. Nachdem unser Gepäck, unter dem sich ein kleiner Sack Zucker, ein Sack Reis und andere Lebensmittel befanden, von den Zollbeamten untersucht worden war, ging J. fort, um irgendwo an geeigneter Stelle ein Nachtlager für uns zu suchen. Nachdem er einen Sandhaufen unweit der Station als günstig für unsere Zwecke befunden hatte, begannen zwei das Gepäck hinzuschleppen, während der dritte bei dem Reste zurückblieb. In einer Viertelstunde waren wir auch mit dieser Arbeit fertig, und nun hüllten wir uns wie in Transvaal in unsere Decken und waren bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen mieteten wir in einer Baracke für wenige Schillinge ein Zimmer, dessen Zins wir für jede Woche vorausbezahlen mußten, ließen das Gepäck von zwanzig Negern, die wir kurzer Hand alle mit einander mit einem Schilling abfertigten, dorthin schaffen, „requirierten" unterwegs etwas Holz und begannen sofort — zum Staunen der portugiesischen Mietsparteien — vor der Baracke feldmäßig abzukochen. In dem vorliegenden Wohnhause, zu dem die Baracke gehörte, unterhielt die Hausfrau, eine ältere portugiesische Witwe, eine Art Matrosenkneipe, in der mittags und abends sich viele Matrosen und auch Soldaten einfanden. Der Sohn des Hauses stellte sich sofort mit uns auf freundschaftlichen Fuß und bat mich öfters, ihm einige Dumdumpatronen und Patronengürtel zeitweise zu überlassen, die er in der Kneipe als Geschäftsreklame benützte. Dafür erhielten wir mittags und abends einige Schüsseln voll gekochter Kürbisblätter und anderer Herrlichkeiten, mit denen wir unseren stets rebellischen Magen einigermaßen besänftigten. Da der Fleischgenuß den Portugiesen zu kostspielig kam, so hatten wir die schönste Gelegenheit, uns zu Vegetarianern auszubilden. Waren wir aber einmal der portugiesischen Kost überdrüssig und begannen wieder feldmäßig oder vielmehr zigeunerartig abzukochen, so erschien gleich die junge Frau unseres Zimmernachbars, eines ägyptischen Arabers, und warf mit der freundlichsten Miene von der Welt einen Löffel voll Butter in das siedende

Wasser, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob wir Kaffee oder Suppe kochen wollten.

Unser Zimmer hatte nur ein Fenster, das auf den portugiesischen Friedhof hinausging. Dieser befand sich unmittelbar hinter unserer Baracke und glich einer großen Wiese, nur wenige Gräber waren gepflegt oder gar eingefriedet, viele Grabsteine lagen umgestürzt im Grase; mittags, wenn die Tropensonne mit versengender Glut auf das Wellblechdach der Baracke niederbrannte, hielten wir unsere Siesta unter dem kühlen Schatten der Cypressen und Trauerbäume. Die religiösen Portugiesen betrachteten unser gottloses Treiben allerdings nicht mit günstigen Blicken, entschuldigten unsere Verwilderung aber schließlich mit dem jüngst beendigten rauhen Kriegsleben und hielten uns nach wie vor als Burenkämpfer hoch in Ehren.

In unserem Zimmer herrschte stets reger Verkehr. Sandflöhe, Eidechsen, Wanzen und Spinnen hüpften und krabbelten bei Fenster und Thüre herein, und Moskito, Stechfliegen und Mücken tanzten in fröhlichem Reigen im Zimmer herum. Wir waren deshalb zur peinlichsten Reinlichkeit genötigt. Sämtliche Parteien im Hause wuschen sich aus einer gemeinsamen Schüssel und fegten mit einem einzigen Besen ihre Zimmer rein. Schüssel und Besen waren nach portugiesischer Sitte von der Hausfrau beigestellt und wurden an jedem Morgen von Zimmer zu Zimmer weitergegeben. Wir als die jüngste Wohnpartei kamen natürlich zuletzt an die Reihe. Gleich am ersten Abend hatten wir den alten ruppigen Besen in gänzlicher Verkennung seines reinigenden Zweckes verheizt, sehr zum Ärger der Hausfrau, aber auch zur geheimen Freude der Parteien, die nun endlich nach Monaten einen neuen bekamen.

Nunmehr lernten wir das Walten einer fürsorglichen Hausfrau schätzen. Da wir den Portugiesen durch musterhafte Reinlichkeit und Ordnung zu imponieren suchten, so mußten wir fortwährend mit Aufräumen und Fegen beschäftigt sein. Ich nahm die lästigen Hausarbeiten ziemlich von der leichten Seite, betrachtete sie als turnerische Übungen und hatte, wenn

mich die Reihe traf, unter Rumpfbeugen, Wippen und Armkreisen das Zimmer bald rein gefegt.

Inzwischen waren immer mehr Buren und Burenkämpfer, die sich ebenfalls von der Unmöglichkeit, der englischen Umklammerung zu entrinnen, überzeugt hatten, nachgekommen, und ganz Laurenzo Marquez wimmelte von breitkrämpigen Hüten. Ricchiardi hatte seine Leute ohne viele Umstände in die vorhandenen Hotels gelegt, und das Transvaalkonsulat mußte nun, um einen Skandal zu vermeiden, für deren Unterhalt aufkommen.

Am 20. September feierten die Italiener das Fest der Erstürmung der Porta Pia und brachten ihrem Kommandanten ein äußerst geräuschvolles Ständchen.

Abends herrschte auf dem Marktplatze, dem Mittelpunkt der Stadt, ein bewegtes Leben. Die Schiffskapelle des „Herzog", des bekannten Dampfers der Deutschostafrikalinie, gab auf der Veranda eines Gasthauses ein Konzert. Der ganze Platz war mit einer vielhundertköpfigen Menschenmenge bedeckt. Italiener und Franzosen in den abenteuerlichsten Trachten, Buren und Deutsche sowie europäische Einwohner wogten durcheinander, während Inder, Neger und Chinesen sich bescheiden in die Ecken drückten und den Rahmen zu diesem buntfarbigen Bilde abgaben.

Auch ich trieb mich auf dem Platze herum und sah eben zu den Musikern hinüber, als ein Bur die Veranda betrat und dem Kapellmeister etwas zurief. Dieser nickte einigemal, wandte sich dann an die Musiker, und plötzlich erklang die ergreifende Weise des Transvaalliedes: „Kennt Ihr das Volk voll Heldenmut!" Hier auf halb feindlichem Boden! Im ersten Augenblick waren wir wie versteinert, dann aber brach ein ungeheurer Jubel los. Buren, Deutsche, Holländer, Franzosen und Italiener schwangen jauchzend die Hüte und sangen mit. Noch zweimal mußte das Transvaallied wiederholt werden, dann erst legte sich der Beifallssturm. Nur der frühere französische Artilleriekapitän Casali ruft noch fortwährend:

„Vive Transvaal!“

Ein portugiesischer Polizist tritt zu ihm und sagt in englischer Sprache:

„Sind Sie ruhig!“

Casali macht ein verblüfftes Gesicht und meint: „Aber ich rufe ja nur Vive Transvaal!“

„Das sollen Sie eben nicht,“ versetzt der Polizist in entschiedenem Tone.

„Gut, dann rufe ich: Pereat Britannia!“

Die nächsten Umstehenden nehmen den Ruf jauchzend auf und bald hallt es hundertfach wieder:

„Pereat Britannia!“

Zornig wendet sich der Polizist zu Casali, doch dieser hat sich mittlerweile an einen Baum gelehnt und stärkt sich in aller Gemütsruhe durch einen mächtigen Zug aus seiner Whiskyflasche. Kaum hat er die Flasche abgesetzt, so schreit er gleich wieder aus vollem Halse: „Pereat Britannia!“

Polizist: „Ruhe!“

„Das ist aber doch zu dumm, weder das eine noch das andere ist ihm recht,“ meint Casali ergrimmt. „Was soll ich dann eigentlich rufen?“

„Gar nichts haben Sie zu rufen,“ sagt der Polizist drohend.

„So? Nun, das muß einem eben gesagt werden.“

Da Casali einige Minuten sich ruhig verhält, geht der Polizist weiter. Sofort schreit ersterer wieder:

„Pereat Britannia!“

Der Polizist ist sofort wieder da und ruft ihm zu: „Wollen Sie nicht endlich ruhig sein?“

„Nein, absolut nicht,“ entgegnet Casali hartnäckig. „Übrigens was geht denn Sie das an?“

„Ich bin Polizist!“

„Ah, Sie sind Polizist. Ja, dann müssen Sie eigentlich recht haben,“ bemerkt Casali nachdenklich und verhält sich einige Zeit ruhig. Kaum ist der Polizist aber weiter gegangen,

so hat der Unverbesserliche auch schon die ernste Verwarnung vergessen und hüpft mit seiner Whiskyflasche unter den Rufen „Vive Transvaal!" herum. Nun endlich wird der Ruhestörer erfaßt und von einem ganzen Heere von Polizisten weggebracht.

Die Musik spielt unter jauchzendem Beifalle nochmals das Transvaallied, Hüte werden in die Luft geworfen, und Franzosen und Italiener tanzen einen Ringelreihen. Ein Italiener läuft auf allen Vieren mit unglaublicher Geschwindigkeit und unter schallender Heiterkeit herum. Ein Polizist tritt zu ihm mit den Worten:

„Mein Herr, machen Sie keinen Skandal."

„Ist das auch schon ein Skandal?" fragt der Italiener verwundert. „Bei uns zuhause laufen sogar die kleinsten Kinder so herum."

„Wollen Sie sich anständig verhalten?"

„Wo steht das geschrieben, daß ich immer auf zwei Füßen gehen muß?"

„Kommen Sie mit, ich werde es Ihnen zeigen!" entgegnet der Polizist und verschwindet mit dem Vierfüßler.

Die Musik mußte auf Weisung der Polizei sich sofort an Bord des „Herzog" zurückbegeben und eine hohe Geldstrafe entrichten, da hier der Vortrag des Transvaalliedes strenge verboten war. Alle Bars (Gasthäuser) wurden geschlossen, die Menge verlief sich, und bald bot der Marktplatz wieder das gewöhnliche Bild. Einige Zeit hindurch bildete der Radau das Tagesgespräch der Bevölkerung. —

Die Einrichtung unseres Zimmers machte ersichtliche Fortschritte. J. und ich schmückten die leeren Wände mit den Resten unserer Kriegsausrüstung, Str. mit einigen Skizzen. Aus den Trümmern einer großen Kiste, die wir irgendwo requiriert hatten, machten wir Stellagen für die Kochgeschirre. Da wir auf dem Fußboden schlafen mußten, wurden wir von zwei Milliarden Wanzen gepeinigt, weshalb unser ganzes Sinnen auf die Herstellung von Betten gerichtet war.

Eines Abends — ich befand mich eben allein zuhause und konnte wegen des ungewohnten Knatterns der nahen Palmen nicht schlafen — klopfte es an das hölzerne Brett, mit dem unsere Fensteröffnung verschlossen war. Ich öffnete und war nicht wenig erstaunt, als J. draußen im Friedhof stand.

„Pst! Pst!“ machte er und begann sofort ein großes eisernes Gestelle zum Fenster hereinzuschieben. Ich fragte nicht erst lange, sondern zog gleich das eiserne Ungetüm, das jedenfalls wieder irgendwo requiriert worden war, in größter Stille herein, konnte jedoch nicht verhüten, das bei jedem Ruck die ganze Baracke erzitterte. Verwundert betrachtete ich noch das Unding, als J. eintrat, es auseinanderklappte und im Vierecke aufstellte. Er brach in ein schallendes Gelächter aus, als er meine Verwunderung bemerkte. Es war ein Gitter, mit dem ein verödetes Grab auf dem portugiesischen Friedhofe eingefriedet gewesen war. Nach einstündiger Arbeit hatte es J. aus der Cementfassung losgerissen und wollte sich nun ein Bett daraus verfertigen.

Fromme Seelen mögen ob dieses Frevels wohl die Hände zusammenschlagen und über Kirchhofschändung lamentieren. Und wenn auch ich jetzt etwas kopfschüttelnd darüber nachdenke, so regte sich doch damals in uns verstockten Sündern das Gewissen nicht im mindesten.

Inzwischen war die ganze Abteilung des Generals Pienaar am 22. September bei Komatipoort von drei englischen Brigaden auf portugiesisches Gebiet gedrängt worden. In einem Kriegsrate hatten die Buren mit 17 gegen 4 Stimmen, unter letzteren diejenige des Barons Goldegg, sich gegen die Verteidigung der Positionen bei Komatipoort ausgesprochen. Vorher hatten sie aber den ganzen Ort bis auf das Kaufhaus des Deutschen Haneman nebst 300 Waggons niedergebrannt und über 40 Lokomotiven durch Dynamit zerstört, leider aber das bedeutende Eisenbahnmaterial auf der Selatibahn nicht vernichtet. Auch der Long Tom und die vorhandenen Geschütze sowie 1500 Säcke Mehl wurden in die Luft gesprengt.

„Daily Mail" meldete darüber am 16. September: „Komatipoort wurde gestern durch ausländische Söldner geplündert und in Brand gesteckt."

Meine Kameraden hatten auf ihrem Marsche von Nelspruit durch das Buschfeld beispiellose Entbehrungen erduldet. So blieb kurz vor Komatipoort nachts das Korps, das seit 21 Stunden in der Tropenhitze ohne Wasser war, verschmachtend am Bahndamme liegen. Da, als alles verzweifelte, stellte sich Rumpf mit einer Wagenlaterne, in der die letzte Kerze brannte, mitten auf das Bahngeleise und hielt einen daherkommenden Zug an. Der Lokomotivführer, ein Deutscher, gab gleich mehrere Eimer siedendes Wasser ab, das die Leute noch heiß hinunterstürzten. Die ausgespannten Maultiere liefen mit heraushängender Zunge zwei Stunden weit zum Krokodilriver und wurden erst am nächsten Tage mit ungeheurer Mühe wieder eingefangen.

Über die nächstfolgenden Tage schreibt Dr. Schiele: „In Koomatipoort herrschten wahrhaft anarchische Zustände. Unglücklicherweise hatten die Buren und die vielen Freiwilligeu hier unerhoffte Schätze an Whisky, Wein und anderen alkoholischen Getränken entdeckt und man sah kaum einen nüchternen Menschen. Vom General bis zum letzten Mann befand sich fast alles in einem ewigen Dusel, und Zänkereien und Prügeleien nahmen kein Ende. — Da muß man von Glück sagen, daß nur zwei Buren an akuter Alkoholvergiftung starben, nur zwei Leute beim Baden von Krokodilen gefressen wurden und nur zwei Portugiesen bei einem Streit sich gegenseitig totschossen."

Die 800 Buren und 600 Freiwilligen wurden mit der Bahn nach Laurenzo Marquez gebracht, auf dem Bahnhofe in Doppelreihen geordnet und von einer Schwadron Dragoner mit gezogenem Säbel und von zwei Kompagnien Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett zur Kaserne eskortiert. Die Portugiesen zogen mit den Kriegsgefangenen prahlerisch in den Hauptstraßen herum, nahmen sich aber trotz ihrer propren Monturen und blitzenden Waffen gegen die kraftvollen Gestalten der Buren und Burenkämpfer gar kläglich aus.

Es machte uns Freiwilligen großes Vergnügen, zu sehen, wie sich die Buren in den ersten Tagen an dem Meere schier die Augen ausguckten. Am nächsten Tage nach ihrer Ankunft war der Namenstag des portugiesischen Königs, zu dessen Ehre sich zwei Kanonenboote eine Weile ankanonierten. Uns kam die Geschichte etwas kindisch vor.

Ein spekulativer Portugiese kündigte in großen Maueranschlägen einen Stierkampf an, da ein Stier jedoch sehr teuer war, wurde unter feierlichen Zeremonien und einem Heidenlärm eine alte Kuh abgemurkst.

Ohm Paul war, da er seines hohen Alters wegen unmöglich den nun auf dem ganzen Kriegsschauplatze entbrennenden Kleinkrieg mitmachen konnte und den Engländern früher oder später in die Hände gefallen wäre, bereits am 11. September hieher gekommen und hatte von dem Gouverneur eine Villa zugewiesen erhalten. Wie in Pretoria, so saß er auch hier tagsüber auf der Veranda.

J. und Str. begaben sich nun eines Tages trotz meines Abratens zur Villa; ersterer wollte sein Transvaalpapiergeld gegen Münze einlösen, letzterer den Präsidenten malen und sich dafür gut bezahlen lassen. Der Ehrenposten vor der Villa ließ die beiden ungehindert passieren. Als im Vorzimmer zufällig niemand anwesend war, öffnete Str. die Thüre des nächsten Gemaches und schritt ungeniert durch eine Flucht von Zimmern. Bevor er in das letzte eindringen konnte, trat aus demselben ein portugiesischer Kapitän, der dem Präsidenten als Ordonnanz zugewiesen war. Der Offizier war nicht wenig verblüfft, als er hier in den innersten Gemächern einen zerlumpten Menschen antraf. Er wies Str. sofort hinaus und ließ, da derselbe „Aufz'drahn" begann, ihn und J. durch eine Militärpatrouille abführen und in den Arrest stecken. Ich hatte nun das zweifelhafte Vergnügen, für das Eigentum der beiden die Verantwortung zu übernehmen. Zwei Tage waren sie selbst mit Hilfe des deutschen Konsulats nicht aufzufinden, am dritten Tage endlich entdeckte ich sie im Militärgefängnisse. Ich versorgte sie mit Konserven

und allerlei Kleinigkeiten, die ich ihnen heimlich durch das Gitterfenster in den Arrest warf.

Über diesen Vorfall sprach der portugiesische Gouverneur unserem Kommandanten Baron Goldegg seine Verwunderung aus, da unser Korps sich bisher tadellos verhalten habe.

Meinen portugiesischen Nachbarn suchte ich weiszumachen, daß die beiden an die Grenze gefahren seien, um einige Brücken zu sprengen. Eines Tages wurde ich des Alleinseins überdrüssig, sperrte die Bude zu, übergab den Schlüssel der Hausfrau mit dem Bemerken, daß die Beiden bald wieder kommen würden, um ihre in dem Zimmer aufbewahrten Sachen zu übernehmen, und nahm nun von den Nachbarn Abschied. Der Sohn des Hauses hielt eine Ansprache an mich, von der ich nur die Worte „Transvaal", „Portuguez" und „Ingles" verstand, worauf ich mich von den freundlichen Leuten mit einem vielfachen „Mille grazie" empfahl. Ich zog nunmehr mit Sack und Pack zu meinen Kameraden neben der Kaserne. Das Leben wurde hier aber auch bald sehr ungemütlich, da wir außerhalb der Kaserne auf den Sanddünen lagen und ohne Zelte Wind und Wetter preisgegeben waren. Die Nahrung bestand aus Brot und Konserven und wurde uns so spärlich zugemessen, daß wir stets hungrig waren. Riesige Spinnen liefen uns nachts über das Gesicht und morgens krochen meterlange Schlangen und Nattern aus unseren Decken. Überall lagen erschlagene Schlangen, von denen einige über drei Meter lang waren. Häufige Sandstürme waren eine schwere Heimsuchung für uns. Allmählich begann das Fieber einzureißen, und auch ich bekam einige Anfälle. Um diesem Elende ein Ende zu machen, kabelte ich um Geld nach Hause; die neun Worte des Telegramms kosteten mich mein ganzes Barvermögen, nämlich 45 Schillinge = 54 Kronen, das Geld wurde mir aber auf solchen Umwegen zugeschickt, daß es erst Ende Oktober, also nahezu einen Monat nach meiner Abreise, hier eintraf und mir noch eine Mehrauslage von 36 Kronen als Postgebühr verursachte.

Als ich mich wieder einmal in der Standardbank nach dem Verbleibe des Geldes erkundigte, traf ich hier zwei Damen aus den vornehmsten Kreisen, deren eine Fräulein von Haager aus Graz war. Sie harrte hier bereits seit drei Monaten auf die Eröffnung der Natalbahn, um sich zu ihrem in Pretoria weilenden Bräutigam, einem Zahnarzte, zu begeben. Im nächsten Monate glückte es ihr endlich, nach Pretoria zu kommen, sie verlor aber bereits nach kurzem Eheglück, das kaum einige Wochen dauerte, ihren Gatten infolge einer Typhusepidemie, so daß die bedauernswerte Dame allein in der fremden und kampfumtobten Stadt dastand.

Im Gespräche mit den beiden Damen war ich im ersten Augenblicke etwas befangen, da mein Aussehen nichts weniger als salonmäßig war. Allmählich hatte ich mich aber wieder so ziemlich in die manierlichen Umgangsformen gefunden, was mir allerdings die Liebenswürdigkeit der Damen sehr erleichterte. Zum Abschiede noch eine schneidige Wendung auf dem glatten Steinboden, mit den genagelten englischen Schuhen keine Kleinigkeit, eine Verbeugung, und ich hatte mich nach allen Regeln europäischer Höflichkeit empfohlen.

Auch dem französischen Militärattaché Captain De Mange begegnete ich. Ich mußte ihm noch über verschiedene englische Gefechtsarten Aufschluß erteilen, wobei ich der Meinung Ausdruck gab, daß das englische Heer in seinem gegenwärtigen Zustande nicht einmal der holländischen Armee, geschweige denn derjenigen einer der Großmächte gewachsen sei.

„Jetzt glaube ich das auch!“ sagte Captain De Mange zustimmend, meinte jedoch weiter: „Ich halte den Krieg für beendet. Für die Buren wäre es übrigens das beste, wenn sie sich nach Madagaskar wenden würden.“

Während die leitenden deutschen Kreise einer Bureneinwanderung in dem für Ansiedelungszwecke ohnehin so ungünstigen Deutschsüdwestafrika ablehnend gegenüberstanden, nahm die französische Regierung die Buren mit offenen Armen auf.

Die Zustände in Laurenzo Marquez wurden inzwischen immer unerträglicher. Den Herren vom englischen Konsulat beliebte es, vorübergehende Freiwillige durch wiederholtes Auf- und Abziehen der englischen Kriegsflagge zu verhöhnen, und in den englischen Geschäften wurde sogar portugiesisches Geld mit Entrüstung zurückgewiesen, da die Herren Großbritannier die Delagoabai bereits als englische Kolonie betrachteten. Sie suchten uns noch dadurch zu höhnen, daß sie die Kundmachung, in der Lord Roberts nach der Besetzung von Komatipoort die Beendigung des Krieges und die Einverleibung Transvaals aussprach, in tausenden von Exemplaren in der Stadt verteilen ließen. Allerdings hatten sie reichlich Grund, sich über uns zu ärgern, da fast jeder Freiwillige irgend ein englisches Beutestück zur Schau trug; die einen steckten in Khakimonturen und englischen Schuhen, die anderen hatten ihre Hüte mit den Regimentsabzeichen gefangener oder getöteter englischer Soldaten geschmückt. Um Zusammenstöße zu vermeiden, durfte die Mannschaft der beiden im Hafen befindlichen englischen Kriegsschiffe nicht ans Land gehen. Die Verhaftungen von Freiwilligen, die zur Retraite noch in der Stadt waren, wurden immer häufiger. Schließlich wurden die Iren und Amerikaner, die mit der Erstürmung des englischen Konsulates gedroht haben sollten, von Kavallerie und Infanterie abgeholt und auf ein portugiesisches Kanonenboot gebracht. Obzwar die Garnison mittlerweile Verstärkung erhalten hatte, so war die Lage für die Bevölkerung doch noch sehr beunruhigend, da stets Konflikte zwischen uns und den arroganten Engländern zu befürchten waren und wir sechshundert kampferprobten Freiwilligen — die Buren hatten sich längst schon in ihr Geschick gefunden — gegebenenfalls die ganzen Portugieslein ins blaue Meer gejagt hätten.

Es war daher für beide Teile von Wert, als auf Einschreiten des portugiesischen Gouverneurs und der verschiedenen Konsulate das Transvaalkonsulat den gerade im Hafen liegenden Dampfer „Styria" für alle Freiwilligen mietete, die in ihre

Heimat zurückkehren wollten. Jeder erhielt auf Kosten der Transvaalregierung freie Fahrt bis in seinen Heimatsort und überdies eine Entschädigung für etwaige durch den Krieg erlittene Verluste (beispielsweise ich hatte mein ganzes ziemlich wertvolles Gepäck in Pretoria verloren).

„Eine Kleinigkeit für das reiche Transvaal," bemerkt Pontinus in seinem Buche „Mitgelitten und mitgestritten". Zur Ehre der deutschen Burenkämpfer sei hier betont, daß gewiß nur ein verschwindender Teil derselben dieser Meinung war. Durch einen größeren Entschädigungsbetrag hätte die Transvaalregierung uns für unsere Kriegsdienste entlohnt und wir wären nicht mehr Freiheitskämpfer, sondern gemeine Söldner gewesen.

Was man aber als selbstverständlich annehmen sollte, daß die Vertreter der Transvaalrepublik den Freiwilligen, die durch den Krieg größtenteils ihre Habseligkeiten eingebüßt hatten und nun völlig mittellos dastanden, wenigstens die Rückkehr in ihre Heimat ermöglichen würden, hatte den Herren Vertretern erst in hartem Kampfe abgerungen werden müssen.

Dr. Wolfgang Schiele schreibt darüber treffend:

„In Lourenzo-Marques entspann sich bald ein heftiger Kampf zwischen den Ausländern, deren Interessen in energischster Weise besonders der Kapitän Ricchiardi vertrat, und der Transvaalregierung. Die ausländischen Freiwilligen stellten die berechtigte Forderung, daß ihnen die Regierung der südafrikanischen Republik, für die sie ein Jahr lang ihr Leben aufs Spiel gesetzt und ihre Zeit und Gesundheit geopfert, wenigstens eine geringe Entschädigung gewähre und ihnen die Rückreise in die Heimat ermögliche. Die Regierung, oder vielmehr ihre Vertreter, der Präsident Krüger, Thesauriergeneral Malherbe, Postmeistergeneral von Alphen &c., wollten die Ausländer am liebsten ihrem Schicksal und der Gnade der portugiesischen Regierung überlassen und ihre geretteten Geldschätze für sich behalten. Da legte sich schließlich der portugiesische Gouverneur ins Mittel, der wohl fürchtete, daß seiner Regierung die Kosten für den Unterhalt der ungebetenen Gäste zufallen

könnten. Er ließ auf das bereits auf einem deutschen Dampfer eingeschiffte Gold der Transvaalregierung Beschlag legen, dieses in einer Bank deponieren und erklärte, daß er es nicht herausgeben werde, bis die Transvaalregierung allen ihren Verpflichtungen nachgekommen sei und für den Unterhalt oder Rücktransport ihrer übergetretenen Soldaten gesorgt habe. Nolens volens entschlossen sich nun die Herren zu handeln. Es wurde ein sogenanntes Transvaalkomitee gebildet, dieses prüfte alle Forderungen und erklärte schließlich, daß ein jeder auf Wunsch freie Reise in seine Heimat und 10 Pfund Sterling (200 Mark) als Entschädigung erhalten solle, die Kommandanten oder Offiziere 20 Pfund (400 Mark), die Vertreter der Ausländer Ricchiardi, Baron Goldegg und ein ehemaliger Veldkornett im deutschen Korps 45 Pfund (900 Mark)."

Man wird nun vielleicht entgegenhalten, daß die Transvaalregierung gleich von vorneherein erklärt habe, keinerlei Verpflichtungen gegenüber den europäischen Freiwilligen zu übernehmen. Sehr richtig! Aber abgesehen von den nicht zu unterschätzenden Verdiensten der Freiwilligenkorps um die Buren hätten deren Vertreter schon in Anbetracht der Ambulanzen und der ungeheuren Summen, die aus Europa nach Transvaal gesandt worden waren, an den Freiwilligen anders handeln können als sie es gethan haben.

Hätten wir Burenkämpfer nicht das Bewußtsein, für eine gerechte Sache und vor allem für die deutschen Interessen gefochten zu haben, so würden unsere Kriegserinnerungen mit einem grellen Mißton abschließen.

Mit Dr. Schiele bin ich der Meinung, daß das Burenkomitee in Laurenzo Marquez keineswegs mit den Buren oder der südafrikanischen Republik zu identifizieren sei, und ich bin überzeugt, daß Männer wie Steijn und Botha die Handlungsweise des Burenkomitees auf das schärfste mißbilligen werden. Es wäre also entschieden ungerecht, wenn man das Odium für die letztere von dem Komitee auch auf das Volk übertragen wollte.

XXIV.

Der Heimat zu.

Stimmet an die frohen Lieder
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder!

m 2. Oktober wurden wir von Kavallerie und Infanterie an den Hafen geleitet und unter mancherlei Umständlichkeiten eingeschifft. Während der Einschiffung wehte vom Hauptmaste die Transvaalflagge.

Kommandant Goldegg, der einstweilen zurückblieb, um seine als freiwillige Krankenpflegerin in Pretoria weilende Schwester, Baronesse Emma von Goldegg, zu erwarten, besuchte uns hier, um sich von uns zu verabschieden. Als er ans Land zurückfuhr, brachten wir unserem Kommandanten, der uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird, ein donnerndes Hoch. Auch Leutnant Alexis de Pache, der in Ausnützung seines noch nicht abgelaufenen Urlaubes eine Weltreise antrat und zunächst nach Australien fuhr, erschien bei uns, um uns die Hand zu drücken. Er war uns stets ein lieber Kamerad gewesen, und die Trennung fiel uns nun schwer. Ebenso fand sich der Direktor des Eiswerkes, Herr Tucek, ein, der im Vereine mit seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin mir die freigiebigste Gastfreundschaft hatte angedeihen lassen.

Ganz Laurenzo Marquez war auf den Beinen, um der Abfahrt der gleichzeitig gefeierten, gefürchteten und verschrienen Freiwilligen beizuwohnen. Nachdem die Einschiffung beendet war, wurde die Transvaalflagge herabgenommen und trug das Schiff nur mehr die österreich-ungarischen Farben und die Lloydflagge, dafür pflanzten wir Freiwilligen keck auf der Brüstung zwei große Transvaalfahnen auf.

Um 4 Uhr nachmittags lichtete das Schiff die Anker und unter dem brausenden Hurrarufen der Bemannungen und

Reisenden sämtlicher europäischen Schiffe fuhren wir ab. Das Transvaalkonsulat sandte uns die Abschiedsgrüße der Republik durch dreimaligen Flaggengruß, während oben auf dem Hügel bei der Kaserne unsere zurückbleibenden Kameraden uns zuwinkten.

Portugiesische Polizeiboote geleiteten uns. An der Mündung des Hafens lagen zwei englische Kriegsschiffe; auf dem ersten war — wohl auf Befehl — kein Mensch zu sehen, während es auf dem zweiten von Matrosen und Soldaten wimmelte. Bei ihrem Anblicke machte sich der alte Haß in der leidenschaftlichsten Weise Luft. Die englischen Kriegsflaggen, die den Salut der österreichischen Kriegsschiffe erwiderten, wurden im Angesichte der Stadt und des Hafens in geradezu beispielloser Weise verhöhnt — zur großen Genugthuung der anderen Europäer. Auf den Kriegsschiffen waren sie schrecklich aufgeregt, sie drohten uns mit den Fäusten, ein Offizier wies auf die Kanonen — es half aber alles nichts.

Als das Schiff auf die hohe See hinausbog, da entblößten sich aller Häupter, und wie einst vor dem Feinde, so wurde hier nochmals das Transvaallied angestimmt — als Abschiedsgruß den Buren, für deren gerechte Sache wir unser Leben eingesetzt, als letzter Gruß unseren gefallenen Kameraden, deren Gebeine im südafrikanischen Sande moderten, und als Dankgebet, daß wir glücklich zurückgekehrt.

Noch ein Flaggengruß des Konsulats der Südafrikanischen Republik und Transvaal gehörte zu unseren Erinnerungen. —

Der Kapitän hatte auf dem Schiffe eine Vorschrift anschlagen lassen, nach der wir uns halten sollten, die aber nur böses Blut machte. Namentlich mißfielen folgende Punkte:

„Jeder Ruhestörer an Bord wird im nächsten Hafen ausgeschifft und der Behörde eingeliefert. Man erwartet mit Sicherheit, daß ein jeder sich so benehmen wird, wie es braven und tüchtigen Soldaten geziemt, und daß alle Passagiere sich stets erinnern werden, daß sie die Gastfreundschaft unter dem

glorreichen Banner Österreich-Ungarns genießen und sich derselben würdig zeigen."

Es wurde auf dem Schiffe das Möglichste geleistet, um uns unsere wenigen Schillinge abzunehmen und uns vor den Kopf zu stoßen. Besonders der erste Schiffsoffizier war in letzterer Beziehung groß. Eine rühmenswerte Ausnahme unter den durchwegs italienischen Offizieren und Matrosen machte der deutsch-österreichische Schiffsleutnant Wilhelm Müller, ein Grazer, der uns in jeder Beziehung an die Hand ging und unser Los nach Kräften erträglich zu gestalten suchte.

Während unsere vierzig Offiziere als Passagiere erster Klasse fuhren, wurden wir 383 Freiwillige in die Laderäume verstaut, wo wir unsere Schlafstätten bezogen. Wir vom Korps Goldegg und das italienische Korps erhielten einen gemeinsamen Raum; über unsere Nachbarschaft waren wir nicht besonders erbaut.

Der nachfolgenden kurzen Schilderung der Fahrt lege ich meinen Bericht vom 4. November 1900 im „Grazer Tagblatt" zu Grunde.

Sofort nach der Einschiffung wurden Eßabteilungen von je fünf Mann gebildet. Jede Abteilung erhielt einen Wasserkrug, eine Fleischschüssel, fünf Teller, fünf Bestecke und fünf Trinkbecher, ferner jeder einzelne Mann eine Matratze und ein Kissen. Wolldecken hatten wir selbst mitgebracht. Die Kost war selbst für uns anspruchslose Menschen sehr schlecht. In der ersten Woche fütterte man uns mit Ochsenfleisch, Bohnen und Erbsen. Man dachte sich eben, für diese ausgehungerten Leute sei jede auch noch so elende Kost ein Göttermahl. Dies war jedoch eine gewaltige Täuschung. Im Felde hatten wir nie Hülsenfrüchte gegessen, zudem waren viele durch die fortwährenden Entbehrungen so geschwächt, daß sie diese schwere Speise nicht vertragen konnten. Auch hatten wir stürmische See. Rumpf und ich waren in den ersten Tagen so entkräftet, daß wir nicht einmal einige Minuten aufrecht zu sitzen vermochten. Mit wenigen Ausnahmen litt alles an Fieber, Seekrankheit und In-

fluenza. Am meisten nahm es die kleinen, schwächlichen Italiener her. Die Luft in den engen Schlafräumen war während der stürmischen See geradezu verpestet, da die Fensterluken geschlossen bleiben mußten. In der ersten Nacht schlug eine riesige Welle über das Schiff, wobei das Wasser sich von oben in den Laderaum ergoß, uns douchte und das Bettzeug mit Salzwasser durchtränkte. Ich hatte gerade im Halbschlummer gelegen und glaubte schon, das Schiff gehe unter. Fast alles war seekrank, denn der Dampfer rollte und stampfte infolge seiner geringen Ladung außergewöhnlich heftig.

Unter solchen Qualen erreichten wir endlich nach acht Tagen Sansibar. Trotzdem oder weil die Schiffsoffiziere uns abrieten, die Stadt zu besuchen, ließen sich einige Freiwillige ans Land rudern, von unserem Korps ich und Pontinus. Einige Engländer musterten uns mit spöttischen Blicken, wir blieben ihnen natürlich nichts schuldig; sonst ging aber alles seinen gewohnten Gang. Nachdem wir einige Einkäufe gemacht hatten, besichtigten wir die Geschütze des Sultans, die auf dem Platze vor dem zerschossenen Palaste aufgestellt waren. Sie erregten die Heiterkeit jedes europäischen Reisenden. Die kurzen, dicken Rohre ruhten teilweise auf Holzgestellen, waren englisches Fabrikat und stammten aus dem Jahre 1801. In der Nähe des Palastes bekam ich infolge Dysenterie einen Schwächeanfall und wurde bewußtlos. Als ich mich besser fühlte, ging ich mit Unterstützung meines Kameraden eine kurze Strecke, wurde aber unter Einwirkung der Gluthitze nochmals ohnmächtig. Während Pontinus die von mir verlorenen Gegenstände zusammensuchte, schleppte ich mich unter letzter Aufbietung aller Kräfte nach dem Hafen; es bedurfte aber meiner äußersten Willenskraft. Im Boote schwand mir wieder die Besinnung, erst auf dem Schiffe erholte ich mich etwas.

Einige Stunden später fuhr das Schiff ab. Auf den Strickleitern zogen wir die Transvaalfahnen auf, während von der Takelage die Nationalflaggen der Freiwilligen wehten; auch das Sternenbanner und die grüne irische Flagge mit der Harfe

waren vertreten. Es war eine Verhöhnung der gesamten Stadt. Ein französisches Kriegsschiff, das uns gegenüberlag, zog sofort die Flaggen auf. Die Bemannung winkte uns mit Tropenhelmen und Tüchern. Einige Soldaten spannten auf dem Hinterdeck ein großes gelbes Tuch mit einem Drachen aus, eine erbeutete chinesische Flagge. Jedenfalls wollten sie sagen, daß auch sie aus dem Kriege kamen. Unsere Franzosen stimmten die Marseillaise an, ein französischer Jesuit dirigierte dabei. Darauf kam der „Feniersang" der Iren, das holländische Volkslied und die „Wacht am Rhein", letztere von den Holländern angestimmt, wir Deutschen zögerten anfangs, um die Franzosen nicht zu verletzen. Nicht nur die Mannschaft, sondern auch die Offiziere auf der Kommandobrücke winkten uns zu; als wir knapp an dem Schiffe vorbeifuhren, entblößten Hauptes das Transvaallied sangen und unsere Flaggen schwenkten, salutierte die gesamte Mannschaft. Offiziere eines amerikanischen und eines italienischen Dampfers grüßten uns mit Mützenschwenken und Hurrarufen. Es war eine große internationale Demonstration gegen die Engländer. Der Sultan von Sansibar wird seine Freude gehabt haben.

Um die weitere Fahrt fröhlicher zu gestalten, wurden auf Anregung unserer Offiziere Spiele veranstaltet. In sämtlichen Spielen, bei denen die Stärke ausschlaggebend war, wie Tauziehen und Tauklettern, gewannen die Deutschen den ersten Preis. Im Tauziehen traten gegen die Deutschen nur die Amerikaner und Iren in die Schranken, wurden aber dreimal besiegt. Die geschmeidigen Italiener gewannen im Sacklaufen den ersten Preis. Am Kissenschlagen beteiligten sich auch der irische Priester und der französische Jesuit; sie schlugen sich zum großen Gaudium der Zuschauer mit den Polstern gegenseitig von den Sitzen herunter. Die frommen Väter verstanden es eben, sich überall anzupassen und beliebt zu machen. Am nächsten Tage aber lasen sie auf dem Hinterdeck gar gottesfürchtig eine Messe, zu der sich Iren und Italiener einfanden. Wir heidnischen Germanen blieben im Zuschauerraum.

Die Verköstigung, die die Exportfirma Wilcken und Ackermann (Laurenzo Marquez) übernommen hatte, blieb leider gleich schlecht, weshalb der Gesundheitszustand an Bord sich nicht besserte. Dysenterie und Wechselfieber hielten an. Dazu war ganz verdorbenes Trinkwasser an Bord, das eine gelbe Farbe und einen stinkenden Lehmgeschmack hatte. Die Gluthitze zwang uns aber zu trinken, und so waren wir genötigt, den Offizieren und der Bemannung des Schiffes um unglaublich hohe Preise Getränke abzukaufen; so kostete ein „Kracherl" 60 kr., 0.4 Liter Bier 60 kr. u. s. w. Ich war so schwach, daß ich nicht einmal den Pfropfen aus einer Bierflasche ziehen konnte. Als ich einmal nachts aufstand, um Wasser zu trinken, wurde ich ohnmächtig und fiel auf dem Deck nieder mitten unter die Schlafenden. Matrosen stiegen über mich hinweg und lachten, sie hielten mich wohl für betrunken.

Am 17. Oktober langten wir in Aden an. Die englischen Behörden verboten uns Freiwilligen leider das Betreten des Landes mit der Drohung, jeder werde sofort verhaftet werden. Gleichzeitig wurde auf dem Landungsplatze eine starke Polizeiabteilung aufgestellt. Im Laufe des Tages kamen englische Boote, die unser Schiff langsam umfuhren. Die Khaki weideten sich am Anblicke der verhaßten Freiwilligen, die ihnen die Delagoabahn so lange verleidet hatten. Auf ihre höhnenden Rufe: „Wo ist Ohm Paul?" antworteten wir nicht.

Zu unserer Befriedigung hatte uns der Lootse mitgeteilt, daß die Engländer in Transvaal wieder Hiebe gekriegt hatten, worüber die Herren „Ekelländer" natürlich sehr ungehalten waren. Kurz vor unserer Abfahrt befestigten wir am Hinterdeck die Transvaal- und Freistaatflaggen. Ein Offizier eines nahen englischen Handelsschiffes neckte uns durch das Aushängen eines weißen Sacktuches. Unsere Schiffsoffiziere ersuchten uns darauf, die Flaggen nicht am Schiffe zu befestigen, sondern die Stangen in der Hand zu halten. Die Ausfahrt war wieder vom Anfange bis zum Ende eine einzige Demonstration. Die ausgehängten Transvaal- und Oranje-Freistaatflaggen, sowie die

Nationalitätsfahnen wirkten auf die Engländer wie das rote Tuch auf den Stier. Die Bemannung des erwähnten Handelsdampfers winkte in ihrer maßlosen Wut uns mit einem weißen Hemde, wir reizten sie durch die Rufe „Ladysmith, Colenso“ u. s. w. Die Italiener, die in dieser Art von Demonstrationen ihresgleichen suchen, gaben ihnen auf andere Weise ihre Mißachtung zu verstehen. Die Bemannung aller übrigen europäischen Schiffe samt den Offizieren und Reisenden grüßten durch Hurrarufe und jubelten uns zu. Es war eine grenzenlose Verhöhnung der englischen Flagge — angesichts des Hafens, der Stadt und der Forts. Eine solche internationale Verhöhnung der englischen Kriegsflagge inmitten ihres eigenen Kriegshafens dürfte den hochmütigen Gentlemen kaum je vorgekommen sein.

Die Fahrt durch das Rote Meer war wieder eine Höllenqual, und wurden in der Gluthitze viele fieberkrank. Da wir auf unsere Beschwerde nun Reisspeisen und weniger Hülsenfrüchte bekamen, so blieb ich verhältnismäßig gesund, abgesehen von einem starken Hautausschlag. Nur im Busen von Suez bekam ich leichte Fieberanfälle. Das heimtückische Meer forderte ein Opfer: der vierte Schiffsmaschinist, ein junger Mann, starb an Influenza und Fieber. Auch der zweite Maschinist wurde krank. In Suez begegnete uns der österreichische Torpedojäger „Panther“. Die Fahrt durch den Kanal war sehr interessant, überall jubelte man unseren ausgehängten Transvaalflaggen zu. In Port Said war die Aufnahme von den Einwohnern überaus herzlich. Ich gönnte mir hier ein anständiges Frühstück und ein gutes Glas Wein und machte einige Einkäufe; auch ließ ich mir die Schuhe putzen, was seit Monaten nicht mehr geschehen war. Im Hafen lag ein großes japanisches Kriegsschiff. Diesmal befestigten wir unsere Fahnen an den Strickleitern des Hauptmastes. Die prächtigen Flaggen boten einen malerischen Anblick dar und konnte man meinen, das Schiff habe Flaggenschmuck angelegt. Die vielen hundert Reisenden einiger anwesenden Ostindienfahrer und anderer Handelsschiffe jubelten uns begeistert zu. —

Gottlob, endlich hatten wir nun auch den letzten afrikanischen Hafen hinter uns!

Am nächsten Tage wurden Mäntel unter uns verteilt, ferner erhielten je fünf Mann ein Paar Stiefel, die ausgelost wurden. Ein abendlicher Spaziergang durch das Schiff bot manch interessantes Bild: vorn die Iren und Amerikaner beim Kartenspiel, immer streitend und scheltend; dann die Deutschen vom Korps Schulz, meist singend uud erzählend; rückwärts die Italiener beim Lottospiel, mit südländischer Lebhaftigkeit gestikulierend und schreiend; endlich die Deutschen vom Korps Goldegg, gleich den anderen Deutschen gemütlich beisammen sitzend, singend, erzählend und allerlei Kurzweil treibend.

Manchmal gab es auch Abwechslung, wenn ein Ire beim Klange einer Ziehharmonika einen Nationaltanz aufführte, dessen Wildheit stets abstoßend wirkte, oder wenn die Italiener bei melancholischer Mandolinenbegleitung Mondscheinlieder sangen.

An Bord waren außer uns noch eine Burenfamilie und sechs Buren, die nach Holland reisten. Die Familie bestand aus vier Köpfen, der Vater hieß mit dem Taufnamen Elias, die Mutter Ruth, die Söhne Lukas und Markus. Für sie war die Fahrt sehr traurig, da sie mit dem Vaterland Hab und Gut verloren hatten.

Auf der Höhe von Spalato, am 30. Oktober. Nun gehts mit Riesenschritten der Heimat zu. Mitten durch die jonischen Inseln fuhren wir, an Zante vorbei, zwischen Kephalonia und dem sagenumwobenen Ithaka durch. Die Inseln liegen so dicht beisammen, daß wir auf einem von hohen Bergen umrahmten Alpensee zu sein schienen. Heute morgens fuhren wir an dem reizenden Lissa vorbei und über historischen Grund. An Bord entwickelt sich eine rege Thätigkeit. Alles wäscht und putzt und bereitet sich für die morgige Landung vor. Besonders phantastisch werden die Italiener auftreten. Sie haben bereits von Port Said dem „Piccolo" ihre Ankunft gedrahtet. Die breiten Burenhüte haben sie zu Zweispitzen umgedrechselt und mit mächtigen Straußenfedern versehen. Auch werden sie die

hohen Mantelkrägen in die Höhe schlagen und so — jeder für sich ein General — europäischen Boden betreten. Die guten Triestiner werden Augen machen und meinen, die alte neapolitanische Zeit kehre wieder. In der frischen gesunden Luft kommen wir wieder zu Kräften. Im letzten Monat haben wir die extremsten Temperaturwechsel durchgemacht, aus der südlichen gemäßigten Zone in die Tropen und die Gluthitze des Roten Meeres, jetzt wiederum in die nördliche gemäßigte Zone. Es wundert uns, daß bei dem schlechten Gesundheitszustand an Bord nicht mehr Leute gestorben sind.

Kurz vor unserer Ankunft in Triest erhielten wir Zeugnisse, in denen unsere Kriegsdienste amtlich bestätigt wurden. Sie sind für uns Burenkämpfer von hohem Wert. Mein Zeugnis lautet:

„Komati-Poort, 22. September 1900.

Deze dient om te certificeeren, dat de Heer

Franko Seiner

als vrijwilliger dienst heeft gedaan in het ‚Duitse Vrijkorps van Goldegg' van af 11. January tot 22. September in dienst van de Zuid-Afrikaansche Republik in den oorlog tegen Engeland.

Baron Felix Luzsenszky, Kommandant-Stellvertreter.

Bovensteende Handteekening is echt.

Rechter T. W. Kock,

Grünes Staatssiegel.

President van de Speciale Militarische Hof van de Zuid-Afrikaansche Republik".

Ein ebenso wertvolles Andenken bildet für mich das Zeugnis, das Kommandant Goldegg mir im Lager von Godvanrivier ausstellte, als ich und Rumpf anläßlich des Soldgesetzes die Waffen niederlegen wollten.

„Zeugnis

für den Herrn Franko Seiner, Journalist aus Graz (Oesterreich), welcher in der Zeit vom 2. Jänner bis 10. September 1900 als Freiwilliger in der Burenarmee ununterbrochen ge-

kämpft hat. Herr Seiner hat sich in dieser Zeit bei den Kämpfen um Colesberg, am Modderriver, bei Bloemfontein ꝛc. als äußerst tapfer und unerschrocken bewiesen. Am 24. Feber wurde er bei Rensburg verwundet.

Lager bei Godvanrivier-Station, 8. September 1900.

A. v. Goldegg,
Kommandant."

Am 1. November langten wir in Triest an, wurden aber vor der Ausschiffung einer strengen polizeilichen Kontrolle unterzogen, da unter den Italienern zahlreiche Anarchisten waren. Unter anderen befand sich im italienischen Korps auch der Bruder des Präsidentenmörders Caserio, von dem ich mich als Erinnerungs-Raritätensammler vor der Landung rasieren ließ.

Über die weiteren Erlebnisse gebe ich hier noch meinen letzten Bericht im „Grazer Tagblatt" wieder:

„Triest, am 1. November 1900.
(Hotel „Europa".)

Endlich ist alles geregelt und der Ausschiffung steht nichts im Wege. Dank der umfassenden Vorkehrungen der Polizei ging alles in vollster Ruhe ab. Die Polizei benahm sich äußerst taktvoll. Die Italiener hatten in Port Said ganze Bündel von Raketen gekauft; wären wir daher gestern gelandet worden, so hätte es leicht ein Unglück gegeben, da die Italiener in Triest eine große Kundgebung planten und die Behörden jedenfalls nicht ruhig zugesehen hätten. Wie ich aus sicherster Quelle weiß, hat der Prinz von Wales den Lloyd um eine genaue Passagierliste ersucht. Ferner stellte er das telegraphische Ersuchen um sofortige Mitteilung, ob der Kommandant des irischen Korps, Mac Bride, sich an Bord befinde. Bride soll, wie verlautet, Major in englischen Diensten gewesen sein.

Bestimmungsorte der Freiwilligen sind in Europa 237 und zwar:

Deutsches Reich 87, nämlich Hamburg 35, Berlin 18, Frankfurt 3, Hannover 2, Essen 2, Kaiserslautern 2, München 1,

Köln 1, Leipzig 1, Bremen 1, Annaberg (Sachsen) 1, Breslau 1, Kassel 1, Stuttgart 1, Dresden 1, Düsseldorf 1, Stettin 1, Naumburg a. S. 1, Rostock 1, Posen 1, Erfurt 1, Worms 1, Halle 1, Breda 1, Bebra 1, Gockheim 1, Bochum 1, Crailsheim 1, Wobach 1, Zeisnitz 1, Inowaratz 1.

Österreich-Ungarn 20 u. zwar Fiume 6, Triest 5, Budapest 4, Graz 2, Wien 1, Debreczin 1, Cherso 1.

Holland 91 u. zwar Amsterdam 63, Rotterdam 12, Utrecht 5, Vlissingen 1, Delft 1, Snek 1, Gevenhout 1, Vlämingen 1, Gröningen 1, Tenhang 1, Harlem 1, Assem 1, Wichungen 1, Hatten 1, Leuwerden 1.

Italien 11 u. zwar Genua 6, Neapel 2, Messina 2, Mailand 1.

Frankreich 13 u. zw. Paris 6, Marseille 3, Bordeaux 1, Rouen 1, Cherbourg 1, Poitiers 1.

Schweiz 5 u. zw. Zürich 2, St. Gallen 1, Lausannes 1, Nantes 1.

Belgien 3 u. zw. Antwerpen 2, Brüssel 1.

Portugal 3 u. zw. Lissabon.

Dänemark 1 u. zw. Kopenhagen.

Griechenland 1 u. zw. Athen.

Türkei 1 u. zwar Konstantinopel (Deutsch-Österreicher Fischer).

Amerika 139 u. zw.

Nordamerik. Union 133, nämlich New-York 132, Chicago 1.

Argentinien 3 u. zw. Buenos-Ayres (Italiener).

Bolivia 1.

Brasilien 1 u. zw. Peru.

Afrika 1 u. zw. Tunis.

Asien 1 u. zw. Batavia auf Java.

Ungefähr 80 Deutsche gehen nach Amerika, um sich dort eine neue Lebensstellung zu gründen. Iren und Amerikaner sind kaum fünfzig an Bord. Da die Holländer durchgehends Bahnbeamte waren, so bilden die Deutschen die Hauptmasse der

Freiwilligen. Die Heimbeförderung geschieht zweiter Klasse. In längerer Rede dankte uns Kock, Richter und Präsident des spezialen militärischen Hofes der Südafrikanischen Republik, für »unsere selbstlose Aufopferung und treue Kampfgenossenschaft. Wer die südafrikanischen Verhältnisse kenne, wisse unsere Leistungen zu beurteilen«.

Das Betreten der Stadt wurde uns erlaubt. Überall wird uns eine begeisterte Aufnahme zuteil. Auf dem Schiffe schon besuchten uns zahlreiche Offiziere, Militärbeamte u. s. w. Alle wollen unsere Erlebnisse hören. Man scheint in Europa noch immer keine richtige Ahnung von der Minderwertigkeit der englischen Armee zu haben. Rumpf und ich wohnen im Hotel „Europa“. Meine Hoffnung, unbemerkt bleiben zu können, erfüllte sich nicht. Die hiesige stramme Jungmannschaft hatte mich bald aufgefunden. Ich bin zu ermüdet, mehr zu schreiben. Ich hoffe, bald wieder bei vollen Kräften zu sein; wir verweilen bis Sonnabend hier und treffen wahrscheinlich Sonntag vormittags in Graz ein. Also nur noch wenige Stunden, dann wieder daheim im lieben schönen Steirerland!“

Noch folgende Berichte brachte das „Grazer Tagblatt“:

„Der Dampfer „Stiria-Lloyd“ ist gestern mit den 386 Freiwilligen aus Transvaal in Triest angekommen und im Seelazaret vor Anker gegangen. Nachdem nach telegraphischer Meldung an Bord alles wohl war, erhielt der Dampfer nach eingehender Visitation der Sanitätskommission die libera pratica und verankerte sich um 6 Uhr abends im Freihafen, um seine Ladung zu löschen. Die zurückgekehrten Freiwilligen verblieben über Nacht an Bord des Schiffes.

Nach Erteilung der libera pratica begab sich das Schiff in den Freihafen. Ein französischer Geistlicher stimmte auf dem Harmonium das „Burenlied“ an, das zuerst leise und mit dem Herannahen des Dampfers immer feierlicher über die See erklang. Als die Worte „Transvaal! Transvaal!“ gesungen wurden, schwoll der Chor immer mächtiger und ergreifender an. Der Augenblick war überwältigend. Die strammen Gestalten

standen entblößten Hauptes und über viele tiefgebräunte Wangen rollten die Thränen. Die Schlußworte bildeten „Hurra Transvaal!", die stürmische Wiederholung fanden.

Die Leute sind durchwegs feste Gestalten mit energischen Gesichtszügen und von Wetter und Wind gezeichneter Hautfarbe. Sie tragen noch den charakteristischen Burenhut mit breiter aufgebogener Krämpe, auf die das Wappen von Transvaal geheftet ist. Einige der Freiwilligen hinken, gewiß infolge der erlittenen Verwundungen. Die Freiwilligen traten im Laufe des heutigen Tages die Reise in ihre Heimat an.

Jeder von ihnen erhielt bei der Abreise von der Transvaal-Regierung einen Anzug, Winterrock und freie Reise in die Heimat. Außerdem wurden bei der Einschiffung den Offizieren je 5 Pfund Sterling und den Mannschaften je 1½ Pfund Sterling ausgezahlt. In Triest wurden den Offizieren je 15 Pfund und den Mannschaften je 8½ Pfund Sterling verabfolgt. Der gestern hier eingetroffene Vertreter E. A. Chandler der Firma Thomas Cook und Sohn wurde von der Transvaal-Regierung beauftragt, für die Heimfahrt der Freiwilligen Sorge zu tragen. Er begab sich gestern abends mit dem Vertreter der Regierung von Transvaal und den Spitzen der Expedition zur hiesigen Filiale der Unionbank, um das erforderliche Geld zur Auszahlung an die Freiwilligen und die weiteren Reisekosten in Empfang zu nehmen. Dieses Geld wurde von der Unionbank vorgestreckt gegen Deponierung von 160 Kilogramm in ungemünztem Golde. Dieses Gold war bestimmt, ausgeprägt zu werden; jedoch eroberten zu jener Zeit die Engländer Pretoria, daher das bereits in Münzform gebrachte Gold ohne Prägung von den Buren schleunigst fortgeschafft werden mußte."

Ein weiterer Bericht:

„Triest, 3. November 1900.

Im Laufe des gestrigen Tages trat die Hälfte der Transvaal-Freiwilligen die Weiterreise an. In der Stadt erregten die noch in Reiterhosen gekleideten, durchwegs kernigen Gestalten

mit den verwitterten, bekannten Burenhüten und den Transvaalfarben viel Aufsehen.

Um 8 Uhr 15 Minuten abends fuhren abermals etwa 100, zumeist Reichsdeutsche, Holländer und Österreicher, mit dem Wiener Schnellzuge von Triest ab. Am Bahnhofe hatten sich auch die noch in Triest gebliebenen Kameraden, sowie viele hiesige Deutsche eingefunden, um innigen Abschied zu nehmen. Herrschte schon vor dem Bahnhofe und in dessen Vorhalle ein ungemein bewegtes Leben, ein Hin- und Herrennen, Grüßen und Händedrücken, so war es am dichtgefüllten Bahnsteige geradezu beängstigend. Je näher die Zeit der Abfahrt heranrückte, desto stürmischer wurden die Abschiedsszenen. Ein- über das anderemal erbrauste das Burenlied, immer mächtiger anschwellend, immer ergreifender. Entblößten Hauptes wurde es gesungen und entblößten Hauptes angehört. Immer klang es in den Rufen aus: „Hurra Transvaal!“ und immer wieder hörte man die Worte: „Auf Wiedersehen in Transvaal!“

Unter den Heimkehrenden befinden sich auch die beiden tapferen Steirer Franko Seiner, der Kriegsberichterstatter des „Grazer Tagblattes“, und Ingenieur Rumpf, die beide von den Triester Gesinnungsgenossen jubelnd begrüßt wurden. Ingenieur Rumpf ist eine stramme, prächtige Gestalt. Er sieht frisch und gesund aus, nur war ihm der Daumen seiner rechten Hand zur Hälfte abgenommen worden. Franko Seiner ist ein wenig abgemagert, die Haare sind leicht ergraut an den Schläfenseiten, und tiefe Linien ziehen sich um die Mundwinkel. Eiserne Willenskraft spricht jedoch aus seinem Gesichte.“

Über die Ankunft in der Heimat brachte dasselbe Blatt einen längeren Bericht, der hier stellenweise wiedergegeben sei:

„Graz, 5. November 1900.

Der begeisterte Empfang, der den Burenkämpfern Herrn Ingenieur Franz Rumpf und unserem Kriegsberichterstatter Franko Seiner gestern von einer nach tausenden zählenden Menschenmenge am hiesigen Südbahnhofe bereitet wurde, hatte kaum jemals seinesgleichen. Dieser Jubel einer riesigen Menschen-

menge, sowie die nicht minder herzliche Begrüßung, die unseren Heimatsgenossen auf sämtlichen Schnellzugsstationen der Südbahn zuteil wurde, bekundeten so recht das allgemeine Interesse, das den Genannten und der heiligen Sache des Burenvolkes in allen Bevölkerungskreisen entgegengebracht wird. Die Rückkehr der beiden steirischen Burenkämpfer glich einem Triumphzuge.

Die letzte Heimfahrt.

Gestern früh nach 8 Uhr erfolgte in Triest die Abfahrt der Herren Rumpf und Seiner und ihrer beiden Kombattanten aus dem Goldegg'schen Freikorps Indra und Pontinus nach Graz. Viele hunderte deutschvölkischer Gesinnungsgenossen fanden sich am Bahnhofe ein. Die Heilrufe nahmen kein Ende, bis der Schnellzug mit den Burenstreitern die Station verlassen hatte.

Gegen 11 Uhr traf der Schnellzug in Laibach ein. Auch hier waren auf dem Bahnsteige hunderte von Personen erschienen. Herr Mattusch begrüßte die Herren Rumpf und Seiner im Namen der Deutschnationalen und betonte hiebei, daß die beiden heimkehrenden Freiwilligen der Burenarmee allen Deutschen Oesterreichs zur Ehre gereichen.

Ein gleich herzlicher Empfang wiederholte sich in fast allen übrigen Stationen; aber auch in den Stationen, wo der Eilzug nicht hielt, warteten große Menschenmengen, um die Burenfreiwilligen beim Vorüberfliegen des Zuges zu sehen. Überall schollen ihnen Heilrufe entgegen.

In Steinbrück erkundigte sich der Postoffizial Herr Martschitsch um das Geschick seines verschollenen Bruders, der gleichfalls als Freiwilliger in das Burenheer getreten war. Herr Seiner konnte ihm die befriedigende Nachricht geben, daß er in Pretoria lebt, wenn auch vielleicht seit Juli in Gefangenschaft.

In Cilli erwarteten abermals viele hundert deutscher Gesinnungsgenossen das Eintreffen des Eilzuges. Mit stürmischen Hurrah- und Heilrufen begrüßten sie die durchreisenden Steirer aus dem Burenheere.

Eine rührende Szene spielte sich in Marburg ab. Hier

befand sich unter der mehrhundertköpfigen Schar auch die Schwester des früher erwähnten Martschitsch. Blaß und zitternd vor Aufregung, scheinbar jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe, trat sie an die Burenfreiwilligen heran und nannte ihren Namen. Eine Frage um das Geschick ihres verschollenen Bruders wagte sie offenbar gar nicht auszusprechen. Herr Seiner rief ihr zu: „Er lebt!“ Aus den Augen der besagten Schwester stürzten Freudenthränen und manche der Anwesenden weinten mit.

In Leibnitz und Wildon hatten sich gleichfalls viele Gesinnungsgenossen angesammelt, die Seiner und Rumpf stürmisch begrüßten. In manchen Stationen, so auch in Wildon, rissen die Leute die Thüren der Bahnwagen auf, um nach den Heimkehrenden zu suchen.

Die Ankunft in Graz.

Großartig war der Empfang, der den Herren Ingenieur Rumpf und Seiner in Graz bereitet wurde. Schon lange vor 4 Uhr nachmittags hatten sich auf dem Platze vor dem Südbahnhofe und am Bahnsteige mehrere tausend Menschen eingefunden, darunter korporativ der Verein „Grazer Turnerschaft“, der Gesangverein „Liedertafel des Südbahn-Schienenwalzwerkes“, Mitglieder vieler deutschvölkischer und turnerischer Vereine, sämtliche Mitglieder der Schriftleitung des „Grazer Tagblattes“, zahlreiche Mitglieder des Germanenverbandes „Widar“ und des Deutschen Jugendbundes, Mitglieder der Burschenschaft „Marcho-Teutonia“, des Deutschen akademischen Gesangvereines und des Turnvereines beider Hochschulen. Unter den Erwartenden war einer, dem das Herz am lautesten pochen mochte, Herr Rumpf aus Voitsberg, der Vater des heimkehrenden Herrn Franz Rumpf!

Mit 18 Minuten Verspätung traf der Eilzug ein. Brausende Heilrufe tönten den Ankommenden entgegen. Die Menschenmassen drängten sich, die Burenfreiwilligen im einfahrenden Zuge zu erblicken. Die Mitglieder der „Liedertafel des Schienen-Walzwerkes“ stimmten den Chor „Grüß Gott mit hellem Klang“ an. Inzwischen entstand bereits ein dichter Knäuel vor dem Waggon, in dem sich die Herren Rumpf, Seiner, Indra und

Pontinus befanden. „Heil Rumpf", „Heil Seiner" scholl es fast betäubend von allen Seiten. In wenigen Augenblicken wurden Rumpf und Seiner von kräftigen Männerarmen hochgehoben, auf die Schultern zweier Turner gesetzt und abermals erbrausten die Heilrufe. Die Angekommenen wurden so eng umringt, daß sie sich ungefähr zehn Minuten lang nicht vom Platze bewegen konnten.

Chefredakteur Hermann Kienzl und die sämtlichen übrigen Mitglieder der Schriftleitung des „Grazer Tagblattes" begrüßten Herrn Seiner auf das herzlichste. Chefredakteur Kienzl hielt an ihn folgende kurze Ansprache:

> „Im Namen der Schriftleitung des „Grazer Tagblattes" und unserer Freunde heiße ich Sie auf dem heimatlichen Boden willkommen. Sie, Franko Seiner, haben das Wort zur That gemacht, die Feder mit dem Schwerte vertauscht. Es gereicht dem „Grazer Tagblatte" zum aufrichtigen Stolze, Sie zu seinem Stabe zählen zu dürfen, der Sie uns im Schlachtendonner des afrikanischen Krieges so fest und deutsch die Treue gewahrt haben und jetzt an die Stätte Ihres alten Wirkens zurückkehren. Auch Ihren Kampfgenossen, Herrn Ingenieur Rumpf, begrüßen wir dankbaren Heimats- und Gesinnungsgenossen mit liebevollem Herzen. Ein heller Strahl von der Sonne des Ruhmes, die das todesmutige Heldenvolk der Buren noch in fernen Jahrhunderten verklären wird, fiel auf unsere beiden steirischen Kämpfer für Alldeutschlands Größe. Heil Seiner! Heil Rumpf!"

Stürmische Heilrufe aus tausend Kehlen folgten den Worten. Nur langsam konnte man endlich dem Ausgange zustreben. Vor dem Bahnhofe auf dem Bahnhofplatze wiederholten sich die Kundgebungen für Rumpf und Seiner immer wieder. Dort hatte eine neue Menschenmasse sie erwartet.

Rührend und herzlich gestaltete sich das Wiedersehen des Herrn Ingenieur Rumpf mit seinem Vater, die sich lange in den Armen hielten. Sie konnten mit Mühe in dem jubelnden Gedränge einen bereitgehaltenen Wagen besteigen, der sie ins *Hotel* „Goldener Engel" führte. Ähnlich ging es Herrn Seiner,

der mit dem Chefredakteur und Mitgliedern der Schriftleitung unseres Blattes in das Hotel „Engel“ fuhr. Während fast der ganzen Fahrt durch die Annenstraße wurden Rumpf und Seiner von Tausenden bejubelt.“

XXV.

Schlußwort.

Ein Jahr ist seither verflossen, und aus dem rauhen Kriegsmanne ist ein wohlgesitteter Europäer geworden. In alle Winde zerstreut sind die einstigen treuen Gefährten, und oft, in einsamer Stunde, wünsche ich die alten Kampfestage zurück. Die schönste Zeit meines Lebens liegt hinter mir, und die Erinnerung an sie ist mir reicher Lohn.

Wer uns Burenkämpfer um diese Erinnerung beneidet, der möge bedenken, wie hart wir sie errungen, und daß sie vielleicht mancher mit einem frühen Tode bezahlen wird. Eine eiserne Gesundheit und Muskeln von Stahl gehörten dazu, um monatelang die Entbehrungen des südafrikanischen Feldzuges ertragen zu können. Wolle ein gütiges Geschick, daß wir nicht umsonst gerungen und gekämpft, daß nicht vergeblich so viel deutsches Blut geflossen!

Zum erstenmal seit dem Jahre 1864 wieder haben wir Söhne der Hochalpen und der Sudetenländer Schulter an Schulter mit unseren reichsdeutschen Brüdern gestanden, treue Kameradschaft hat ein inniges Band um uns geschlungen und aufs Neue kund gethan, daß wir ein Vaterland haben und einem großen Volke angehören.

Und geht einst der Weckruf durch die alldeutschen Lande, so treten wir jauchzend wieder in die Schranken für

Deutschtum, Freiheit und Recht.



